RÜCKBLICKE

auf

ALGIER

und dessen

EROBERUNG

durch die

königlich-französischen Truppen

im Jahre

1830.

Von einem

Offizier aus dem Gefolge des Marschall Grafen Bourmont.

WIEN.

Bei Schaumburg und Comp.

1837.

Gedruckt bei A. Strauss's sel. Witwe.

Vorwort der Buchhandlung.

Die neuern Ereignisse in Afrika nehmen die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch. —

Die Erwerbung Frankreichs an der Nordküste dieses Landes ist zu wichtig, als dass sie nicht einen welthistorischen Einfluss gewinnen sollte; das vorliegende Werk dürfte desshalb an Interesse gewinnen, weil es eine unparteiische, farbenreiche Darstellung der ersten Expedizion von einem Augenzeugen enthält. In der Geschichte verdienen die spätern Erzählungen mehr Glauben, als die ersten Berichte, da meistens Parteilich-

keit und vorgefasste Meinungen in denselben vorherrschend sind. — Bald werden europäische Sitte, Kultur und Interessen, das Becken des Mittelmeeres wie jenes des schwarzen Meeres und des Archipels umfangen. — Um so mehr dürften die Notizen, welche der Verfasser über das gibt, was Algier und die Raubstaaten waren, bald an Interesse gewinnen.

Wie in der Vorzeit die Völker Egyptens und Griechenlands sich um die Ufer des mittelländischen Meeres ausbreiteten, so wird bald das atlantische Meer der gemeinschaftliche See für die westliche Hemisphäre werden. — Um desto grössere Wichtigkeit werden alsdann die Häfen der westlichen Nordküste Afrika's erhalten.

Vieles im vorliegenden Werke, gibt ein Bild von den dortigen Verhältnissen; denn manches ist noch so, wie es war, als der Verfasser jene Ufer betrat.

Pläne und Zeichnungen sind durch ihre Richtigkeit und Nettigkeit anzuempfehlen.

Die Schwierigkeiten und mannigfaltigen Kämpfe, welche den französischen Truppen noch jetzt den Besitz jener Provinzen erschweren, geben einen Maaszstab für jene, welche die erste Expedizion zu bekämpfen hatte, der sich noch ausserdem eine tapfere, geübte, mit zahlreichem Kriegsbedarf versehene Miliz, entgegenstellte. Eine gefahrvolle Landung an der Küste eines fremden Welttheils, über dessen Eigenthümlichkeiten, klimatische Einflüsse, politische Verhältnisse und geographische Beschaffenheit, man nur sehr unvollkommene und widersprechende Notizen hatte, verleihen dieser Unternehmung einen ritterlichen, abenteuerlichen Anstrich, und die kräftige, kühne, schnelle Auflösung dieses militärischen Problems, gereicht dem französischen Heere und dessen Feldherrn zur Ehre.

Die historisch- militärische Darstellung, wie diese Ereignisse auf einander folgten, kann daher dem Geschichtsforscher, dem Politiker und dem Militär, nur eine erwünschte Erscheinung seyn.

Erste Abtheilung.

Entstehung der Raubstaaten

im Allgemeinen.

Entstehung

der

Raubstaaten im Allgemeinen

mit

besonderer Beziehung auf Algier.

Übersicht der Lage und natürlichen Beschaffenheit der Raubstaaten.

An der Nordküste von Afrika, am Ufer des mittelländischen Meeres, den Küsten der schönsten und zivilisirtesten Länder von Europa: Spanien, Italien, Frankreich, Neapel und Sizilien gegenüber, breitet sich ein Erdstrich aus, der von der Natur im höchsten Grade begünstigt, schon in den frühesten Zeiten, unter die kultivirtesten Länder der Welt gehörte. Aber so wie die Schicksale der Länder, gleich jenen der Menschen wechseln, so hatten immerwährende Kriege um den Besitz dieses schönen Landes, dessen Kultur nach und nach verdrängt, und dieselbe auf die unterste Stufe herabgedrückt.

Dieser grosse Erdstrich, der den Namen Berberei, oder die Barbaresken-Staaten führte, wird westlich vom atlantischen Ozean, südlich von der Wüste Sahara oder Balidulgerid, dem Dattellande, und östlich von Egypten begränzt, während das mittelländische Meer dessen ganze Nordküste bespült.

Er hat einen Flächeninhalt von ungefähr 35,000 Quadratmeilen mit 10 bis 12 Millionen Einwohner, und zerfiel in mehrere sogenannte Raubstaaten: Fetz und Marokko, Algier, Tunis und Tripolis mit Barkay, welche sich von Westen bis Osten auf der Nordküste von Afrika ausdehnen, wo sie durch Egypten begränzt werden.

Das Atlasgebirge durchzieht diese Länder, in einer gewissen Entfernung die Meeresküste begleitend, von Südwesten gegen Nordosten, in mehreren Zweigen, und scheidet selbe von der Sahara oder grossen Wüste. Die höchsten Spitzen dieses Gebirges erreichen in der Nähe von Marokko die Höhe von 12 bis 13,000 Fuss, und sind mit ewigem Schnee bedeckt.

Das Klima im allgemeinen ist gesund, in den Ebenen sowohl als auch an den felsigen Küsten. Ausser den Monaten Juli und August weht zwischen der Nordseite des Gebirges und der Meeresküste das ganze Jahr hindurch eine milde Frühlingsluft, die aber in beiden genannten Monaten von einem erstickenden Südwinde, dem Samum, abgelöst wird.

Die Luft im Gebirge selbst ist scharf und wirkt nachtheilig auf schwache Augen und eine zarte Brust. Krankheiten sind selten unter diesem Himmelsstriche, selbst die Pest, diese allgemeine Geisel des Morgenlandes, erzeugt sich hier nicht, sondern wird nur eingeschleppt. Schnee fällt nur in den höhern Gebirgen, in den Ebenen kennt man nicht einmal den Reif, und der Winter ist nur eine Regenzeit.

Der Boden dieser Länder, diesseits des Gebirges, zwischen ihm und dem Ufer des Meeres ist äusserst fruchtbar; er wird von einer Menge von Bergströmen bewässert, von denen aber keiner schiffbar ist. Schon im Monat Januar sind die Wiesen mit Blumen bedeckt, im April und Mai ist das ganze Land ein unermesslicher Blumenteppich. Der durch die winterlichen Regengüsse neuerdings getränkte Boden gibt seinen Erzeugnissen eine ausnehmende Kraft und einen hohen kernigten Wuchs. Alle Gattungen Getreide, vorzüglich Gerste, auch türkischer Waizen und Reis werden häufig gebaut und gedeihen vortrefflich; alle Südfrüchte reifen hier grösser, schöner und schmackhafter als in irgend einer südlichen Provinz Europas. Der leicht wurzelnde indische Feigenbaum, wird zu undurchdringlichen Hecken bei Gärten und Weingärten benützt. Der Weinstock, dessen Stamm oft die Stärke eines mittelmässigen Baumes erreicht, dehnt sich über ganze Gegenden in herrlichen Gewinden von einem Baume zum andern aus. Überall wächst die hochstämmige Eiche, die hohe pyramidalische Zy-

presse, die Zeder, der Oliven-, Mandel- und der weisse Maulbeerbaum. Das Zuckerrohr gedeiht vortrefflich, eine dem Lande eigenthümliche Art desselben, erreicht eine bedeutende Höhe, und ist saftiger als jede andere Gattung. — Der Geruch der weissen Rosen, aus denen das herrliche Rosenöhl bereitet wird, des Thymians und Rosmarins, mit denen alle Hügel bedeckt sind, reinigt die Luft und schwängert sie mit balsamischen Düften. — Ausser den europäischen Hausthieren besitzt dieser Erdstrich am Kamehle eine für ihn ausserordentlich vortheilhafte Thierraçe, weil sie die einzige ist, die für die Reisen in der Wüste sich eignet. Die Berber-Pferde sind berühmt durch ihre Schönheit, Schnelligkeit und Ausdauer, und von wilden Thieren gibt es Löwen, Panther, Hyänen, Unzen, Schakals, Affen und Gazellen, Strausse leben in der Wüste. — Die Bienen legen den lieblichsten Honig in Bäumen und Steinklüften nieder. Fluss- und Seefische sind im Überflusse vorhanden. — Dagegen sind die Plagen des Landes, Heuschrecken, die in ganzen Schwärmen auf grosse Strecken die Felder verheeren, Mücken, Fliegen, Wanzen, Kröten und Schlangen, diese letztern oft von 9 bis 12 Fuss Länge.

Das Mineralreich liefert Eisen, Blei, Kupfer, Zinn, Salpeter, Salz und Schwefel: auch finden sich Spuren von Gold und Silber. — Warme Mineral-Quellen sind sehr viele vorhanden, und die Küste ist reich an Korallen.

Den Namen Berberei erhielt das Land von seinen ältesten Bewohnern, den Berbern, einem kräftigen Volksstamme, den aber die Menge verschiedener Eroberer und fremder Ansiedler fast verdrängt hat; er stammt wahrscheinlich von dem lateinischen Barbari her, mit welchem Namen die Römer alle fremden Völker zu benennen pflegten, bis sie selbe unter ihr Joch gebracht hatten. Gegenwärtig besteht die Bevölkerung ausser ihnen, hauptsächlich in Mauren, Beduinen, Negern, Juden und in den grössern Städten in wenigen Christen. Die herrschende Religion ist die Mohamedanische, zu ihr bekennen sich alle die verschiedenen Stämme der Berbern, Mauren, Beduinen und Neger, die im allgemeinen mit dem Namen Kabylen bezeichnet werden. — Bis zum Jahre 1830 beherrschte eine nicht allzugrosse Anzahl fremder Türken unumschränkt den grössten Theil der Nordküste von Afrika. — Die Franzosen endeten diese Herrschaft durch die Eroberung Algiers im Jahr 1830, und lösten dadurch das lockere Band, welches diesen Landstrich noch an die Pforte knüpfte.

Früheste Geschichte der Länder auf der Nordküste von Afrika.

Die älteste Landesgeschichte der Berberei knüpft sich an jene des benachbarten Egyptens und jene der Phönizier, welche hier durch Kunstfleiss, Schifffahrt und Handel blühende Kolonien gebildet

hatten. — Die mächtigste unter allen diesen war Karthago, eine Stadt, welche schon acht Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung, auf der Halbinsel Dakul in dem gegenwärtigen Staate Tunis gegründet worden seyn soll. Sie machte in ihrem höchsten Flor Anspruch auf die Herrschaft über einen Theil der alten Welt, und soll zur Zeit, als die nach der Weltherrschaft strebenden Römer im Jahr 146 vor Christi Geburt, sie unterjochten, zerstörten und der Erde gleicht machten, bei 700,000 Einwohner gehabt haben.

Unter den Karthaginensern blühten Künste und Wissenschaften auf der Nordküste von Afrika. Die glückliche Lage Karthagos begünstigte den Handelsgeist und die Eroberungssucht seiner Einwohner, und machte die Stadt zur Beherrscherinn des mittelländischen Meeres, zur Gebieterinn aller umliegenden Städte und Völkerschaften. Als sie aber ihre Eroberungen sogar auf Spanien, Sardinien, Korsika und Sizilien ausgedehnt hatten, da erwachte schnell die Eifersucht Roms, welches damals in der Blüthe seiner Macht stand. Ein Vernichtungskampf entstand zwischen beiden Nazionen, einzig und ohne Beispiel in der alten Geschichte der Volker, der mit dem vollkommenen Untergange Karthagos, der Stadt und des Volkes endete, und die Nordküste von Afrika zu einer romischen Provinz machte, deren erster Statthalter der Geschichtschreiber Sallustius war.

Einmal Herren dieses paradiesischen Landes, kannten die Romer nichts Schöneres mehr als dessen Besitz, und es wurde der

erste Getreidespeicher dieses weltbeherrschenden Volkes. Die Römer nannten es die Seele der Republik, das Kleinod des Reiches, und die Vornehmsten im Volke sahen den Besitz von Pallästen und Landhäusern auf dieser lieblichen Küste, als den höchsten Genuss des Wohllebens an.

Bei der Theilung des römischen Reiches im Jahre 395 ward die Berberei zum abendländischen Kaiserthume geschlagen und blieb bei demselben bis zum Jahre 429.

Mit dem Verfalle dieses Reiches erhielt auch die Nordküste von Afrika andere Beherrscher. Sie ward zuerst ein Raub der Vandalen, welche sie im Jahre 429 eroberten und daselbst ein neues Reich gründeten; dann bemächtigte sich, im Jahre 534 unter den griechischen Kaisern, den Beherrschern von Konstantinopel, der berühmte Feldherr Belisar, dieses Landstriches wieder, und machte dem Vandalenreiche ein Ende.

Christliche Religion und Kultur begannen nun sich in der Berberei zu verbreiten, wurzelten aber nicht tief genug, um nicht dem Islam zu unterliegen.

Im Jahre 647 nach Christi Geburt brachen Omar und andere Heerführer der arabischen Kalifen aus Egypten hervor, bemeisterten sich des Landes, und legten so den Grund zu dem Entstehen der Barbaresken-Staaten. Doch auch die Araber wurden zeitweise, sowohl von den Griechen, wie von den Mauren, aus ihren Eroberungen zurückgedrängt; endlich im Anfange des achten Jahr

hunderts gelang es den Feldherrn des Kalifen Al Walid alle Empörungen zu dämpfen und sich auf der ganzen Küste zu behaupten. — Da diess der Zeitpunkt war, in welchem die Mauren sich Spaniens bemächtigt hatten, so blieb die Nordküste von Afrika nun durch mehrere Jahrhunderte in Verbindung mit den arabischen Königreichen, welche die Mauren in Spanien gebildet hatten, und ward zugleich der Stützpunkt aller Unternehmungen der Sarazenen an den Küsten des Mittelmeeres.

Aber auch selbst das Reich der Kalifen war in diesem Erdstriche nicht von langer Dauer; die Versuchung für die Statthalter war zu gross, und nach manchen mehr oder weniger glücklichen Versuchen derselben, sich in diesen Gegenden vom Kalifate zu Bagdad ganz unabhängig zu machen, gelang es endlich dem Edris, einem Nachkommen Ali's, des Stifters einer eigenthümlichen Sekte der Lehre Mahomeds, im Jahre 788 sich in Melitta zum Könige auszurufen, und ein unabhängiges Reich zu stiften, welches sich von Tanger und Zeuta bis Tunis ausdehnte und den ganzen Staat Algier in sich begriff.

Doch auch dieses Reich dauerte kaum 200 Jahre, während welcher Zeit mehrere Empörungen einzelner Individuen, wie ganzer Stämme zu dämpfen waren.

Entstehung Algiers als ein besonderer Staat.

Jussuff Zeiri, Oberhaupt der Mograbiten, dessen Vater schon um das Jahr 935 ein Reich in Algier gestiftet hatte, brachte im Jahre 970 den grössten Theil der unter der Herrschaft der Edrisiten stehenden Länder an sich, und wurde der Stifter der Dynastie der Zeiriten, die bis zum Jahre 1148 blühte.

Der fatimische Kalif von Bagdad bestätigte Jussuff, dessen Vater schon im Jahr 944 Algier erbaut hatte, in dem erblichen Besitze des grössern Theils der Nordküste von Afrika.

Im Jahr 1148 löste sich unter Hassan Ben Ali das Reich der Zeiriten auf, indem Roger, König von Sizilien, das Haupt der sizilianischen Kreuzfahrer, Tripolis und mehrere andere Seestädte, nebst einem grossen Theile des Landes eroberte, während die Mograbiten, die Gebieter von Marokko, sich des übrigen Theiles desselben bemächtigten, wodurch eine Menge kleiner Staaten entstanden. Die Dynastie der Mograbiten beherrschte einen grossen Theil der afrikanischen Küste bis zum Jahre 1269, indessen die Sizilianer nur einige Seeplätze noch behaupteten, und die Negerfürsten Aboufahs ein eigenes Reich in Tunis stifteten.

Als im Jahr 1270 die Macht der Mograbiten gänzlich gesunken war, bemächtigten sich die Merinen unter Beni Zian, eines grossen Theiles der Nordküste von Afrika, waren jedoch

nicht stark genug, um zu verhindern, dass die wichtigsten Städte: Oran, Algier, Tripolis, Tunis, sich als eigene Freistaaten erhoben.

Unterdessen war es Ferdinand dem Katholischen im Jahre 1493 gelungen, durch die Eroberung von Granada der Herrschaft der Mauren in Spanien ein Ende zu machen. Die Araber wurden aus Spanien vertrieben, und der kriegerische Geist der Christen führte nunmehr ihre geharnischten Streiter eben so oft über das Mittelmeer, als früher der Turban der Sarazenen in Europa gesehen worden war. Ob zwar das Kreuz im Orient eben so wenig Wurzel zu fassen bestimmt war, als der Halbmond in Europa, und die christlichen Königreiche von Jerusalem und Zypern, so wie die kriegerischen Republiken der Templer und Hospitaliter keine längere Dauer hatten, als die arabischen Königreiche von Granada und Murcia; ob zwar die Klöster am Fusse des Sinai und die Ruinen des Alhambra nunmehr nur als Denkmale grosser politischer und religiöser Überfluthungen anzusehen sind, so dauerte die zwar schwächere, aber dennoch bedeutendere Oszillazion dieses Kampfes, des Orients mit dem Occident, noch in die spätern Zeitperioden der Geschichte fort. Dahin gehören die mehrmaligen Unternehmungen der Franzosen, Spanier, Engländer u. s. w. an den Nordküsten von Afrika, auf welche wir später zurückkommen werden.

Der grössere Theil der aus Spanien vertriebenen Mauren, so wie beinahe alle Juden, welche nicht ferner dort unter den Christen leben wollten, flüchteten zu ihren Brüdern nach Afrika, und vertheilten sich vorzüglich in die eben genannten Städte, welche dadurch an Macht, Reichthum und somit an Selbstständigkeit gewannen. Aber auch der Nazionalhass gegen alle Christen, vorzüglich gegen die Spanier, erhielt durch ihre Ankunft einen grossen Zuwachs, und entwickelte sich insbesondere in der Ausdehnung der Seeräuberei, die schon seit undenklichen Zeiten von den Häfen der Nordküste Afrikas aus, gegen die Christen im Allgemeinen ausgeübt wurde.

Von diesem Zeitpunkte an vermehrten sich die Raubschiffe ins Unglaubliche, deren erstes Ziel Rache an Spanien und den Spaniern war, die oft auf eine nie gehörte Weise ausgeübt wurde.

Ferdinand der Katholische rüstete sich nun mit ganzer Macht gegen die Nordküste von Afrika. Das spanische Heer landete unter Anführung des Kardinals Ximenez, des ersten Ministers Ferdinands und des grössten Staatsmannes seiner Zeit, im Monat Mai 1506 an der afrikanischen Küste, lieferte den Mauren in der Nähe von Oran eine Schlacht, in der diese gänzlich besiegt wurden, und in Folge welcher Oran, und nach und nach andere Städte erobert, die Regenten von Tremezen (Tlemesen) und Tunis zinsbar gemacht, und endlich im Jahre 1509 auch Tripolis und Algier, letzteres in so weit der spanischen

Herrschaft unterworfen wurde, dass es einen bestimmten Tribut zahlen musste. Algier erregte durch seine Lage die besondere Aufmerksamkeit Ferdinands, und er liess auf einer vor dem Hafen der Stadt liegenden Insel ein festes Kastell erbauen, welches zwar der Stadt zur Sicherheit und dem Handel zum grössten Schutze diente, aber auch zugleich das Mittel war, die Algierer im Zaum zu halten.

Horuk Barbarossa, erscheint auf der afrikanischen Küste und wirft sich zum Beherrscher von Algier auf.

Allein nach Ferdinands Tode riefen die Algierer einen türkischen Seeräuber, den berühmten Horuk Barbarossa gegen die Spanier zu Hülfe, deren Nähe als Herrn des Kastells von Algier, sie in einer grossen Abhängigkeit erhielt, und ihren eigenen Streif- und Raubzügen grosse Hindernisse in den Weg legte. Er erschien nebst seinem Bruder Khair Eddyn wirklich mit einem Geschwader vor Algier, und wurde von den Einwohnern auf das Festlichste empfangen.

Von christlichen Ältern auf der Insel Lesbos geboren, hatte dieser grosse Abenteurer die mahomedanische Religion angenommen, und war als Renegat in die Dienste eines türkischen Seeräubers getreten, in welchen er sich in den Seeräuberkünsten so vervollkommte, dass ihm in kurzer Zeit von einigen Kaufleuten

in Konstantinopel, schon in seinem einundzwanzigsten Jahre, der Oberbefehl eines Raubschiffes anvertraut wurde. Nur die christlichen Schiffe waren sein eigentliches Ziel, daher versprach ihm die Fahrt in den Gewässern an den Küsten Italiens und Spaniens grössern Gewinn als irgendwo. Dahin also segelte er geraden Weges, zog unterdessen noch eine Galliote an sich, deren Mannschaft sich freiwillig unter seine Befehle stellte, und wurde 1504 von dem Beherrscher von Tunis mit offenen Armen aufgenommen, der seinen Unternehmungen allen Vorschub leistete. Der Erfolg seiner Seeräubereien an der spanischen und italienischen Küste, krönte so sehr seine Unternehmungen, dass er von den Christen eben so sehr gefürchtet als von den Mauren bewundert wurde. Mit jedem Jahre vermehrte er die Zahl seiner Schiffe, die im Jahre 1512 schon aus 12 Fahrzeugen von verschiedener Grösse bestanden, und mit einem tollkühnen, meistens aus Türken bestehenden Schiffsvolke bemannt waren.

Die Algierer hatten zu jener Zeit einen arabischen Scheik, Selim Eutemi zu ihrem Könige gewählt, damit er mit den Seinigen sie von dem Joche der Spanier befreien möge. — Dieser, der allein sich nicht für kräftig genug hielt, lud den Barbarossa zur Theilnahme an seinem Vorhaben ein. — Doch dieser war kaum in alle Verhältnisse der Algierer eingeweiht, als er den König Selim durch Meuchelmörder aus dem Wege räumen, und sich von seinen türkischen Untergebenen zum Könige von Algier ausru-

fen liess. Dieser Undank rief die Bewohner Algiers zum grössten Hasse gegen ihren neuen Beherrscher auf, der nichts that um sich ihre Zuneigung zu erwerben, sondern sie im Gegentheile mit einer solchen Härte und Tyrannei unter Morden und Plündern beherrschte, dass sie sich gezwungen sahen, die Spanier um Hülfe anzurufen. — Bewogen durch die Bitten eines Sohnes des ermordeten Selims, sandte Spanien im Jahre 1517 ein Heer von 10,000 Mann unter Francesco de Vero gegen Algier ab. Barbarossas Muth und Wachsamkeit, im Bunde mit den Elementen, vereitelten die Bemühungen de Vero's, von dessen Mannschaft überdiess noch ein grosser Theil in Gefangenschaft gerieth.

Barbarossa, nicht zufrieden mit dem Besitze Algiers, übergab seinem Bruder, der unterdessen ebenfalls zum Islamismus übergetreten war, den Befehl über die Flotte und richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf die Ausdehnung seines neuen Reiches. Er eroberte Tunis und Tremezen, nachdem er die Araber geschlagen hatte; befleckte seine Siege aber überall durch unerhörte Grausamkeiten. Darum stand er auch bald am Ziele seines Glückes, denn Carl V. schickte ein neues Heer von 10,000 Mann unter dem Marquis Gomarez nach Afrika, welcher im Königreiche Tremezen landete. Barbarossa konnte sich seinen neuen Unterthanen, die er durch seine Härte und Grausamkeit empört hatte, nicht vertrauen, und zog es vor, sich gegen Algier zurückzuziehen. — Allein die Spanier holten ihn bei Oran ein, und lieferten

ihm eine Schlacht, in der er mit dem grössten Theile seiner Leute erschlagen wurde.

Chair Eddyn Barbarossa, Nachfolger Horuks, übernimmt die Regierung Algiers.

Sein Bruder und Nachfolger Chair Eddyn (Schereddyn) sah keine Möglichkeit sich zugleich gegen die Christen und Algierer zu halten; er übergab daher im Jahre 1519 das Königreich Algier dem türkischen Sultan Soliman, und empfing es von ihm wieder zurück als Lehen, der ihn dafür zum Pascha ernannte, und ihm 10,000 Janitscharen zur Behauptung seiner Rechte überliess. — Mit diesen Truppen vertrieb er die Spanier aus der vor Algier liegenden, von Ferdinand dem Katholischen befestigten Insel, und verband selbe mittelst eines Steindammes mit der Stadt Algier, wodurch diese einen vortrefflichen Hafen erhielt.

Schereddyn (Chair Eddyn) dehnte durch List und Gewalt sein Reich immer weiter aus, und setzte dabei seine Räubereien zur See zum grossen Schaden der Christen fort.

Wenn seit dem Augenblicke, wo Horuk Barbarossa festen Fuss auf der Nordküste von Afrika gefasst hatte, diess Land der Barbarei zu verfallen anfing, so war diess um so mehr der Fall, seit Schereddyn die Oberherrschaft der Pforte anerkannt hatte. Es war diess der eigentliche Zeitpunkt, wo der Soldatendespotismus

in diesem Erdstriche seinen Anfang nahm, der erst 300 Jahre später durch die heldenmüthige Anstrengung der Armee Carl X., des letzten Herrschers aus dem Hauptstamme der Bourbonen von Frankreich, zum Wohle der ganzen Menschheit zerstört wurde.

Die Türken allein hielten sich für unumschränkte Herren des Landes, die Urbewohner: Araber, Berber und Mauren mussten geduldig ihren Nacken unter das Joch dieser Fremdlinge beugen, und waren von allen militärischen wie bürgerlichen Ämtern des Staates ausgeschlossen.

Im Jahre 1535 musste Schereddyn Carl V. Tunis überlassen, der den von jenem vertriebenen König wieder einsetzte, 20.000 Christen-Sklaven befreite und die Zitadelle Goletta für sich behielt.

Schereddyns Nachfolger Hassan, ein Renegat aus Sardinien, den die Pforte auf den ausdrücklichen Vorschlag des Ersteren zum Pascha ernannt hatte, fuhr fort die Schiffe der Europäer und ihre Küsten auf das Heftigste zu beunruhigen, und veranlasste dadurch den berühmten aber unglücklichen Zug Carl V. nach Algier, den wir weitläufiger an seinem Orte berühren werden.

Auf Hassan folgte Schereddyns Sohn, ebenfalls Hassan genannt, der im Jahre 1549 das Königreich Tremezen für immer mit Algier vereinigte.

Im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts brachten die von Philipp III. aus Spanien vertriebenen Morisko's neuerdings einen unversöhnlichen Hass gegen die Christen in die Berberei, wohin sie flüchteten, und belebten aufs neue die Thätigkeit der Seeräuber. Selbst Friedens- und Freundschaftsverträge mit der Pforte reichten nicht hin, vor den Angriffen der afrikanischen Seeräuber Schutz zu gewähren. Sie nahmen alles weg, was ihnen in die Hände fiel, und im Gefühl ihrer Übermacht achteten sie auch die Pforte nicht mehr.

Die Türken, die jetzt von der Pforte als Pascha's nach Algier geschickt wurden, waren harte, grausame, geldgierige Kriegsleute, die in dem Bewusstseyn, ohnehin nicht lange an der Regierung zu bleiben, alle Mittel in Bewegung setzten, sich bald zu bereichern. Aber sie waren es nicht allein die Algier beherrschten, der Divan oder der Rath des Statthalters, der theils aus Türken theils aus Eingebornen zusammengesetzt war, nahm sich seinen Theil an der Regierung. Die türkische Miliz konnte es jedoch in ihrem Hochmuthe auf ihre Abkunft, in dem Gefühle ihres Reichthums nicht ertragen, in den eingebornen Mitgliedern des Divans, ihres Gleichen zu betrachten. Das erste war daher, diese Coloris aus dem Divan zu entfernen, das zweite, sich von der Pforte das Recht zu verschaffen ihr Oberhaupt selbst zu wählen. Durch die Versicherung, von der Pforte keine Geldbeträge mehr zu verlangen, sondern alle Auslagen der Regierung aus eigenen Mitteln be-

streiten zu wollen, erreichten sie bei Amurath IV. ihren Endzweck, der ohnehin genug zu thun hatte, um sich auf seinem unsichern Throne zu erhalten.

Der von der Pforte fortan geschickte Pascha wurde nur als ein Gesandter, mehr als ein Gefangener betrachtet. An seiner Stelle war im Jahr 1627 ein Dey, von der türkischen Miliz aus ihrer Mitte gewahlt, an die Spitze des Divans getreten. Allein diess war ein sehr gefährlicher Posten; nur einmal durfte er in den Fall kommen, bei schlechtem Erfolge der Seeräuberei, der Miliz ihren Sold nicht zahlen zu konnen, so war gewöhnlich sein Leben verwirkt. Die Geschichte von Algier ist voll von Ermordungen und Absetzungen der Deys, die sich oft Glück zu wünschen hatten, wenn sie der Wuth ihrer Kriegs- und Regierungsgefährten sich durch eine schleunige Flucht in's Gebirge entziehen konnten.

In den Versuchen der algierischen Regierung, sich im Innern des Landes auszubreiten, war sie nicht glücklich; auf um so hohern Grad der Ausdehnung stieg die Seemacht, die bis in die zweite Halfte des siebzehnten Jahrhunderts noch überall Schrecken verbreitete, und den alten Ruhm Barbarossas zu erhalten wusste. Oft liefen Flotten von 40 bis 50 Schiffen aus, von denen manche mit 50 und mehr Kanonen versehen waren, und nicht selten eine Besatzung von 3 bis 400 Mann führten.

Memi Baschi Arnaut war der letzte Renegat, den die Pforte als Pascha nach Algier schickte. Unter ihm wagten es die

algierischen Seeräuber zum erstenmal durch die Meerenge von Gibraltar zu schiffen; sie machten die kanarischen Inseln, vorzüglich die Insel Lanzelota, zum Schauplatz ihrer Grausamkeiten.

Nicht allein das Mittelmeer war jetzt die Schaubühne ihrer Thätigkeit, auch die Meere jenseits der Säulen des Herkules, der atlantische Ozean, der Kanal, die Nord- und sogar die Ostsee wurden der Tummelplatz ihrer Gräuelthaten, wie sie dann 1617 auf Madera, 1631 in Irland eine verheerende Landung bewerkstelligten, und 1637 sogar von Island 400 Menschen in die Gefangenschaft schleppten.

Zur Schande der Christenheit muss hierbei gestanden werden, dass Algier seine meisten Erfolge zur See, Renegaten zu verdanken hatte, die ihre Lokalkenntnisse und sonstige Geschicklichkeiten den Schiffen liehen, auf denen sie in Menge dienten.

Der erste Traktat, der zwischen den europäischen Nazionen und Algier unmittelbar geschlossen wurde, war jener mit Frankreich vom Jahre 1616, ihm folgte jener mit Grossbritannien vom Jahre 1682.

Gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts hatten jedoch mehrere europäische Nazionen ihre Seemacht auf einen solchen Grad entfaltet, dass diese vor jener der Algierer einen bedeutenden Vorsprung nahm. — Zu ihrer Schaden machten die Algierer diese Erfahrung; besonders da die Pforte in ihren Verträgen mit

den christlichen Mächten, die Staaten der Barbarei nicht mehr mit einzuschliessen pflegte, um diese dadurch für ihren Übermuth zu strafen, und sie der Rache derselben zu überlassen. Die Algierer wurden somit gezwungen, in ein friedlicheres Verhältniss zu den christlichen Staaten zu treten.

Das Bombardement, durch welches der französische Admiral Duquesne im Jahre 1682 und 1683 einen grossen Theil der Stadt Algier zerstörte, machte die Regentschaft noch nachgiebiger.

Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts suchten die Deys von Algier sich gänzlich des türkischen Pascha's zu entledigen, indem der Divan 1710 auf den Antrag des Deys Ali Baba den damaligen Pascha als Gefangenen nach Constantinopel schickte, und es bei der Pforte durchsetzte, dass diese nur in ausserordentlichen Fällen einen Gesandten nach Algier schicken solle, der von der Republik für die Dauer seiner Sendung unterhalten, und bei seinem Abgange beschenkt werden würde, dass ferner die Pforte den von der Miliz erwählten Dey jedesmal zu bestätigen, und als Pascha Dey anzuerkennen versprach. Hierdurch wurde Algier aus einem von der Pforte abhängigen Staate, ein Bundesgenosse derselben.

Aber sehr bald bemerkte die algierische Regierung, dass sie durch ihr Streben nach Unabhängigkeit ihren eigentlichen Stützpunkt verloren hatte, dass sie in ihrem grossen Kampfe mit den christlichen Staaten jetzt allein stand, und von der Pforte bei ihren

dermaligen Verhältnissen zu derselben, für keinen Fall auf Unterstützung rechnen durfte.

Dieser selbstgeschaffenen Unabhängigkeit hatte Algier es in neuerer Zeit zu danken, dass es von Frankreich aus der Reihe der Barbareskenstaaten ausgestrichen, und in eine europäische Kolonie verwandelt worden ist. Denn als türkische, oder der Pforte tributpflichtige Provinz betrachtet, hätte Frankreich vielleicht angestanden, direkte Schritte gegen Algier zu thun, ehe die Pforte ins Mittel getreten wäre.

Eine hinterlistige Politik leitete von nun an die Unternehmungen der Algierer zur See. Sie liessen sich geneigt finden, mit einzelnen christlichen Staaten Friedensverträge abzuschliessen, bei denen sie jedoch bemüht waren, ihre Freundschaft so theuer wie möglich zu verkaufen. Sie benutzten so geschickt wie möglich, die zwischen ein oder der andern christlichen Macht bestehende Eifersucht, um sich einen grossen Theil der europäischen Mächte zinsbar zu machen.

Weit entfernt sich mit der ganzen Christenheit in offene Fehde zu versetzen, übten sie nur gegen die Kauffahrer einzelner Völker Feindseligkeiten aus: während sie um so geflissentlicher das gute Einvernehmen mit den andern zu erhalten bemüht waren. Allein durch diese Lage der Dinge fiel die Seemacht der Algierer von ihrer frühern Höhe tief herab: sie suchten sich daher durch Eroberungen auf dem festen Lande zu entschädigen. Ihre Siege, in

einem neuen Kriege mit Tunis erfochten, befestigten ihr Ansehen, und gewannen ihnen die Oberherrschaft über diesen Staat, dessen grossen, von seinen Beherrschern aufgehäuften Schatz sie erbeuteten, der dann ein Staatseigenthum der Algierer wurde.

Mehemed Bey, der vom Jahre 1766 bis 1791 Algier beherrschte und in einem Alter von 90 Jahren starb, hatte es durch seine kluge Benützung der Umstände, durch geschickte Wahl seiner Minister, durch unparteiische Gerechtigkeit, durch Sparsamkeit und richtige Bezahlung seiner Soldaten, durch Muth und Entschlossenheit in sehr gefahrvollen Lagen, dahin gebracht, dass er den Staat fast unumschränkt beherrschte, und dem Divan nur noch der Schatten seines früheren Einflusses geblieben war. Jene vortrefflichen Eigenschaften, die ihm nach seinem Tode bei dem Volke den Namen des grossen Dey erwarben, scheinen sich nicht auf seine Nachfolger vererbt zu haben.

Hassan, der erste von ihnen, starb an den Folgen seiner Ausschweifungen schon im Jahre 1798. Mustapha sein Nachfolger wurde in einem Aufstande 1805 von Achmed verdrängt und ermordet. Aber auch dieses Ungeheuer, das sich die schrecklichsten Grausamkeiten zu Schulden kommen liess, und dessen erstes Geschäft bei dem Antritte seiner Regierung die Plünderung der Juden war, wurde am 7. November 1808 in einem Aufstande

der Miliz von dieser getödtet, und seine Leiche auf das scheusslichste misshandelt.

Nach ihm trat Hadschi Ali Pascha, nachdem die Unruhen noch zehn Tage fortgedauert hatten, die Regierung an. Er war einer der blutdürstigsten Despoten von Algier, regierte dennoch sieben Jahre, und kam im Jahre 1814 an Gift um, welches ihm einer seiner Köche bereitet hatte. An seine Stelle trat ein alter Janitscharen-Offizier, der aber schon nach einigen Tagen ermordet wurde. Ihm folgte Omar der Janitscharen-Aga, der bei seinem Regierungsantritte erst 45 Jahre alt, und ein Mann von befehlendem Äussern, ausgezeichneten Talenten, seltenem Muthe und hoher Entschlossenheit war. Bei der Expedizion Lord Exmouths hatte er Gelegenheit diese letzten beiden Eigenschaften in vollem Masse zu zeigen.

Aber auch Omar entging dem Schicksale seiner Vorgänger nicht. Er wurde im Jahr 1817 von den Janitscharen in seinem Pallaste überfallen, gefesselt, auf den Marktplatz geschleppt, und dort unmenschlich erdrosselt.

An Omars Stelle wurde Hussein Pascha zum Dey erwählt, der schon vom ersten Augenblicke seiner Regierung an, feindselige Gesinnungen gegen Frankreich äusserte, gegen eine Macht, mit welcher die Republik Algier von den frühesten Zeiten an in den freundschaftlichsten Verhältnissen gestanden war, und

deren Unterthanen sich der grössten Begünstigungen dort erfreuten.

Wenn von der Eroberung Algiers durch die Franzosen im Jahre 1830 die Rede seyn wird, werden wir näher auf diesen Gegenstand eingehen.

Art der Seeräuberei bei den Barbaresken.

Ob es gleich in diesen Staaten vormals einem jeden erlaubt war Korsaren auszurüsten und Seeräuberei zu treiben, so war diess doch nach und nach ein Vorrecht der Regierungen geworden; die Einwohner nahmen daher nur noch als Werkzeuge der letztern daran Theil, und würden in schwere Strafe gefallen seyn, wenn sie auf eigene Rechnung einen Kaper hätten ausrüsten wollen. Von Marokko und Tripolis wissen wir es gewiss, dass alle Korsaren nur von der Regierung ausgeschickt wurden: von Tunis wird dasselbe mit Gewissheit vermuthet, in Algier waren zwar ausser der Republik auch Privatpersonen Eigener von Raubschiffen, die für Rechnung derselben ausliefen; allein diese Eigener mussten doch auch nur unter den vornehmsten Staatsbeamten, den Ministern und andern gesucht werden.

Die Korsaren waren vom März bis in den Herbst in See; wenigstens gilt dieses von denen von Algier. — Allein selten setzten sie ihre Streifereien über anderthalb Monate fort, weil ihre Vorräthe, wenn nicht etwa Prisen in ihre Hände fielen, alsdann ausgegangen waren. — Aber wenn sie zurückkehrten, liefen wieder andere aus, so dass man annehmen kann, dass die See bis zum Winter nie von ihnen leer wurde.

Wenige Tage vor ihrem Auslaufen wurde ein Embargo auf alle im Hafen befindlichen Schiffe gelegt, damit die Zurüstungen

den Europäern nicht verrathen werden möchten. Im Winter gingen sie selten auf Raub aus, und wenn sie es thaten, so kehrten sie doch gewöhnlich bald, von Stürmen sehr übel zugerichtet, in einen der Häfen der Küste zurück.

Sobald der Befehl zum Auslaufen ertheilt war, suchte jeder Kaperkapitän seine Mannschaft vollzählig zu machen. Sie wurde für jeden Kreuzzug aufs neue in Dienst genommen, und der Kapitän kannte seine Leute, auf die er sich verlassen konnte, und an die er sich zuerst wendete. Wenn er selbst nur als ein erfahrner, und worauf hier vorzüglich gesehen wurde, glücklicher Befehlshaber bekannt war, so strömten ihm eine Menge Abenteurer zu, welche von der Aussicht auf Beute und von dem Handgelde gelockt wurden; wenn es daran fehlte, so trieb man Leute mit Gewalt zusammen. Das Handgeld betrug in Algier nur eine Viertelzechine, in Marokko stieg es zuweilen auf 4 — 6 Dukaten, welchem noch immer ein Wams und ein Beinkleid mit beigefügt werden musste. Am kargsten bewies sich der Pascha von Tripolis, der seinen Leuten beim Auslaufen bloss eine geringfügige Löhnung auszahlen liess. Diese Kosten fielen natürlich dem Staate oder Eigener des Korsaren zur Last. Die Schiffe wurden sehr stark bemannt, denn die Menge der Kämpfenden war das Mittel, womit sie die Kauffahrer zu schrecken suchten. Die marokkanischen Fregatten hatten zuweilen über 300, und nicht unter 130 Mann Besatzung, die letztere Anzahl befand sich auf den Schebeken, und

die kleinste Galiotte hatte doch nicht unter 80 Mann. Eben so stieg auf den grössern Korsaren der Algierer die Besatzung oft auf 250, und auf den kleineren nie unter 60, wohl aber oft auf 100 Mann.

Bei den Algierern, Tunesern und Tripolitanern bestand zwar die Besatzung grösstentheils aus Mauren, doch schifften sich auf jedem Fahrzeuge eine Anzahl Türken und Koloris ein, die auf einem grössern 50 — 60, auf einem kleinern 14 — 20 betrug, und unter den Befehlen eines Aga Buscha stand. Die Türken erhielten dasselbe Handgeld, welches man den Mauren gab, und wenn sich nicht freiwillig so viele stellten, als man brauchte, so liess die Regierung an die, welche sie ausersah, Befehl ergehen, sich einzufinden. — Alle Türken mussten mit Säbel, Pistolen und Flinten versehen seyn, und wurden bloss beim Angriffe gebraucht, auf dem Schiffe waren sie von aller Handarbeit befreit. — Ausser dem Aga und dem Reis oder Schiffskapitän befand sich auch noch auf jedem Fahrzeuge ein Unterreis, der den Reis im Nothfalle ersetzte, ein Schreiber und ein Befehlshaber über die Artillerie.

Der Mundvorrath, den man auf das Schiff brachte, scheint bei den Morokkanern noch am besten gewesen zu seyn. Er bestand bei ihnen in Oliven, in Fleisch, das in Streifen geschnitten, an der Sonne getrocknet, in Öhl gebraten, in Krügen aufbewahrt und unter dem Namen Chalé des Mittags unter die Mannschaft vertheilt wurde, und in den Materialien des Kuskusu.

Wenn das Schiff im Begriff war auszulaufen, so unterliess es der Reis nicht, sich von den Consuln der europäischen Nationen, die mit den Barbaresken in Frieden lebten, mit den nöthigen Pässen zu versehen. — Der eine derselben schüzte ihn selbst gegen die Kriegsschiffe der befreundeten Mächte, denen er in den Gewässern, in welchen er schwärmen wollte, begegnen konnte; der andere setzte ihn in Stand zu erforschen, ob die Kauffahrer, an deren Bord er eine Untersuchung anstellte, wirklich der befreundeten Nation angehörten, deren Flagge sie führten. In den Verträgen, welche die europäischen Nationen mit den Barbaresken geschlossen hatten, befand sich gewöhnlich das Formular des Passes, den sie ihren Kauffahrern mitgaben, um sie gegen die Angriffe der Korsaren sicher zu stellen. Der Reis sollte daher bloss Musterpässe führen, womit er die, die ihm auf der See vorgezeigt wurden, zu vergleichen hatte. Da aber diese Menschen europäische Sprachen weder verstanden, noch lesen konnten, so hatten die europäischen Nationen die sogenannten afrikanischen Seepässe eingeführt, die auf Pergament gedruckt, mit verschiedenen Figuren, z. B. Schiffen, Blumen, Wappen etc. verziert, und in zwei Stücke zerschnitten waren, so dass dadurch die Hauptfiguren in zwei Theile getheilt wurden, die beim Zusammenfügen der Stücke genau aneinander passen mussten, und deren sorgfältige Erhaltung und Aufbewahrung an einem trocknen Orte allen Kapitäns von Kauffahrern nachdrücklich empfohlen war.

Das eine Stück nun erhielt der Kauffahrer-Kapitän, das andere wurde von dem Consul dem Reis gegeben, der damit alle, von Schiffen derselben Nation vorgezeigte Pässe prüfte, und sich alles weitern Durchsuchens der Papiere enthielt. — Hatte er, was zuweilen der Fall war, geheime Befehle von seiner Regierung eine Nation zu necken, so durfte er nur das Pergament, in dessen Besitz er war, ins Wasser legen und wieder trocknen lassen, wodurch die Zusammenfügung der beiden Theile des Passes unrichtig wurde, der Reis konnte dann leicht Händel mit jedem Schiffe anfangen und vorgeben, der Pass sei verfälscht, es in einen Hafen der Barbarei aufbringen, und ihm wenigstens eine Menge Umstände und Verdriesslichkeiten erwecken.

Die marokkanischen Korsaren gingen selten in das Mittelmeer, sie schwärmten bloss in der Meerenge und an den portugiesischen Küsten herum, wo sie jedoch selten über den Ausfluss des Tajo herabkamen. Zuweilen gingen sie auch weiter westlich, und kreuzten im Norden der kanarischen Inseln.

Die Algierer segelten gewöhnlich zuerst an die französische und spanische Küste, theils weil sie hier genuesische, neapolitanische und portugiesische Schiffe zu finden hofften, auf die sie stets Jagd machten, theils weil sie im Nothfalle in einen der dortigen Häfen einlaufen, auch wohl auf die Unverletzbarkeit dieser Küsten sich berufen konnten, eine Unverletzbarkeit, die jedoch von diesen drei befehdeten Nationen in neueren Zeiten, wenn sie einen Kaper

in den Grund bohren konnten, nicht mehr geachtet wurde, und Frankreich und Spanien in mancherlei Unannehmlichkeiten verwickelte. — Wenn sie hier eine Zeitlang vergebens gelauert hatten, so näherten sie sich der italienischen Küste, seltener gingen sie vor der Revoluzion ins adriatische Meer. Dagegen sah man die Korsaren, besonders die aus Tunis und Tripolis, oft in den hintern Gegenden des Mittelmeeres, im Archipel und an den Küsten Egyptens.

Wenn sie nun zur See ein Schiff zu Gesicht bekamen, das die Flagge einer befreundeten Nazion führte, so eilten sie sogleich auf dasselbe zu. — Da ihre Fahrzeuge bei mancherlei andern Mängeln in ihrer Bauart, doch leichte Segler waren, so holten sie das schwer beladene und daher langsam fortschwebende Kaufschiff, wenn es nicht vorzüglich guten Wind hatte und alle Segel aufzog, gewöhnlich sehr bald ein. Sie setzten sogleich eine Schaluppe aus, um sich an Bord desselben zu begeben. Ein jeder europäische Staat hatte in seinem Vertrage mit den Barbaresken festgesetzt, dass sich in dieser Schaluppe, die Ruderer ungerechnet, ausser dem Reis nur noch zwei Personen befinden sollten, dass diese drei den Pass untersuchen und sich an Bord des Schiffes keine Plackereien erlauben sollten. Diess wurde jedoch so genau nicht genommen. Wenn auch das Vernehmen zwischen den beiden Völkern das Beste und die Papiere die richtigsten waren, so sah sich doch der Kapitän des Kauffahrers gezwungen, um sich keinen

groben und unwürdigen Behandlungen auszusetzen, seine ungeladenen Gäste gut zu bewirthen, sich in allem höflich und nachgiebig zu beweisen, ihnen ein gutes Stück Geld in die Hand zu drücken, und ihnen auf ihren Wunsch von seinen Vorräthen mitzutheilen; ihre Forderungen waren um so ungestümer, wenn sie schon zu lange in der See gewesen und ihnen die Lebensmittel ausgegangen waren.

Diese Erpressungen waren indessen nicht die einzigen Unbequemlichkeiten. Da man nur zu sehr zu befürchten berechtigt war, dass diese Unholde die Keime der Pest mit sich führten, die unter die in der Barbarei herrschenden Übel gehört, so wurde durch diesen Besuch allein die Unannehmlichkeit einer Quarantaine von 14 Tagen nothwendig, ehe die Ladung gelöscht oder Erfrischungen eingenommen werden durften. — So viele Beschwerden verursachte schon ein solcher Besuch, wenn man sich auch durch Verträge gegen ihre Insulten gedeckt zu haben glaubte. Überdiess waren selbst die wenigen Personen, die das Schiff untersuchten, wenn sie händelsüchtig waren, hinreichend es in die grösste Verlegenheit zu setzen. Der geringste Fehler im Passe wurde dann der Vorwand, unter welchem sie es in die Barbarei führten, wo die Sache weiter untersucht wurde, und so unangenehm dieses der Mannschaft seyn musste, so wagte sie doch selten sich zu widersetzen, denn die fremde Sprache, die rauhen Stimmen, die wilden Physiognomien und der noch wildere Aufzug

dieser Räuber, auf deren Schiffen Schmutz und Unreinlichkeit ihren Wohnsitz hatten, verbunden mit der Nähe ihrer zahlreichen Spiessgesellen, flössten ihr Schrecken ein.

Gehörte aber das Schiff einer von den Mächten an, mit welchen sie nie einen Frieden schlossen, z. B. Portugal, Neapel, Sizilien, dem Pabste, Genua, oder mit der das gute Vernehmen gestört war, so verdoppelten sie ihre Anstrengungen es zu erreichen. Wenn sie ihm nahe genug gekommen waren, so begann eine Kanonade, die zwar der Kauffahrer erwiederte, die aber von nicht langer Dauer war, denn der grösste Vortheil der Korsaren bestand in einem beherzten und raschen Entern, und diesen machten sie sogleich geltend.

Es fehlt zwar nicht an einzelnen Beispielen, dass Kauffahrteischiffe, wenn sie gut bewaffnet und bemannt waren, den Angriffen mit Erfolg widerstanden, und sie nach einem blutigen Gefechte zurückgetrieben haben. Vorzüglich gelang ihnen diess, wenn sie sich ihrer Kanonen gut zu bedienen wussten, und einige Entschlossenheit an den Tag legten, woran es aber den italienischen Kauffahrern gewöhnlich mangelte. Namentlich weiss man von den genuesischen Schiffen, die, wenn sie kostbare Ladungen führten, immer stark bewaffnet waren, dass sie mehrere der kleinen Korsaren nöthigten das Weite zu suchen, so wie die Galeeren dieser Republik selbst von den grössern gefürchtet wurden, und sie öfters in den Grund bohrten. In der Regel aber fielen doch, die

gewöhnlich schwach bemannten Handelschiffe, diesen Piraten ohne Schwertschlag in die Hände, und die Besatzung hatte ihr Glück sehr zu rühmen, wenn der Überfall in der Nähe einer Küste geschah und die Witterung es ihr erlaubte, sich mit Zurücklassung des Schiffes und seiner Ladung in einem offenen Boote auf jene zu retten. — Viele Seeleute des Mittelmeeres, besonders die Küstenfahrer, erkannten die Korsaren der Barbarei schon in einer beträchtlichen Entfernung, und konnten also ihre Maszregeln nehmen.

Die Besatzung eines genommenen Schiffes wurde auf den Korsaren gebracht, während das Schiff selbst von einigen Türken oder Mauren besetzt wurde. Wenn der Reis mit seiner Prise in die Nähe des Hafens kam, in welchen er einlaufen wollte, so gab er seine Ankunft und sein Glück gewöhnlich vor demselben durch viele Kanonenschüsse zu erkennen.

In Marokko nahm der Kaiser von der gemachten Beute zuerst den fünften Theil weg. Nach dem Koran gehört dieses Fünftel dem Propheten, dem Geschlechte desselben, d. h. den Scherifs, den Armen, Waisen und Reisenden, allein nach dem Kommentar des Malik, welcher hier am meisten in Ansehen steht, bemächtigte sich der Fürst desselben, weil es von ihm zu erwarten stand, dass er wegen seiner Übersicht des Ganzen, am geschicktesten sei, es seiner Bestimmung gemäss zu verwenden. Auch konnte der Kaiser immer für sich anführen, dass die in seinem Lande so zahl-

reichen Schiffs wirklich einige, wenn gleich kärgliche Unterstützung von ihm erhielten. Nach Abzug dieses Fünftels halbirte der Kaiser durch seine Beamten den übrigen Raub. Die eine Hälfte floss in den kaiserlichen Schatz, die andere wurde unter den Reis und die Mannschaft, nach Verhältniss des Ranges eines jeden vertheilt. Doch ist bei dieser Theilung zu bemerken, dass alle gefangenen Personen ohne Unterschied dem Kaiser zufielen, der für eine Jede 50 Piaster herauszahlte, die zu der andern Hälfte geschlagen, und unter die Mannschaft vertheilt wurden.

In Algier erhielt der Staat von allen eingebrachten Prisen den achten Theil ihres Werthes, und der gefangene Kapitän gehörte jederzeit dem Dey. — Das Übrige wurde zwischen den Eigenthümern des Korsaren, der das Schiff aufbrachte, und den Offizieren wie der Mannschaft desselben verhältnissmässig vertheilt.

Wie viel in Tunis, wo der Bey allein alle Korsaren ausrüstete, der Mannschaft zu Gute kam, kann aus Mangel an Nachrichten nicht genau bestimmt werden.

In Tripolis, wo der Pascha ebenfalls der Eigener aller Raubschiffe war, wurde der Mannschaft ausser der geringen Löhnung und dem kargen Vorrathe an Lebensmitteln, den sie bei dem Antritte der Reise erhielt, und mit welcher sie nicht ausgekommen seyn würde, wenn sie nicht Sorge getragen hätte auf den Schiffen befreundeter Mächte vieles zu erpressen, von der gemachten Beute, so reich diese seyn mochte, durchaus nichts gereicht. Der hab-

süchtige Pascha behielt alles für sich. Es wurde sogar bei der Rückkehr jeder durchsucht, und ihm, was er für sich verheimlicht haben könnte, abgenommen; dem Reis allein gelang es vielleicht sich unbemerkt etwas zuzueignen. — Der einzige gerechte Vortheil, den er von seinem Muthe und seinem Glücke hatte, bestand in einer gnädigen Äusserung des Pascha, und in einer rothen mit Gold verbrämten Mütze, die er ihm zum Beweise seiner Zufriedenheit gab.

Dass nicht jedes Jahr gleich viel Prisen brachte, liegt am Tage. Unaussprechlich elend war der Zustand, in welchen die Besatzung eines Raubschiffes gelangte, wenn sie einen Monat und länger umher irrte, ohne eine Beute zu erjagen. Schmutz, Mangel an dem Nothdürftigen und Krankheiten, in welchen an keine Pflege zu denken war, nahmen in einem furchtbaren Grade zu, und der Unmuth und die Verzweiflung brach zuletzt, wenn der Reis nicht zeitig den ersten besten Hafen zu erreichen suchte, in offenbare Meuterei aus.

Man verzieh es zwar einem Reis, wenn er ohne Prise in den Hafen zurück kam, allein das Vertrauen der Mannschaft zu ihm ging verloren, und es wurde ihm bei einer neuen Unternehmung schwer, diess Vorurtheil zu besiegen, und Leute, auf die er sich verlassen konnte, zu sammeln. Wenn aber mehrere seiner Züge ganz ohne Frucht blieben, so mochte auch die Regierung nichts mehr mit ihm zu thun haben, und er wurde als ein Mann, der kein Glück hatte, verabschiedet. —

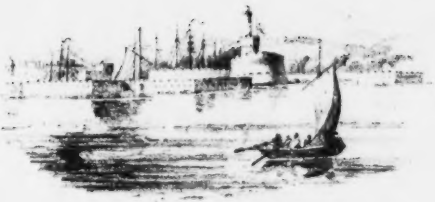
Immer fanden die Seeräuber-Regierungen an der Nordküste von Afrika genugsamen Vortheil im Betriebe ihres Gewerbes, um ihre Seemacht in einem gewissen schlagfertigen Zustande zu erhalten.

Die Abwendung dieser Plackereien war es, welche die europäischen Mächte veranlasst hatte, mit den Barbaresken zahllose Verträge zu schliessen. So wenig sich auf die Dauer derselben mit Sicherheit rechnen liess, so waren doch die meisten der Mächte gezwungen, den Regierungen in der Barbarei beträchtliche Geldsummen, oder an ihrer Stelle eine grosse Menge von Kriegs- oder Schiffsbedürfnissen zu liefern; ausserdem mussten noch von Zeit zu Zeit feierliche Gesandtschaften mit Geschenken in die Barbarei geschickt werden; so, wie es die eingeführte Etikette erforderte, alle zwei Jahre durch die Consuln die sogenannten Consularpräsente, ferner auch bei feierlichen Gelegenheiten, z. B. bei der Thronbesteigung oder Inauguration eines neuen Beherrschers, oder wenn man ein Gesuch von irgend einer Art vorzubringen hatte, besondere Geschenke überreichen zu lassen. Diese Geschenke bestanden in Schiffs- und Kriegsbedürfnissen, Leinwand, feinem und grobem Tuch, seidenen Zeugen, Goldbrokaten, kostbaren Waffen, Spiegeln, Thee, Zucker, wohlriechenden Wassern, zuweilen auch in feineren Arten von Branntwein.

Es liegt in der Natur der Sache, dass der Handel mit den geraubten Gütern manche wunderliche Verhältnisse herbeiführte.

Eines der sonderbarsten ist vielleicht, dass man, von den Barbaresken geraubte Schiffe, kaufen konnte, mit der Freiheit mehrere Jahre, unter welcher Flagge man wollte, unangefochten von ihnen zu fahren. Auf diese Weise konnten sich demnach Nazionen, die mit ihnen in keinen Verträgen standen, und von ihnen angefeindet wurden, eine Zeit lang vor Verfolgung sichern. Von Algier namentlich weiss man, dass es bei dem Verkauf seiner Prisenschiffe ein solches Anerbieten machte, wodurch sein Zweck, sie bald und vortheilhaft loszuschlagen, gewöhnlich erreicht wurde. Vormals waren es ganze Flotten, welche die Barbaresken auf den Raub ausschickten. Später geschah diess selten; wenn auch mehrere Korsaren zugleich aus dem Hafen ausliefen, so trennten sie sich doch auf der See. Nur wenn ihnen verrathen wurde, dass ein sehr reicher und gut bewaffneter Kauffahrer oder ein Kriegsschiff von geringerem Range in den Gewässern erscheinen sollte, die von ihnen besucht wurden, sah man sie zusammenhalten und vereint den Angriff unternehmen.

Gewöhnlich waren es die Juden in Livorno und andern Gegenden, die man in Verdacht hatte, dass sie die Barbaresken von dem Auslaufen und dem Zustande dieser Schiffe unterrichteten.



Geographisch-politischer, administrativer und lokaler Zustand Algiers, vor seiner Vernichtung als Raubstaat.

Der Theil der Berberei, welcher die eigentliche Regentschaft von Algier bildet, gränzt westlich an das Kaiserthum Marokko, nördlich an das mittelländische Meer, östlich an Tunis, südlich an die Wüste, und dehnt sich von 7°, 50 östlicher Länge bis zum 4°, 30 westlicher Breite aus, hat also etwa 100 deutsche Meilen in der Länge, und 10 — 12 in seiner Breite. Sein letzter westlicher Gränzpunkt ist Trount am mittelländischen Meere. Dieser Platz ist bei 20 deutsche Meilen von dem grossen Flusse Moulouiah entfernt. Von Trount bis Tabarca, desletzten östlichen, beim Ausflusse des Flüsschens Zaine gelegenen Punktes, beträgt die Entfernung bei 100 deutsche Meilen. Die Begränzungen gegen die Wüste sind noch nicht mit einiger Sicherheit bestimmt.

Der Flächeninhalt der Regentschaft betrug etwa 30,000 (englische) Quadratmeilen. Sie ist durch viele mit dem Atlas parallel laufende Gebirgsrücken durchschnitten, wodurch ein sehr bewegtes Terrain und grosse Verschiedenheit des Karakters der Gegend entsteht. —

Der Bergrücken Boudjareah, auf dessen nördlichem Abhange Algier erbaut ist, läuft eine ziemliche Strecke längs der

Meeresküste hin. Er ist bewachsen und durchschnitten. Hinter ihm erstreckt sich die Ebene Metidjah auf mehrere Meilen weit, die bei Belida durch einen Ast des kleinen Atlas begränzt wird. Zwischen diesem und dem grossen Atlas liegt wieder eine grosse Ebene, und hinter dem letzten beginnt die Wüste Sahara. Die höchsten Gebirgskuppen in der Nähe von Algier steigen bis auf 7.200 über der Meeresfläche.

Diese Gebirge werden im allgemeinen durch die Kabailen *) bewohnt, welche dort reichliche Weide und auch guten Anbaugrund finden. Der bewohnbare Theil dieses schönen Landes, zwischen dem 34. und 37. Grade nördlicher Breite, erfreut sich eines herrlichen Klima's, nur die Winde aus der Wüste, welche im Sommer zuweilen drei bis vier Tage fortwährend wehen, bringen eine unerträgliche Hitze und sind von höchst nachtheiligen Folgen.

Vom November bis April herrscht die Regenzeit, obwohl schon der Jänner und Februar gewöhnlich schöne Witterung bringen.

Der Boden dieses Theils von Afrika, schon wegen seiner Fruchtbarkeit unter den Römern bekannt, hat von dieser Eigenschaft nichts verloren. Die Erdfarbe ist verschieden, zuweilen schwarz, zuweilen röthlich, Salpeter- und Alkalihältig.

*) Unter der Benennung der Kabailen, werden die Gebirgsbewohner der Nordküste von Afrika verstanden, die Abkömmlinge der Berbern, Araber und Mauren.

Das Klima, warm und feucht zugleich, befördert die Vegetazion ungemein. —

Das in Algier bereitete Mehl wird in Italien wegen seiner besondern Tauglichkeit zu Macaroni und Mehlspeisen vorzüglich geschätzt. — Der Öhl- und Feigenbaum sind hier in ihrem Vaterlande, auch der Palmbaum ist häufig. An Metallen hat man bis jetzt nur Blei und Eisen ausgebeutet, welches die Kabailen verarbeiten. Bauholz wird nur im Atlas und auf dem Boujareah, doch auch nur in geringer Quantität gefunden *).

Die Regentschaft ist reichhaltig an Quellen; zahlreiche Bäche und Flüsse bewässern sie, jedoch findet man keine Ströme von Bedeutung. Der Chelif und der Aratsch sind die grössten, aber dennoch nicht schiffbar. — Auch Salz- und Mineralquellen findet man häufig. Das Bad Marega (Haman, bei den Alten *Aquae calidae coloniae*) war schon bei den Römern bekannt, und ist etwa 18 deutsche Meilen westlich von Algier entfernt.

Die Küste ist nicht gefahrlos. Nur Bougia, der Golf von Stora, Bona und Oran, bieten gute Hafenplätze dar, und in jeder Jahreszeit sichern Schutz gegen die Stürme. Das Meer ist in dieser Gegend fischreich, und die Korallenfischerei von wesentlicher Bedeutung. —

---

*) Nach Schaler's Behauptung gibt es in dem Gebirge herrliche Salzlager.

Da die Einwohner im Innern lediglich Hirtenvölker sind, so findet man alle Hausthiere, als: Pferde, Rinder, Kamehle, Dromedare, Esel, Maulesel, Schafe und Ziegen in grosser Menge. Der kleine kräftige Schlag der Barbaresken-Pferde ist sehr geschätzt und in Gebirgsgegenden sehr gut zu brauchen. Das Hornvieh ist kleiner Gattung. Die Schafwolle ist gut. An Wild ist Überfluss. — Schwarzwild, Hasen, Rebhühner, Wachteln, Haselhühner, Schnepfen, Wassergeflügel aller Art, im Innern Rothwild und Gazellen, aber auch Löwen, Panther, Hyänen, Luchse und Schakals. Der Numidische Löwe ist grösser und stärker als alle andern Gattungen.

Seiner politischen Eintheilung nach zerfiel Algier in drei Provinzen: Oran im Westen, Titteri im Süden, Constantine im Osten. — Algier selbst gehörte eigentlich zur Provinz Titteri, konnte aber seiner Bedeutenheit wegen, als ein vierter und unabhängiger Distrikt betrachtet werden.

Die Hauptorte sind:

Tlemesen, oder Tremezen im Westen, gleichweit vom Mittelmeere und von der Wüste entfernt, ehemals berühmt, jetzt in Verfall, enthält eine Bevölkerung von 3000 Einwohnern.

Oran, eilf deutsche Meilen nordöstlich von Tremezen, hat einen ziemlich guten Hafen und 8000 Einwohner. Die Umgegend von Oran ist reich und üppig. Die Nachbarschaft von Spanien und Gibraltar gab diesem Platze eine besondere Wichtigkeit in

mannigfaltiger Beziehung. Die Spanier waren über hundert Jahre im Besitze desselben gewesen.

Mostaganem, maurische Stadt, einige Meilen von Oran.

Belidah oder Blidah mit 10,000 Einwohnern, südlich von Algier, etwa acht oder zehn Meilen davon entfernt, am Abfall des Atlas gelegen, wo derselbe die Ebene Metidjah begränzt. Eine Tagreise südlich trifft man

Midjah, Hauptstadt der Provinz Titteri.

Constantine, die Hauptstadt der Provinz gleichen Namens (36° 20′ nördlicher Breite und 6° 30′ östlicher Länge) mit 25,000 Einwohnern, ist das alte Cirsa, liegt in einer herrlichen Gegend, und treibt bedeutenden Handel.

Bona, das alte Stippo Regius, mit 4000 Einwohnern, (36° 43′ nördlicher Breite, und 8° östlicher Länge) mit geräumigem Hafen, bedeutendem Handel und Korallenfischerei, genoss sonst grosse Handelsprivilegien; es war der Tummelplatz des ganzen Handels der ehemaligen französisch- afrikanischen Handelskompagnie, welche unter andern Handelsfreiheiten auch das Monopol der Korallenfischerei besass.

Bougia, (36° 45 nördlicher Breite und 9°, 21′ östlicher Länge) ein Küstenhafen mit 2,000 Einwohnern. Die Umgegend erzeugt viele Oliven.

Die Einwohner der Regentschaft Algier, die auf eine Million Seelen gerechnet wurden, und im Allgemeinen mit dem Namen Kabailen bezeichnet werden, theilen sich:

1.) In die Berbern, Barabra, die Abkömmlinge der Urbewohner des Landes, ein kräftiger Menschenschlag, — treulose, grausame Räuber, die zerstreut im Gebirge wohnen, fast immer im Kampfe mit der vorigen Regierung und den Beduinen waren. Sie sollen die unmittelbaren Abkömmlinge der alten Numidier seyn; da sie aber blond sind, könnten sie eben so gut die Nachkommen der Gothen und Vandalen seyn. — Sie bewohnen die Bergketten des kleinen Atlas, und sind ein stolzes kühnes Volk. — Der Name Berber mag wohl, wie schon bemerkt, eine Verstümmlung des Wortes Barbari, aus den Zeiten der Römer seyn. — Sie unterscheiden sich unter einander nach den Gebirgen, die sie bewohnen, und nennen sich Beni-Zerouahl, Beni-Chouw, Beni-Abben, welches so viel heisst, als Söhne dieser Berge. Steigen sie in die Ebene herab, so geschieht diess nur in feindlicher Absicht. — Sie treiben Ackerbau; aber auch auf Eisen bauen sie, welches sie so ziemlich gut bearbeiten, besonders zu ihren Ackergeräthen und Waffen. Auch wissen sie Schiesspulver zu bereiten.

In den Gegenden zwischen Fez, Tomboctu und der südlichen Gränze der Berberei haust noch ein Volk, die Tuarik, die eine ganz eigenthümliche Ursprache reden, von der sie behaupten, dass Noe sie gesprochen habe. Die Nachrichten über dieses Volk

sind höchst unverlässlich und widersprechend; sie huldigen im Allgemeinen der Religion Mahomeds, sind aber keine bessere Muselmänner als die Abyssinier, und einige ihrer Stämme hängen noch dem Götzendienste an;

2.) in Araber, die entweder Mauren oder Beduinen sind, je nachdem sie in Städten, oder als Nomaden-Stämme, zerstreut auf dem Lande wohnen. — Die Mauren sind Araber, mit Eingewanderten aus allen Nazionen vermischt; Misstrauen, Heimtücke, Faulheit und Grausamkeit sind die Grundzüge ihres Karakters. Die Beduinen stammen von Sarazenen ab, sie gleichen den Berbern, mit denen sie jedoch bisher immer im Kriege waren, nur sind sie weniger versteckt und tückisch. Sie leben nomadisch, in Stämme vertheilt, jeder Stamm unter einem Scheik, als oberstem Vorgesetzten, der den Richter und Religionslehrer macht. Auch sind sie ein kriegerisches Volk, das sich, wenn es keine eigenen Kriege zu führen hat, als Hülfstruppen an seine Nachbarn verdingt;

3.) in Neger; sie leben zerstreut unter den Mauren und bekleiden zum Theil die höchsten Ämter;

4.) in Juden, die zwar sehr verachtet, aber in Menge unter diesen Völkerschaften leben. Sie ertrugen diese Verachtung gerne, weil dagegen beinahe alle Geldgeschäfte in ihren Händen waren. Die Algierer duldeten die Juden, weil sie mit ihren Freunden und Feinden Handel trieben, und für ihre Existenz zahlen mussten.

— Der Regentschaft dienten sie als Spione, obschon sie von ihr, wie die letzten Thiere behandelt wurden. Ihre Kleidung war die den Türken und Mauren verhassteste Farbe, Schwarz, in die sie von Kopf bis zu den Füssen verhüllt waren. Diese Elenden ertrugen willig alle Schändlichkeiten, mit denen sie ungestraft von Jedem überhäuft wurden, während das Gesetz sie zum Strange oder Feuertode verdammte, wenn sie nur die Hand gegen maurische Kinder authoben;

5.) in Türken, ein eingedrungener Volksstamm, der die herrschende Klasse der Einwohner von Algier ausmachte, und von den Übrigen aufs Äusserste gehasst wurde. Sie verachteten zwar die Eingebornen, doch verheiratheten sie sich mit ihren Töchtern; und die aus solchen Verbindungen erzeugten Kinder hiessen Koulouglis oder Koloris. Die Kinder eines Mannes und einer Frau der Koulouglis blieben in derselben Klasse, ungefähr in jener sozialen Stellung, wie die Mulatten oder Mestizen in Ostindien. Kein Koulouglis konnte zu einem der Standesämter gelangen, die nur den Türken vorbehalten waren. Diess Schicksal theilte der Sohn des Dey mit jenem des letzten Soldaten. Die Koulouglis hatten also nur das äussere Ansehen, welches der Reichthum gibt. Reich waren sie fast alle, weil ihre Väter, die Türken, nicht heiratheten ohne selber reich zu seyn, oder wenigstens reiche Weiber zu nehmen.

Die Anzahl der eigentlichen Türken im ganzen Lande möchte sich, zur Zeit der Eroberung Algiers durch die Franzosen, auf 14 bis 16,000 belaufen haben.

Der Islamismus war der herrschende und von allen Algierern anerkannte Religionsglaube. Den Christen war gestattet Priester und ihren Friedhof zu haben, jedoch durften die erstern kein Abzeichen tragen, und alle öffentlichen Religionsgebräuche waren untersagt.

Man spricht allgemein arabisch, aber ausserdem auch türkisch, hebräisch und eine vierte Sprache, nämlich das Idiom der unabhängigen Bergvölker, der Kabailen, und diess ist vermuthlich eine Ursprache. Obzwar die arabische Sprache die herrschende ist, so war doch die türkische die der Regierung. Der Dey sprach immer türkisch aus Etiquette, und der letzte setzte gewöhnlich seinen Dollmetscher durch den Nachdruck seiner Phrasen, welche nicht ganz in die Form europäischer Diplomatik passen wollten, in keine geringe Verlegenheit. Die diplomatischen Agenten bedienten sich unter sich der Französischen. Ausserdem spricht man vorzüglich an der Küste die sogenannte Lingua franca, eine Mischung arabischer, spanischer und italienischer Worte, mittelst welcher hauptsächlich die Eingebornen und Juden sich mit den Fremden (Franken) verständigen. —

Die einfache aber kräftige Regierung Algiers hatte sich nach und nach in ihrer Verwaltung, nach dem einzigen ihren Mitglie-

dern bekannten Muster — der Pforte — gemodelt. — Die Verfassung Algiers bildete eine Art militärischen Freistaates, unter der Regierung eines erwählten Oberhauptes, welches Dey hiess, und einem Divan, oder grossen Rathe, dessen Mitglieder unter den ältern Häuptern der Miliz gewählt wurden. — Der Divan wählte den Dey und berathschlagte über alle Gegenstände, welche jener seiner Beurtheilung vorlegte. Fast alle Formen der Verwaltung, und die Weise, mit welcher in den verschiedenen Zweigen des Administrazionssystems vorgegangen wurde, waren seit drei Jahrhunderten sich gleich geblieben, und nur wenige oder gar keine Veränderungen in demselben vorgekommen.

Demungeachtet, und besonders seit Omar Pascha, war die unmittelbare Gewalt des Dey sehr gestiegen. — Er ernannte selbst seine Minister; — namentlich den Khasnadji, oder Finanz-Minister; — den Bach-Aga, oder Kriegs-Minister; — den Vekil-Hardj, oder Marine-Minister; — den Khodgia, eine Art geheimer Rath; — und den Beit-el-mal, welcher Oberrichter war.

Der Dey von Algier war immer zugleich Pascha von drei Rossschweifen. Auf Türkisch heisst Dey, Oheim. — Obzwar die Wahl des Dey dem Divan von Rechtswegen zustand, so war sie doch eigentlich nur das Resultat der jeweiligen Fakzions-Umtriebe der Janitscharen, und gewöhnlich ein blutiges Trauerspiel. — Ein Dey wurde erwürgt, um einem andern glücklicheren Abenteurer

Platz zu machen; seine Freunde und Anhänger wurden erschlagen, beraubt oder verbannt und diess alles unterbrach, kaum auf ein paarmal vier und zwanzig Stunden, die öffentliche Ruhe und den Gang der Geschäfte. So lange der Dey von Algier lebte, war er der unumschränkte Gebieter, aber seine Herrschaft und sein Leben waren immer Katastrophen ausgesetzt, und für ihn war ein natürlicher Tod ein höchst seltener Fall. —

War ein Türke einmal in die Miliz aufgenommen, so war er wahlfähig (sei er aus Bosnien oder Kreta gebürtig gewesen), und hatte Anspruch auf die höchste Gewalt. Er war Janitschar — diess war genugsamer Titel und Recht zur höchsten Würde, und die Laune des Schicksals hat oft aus der tiefsten Dunkelheit ihre Günstlinge plötzlich auf den Thron erhoben. — Man zeigt noch das Grabmal von sieben Prätendenten, welche an einem Tage erwählt und auch erwürgt wurden. Wer einmal erwählt wurde, konnte seine Herrscherwürde weder ablehnen noch niederlegen. Für ihn gab es nur zwei Plätze, den Thron oder das Grab.

Die drei Provinzen, in welche die Regentschaft zerfiel, wurden durch Bey's verwaltet. Diese wurden durch den Dey ernannt, und waren mit unumschränkter Machtvollkommenheit bekleidet. Jede Provinz zahlte eine gewisse, nach ihrem Vermögen und ihren Hülfsmitteln bestimmte Summe. —

Alle drei Jahre mussten die Bey's persönlich erscheinen, und über ihre Verwaltung Rechenschaft ablegen. — Die Fortdauer

ihrer Würde, ja ihr Leben hing von dem Maasze ab, in welchem es ihnen gelungen war, die Habsucht der Gewalthaber und Theilnehmer an der Regierung zu befriedigen. Jeder solcher Besuch der Bey's von Oran oder Constantine, soll ihnen bei 300,000 Dollars gekostet haben.

Die Beamten und Offiziere der Regentschaft erhielten als Sold, nur ihre Löhnung und Gebühr als gemeine Janitscharen. Selbst der Dey unterzog sich dieser Form, mit einem Anstriche ursprünglicher Einfachheit. Allein diese Beamten wussten sich schon in ihren Verrichtungen Ersatz für diese anscheinende Genügsamkeit zu verschaffen.

Die Verwaltung der Kriminaljustiz lag lediglich in der Hand des Dey und seiner Minister. — Mord, Diebstahl, Brandlegen, Ehebruch, wurden mit dem Tode bestraft, wie auch der Hochverrath und Meuterei. Ein Türke wurde in einem solchen Falle erdrosselt, aber in Geheim; ein Eingeborner gehängt, enthauptet, oder von einer Mauer, auf eigene dazu vorgerichtete Hacken, auf welchen er sich spiesste, vor dem Thore Bab-n-Zonn herabgestürzt. Zahlte man aber den Tchaouch oder Henker, so war er menschlich genug, das Opfer vorher zu erwürgen; ein Jude wurde entweder gehangen oder verbrannt. Kleinere Verbrechen wurden mit der Bastonade oder mit öffentlicher Zwangsarbeit bestraft, wodurch der Regierung zahlreiche Arbeiter im Marine-Arsenal gelie-

fert wurden. Das Amt des Oberhenkers oder Tchaouch-Baschi war ein Ehrenamt.

In jeder Provinz war das Richteramt in den Händen zweier Kadis, wovon der eine ein Türke, der andere ein Maure war. Diese Magistratspersonen mussten täglich, den Freitag ausgenommen, zu Gerichte sitzen. Von ihrem Ausspruche konnte man immer an den Richterstuhl des Mufti appelliren, deren es gleichfalls in jeder Provinz zwei, einen türkischen und maurischen gab, welche wöchentlich zweimal zu Gericht sassen. — Das gerichtliche Verfahren war billig, parteylos, schnell und verursachte keine Unkosten. — Die Regierung strebte darnach, jedem sein Recht zu lassen, den Rechtsgang nicht zu hemmen, und eine schnelle richterliche Entscheidung, welcher die Erfüllung unmittelbar auf dem Fusse folgte, war eine grosse Wohlthat dieser sonst so despotischen Verwaltung. (Gerechter Spruch und kräftige Handhabung des Richteramtes). —

Die Grundlage der algierischen Regierung ist höchst merkwürdig. Ausser der Instituzion der Mameluken in Egypten, bietet uns die neuere Geschichte kein ähnliches Beispiel dar. Eine kleine Schaar Abenteurer bemächtigt sich der höchsten Gewalt in einem Reiche, und vertheilt nun in der von ihr begründeten Verfassung, Würden, Ämter, Reichthum und Einfluss unter ihre Mitglieder. — Bis dahin nichts Begreiflicheres. Aber durch das Grundgesetz waren die Kinder dieser Fremdlinge, die im Lande gebo-

nen Koulouglis, vollkommen von allem Einflusse auf die Regierung entfernt. Ausschliesslich war ein Haufe Fremder, der sich immer vom Auslande ersetzte, mit der höchsten Regierungsverwaltung betheilt, und jeder Eingeborne, sein Ursprung mochte seyn welcher er wollte, blieb davon ausgeschlossen. Selten überstieg die Anzahl der in Smyrna, Damaskus, Aleppo, Constantinopel etc. Angeworbenen den Stamm der die Miliz bildenden Türken, 5000 Mann. — Eigentlich, sehr seltene Ausnahmen abgerechnet, hatten nur sie Anspruch auf Würden und Ämter. Nur in der Seemacht konnten die Eingebornen durch ihr Verdienst eine Stufe erreichen. Reis Hamids, welcher im Juni 1815 in dem Treffen blieb, in welchem sein Schiff vom nordamerikanischen Commodore Decatur genommen wurde, gehörte einem der unabhängigen Gebirgsvölker an, und hatte sich durch sein Verdienst zu den höchsten militärischen Würden hinaufgeschwungen. — Die Söhne der Bey's sind zuweilen ihren Vätern in ihrer Stelle gefolgt, zuweilen wurden Koulouglis auch Kadis, nemlich richterliches Oberhaupt eines Distrikts. Jedoch können diese Fälle, ihrer Seltenheit wegen, immer als Ausnahmen von der Regel angesehen werden.

Die Türken sind im allgemeinen einfache, kluge und besonnene Leute, sie besitzen alle Tugenden und alle Mängel eines halb wilden Volkes. — Man kann sich auf ihr Wort verlassen. Im gewöhnlichen Leben sind sie höflich, bieder, gutmüthig; — aber in politischen Verhältnissen sind es Barbaren im vollen Sinne des

Wortes. Ihr einfacher, gesunder Verstand flösst ihnen eine unerschütterliche Anhänglichkeit an ihre alten Gebräuche ein, und hieraus war für ihre Verfassung eine Kraft und Festigkeit erwachsen, welche dieselbe schwerlich aus der Richtigkeit ihres Princips erhalten haben würde.

Verbrechen zwischen Türken und Türken wurden strenge bestraft, fielen aber höchst selten vor. — Ob zwar die Türken aus wohlverstandenem politischem Grundsatze mit Genauigkeit ihre Religionsgebräuche halten; so hat die Nothwendigkeit sie doch gelehrt, zu Gunsten einer zügellosen Soldateska, in dieser Hinsicht durch die Finger zu sehen. Desshalb duldete man in Algier auch Schenken, welche von Juden gehalten wurden, wo die Soldaten geistige Getränke und Wein fanden. Fielen aber öffentliche, ärgerliche Szenen vor, so wurden diese strenge bestraft. —

Die Tracht der Janitscharen mit ihrem Yatogan und einem, auch zwei Paar Pistolen, war höchst malerisch. Der angesehenste Maure wich dem letzten Janitscharen auf der Strasse zur Seite, sonst würde ihm dieser wahrscheinlich übel mitgespielt haben. Gegen jeden Eingebornen war der Janitschar trotzig und stolz. — Seit undenklichen Zeiten hatten die Janitscharen das Recht, aus den benachbarten Gärten, was ihnen beliebte: Früchte, Gemüse oder Blumen zu nehmen; sie bedienten sich dieses Rechtes häufig, dehnten es sogar auf die Gärten der Consuln aus, und erst Omar Pascha steuerte im Jahre 1815 diesem Unfuge. — Die Türken

zeichneten sich durch physische Kraft und eine schöne männliche Gestalt aus; ihr ernster Charakter äusserte ein entscheidendes Übergewicht auf das eitle und leichtfertige Gemüth der Mauren, welche annoch dieselben leichtsinnigen und unbeständigen Numidier zu seyn scheinen, von welchen Sallustius spricht.

Ausser dem Ertrage des Seeraubes, war das jährliche Einkommen des Algierischen Schatzes, wie folgt:

	Sp. Dollars.
Bey von Oran als Steuer	60,000
» » » Ausfuhrrecht	15,000
» » » Constantine als Steuer .	60,000
Sieben Kadis Abgaben	16,000
Brit-el-mal	40,000
Der Sheik El Beled	3,000
Bey von Titteri	4,000
Khodgia	4,800
Juden-Gemeinde	6,000
Ausfuhrzoll	20,000
Öffentliche Gefälle in Algier	40,000
Französische Regierung für das Monopol der Korallenfischerei in Bona	30,000
Monopol des Lederhandels	40,000
Latus	338,800

	Sp. Dollars
Translate	338,800
Tribut von Neapel	24,000
» » Schweden	24,000
» » Dänemark	24,000
» » Portugal	24,000
Summa	434,800

In der Heerestheilung bildeten die Türken das Fussvolk, die Araber die Reiterei. Die Besatzungen in den Provinzen wurden jährlich gewechselt, sie bestanden durchgängig aus Türken und Koulouglis.

Die Marine bestand aus vier Fregatten von 44 bis 50 Kanonen, vier Korvetten von 20 bis 26 Kanonen, mehreren Goeletten, Tartanen und Chebeken.

Man muss sich wundern, dass die grossen europäischen Seemächte, mit grossen Opfern an Menschen und Geld, Kolonien in den entferntesten Weltgegenden gegründet haben, während ein erbärmlicher Räuberstaat unter ihren Augen im ungestörten Besitze des schönsten Theils der Erde blieb, und sie selbst Bedingnissen unterwarf, die nicht sehr von den Huldigungen und Tributar-Pflichten eines Vasallen abwichen. — Denn das Benehmen der Algierer gegen die europäischen Mächte und ihre Abgeordneten, trägt das Gepräge stolzen Übermuthes und unersättlicher Habgier.

Algier, (arabisch Al-Djezaer oder die Inseln) mit dem Beinamen die Kriegerische, war der Mittelpunkt der Verwaltung. — Hier waren die Arsenale, wo die zinsbaren europäischen Regierungen selbst alle Kriegsmittel zum Angriff und Vertheidigung aufgehäuft hatten; hier residirten die Agenten der fremden Staaten, und mehr als einmal wurde hier für die Welt das erbauliche Schauspiel gegeben, die Repräsentanten mächtiger Monarchen mit Ketten belastet, öffentlich zu den härtesten Zwangsarbeiten verdammt zu sehen, um die schläfrige Freigebigkeit ihrer Herrscher zu beschleunigen.

Nach Doktor Shaw, liegt Algier an dem Orte, wo das alte *Jomnicum* stand, unter dem 36° 48′ nördlicher Breite und 3° 27′ östlicher Länge, an der westlichen Spitze einer bogenförmigen, in einem Raume von etwa vier deutschen Meilen sich ausdehnenden Bucht, welche zwischen 8 bis 16 Klafter Tiefe hat.

Mit vieler Mühe und grossem Kostenaufwande wurde im Jahre 1519 die kleine Insel, von welcher Algier seinen Namen zu haben scheint, durch einen Steindamm, auf welchem eine Reihe Magazine steht, mit der Stadt verbunden. — Diess ist der sogenannte Molo oder Hafendamm, welcher das Hafenfort mit der Stadt vereinigt. Der Hafen selbst gewährt Unterkunft für etwa 50 Schiffe. Alle Annäherungspunkte zur See waren durch furchtbare, und mit schwerem Geschütz versehene Befestigungen geschützt, so, dass es thöricht gewesen wäre, von hier aus einen Angriff zu versuchen.

Der Angriff im August 1816, durch die vereinigten Flotten Englands und Hollands, hat das Minimum eines, zu einem solchen Unternehmen erforderlichen, Kraftaufwandes ausgewiesen; denn seit dieser Zeit sind die Befestigungswerke, sowohl im Allgemeinen, als insbesondere durch eine, der Spitze des Molo's gegenüber liegende Batterie von 36 Geschützen, welche die Stellung, die Lord Exmouth inne hatte, flankirt, bedeutend verstärkt worden; auch ist auf dem Molo selbst ein Kavalier oberhalb der doppelten Kasemattenreihe aufgeführt worden; dergestalt, dass den Molo drei über einander liegende Geschützreihen des allerstärksten Kalibers vertheidigen, der Seitenwerke nicht zu gedenken, welche seine Länge bestreichen. Jetzt wäre daher eine Wiederholung jener Angriffsart fruchtlos. — Zwar könnten Kriegsschiffe in der Rhede ausser dem Bereiche der algierischen Kanonen Anker werfen, und ein Bombardement könnte immer versucht werden, würde jedoch von zweifelhaftem, und wahrscheinlicherweise ohne Erfolg seyn.

Die Stadt Algier ist in Form eines Dreiecks gebaut, dessen breite Basis die Küste ist, und welches alsdann längs einer steilen Abdachung auf beiden Seiten gegen die Höhe in einen spitzigen Winkel zulauft, der durch die Kassauba (Fort und ehemalige Residenz des Dey) gekrönt wird.

Die Stadt von der See aus geschen, bietet einen überraschenden Anblick dar; sie gleicht einem Amphitheater und begreift etwa 8 bis 10,000 Häuser. Algier hat 10 grosse und 50 kleine

Moscheen; die schönste ward im Jahre 1790 erbaut, ist 60 Fuss hoch und 40 breit; sie bildet drei Stockwerke, die von weissen genuesischen Marmorsäulen unterstützt werden. Die übrigen Moscheen sind sehr einfach und gleichen den schlechtesten in der Levante. — Unter den übrigen Gebäuden sind die fünf Kasernen zu bemerken, deren jede 2000 Mann fasst, und die sehr reinlich gehalten waren.

Die Gassen sind sehr schlecht und eng, und die flachen Terrassen, welche die Dächer bilden, nähern sich einander dergestalt, dass sie kaum die Sonnenstrahlen durchlassen, und man auf ihnen beinahe von jedem Punkte der Stadt zum andern gelangen könnte.

Algier ist mit einer hohen Mauer und einem tiefen, jedoch trockenen Graben umgeben. Vier Thore führen in die Stadt, drei von der Landseite: das westliche Bab-al-Oued, das östliche Bab-a-Zoun, das südliche Porta nova, und eines gegen den Hafen Bab-a-Zera.

Von der See aus erscheint Algier wie ein dreieckiges weisses Segel, auf einer grünen Fläche. Die Höhen, die es umgeben, sind wohl bebaut, und aus ihrem üppigen Grün schimmert eine Menge weiss übertünchter Landhäuser hervor. Es ist diess gewiss ein herrliches Panorama, und einer der schönsten Gesichtspunkte, welche das mittelländische Meer darbietet.

Der Weg durch das Thor Bab-a-Zoun, der links an der Küste gegen das Fort de l'Empereur führt, ist durch eine grosse

Anzahl Batterien gedeckt, die eine die andere vertheidigen sollen, eben so ist der Weg durch das Thor Bab-al-Oued auf der entgegengesetzten Seite, nicht allein durch zahlreiche Batterien, sondern auch durch das sogenannte Fort de vingt quatre heures und jenes der Engländer gesichert.

Der Hafen ist das Werk der Algierer, die aus dem Plane, den ihnen die Natur gezeichnet, Nutzen zu ziehen verstanden. Doch ist dieser Hafen klein, unsicher und vollends den Nord- und Nord-Ost-Winden ausgesetzt. Er ist 130 Klafter lang, 80 breit und 15 Fuss tief; er wird von zwei Dämmen gebildet, wovon der eine nach Norden und der andere nach Nordost geht. Diese Hafendämme waren isolirte Felsen, die man durch einen 300 Schuh langen und zum Widerstande gegen die täglich, von beiden Seiten anschlagenden Wogen, genugsam starken Dammweg mit der Stadt in Verbindung gesetzt hatte. Der Eingang des Hafens war durch einen aufgeworfenen andern Damm verengt; die Wölbungen der Felsen, die Hohlen, die Gräben sind sorgfaltig ausgefüllt worden, endlich ist das ganze Terrain durch dreifache, in Granit gehauene Batterien, so wie durch bedeutende Festungswerke gedeckt, worunter besonders das Fort Rond zu bemerken ist. —

Diese Festungswerke machen die Stadt, von der Seeseite her, fast unbezwingbar, besonders seit Erbauung des neuen Forts, das nunmehr verhindern könnte, die Batterien des vordern Hafendammes von der Rückseite her zu meistern.

Die Rhede von Algier geht in Kreisform, vom Kap Matafu bis zur Stadt, und hat drei Meilen in der Länge und anderthalbe in der Breite. Der Grund ist schlammig, und reicht 15 bis 30 Klafter in die Tiefe. Diese Rhede ist allen Winden offen, besonders den West- und Südwinden, die hier fast das ganze Jahr, zumal im Winter herrschen, und diese Gegend sehr gefährlich machen. Übrigens sind alle Häfen und Rheden in diesem Theile von Afrika dem nämlichen Übelstande ausgesetzt, wesshalb ein spanischer Offizier, welchen Carl V. fragte, wo sich die besten Häfen und Rheden der Berberei befänden, antwortete, sie seyen in den Monaten Juni, Juli und August. —

Die Zahl der Bevölkerung Algiers ist schwer zu bestimmen, einige nehmen sie auf 100,000, andere kaum auf 50,000 Seelen an. — Die Physiognomie der Mauren, des grössten Theils der Einwohner, ist sehr charakteristisch. Sie haben im Allgemeinen schwarze und grosse Augen, eine Adlernase, einen sehr gespaltenen Mund und schöne Zähne. Ihre Haut ist braun, und die Landleute sind schwarzbraun. Ihre Haare, die schwarz und struppig sind, scheinen doch etwas Wolliges zu haben; man trifft diess bei jungen Leuten, die es bis zur Geschlechtsentwicklung behalten, und bei den Frauen vom Lande, die es nie verlieren. Die Mauren sind ausserordentlich mässig; ein wenig gerösteter Weizen, den sie mit kaltem Wasser befeuchten, dient ihnen auf den weitesten Reisen zur Nahrung; sie verzehren übrigens Früchte, Wur-

zeln, saure Milch und selten Brot. Das Brot, das sie sich zuweilen machen, ist von Weizenmehl, das mit kaltem Wasser in einem Teig geknetet, und dann in einer Art von Backofen, dessen Öffnung nach oben geht, gebacken wird.

Die Mauren verheirathen sich gewöhnlich sehr jung und nehmen mehrere Frauen, auf welche sie ausserordentlich eifersüchtig sind, ob sie sich gleich selbst allen Lastern hingeben, welche ihnen eigentlich das andere Geschlecht gleichgültig machen sollten *).

Die Fremden haben selten Gelegenheit die maurischen Frauen zu sehen, demungeachtet lässt sich aus den einzelnen Fällen, wo dieses statt findet, aus der Schönheit der Kinder, und aus dem einstimmigen Zeugnisse der in Algier anwesenden europäischen Frauen entnehmen, dass dieselben an Schönheit gewiss keinen Frauen anderer Länder nachstehen. — Schwarze Augen mit lan-

*) Eine junge Maurinn warf sich dem Kadi zu Füssen und flehte um Gerechtigkeit gegen ihren Mann, der sie täglich und ohne Ursache misshandle. Der Kadi liess sogleich den Mauren kommen und ihm, ohne auf seine Entschuldigungen zu hören, 130 Stockschläge auf die Fusssohlen geben. Nach dieser Exekuzion warf sich die Frau von neuem dem Kadi zu Füssen und dankte ihm, aber sie war mit leeren Händen gekommen, was ganz gegen die muselmannischen Gesetze ist, und um sie für ein andermal zu belehren, diesen Gesetzen nicht zuwider zu handeln, liess man sie auf die Schultern ihres Mannes steigen, und gab ihr in dieser Stellung 40 Streiche. Der Mann und die Frau küssten ihrem Richter die Hand und kehrten in Frieden heim.

gen Wimpern und schöne Zähne, gehören zu den ihnen besonders eigenthümlichen Reizen. Die maurischen Frauen sind sehr früh mannbar, vermählen sich oft mit zwölf bis dreizehn Jahren, verwelken aber dagegen sehr schnell, und sind mit dreissig Jahren oft schon alternde Grossmütter, wozu auch der übermässige Gebrauch der warmen Bäder beitragen mag. Die männliche Bevölkerung Algiers zur Zeit der Eroberung der Stadt, aus Mauren und Abkömmlingen türkischer, spanischer und italienischer Einwohner bestehend, waren grösstentheils schöne, gesunde Leute; ihre bräunliche Gesichtsfarbe bezeichnet den Sohn des Südens. Aber unter ihnen ragte der ächte türkische Janitschar mit seinem kräftigen Gliederbau, seinem würdevollen Anstande, seinem männlichen Ernste, wie die Eiche unter den Pappeln hervor, und der letzte Soldat, der nur seine Löhnung zu verzehren hatte, wenn er mit seinen vier Pistolen im Gurt, langsam durch die engen Gassen Algiers wandelte, schob den angesehensten Araber bei Seite, und der jüdische Millionär beugte sich eiligst, um sein Salama Effendi (Friede sey mit dir, o Herr!) hervorzubringen; denn aus diesem gemeinen Krieger konnte das Schicksal einst seinen Gebieter machen. Eine erstaunenswürdige Verschiedenheit zwischen Algier und den christlichen Hauptstädten! — Die jüdische Bevölkerung war hier wie überall, schmutziges, zudringliches Gesindel und habsüchtige, geizige, intrigante Geldmäkler. Die Zivilisazion hat bei uns freilich die Sachen anders gestaltet, und die Karosse des

jüdischen Barons oder Börsewucherers bespritzt rücksichtslos den hinkenden Invaliden, der auf seiner Krücke nicht schnell genug weghüpft. Die Zivilisazion ist allerdings höchst wohlthätig für die welche fahren, und Europa ein Kanaan für jene welche Geld haben.

Dass Künste und Wissenschaften bei einer halb zivilisirten Bevölkerung, unter einer despotischen Soldaten-Regierung von Seeräubern, nicht gedeihen können, ist einleuchtend. Demohngeachtet erhielten sich unter den Mauren noch Überbleibsel der ehemaligen Kultur, welche einst bei diesem Volke auf einer so hohen Stufe staad, in einigen wissenschaftlichen Zweigen, als in der Chemie, Metallurgie u. s. w. Im Allgemeinen aber ist der Koran der Inbegriff alles Wissens. Die Kinder jedoch werden in öffentlichen Schulen, und zwar vollkommen nach der Lankaster'schen Lehrmethode, im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichtet.

Die Industrie von Algier ist noch weit zurück, jedoch gibt es dort viele Handwerker, unter andern geschickte Sticker und Goldschmiede, auch erzeugt man sehr kunstreich gewirkte Stoffe; mit besonderer Kunst aber wissen die Mauren aus dem Horne des Rhinozeros und dem Elfenbeine, Armbänder für die Frauen, und allerlei andere niedliche Geräthschaften zu verfertigen, mit welchen ein grosser Handel in das Innere des Landes getrieben wird. Eben so auch wissen sie die Korallen sehr gut zu bearbeiten. —

Die Handwerker sind in Algier in Zünfte, wie in den ehemaligen Reichsstädten, eingetheilt. Jede dieser Zünfte ist der Leitung eines Amins (Vorstehers) unterworfen, dessen Wirkungskreis sehr ausgedehnt und willkürlich ist. Die Algierer sind gute Maurer und Steinhauer, Zimmerleute, Lederarbeiter, Schlosser. Es werden auch sehr geschmackvolle Stickereien, Gespinnste, Teppiche, Seiden und Wollfabrikate verfertigt, die vorzüglich durch schöne Färbung sich auszeichnen. Besonders geschickt waren die Algierer in Bearbeitung der Felle und des Leders. Der sogenannte Maroquin wird in vortrefflicher Qualität erzeugt. — Auch gab es gute Silberarbeiter in einem eigenen Geschmacke, wovon die zierlich verfertigten und verzierten Waffen, die Hauptzierde des Algierers, Zeugniss geben.

Die Gebäude bestehen gewöhnlich aus einem oder zwei Stockwerken, und einem, mit Säulengängen versehenen Hofe und gleichlaufenden Gallerien, von welchen Thüren und Fenster in die zellenartigen Gemächer führen, da auswendig, gegen die Gasse zu, keine Fenster angebracht sind. Oben ist eine flache Terrasse, der Aufenthaltsort der Frauen in der Morgen- und Abendkühle. So finster und dunkel das Aussehen dieser Wohngebäude ist, so geschmackvoll und verziert ist oft ihr Inneres.

Der Zustand der Sklaverei bei den Piraten in Algier war immer sehr erträglich. Es war immer mehr eine Art von Schutzherrschaft des Herrn, als eine eigentliche Leibeigenschaft des

Sklaven, ein Überrest patriarchalischer und orientalischer Ursitte, in welche sich das zivilisirte Europa nicht hinein denken kann. In Paris und London z. B. kann man auf öffentlicher Strasse bequem Hungers sterben, während Philanthropen, welche ihre hochtönende Stimme zur Abschaffung des Sklavenhandels erheben, gemächlich vorüber wandeln. Diess scheint dem Orientalen eben so unglaublich als uns der Satz, dass es zufriedene Sklaven geben könne.

Bei der Einnahme von Algier durch die Franzosen, fanden sich dort keine Christensklaven mehr, ausser der gefangenen Mannschaft der beiden Briggs le Silène und l'Aventure, welche von den Türken aus den Händen der Araber, die schon einen Theil derselben niedergemetzelt hatten, gerettet worden war.

Algier ist mit freundlichen und schönen Landhäusern und Gärten umgeben, welche theils reichen Einwohnern, theils den fremden Consuln gehören. — Ein kleiner Springquell ist ein Haupterforderniss eines jeden solchen Landsitzes. — Ein aus Blumenbeeten, Jasmin- und Rosenlorbeer-Lauben, Feigen- und Zitronenbäumen bestehender Garten gewährt einen angenehmen, in diesem Klima höchst comfortablen Aufenthalt, den die natürliche oder künstliche Quelle erfrischend bewässert.

Die Gassen sind, wie gesagt, grösstentheils enge Gänge, wie in Venedig oder Genua. — Eine einzige etwas breitere durch-

schneidet den ganzen untern Theil der Stadt, von Bab-a-Zoun bis zum Thore Bab-al-oued, von Süden nach Norden. In dieser Gasse sind die Kaffehhäuser und Kaufmannsläden, und dort gewährten die gravitätischen, mit verschränkten Beinen sitzenden Krämer, und die in den Kaffehhäusern ihre Pfeife schmauchenden Türken einen karakteristischen Anblick.

Abends nach dem Gebete wurden sonst die Thore gesperrt, und nur mit Vorsicht gegen ein Sperrgeld geöffnet. Niemand durfte dann ohne Laterne sich auf der Strasse zeigen. — Die Juden aber mussten ein Licht ohne Laterne tragen. Die Algierer glaubten, dass ihre Stadt an einem Freitage durch Christen in rother Uniform, (vermuthlich die Malteser, ihre ehemaligen Erbfeinde) durch einen Überfall eingenommen werden sollte, wesshalb an diesem Tage die Thore bis Nachmittag gesperrt blieben.

Die öffentlichen Gebäude, ausser denen zum Hafen (Marine) gehörigen, sind: neun grosse Moscheen, vier Kaseries oder Kasernen für die türkische Miliz, mehrere Bagnos für die Sklaven bestimmt, einige Bazars, mehrere öffentliche Bäder und die alte Residenz der Dey's, bevor sie die Kassauba bewohnten.

Da die Schiffe der Algierer grösstentheils zum Kreuzen ausgerüstet waren, so war ihr Handel zur See nicht so bedeutend, als er es hätte seyn können. Auch jener zu Land mit dem Innern von Afrika, scheint nur schläfrig betrieben worden zu seyn. Eine kleine Karavane unterhielt ihn zwar von Oran aus über

Tafilit nach Tombuctou. Es bestanden auch Handelsverbindungen mit den Biscarren und Mozoubs, welche sich bis Godames und weiter erstreckten, und durch welche die Algierer mit Goldplatten, Fellen, Leder, Straussfedern, Datteln und Kamehlen versehen wurden.

Züge der Europäer

gegen

die Raubstaaten.

Zug Kaiser Carls V.

Die Besitznahme so wichtiger Punkte an der Nordküste von Afrika durch so mächtige und entschlossene Seeräuber, wie die beiden Brüder Barbarossa, die noch durch die Eigenschaft derselben als Vasallen der Pforte, bei den damaligen Verhältnissen an Bedeutung gewann, war ein Ereigniss von zu grosser Wichtigkeit, um nicht die Aufmerksamkeit der vorzüglichsten europäischen Staaten auf sich zu ziehen. —

Kaiser Carl V., der damals den Zepter des römisch- deutschen Reiches führte, erkannte die Nothwendigkeit den Fortschritten jener Piraten ein Ziel zu setzen.

Er sandte zuerst im Jahre 1518 den Marquis von Gomarez mit 10,000 Mann nach Nordafrika. Horuk unterlag in einem blutigen Treffen, und starb an den Folgen seiner erhaltenen Wun-

den auf dem Schlachtfelde. An dessen Stelle trat sein Bruder Chiareddyn Barbarossa, der sich der Pforte unterwarf, und Tunis eroberte. Seine Fortschritte zogen aufs neue die Augen Carls V. in jene Gegenden. Eine grosse Land- und Seemacht, von dem Kaiser selbst befehligt, segelte im Jahr 1539 nach Tunis; der Erfolg war glücklich, Tunis wurde erobert, und Chiareddyn gezwungen sich nach Algier zu flüchten, welches von nun an der Mittelpunkt der Seeräuberei wurde. Auf Barbarossa II. folgte der sardinische Renegat Hassan Aga, ein kühner Korsar, der Kriegserfahrung mit seltener Entschlossenheit verband. Er brachte es dahin, dass die christlichen Seefahrer durch längere Zeit dem Handel auf dem mittelländischen Meere fast ganz entsagen mussten, oder denselben nur mit grossem Wagnisse betreiben konnten.

Um die Küsten Italiens, Spaniens und Frankreichs, welche diese kühnen muselmännischen Flibustier mit Feuer und Schwert heimsuchten, zu schützen, mussten Kastelle, Thürme und sonstige Verschanzungen erbaut werden, Besatzungen und Bevölkerung immer unter den Waffen bleiben, und man war weder zu Lande noch zu Wasser von der Besorgniss befreit, ihre furchtbare Blutfahne wehen zu sehen, oder ihr Kriegsgeschrei ertönen zu hören. Die Bevölkerung Sardiniens, Korsikas und Maltas trägt noch jetzt das Gepräge der Sitten an sich, welche eine Folge des immer zur Vertheidigung gerüsteten, unruhigen, kriegerischen

Zustandes derselben waren. Die einstimmige Reklamazion Europas, der Wunsch, die Ehre seiner beleidigten Flagge an den Ungläubigen zu rächen, in Verbindung mit einer religiösen Begeisterung, einem Nachklange der alten Kreuzzüge, das Verlangen, zu seinen durch die Eroberung von Tunis errungenen Lorbeern, neue hinzuzufügen, insbesondere aber die Betrachtung, dass auch die aus Amerika gesendeten Gold- und Silberflotten Gefahr liefen, selbst auf dem Ozeane weggekapert zu werden; — alles dieses vermochte Carl V. abermals eine Unternehmung, und zwar jetzt gegen Algier, zu versuchen.

Von Regensburg aus, wo er im Jahre 1541 sich auf dem Reichstage befand, hatte er alle Voranstalten zu diesem Zuge treffen und aufs möglichste beschleunigen lassen. Um die Mitte des Sommers waren die Truppen versammelt, die Schiffe segelfertig. Anfangs August verliess der Kaiser Regensburg und traf auf dem Wege nach Genua am 10. September in Lucca mit dem Papste Paul III. zusammen, der für diesen Augenblick, der schon zu weit vorgerückten Jahreszeit wegen, von der Ausführung abrieth, aus dem Grunde, weil im letzten Drittel des Jahres die Fahrt an der Nordküste von Afrika mit grosser Gefahr verbunden ist. Keine Überredung des Papstes aber war im Stande, den Kaiser von seinem Vorsatze abzulenken, um so weniger, da er hoffte, durch seinen Angriff auf Algier, die Pforte von jenem abzulenken, welchen sie, wie er wusste, gegen Ungarn im Schilde führte.

Aber nicht das Oberhaupt der Kirche allein, sondern auch erfahrne Kriegsmänner, wie der Marquis del Vasto, Gouverneur von Mailand, und Andreas Doria, der Nestor der damaligen Seehelden, widerriethen dem Kaiser für jenes Jahr den Zug nach Algier. — Doch nichts änderte des Kaisers Willen. Am 18. September verliess er Lucca, um sich bei Porto venere einzuschiffen, von wo er am 1. Oktober mit 36 Galeeren nach Korsika segelte, nachdem alle Transportschiffe den Befehl erhalten hatten, sich bei den Balearischen Inseln zu sammeln. Ob zwar die Fahrt mit günstigem Winde begonnen worden war, so zerstreute doch bald ein heftiger Sturm die Flotte; mit genauer Noth erreichte das Schiff, welches den Kaiser trug, das südliche Ende der Insel.

Sobald das Meer wieder ruhig geworden war, die zerstreuten Schiffe sich wieder gesammelt hatten, ging man unter Segel und erreichte am 14. Oktober Minorka, wo erst spät in der Nacht, nach grosser Anstrengung, bei Port Mahon geankert werden konnte, weil der Landwind die Annäherung an die Küste hinderte.

Die stürmische Witterung hielt wieder zwei Tage an, und erst am 16. Oktober erreichte der Kaiser Majorka.

Aus Italien waren schon 150 Transportschiffe dort angekommen; — 50 Galeeren waren hier versammelt, von denen der Vizekönig von Sizilien, Ferando Gonzaga, sieben, die Malteser vier herbeigeführt hatten. Ausser diesen hatte der mit der Re-

gentschaft in Spanien beauftragte Kardinal Tabera ebenfalls eine Flotte ausgerüstet, die aus 15 Galeeren, 150 grösseren und 50 kleineren Transportschiffen bestand, und reich mit Munizion und Lebensmitteln versehen war. Mit dem Oberfeldherrn Herzog von Alba hatten sich viele berühmte Männer freiwillig auf dieser Flotte eingeschifft, unter denen der Eroberer von Mexiko, Ferdinand Cortez, mit seinen beiden Söhnen besondere Erwähnung verdient.

Auch diese Flotte war durch widrige Winde genöthigt worden nach Karthagena zurückzukehren, hatte aber die afrikanische Küste schon erreicht, als der Kaiser ihrer noch in Majorka wartete. Am 20. Oktober erhielt er die Nachricht von der Ankunft jener Schiffe an der Küste von Afrika, ging am 21. wieder unter Segel, um sich mit der Flotte zu vereinigen, und erreichte am 23. jene Gegend der Küste, wo sie vor Anker lag. Der Kaiser ertheilte ihr den Befehl ihre Stellung zu behalten, während zwei Fahrzeuge auf Kundschaft ausgeschickt wurden, um einen gegen Unwetter und Stürme sicheren Landungsplatz zu suchen, auf deren Bericht endlich die Flotte östlich von der Stadt, nicht weit von der Mündung des Flusses Aratsch, zwischen dem Thore Bab-a-Zoun und jenem Flusse vor Anker ging, und die Transportschiffe erwartet wurden.

Das Meer wurde wieder unruhig, und die Schiffe hatten einen harten Kampf gegen den Ungestüm der Winde zu bestehen.

Endlich am 25. Oktober nahte der Kaiser mit der Flotte der Küste.

Die ganze jetzt versammelte christliche Seemacht zählte 70 Galeeren, 200 hochbordige und 100 kleinere Fahrzeuge. Die auf dieser Flotte befindlichen Truppen bestanden aus 22,400 Mann Fussvolk und 1500 Reitern. — Unter dem ersten befanden sich:

Spanier	7000
Deutsche	6000
Italiener	6000
Freiwillige, welche dem Kaiser nur der Ehre wegen gefolgt waren	3000
Malteser	400
Zusammen	22,400

Unter den Reitern waren Neapolitaner . . .	400
und Spanier	1100
Zusammen	1500

Die Ausschiffung geschah ohne den mindesten Widerstand von Seite der Afrikaner, wurde aber erst am folgenden Tage vollendet, und die Truppen mussten oft bis an die Hüfte im Wasser waten, um die Küste zu erreichen. Als nun die ganze Mannschaft ans Land gestiegen war, ordnete sie sich zum Empfang der Feinde, die jetzt zum Angriffe heran sprengten; durch das Feuer des Ge-

schützes, so wie jenes des Fussvolkes aber so kräftig empfangen wurden, dass sie bald umkehrten, und nach einigen wiederholten Versuchen, in die nächsten Berge sich zurückzogen.

Das Heer war in folgende Schlachtordnung eingetheilt:

Die Spanier bildeten die erste Abtheilung unter Anführung des Vizekönigs von Sizilien, Ferando Gonzaga. Die Deutschen die Mitte unter eigener Anführung des Kaisers und seines Lieutenants, des Feldobersten Fronsberg. Die Italiener die dritte Abtheilung unter Camillo Colonna, Augustin Spinola, und Antonio Doria, über welche der Malteser Grossbaillif von Deutschland, Georg Schilling, den Oberbefehl führte. In dieser Schlachtordnung wurde längs der Seeküste gegen die Stadt vorgerückt, und man kam an diesem Tage ungefähr eine Meile weit vorwärts. Der Sultan Soliman hatte den Befehl und die Vertheidigung Algiers dem Renegaten Hassan Pascha anvertraut; in der Stadt hatte dieser nur 800 Türken und 5000 bewaffnete Mauren als Besatzung; auf den nahen Gebirgen jedoch war eine Masse von Mauren und Arabern zusammengeströmt, um die Belagerung zu hindern.

Der Kaiser liess den Hassan Pascha zur Übergabe auffordern, der diese jedoch verweigerte, und sich zur äussersten Vertheidigung entschlossen erklärte.

Die christliche Armee, von der jeder Soldat auf zwei Tage mit Lebensmitteln versehen worden, lagerte die Nacht hindurch

bei den Gewehren, wurde aber durch die häufigen Angriffe der Mauren und Araber beunruhigt, die von den Höhen in die Ebene herabkamen, das Lager von allen Seiten umschwärmten, und ihre Pfeile bis in die Umgebung der Gezelte des Kaisers sandten. Dieser schickte mehrere Abtheilungen Spanier aus, um dem Lager Ruhe zu verschaffen. Sobald diese die flüchtigen Feinde angriffen, flohen sie wieder in die Gebirge zurück; aber auch hier trieben die Spanier anfangs sie aus ihren Stellungen, doch immer mehrten sich die feindlichen Haufen; da es den Spaniern nun endlich an Munizion gebrach, sie auch durch die Anstrengungen seit den letzten 24 Stunden schon erschöpft waren, so zogen sie sich mit Anbruch des Tages zurück, ohne einen eigentlichen Verlust erlitten zu haben, indem nur wenige verwundet waren.

Ohne Meister der nächsten, die Stadt umgebenden Höhen zu seyn, war es nicht möglich den eigentlichen Angriff auf diese beginnen zu können; indem die Afrikaner ihre Bewegung des Anrückens gegen das Heer, und ihr schnelles Fliehen ins Gebirge wiederholten, und man weder im Rücken, noch in der linken Flanke vor ihnen sicher war.

Der Kaiser liess daher gleich beim Aufbruche der Armee, durch seine Spanier unter Ferando Gonzaga und Alvarez Sandez, diese Höhen angreifen, welche im Sturmschritte genommen, und auch behauptet wurden.

Sobald dieses geschehen, rückten die Deutschen nach, und umschlossen die Stadt von der andern Seite, während die Italiener die Stellung vor dem Thore Bab-a-Zoun behaupteten. Die Stadt war also ganz eingeschlossen, indem sie auch von der Seeseite durch die Flotte blockirt war. Mit aller erdenklichen Vorsicht hatte der Kaiser die Stellung der verschiedenen Abtheilungen gewählt, die nöthigen Vortruppen waren ausgestellt, und man glaubte, die Aussicht auf eine ruhige Nacht zu haben, so wie sich das Heer den frohesten Hoffnungen auf den kommenden Tag überliess. Aber eben diese Nacht war es, die alle Hoffnungen zerstörte, indem Unfälle eintraten, die keine menschliche Weisheit vermeiden konnte.

Gegen Mitternacht umhüllte plötzlich die tiefste Dunkelheit den Himmel, Blitze durchzuckten unaufhörlich die Lüfte, der Donner rollte mit der grössten Heftigkeit; bald stürzten Ströme von Regen und eisigem Hagel auf das Lager herab, und ein wüthender, unaufhörlicher Orkan drohte Erde und Meer mit einander zu vereinigen. — Ein harter Schlag für das ganze Heer. — Um den Marsch zu erleichtern, waren die Soldaten ohne das Gepäcke ans Land gesetzt worden, es fehlten ihnen die Mäntel, um sich gegen den Regen und das Unwetter zu bedecken, die Zelte, um unter ihnen Schutz zu suchen. Ganz durchnässt, von dem Sturmwinde aufs äusserste geplagt, schwanden den Kriegern die Kräfte, und mit diesen der Muth; um so mehr, als auch das Meer aus sei-

nen Ufern trat, die empörten Wellen die Schiffe von ihren Ankern rissen, die theils ans Ufer geworfen, theils in die hohe See geschleudert, oder von den Wogen verschlungen wurden, so, dass die Armee ohne Lebensmittel, ohne Munizion, in der Flotte die einzige Stütze zu verlieren Gefahr lief, auf welche das Gelingen der Unternehmung gegründet war.

Unter diesen Umständen brach der Morgen des 28. Oktobers an, und anstatt dass bessere Witterung eingetreten wäre, nahm die Wuth des Orkans, die Heftigkeit der Regengüsse noch zu; es war Niemand mehr im Stande, sich auf den Füssen zu erhalten. Die Besatzung der Stadt wollte diese gute, sich ihnen darbietende Gelegenheit zu einem Ausfalle auf das christliche Heer benützen. In bedeutender Anzahl rückten die Mauren in der Stille aus der Stadt heran, überfielen die Vorposten, tödteten die meisten derselben und gingen nun auf den äussersten rechten Flügel los, auf welchem drei italienische Kompagnien aufgestellt waren, die nach einigem Verluste an Todten und Verwundeten die Flucht nahmen. Jetzt nahten sich die Mauren den Verschanzungen des Lagers, in welches sie eine Anzahl von Pfeilen sandten. Obschon alle Elemente sich gegen die Christen verschworen zu haben schienen, griff dennoch alles zu den Waffen und ging dem Feinde entgegen, um die angegriffenen Punkte zu unterstützen. Auch die Malteser schwangen sich auf ihre Pferde und folgten, geführt von Georg Schilling, und dem Träger der Ordensfahne, dem Komthur

Savignac, den Truppen unter Camillo Colonna, und Gonzaga Spinola in den Kampf.

Die Feinde wichen der Heftigkeit des Angriffes, in welchem nur Lanze und Schwert entschied, da alle Feuerwaffen und Geschosse durch den Regen unbrauchbar waren, und suchten die Christen in einen Hinterhalt zu locken. Diess gelang ihnen zwar, doch ohne zu ihrem Vortheil zu gereichen, denn an Zahl den Mauren überlegen, an Tapferkeit ihnen gleich, wurden die letzten in die Flucht geschlagen, und bis an die Thore der Stadt gejagt. — Ferando Gonzaga hoffte mit dem Feinde zugleich in diese einzudringen, allein Hassan Pascha hatte so schnell die Zugbrücke aufziehen, und die Thore verrammeln lassen, dass noch eine Abtheilung Mauren von der Stadt ausgeschlossen blieb, die von den Christen niedergemacht wurden. Die Malteser, welche mit unter den vordersten Kämpfern waren, hofften auf einen neuen Ausfall der Mauren, allein diese setzten ihnen mit ihrem Geschütze von den Wällen so heftig zu, dass sie gezwungen wurden, sich zurückzuziehen.

Kaum hatten sie die Nähe der Stadtmauer verlassen, als auch das Thor sich wieder öffnete, die Mauren in Menge hervorströmten und über die Malteser herfielen, die nach mannhafter Vertheidigung dennoch gezwungen waren, vor der Menge zu weichen. Da erschien der Kaiser selbst mit 500 freiwilligen Edelleuten, die seine Leibwache bildeten, und mit den deutschen Truppen, eben

zu rechter Zeit, um die Malteser zu retten. Die Deutschen rückten gegen die Mauren an; diese aber warteten ihren Angriff nicht ab, sondern flohen schnell wieder gegen die Stadt. Hier wiederholte sich der frühere Vorfall, indem wieder 300 Mauren abgeschnitten und niedergemacht wurden. — Aber auch des Bleibens war nicht für den Kaiser mit seinen Truppen in der Nähe der Wälle, indem mehrere aus seiner nächsten Umgebung durch Stückkugeln von denselben getödtet wurden. — Er führte die Truppen ins Lager zurück, und obwohl durchnässt und ermüdet, betrat er sein Zelt nicht eher, bis alle Verwundete verbunden waren, und bewies dadurch, dass er die Kriegerrüstung so gut, wie den Purpurmantel zu tragen verstand.

Während nun das Heer am Lande durch Sturm, Regen und Kampf so vieles gelitten hatte, war die Flotte noch viel härter mitgenommen worden; — 130 Schiffe gingen zu Grunde, 14 Galeeren wurden ans Ufer geworfen und der Verlust an Menschen, welche theils in den Wogen ihren Tod fanden, theils wenn sie sich auch glücklich ans Land gerettet hatten, von den Arabern und Mauren umgebracht wurden, belief sich auf mehr als 7000 Mann. Durch diese fürchterliche Zerstörung der Flotte, war die auf dem Lande befindliche Armee in die verzweifelteste Lage gesetzt worden; ohne Gepäcke, ohne Aussicht auf weitere Lebensmittel und Munizion, beinahe ganz ohne Hoffnung, konnte sie nur einem allgemeinen Verderben entgegen sehen. Dieser hoffnungslose Zu-

stand dauerte den ganzen übrigen Tag, und die angstvoll, unter fortwährendem Sturm und Regen durchwachte, folgende Nacht.

Endlich fing das Meer, mit dem Beginne des 29. Oktobers an, etwas ruhiger zu werden, allein dennoch gestattete die Brandung der Küste den Böten noch nicht die Verbindung mit dem Lande, um Lebensmittel und Munizion dem Heere zuzuführen. Der Kaiser befahl die Bespannung der Geschütze, die Reitpferde, zu schlachten, und mit deren Fleische fristeten die Soldaten die nächsten drei Tage ihr Leben.

Auf den zu Grunde gegangenen Schiffen war aber nicht allein der grösste Theil der Lebensmittel verloren gegangen, sondern auch die ganze Belagerungsartillerie und alles was dazu gehört. Nicht genug hiermit, denn auch für die übrigen Schiffe war die Gefahr noch nicht vorüber; gingen auch diese zu Grunde, so war der Kaiser mit seinem ganzen Heere, entweder dem Tode durch Hunger, oder durch die Waffen, oder der Gefangenschaft verfallen. Am schrecklichsten war das Schicksal der Verwundeten, deren 400 ohne Nahrung, ohne Decke, im freien Felde dem Sturm und Regen Preis gegeben waren.

Der Kaiser mochte wohl bedauern, den Vorschlägen des Papstes und der Erfahrung des Admirals Andreas Doria nicht gefolgt zu haben; überzeugt, dass jetzt nicht mehr an irgend einen Erfolg, sondern nur allein an die Rettung des übrigen Heeres zu denken war, fasste er daher schnell den Entschluss, die Armee

zurück zu führen, und die Unternehmung auf das kommende Jahr zu verschieben.

Der Sturm hatte den Rest der Flotte grösstentheils gegen das Vorgebirge Matafu, am östlichen Ende der Rhede von Algier, getrieben. Andreas Doria benachrichtigte von hier aus, durch einen muthigen Matrosen, der kühn sich den empörten Wellen anvertraute, den Kaiser über die Unfalle der Flotte, bat ihn auf das dringendste, mit seinem Heere gegen dieses Vorgebirge zu marschiren, und den Versuch zur Wiedereinschiffung zu machen. Der Kaiser befahl daher auf der Stelle den Aufbruch. —

Der Marsch dauerte drei Tage, unter den höchsten Beschwerden für die ermatteten, ausgehungerten Soldaten, in dem beinahe ganz ungangbar gewordenen Boden. — Am ersten Marschtage erreichte man den aus seinen Ufern getretenen Fluss Aratsch, über den man setzen musste. Ohne Übergangsmittel für den Augenblick, musste man hier lagern, bis aus den, am Ufer des Meeres sich findenden Trümmern der zu Grunde gegangenen Schiffe, eine Brücke über den Fluss zu Stande gebracht wurde. —

Hassan Pascha, der dem Heere gefolgt war, liess nichts unversucht, dasselbe die ganze Nacht hindurch zu beunruhigen, jedoch ohne wirksamen Erfolg.

Am Morgen des 30. Oktobers setzten, als die Brücke fertig geworden war, die Deutschen und Italiener über den Fluss, die Spanier gingen, da das Wasser schon gefallen war, weiter auf-

wärts mittels einer Furth durch denselben. Am Abende dieses Tages kam man wieder an einen tiefen und sumpfigen Fluss, den Hanitsch, der aber sogleich überschritten und durchwatet, und an dessen rechtem Ufer das Lager geschlagen wurde.

Hassan Pascha hatte sich schon vom Aratsch mit der Besatzung gegen Algier zurückgezogen, und den Arabern und Mauren des Gebirges die Verfolgung der Christen überlassen; als diese nun auch den zweiten Fluss übersetzt hatten, gaben auch jene die Verfolgung auf.

Am dritten Tage, den 30. Oktober, kam endlich das Heer bei Matafu an, wo es ein Lager bezog, aber auch schon wieder eine grosse Anzahl Afrikaner in der Entfernung versammelt sah, die während der Nacht das Lager immerwährend beunruhigten, und den Vorsatz an Tag legten, die Einschiffung so viel wie möglich zu erschweren. Dorias einziges Ziel war jetzt, so viel Lebensmittel wie möglich ans Land zu senden, um die ausgehungerten Truppen zu erfrischen.

Der Kaiser berief unterdessen alle Heerführer zu einem Kriegsrathe, dem er die Entscheidung der Frage vorlegte: ob ein neuer Angriff auf Algier versucht, oder das Heer wieder eingeschifft werden sollte? Für die Bejahung der ersten Frage erklärte sich Ferdinand Cortez, so wie der General-Capitän von Oran, Don Martin de Cordova, und mehrere andere, die sich sogar erboten, sicher den Platz zu nehmen, wenn die Trup-

pen ihrer Leitung überlassen würden. — Der grössere Theil der Krieger war aber für die Einschiffung. Der Kaiser selbst stimmte mit den Letzteren.

Am 1. November begann die Einschiffung der Italiener und Deutschen zuerst, während der Kaiser die Spanier als Nachhut aufstellte, denen die Malteser freiwillig sich anschlossen. Die Bewegung ging sehr langsam von Statten, da der grössere Theil der Schaluppen und Boote zu Grunde gegangen war; auf den Schiffen war des Raumes so wenig, dass man noch alle übrigen Pferde tödten, oder ins Meer stürzen musste. Am 3. November, als auch bereits die Hälfte der Nachhut an Bord gebracht war, erhob sich gegen Abend allmälich der Wind wieder, und der Rest der Truppen konnte, bei der hochgehenden See, nur mit Mühe zu Schiffe gebracht werden. Mit Vorsicht hatte man die Schiffe, so wie sie ihre Ladung eingenommen hatten, das Vorgebirge Matafu gegen Osten umsegeln lassen, wo sie eine, durch eine Felsenkette vor dem Winde geschützte, Bucht fanden. Ein grosses Glück für diese; denn der Sturm erhob sich wieder mit ungeheurer Stärke, und von den noch bei dem Vorgebirge vor Anker liegenden Schiffen, wurde das grösste an den Felsen desselben zertrümmert, und ging mit Mann und Maus unter; eine maltesische Galeere wurde nur mit der grössten Mühe gerettet.

Der Kaiser war am Lande geblieben, und hatte erst dann sein Schiff bestiegen, als auch die zweite Hälfte der Spanier einge-

schifft worden war. — Er wollte nun das Aufhören des Sturmes abwarten, um durch die Galeeren die Transportschiffe am Schlepptaue aufs hohe Meer ziehen zu lassen. Nachdem Carl in seinem Beisein diess eine Zeit lang ohne Erfolg hatte versuchen lassen, er aber selbst der Gefahr ausgesetzt war, mit seinen Galeeren auf die Klippen geworfen zu werden, so liess er vier derselben zur Unterstützung der Transportschiffe zurück, und segelte mit den maltesischen Schiffen, zu den andern unter Doria, gegen Bougia.

Als er am folgenden Tage dort angekommen war, erhielt er durch die nachgekommenen Galeeren die niederschlagende Nachricht, dass der Sturm alle Transportfahrzeuge an die Küste geworfen, selbe zerschmettert, ein grosser Theil der Mannschaft den Tod in den Wogen gefunden habe, der übrige, der sich aufs Land gerettet, von den Arabern niedergemacht worden sei.

Der Aufenthalt in dem Hafen von Bougia war beinahe eben so unsicher, als bei dem Vorgebirge Matafu, indem er den Nordwinden ganz offen steht; ein glücklich in den Hafen gebrachtes, mit Getreide beladenes Schiff, wurde vor den Augen der ganzen Flotte, mitten im Hafen, von den Wellen verschlungen. Das Meer hatte mit seiner stürmischen Bewegung schon einige Tage die Flotte geängstiget, als zur Zeit des Vollmondes die Wuth des Orkans wieder den höchsten Grad erreichte, und durch 12 Stunden die Flotte mit gänzlicher Zerstörung bedrohte. Masten und Segelstangen wurden zertrümmert, Steuerruder ausgehoben, und

Schaluppen und Boote versenkt. — Als endlich mit Anbruch des folgenden Tages der Wind sich zwar legte, blieb die Abfahrt noch immer unmöglich, und nun trat die Gefahr einer Hungersnoth ein, indem Bougia, obschon eine spanische Besitzung, dennoch keine hinlänglichen Vorräthe enthielt, um eine so grosse Masse von Menschen zu versehen, da es ohnehin sein Getreide aus Spanien zog, und schon lange keine Zufuhren erhalten hatte.

Mit der Abnahme des Mondes wurde dann das Meer allmälig ruhiger. Der Anführer der Malteser, Georg Schilling, und Ferando Gonzaga fuhren zuerst ab; sie erreichten am vierten Tage Tunis, wo sie von dem Könige Muley Hassan, einem spanischen Vasallen, alle Unterstützung erhielten.

Weil Andreas Doria die Witterung noch nicht für hinreichend günstig hielt, verweilte der Kaiser noch bei Bougia. Zuerst segelten die Spanier unter dem Grafen Ognato nach Spanien, dann die Italiener unter Nicolo Pallavicini nach Italien ab. Der Kaiser verliess mit Dorias Geschwader am 16. November den Hafen von Bougia, ging nach Majorka, und landete mit Ende November bei Karthagena.

Diess war das Ende einer Unternehmung, die, wenn der Kaiser den Rath der Kriegserfahrung befolgt hätte, wahrscheinlich schon damals den Stolz der wilden algierischen Seeräuber gedemüthigt haben würde, so aber denselben aufs Höchste steigerte.

Die Algierer, zu deren Gunsten sich die Elemente, auf eine für ihre Feinde so verderbliche Art, erklärt hatten, schrieben ihre Rettung dem Wunder eines ihrer Heiligen (Marabout) zu, der das Meer so lange mit Ruthen gepeitscht haben soll, bis er den fürchterlichen Sturm hervor rief, der die christliche Flotte zerstörte.

Der so gestaltete Ausgang dieser Expedizion, und der Glaube, dass die Gunst des Himmels sie beschützt habe, feuerte die Algierer um so mehr an, ihr früheres Gewerbe noch weiter auszudehnen, und von nun an wurden mit doppelter Wuth die christlichen Küstenländer verwüstet, die Bewohner in die Sklaverei geschleppt, und auf jedes europäische Schiff Jagd gemacht.

Beschiessung Algiers durch die Franzosen, unter Ludwig XIV. am 26. und 27. Juli 1683.

Im siebzehnten Jahrhundert wurde Algier dreimal durch die Franzosen beschossen. Es hatten schon zwei Unternehmungen, unter dem Herzog von Beaufort, mit Erfolg gegen die Algierer Statt gehabt, jedoch war dieser nur von vorübergehender Bedeutung.

Endlich nahm Frankreich sich vor, den Algierern eine derbe Züchtigung, für die vielen der französischen Flagge zugefügten Beleidigungen beizubringen, deren Andenken sie nicht sobald aus

ihrem Gedächtnisse verlieren sollten. Es wurde nämlich beschlossen, die Stadt Algier zu bombardiren. Da man aber bis dahin es noch nicht verstand, sich der Mörser am Bord der Schiffe zu bedienen, so wäre man in grosser Verlegenheit gewesen, den gefassten Entschluss wirksam auszuführen, wenn nicht zur selben Zeit ein junger Mann, mit Namen Bernard Renau, dem Minister Colbert den Vorschlag gemacht hätte, eigene Schiffe, Galiotten, zum Werfen der Bomben zu erbauen. Dieser Vorschlag fand zwar manchen Widerspruch, der Minister würdigte jedoch das Talent des jungen Mannes, und Ludwig XIV. bewilligte den Bau der Fahrzeuge. Renau leitete dann selbst, unter dem Oberbefehle des alten Seehelden Duquêsne, die Beschiessung von Algier.

Dieser Admiral erschien das erste Mal im Jahr 1682, das zweite Mal im Jahre 1683 vor Algier. Diess letztemal beschoss er am 26. und 27. Juli die Stadt so kräftig, überschüttete sie so vollkommen mit seinen Bomben, dass sie beinahe ganz in einen Schutthaufen verwandelt wurde. Die Folge davon war, dass die Algierer durch einen Gesandten bei Ludwig XIV. Abbitte thaten, und ihre frühern Frevel auf eine Art büssen mussten, die diese Korsaren aufs Tiefste verwundete, indem sie sich herbei lassen mussten, nicht allein einen starken Tribut zu zahlen, sondern auch alle gefangenen Christen auszuliefern. Bemerkenswerth ist hier eine charakteristische Anekdote aus diesem Zeitpunkte. Unter den

Sklaven, deren Befreiung das Bombardement zur Folge hatte, befanden sich auch einige Engländer, welche an Bord der französischen Flotte gebracht, behaupteten, durch niemand andern als ihren eigenen König ausgelöst werden, und lieber in ihre Fesseln zurückkehren, als einer fremden Nazion ihre Befreiung verdanken zu wollen.

Zug der Spanier gegen Algier unter Carl III., im Jahre 1775.

Im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts unternahmen die Spanier und Holländer mehrere See-Expedizionen gegen Algier; die letzte war jene der Dänen im Jahre 1770, alle jedoch mit wenigem, oder gar keinem Erfolge.

Wichtiger war der Versuch, welchen die Spanier im Jahre 1775 unter Carl III. gegen Algier machten; 18,260 Mann Infanterie, 820 Mann Cavallerie, 240 Dragoner, 3340 Seeleute, zusammen 22,660 Mann, bildeten die Ausrüstung, welche zu diesem Zuge bestimmt war. Diese Truppen befanden sich, unter Anführung des Contre-Admirals Castejon, auf einer Flotte, die 344 Transportschiffe zählte, und aus 6 Schiffen mit 2 Verdecken, 14 Fregatten, 7 Schebeken, 7 Galiotten, 4 Bombarden, 4 Kuttern, und 2 Packetbooten, im Ganzen aus 44 Fahrzeugen zusammengesetzt war.

Am 1. Juli erschien diese Flotte an der Küste von Algier, aber erst am 8. um 2 Uhr Morgens fand die Landung statt. Diese geschah ohne Widerstand der Eingebornen, zwischen der Einmündung des Aratsch, und der siebenten Uferschanze, welche Tags zuvor, durchs Feuer des Schiffes St. Joseph, zerstört worden war. Gegen fünf Uhr Morgens waren etwa 10,000 Mann ausgeschifft, welche sich in zwei Kolonnen theilten, und entschlossen gegen die am Ufer des Aratsch lagernden Mauren anrückten; — diese zogen sich in die, in der Nähe ihrer Stellung befindlichen Gärten und Gebüsche zurück, aus welchen sie ein wirksames Tirailleurfeuer unterhielten.

Lange dauerte der Kampf, der für die Spanier in dem dicht mit Heidekraut bewachsenen, sehr durchschnittenen Boden, äusserst ermüdend war. Sie trieben jedoch die Mauren zurück, entfernten sich aber, in der Hitze der Verfolgung, von der Küste. Diess benützten die Türken, und richteten ein heftiges Feuer aus den Geschützen der Küstenbatterien, die man die unverzeihliche Unachtsamkeit gehabt hatte, nicht früher durch die Flotte zerstören zu lassen, in den Rücken der Spanier, welches diesen beträchtlichen Schaden that. Auch war der Angriff auf einer Stelle geschehen, wo er durch die Artillerie der Flotte nicht unterstützt werden konnte, deren Kugeln selbst den Spaniern schaden mussten, wenn sie auch auf die türkischen Batterien gerichtet waren.

Überhaupt scheinen bei dieser Expedizion, trotz der Tapferkeit der Spanier, mannigfaltige Missgriffe, schlechtes Einverständniss der Befehlshaber der Flotte und der Landmacht, und ein besonderes Zusammentreffen ungünstiger Umstände, vorgeherrscht, und den Erfolg vereitelt zu haben. — Die gelandeten Truppen mussten gegen Abend nach empfindlichem Verluste, erschöpft und ermattet, vom Angriffe abstehen, und sich an die Küste zurückziehen.

Des andern Tages vor Sonnenaufgang griffen die Mauren, während die Wiedereinschiffung der gelandeten Truppen bewerkstelligt wurde, das spanische Lager mit vieler Kühnheit an, brachten grosse Verwirrung hervor, und zwangen die Spanier zur möglichsten Beschleunigung der Wiedereinschiffung, so, dass man sich sogar genothiget sah, die Kabeltaue zu kappen, um schneller in die See stechen zu können. Die Spanier hatten einen Verlust von etwa 2000 Mann an Todten und Verwundeten.

Die Mauren bemächtigten sich des Lagers, und in diesem zweier Mörser, 15 Kanonen, mehrerer Pferde und einer Menge Munizion; das Traurigste aber war, dass eine grosse Anzahl von Verwundeten in die Hände der Barbaren fiel; ihre Köpfe wurden dem Dey gebracht, der für jeden 15 Zechinen zahlte, die Leichname blieben den wilden Thieren und Raubvögeln zur Beute. Die wenigen Bomben, welche Admiral Castejon in die Stadt warf, änderten nichts an dem ungünstigen Ausgange dieses Un-

ternehmens, dessen Vorbereitungen einen glänzendern Erfolg hatten erwarten lassen, und welches hauptsächlich durch die unzulängliche Mitwirkung der Flotte und ihres Befehlshabers misslungen war.

Der nordamerikanische Commodore Decatur zwingt Algier zum Frieden, im Juni 1815.

Im zweiten Jahrzehend des gegenwärtigen Jahrhunderts entstanden Zwistigkeiten zwischen Algier, und den vereinigten Staaten von Nordamerika.

Im Jahre 1812, am 17. Juli nämlich, brachte das Schiff the Allegheri den gewöhnlichen Tribut nach Algier. Der Dey behauptete aber, nicht die bestimmte Menge von Schiesspulver erhalten zu haben, und beklagte sich über den Abgang von Schiffseilen, welche er verlangt zu haben vorgab, befahl den amerikanischen Consul abzuweisen, und erklärte den Staaten unverweilt den Krieg. Im September wurde ein amerikanischer Brigg mit 11 Matrosen Bemannung genommen, und die Mannschaft zu Sklaven gemacht. Auch benützten die Algierer den Zeitpunkt, in welchem Napoleons Glücksstern im Sinken war, um die minder beschützten Küsten von Italien zu beunruhigen. Eben so wurden zu dieser Zeit sieben schwedische, und mehrere holländische Kauffahrer gekapert.

Im Jahre 1815 sandte der Kongress der vereinigten Staaten von Nordamerika ein Geschwader von drei Fregatten, einem Sloop, einem Brigg und drei Schoonern, unter den Befehlen des Commodore Decatur in das Mittelmeer, um die Algierer in Zaum zu halten. — Am 16. Juni ward von diesen Schiffen eine Algierische Fregatte auf der Höhe des Cap Gallo genommen. Am 19. erfuhr eine algierische Kriegsbrigg dasselbe Schicksal.

Am 28. erschien Commodore Decatur vor Algier selbst. — Die Verwendung Decaturs hatte die Folge, dass schon am 30. Juni, der Friedenstraktat mit den amerikanischen Freistaaten unterzeichnet, und der amerikanische General-Consul in Algier installirt wurde *).

---

*) Nachfolgende, zwischen dem Präsidenten der vereinigten nordamerikanischen Staaten, und dem Dey von Algier gewechselte Schriften, stehen ihres Inhalts, wie ihrer Form wegen, in einem solchen Kontraste, dass sie wohl verdienen hier wörtlich angeführt zu werden.

1) Kriegserklärung der vereinigten Staaten an den Dey von Algier.

James Mathison, Präsident, an Se. Hoheit den Dey von Algier.

Nachdem Eure Hoheit den vereinigten Staaten den Krieg erklärt, einige Unterthanen derselben zu Sklaven gemacht, anderen verschiedene Unbilden ohne Ursache zugefügt haben, so wurden in der letzt gehaltenen Sitzung, vom Kongresse der vereinigten Staaten, die Feindseligkeiten gegen E. H. Regierung, durch einen öffentlichen Beschluss anempfohlen. Ein Geschwader unserer Kriegsfahrzeuge ist zur Erfüllung dieses Beschlusses in das Mittelmeer abgesendet. Dasselbe wird E. H. die Wahl zwischen

Expedizion des Lords Exmouth, im Jahre 1816 gegen Algier.

Im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts hielt England den Dreizack der Meere in seiner mächtigen Hand. Ohne die Raubstaa-

---

Frieden und Krieg bringen. Wir wünschen, dass E. H., die Leiden des Krieges mit den Vortheilen vergleichend, welche aus dem guten Einvernehmen mit einem Staate, der täglich an Macht gewinnt, entspringen, geneigt seyn werden, die freundschaftlichen Verhältnisse wieder anzuknüpfen, welche so lange zwischen beiden Völkern bestanden haben, und somit in die Absichten unserer Regierung eingehen werden, welche nichts anders als Friede, und Einigkeit mit allen Staaten wünscht. — Der Friede aber, damit er dauerhaft sei, muss auf Bestimmungen beruhen, welche für beide Theile vortheilhaft sind, und nach welchen keiner von beiden etwas für sich begehrt, welches er nicht gegenseitig auch dem andern Theile zuzugestehen geneigt ist. Nur auf einer solchen Grundlage können wir den Frieden wünschen, und ihn später erhalten.

Ich habe einen unserer ausgezeichnetesten Bürger, den William Schaler und die Comodore Barnbridge und Decatur beauftragt den Frieden mit E. H. abzuschliessen. Sie werden E. H. dieses Schreiben zustellen.

Ich habe E. H. diese Mittheilung in der Hoffnung gemacht, dass E. H. diese Gelegenheit benützen werden, auf eine ehrenvolle Weise den Frieden dem Kriege vorzuziehen.

Washington, den 12. April 1815. James Mathison.

Auf Befehl des Präsidenten
James Monroe, Staats-Sekretär.

2. Antwort des Dey von Algier an den Präsidenten der vereinigten Staaten.

Mit Hülfe und dem Beistande der Gottheit, und unter der Regierung unseres Herrschers, des Zufluchtsortes der Welt, des mächti-

ten gerade zu beschützen, lag es doch in seinem Interesse, dieselben zu toleriren, und diese Korsaren trieben ihr Gewerbe im mit-

---

gen grossen Königs, der nur Gutes thut, des trefflichsten unter den Menschen, des Schatten Gottes, des Königs der Könige, des höchsten Schiedsrichters, Kaisers der Erde, gleich Alexander dem Grossen, Machthabers, Beherrschers beider Welten und Meere, Königs von Arabien und Persien, Kaisers, Kaisersohns und Mehrers des Reiches, — des glorreichen Mehmed Chan ergebener und gehorsamer Diener, derzeit oberster Befehlshaber und Herrscher in Algier, Omar Pascha, an Se. Majestät den Kaiser von Amerika, Beherrscher der Küsten und nächst liegenden Provinzen und aller Orte, wo seine Herrschaft sich ausdehnen kann, unsern edlen Freund, die Stütze der Könige des Volkes Jesu, den Grundpfeiler aller christlichen Fürsten, den glorreichsten der Prinzen, erwählt unter vielen Herrn und Kriegern, den Glücklichen, den Grossen, den Liebenswürdigen James Mathison, Kaiser von Amerika. Möge seine Regierung glücklich und glorreich, und sein Leben glücklich und gesegnet seyn, wir wünschen ihm einen langen Besitz der Siegel seines heiligen Thrones, langes Leben und Gesundheit. Amen.

Indem ich hoffe, dass Deine Gesundheit in gutem Stande ist, zeige ich dir an, dass die Meinige gut ist, Dank sei dem Allmächtigen, und dass ich stets mein Gebeth für dein Glück an den Allmächtigen richte.

Nachdem mehrere Jahre vorüber gegangen sind, hast du endlich das durch den Admiral Decatur, deinen gehorsamen Knecht, befehligte Geschwader geschickt, in der Absicht, mit uns wegen dem Frieden zu unterhandeln. — Ich habe den Brief erhalten und mich in Kenntniss des Inhalts gesetzt; nachdem der zwischen uns gestandene Hass erloschen ist, hast du gewünscht den Frieden unter den nämlichen Bedingungen, wie mit Frankreich und England zu machen. Sogleich nach Ankunft deines Geschwaders

telländischen Meere und an den Küsten Italiens, Spaniens, Sardiniens und Siziliens, mit mehr oder weniger Kühnheit und Erfolg.

Im April 1816 empfing Lord Exmouth von der Admiralität Instrukzionen, mit den Barbaresken-Staaten wegen Anerkennung der jonischen Inseln, als englischer Besitzungen, zu unterhandeln, zwischen diesen Staaten und den Königreichen Sardinien und

---

auf unserer Rhede, habe ich meine Antwort an deinen Diener den Admiral gesendet, durch Vermittlung des Consuls von Schweden; ich war bereit, seine Vorschläge anzunehmen, unter der Bedingniss, dass unsere durch Euch genommene Fahrzeuge, eine Fregatte und eine Corvette, uns zurückgegeben und nach Algier zurückgeführt werden. Nach diesen Bedingnissen werden wir den Frieden unterzeichnen, als Folge deines Begehrens. Nachdem diese Antwort durch den schwedischen Consul, deinem Diener dem Admiral mitgetheilt worden war, so trat er mit uns in Unterhandlung, später bestand er auf der Befreiung sämmtlicher amerikanischer Unterthanen, so wie auch auf der Bezahlung einer grossen Summe für einige Handelsschiffe, welche wir als eine gute Prise erklärt hatten; wir haben keinen Anstand genommen, seinem Begehren zu willfahren, demohngeachtet hat besagter Admiral sein Wort noch nicht gehalten, uns beide Kriegsschiffe zurückzuschicken, ein solches Betragen fordert neue Unterhandlungen.

Nachdem vor 20 Jahren, unter der Regierung des Hassan Pascha, der Friedenstraktat zwischen uns und Amerika unterzeichnet worden ist, so schlage ich dir vor, denselben Traktat, unter denselben Bedingnissen zu erneuern. Wenn du damit einverstanden bist, so wird unsere Freundschaft fest und dauerhaft sein.

Geschrieben im Jahre der Hegyra am 20. Tag 1231.
(24. April 1815.)

Omar Pascha, Sohn Mohameds.

Neapel Frieden zu schliessen, und sie, falls es möglich wäre, zur gänzlichen Abschaffung des Sklavenhandels zu zwingen.

Lord Exmouth segelte nach Algier, mit einer Flotte von 5 Linienschiffen, 7 Fregatten, 4 Transportschiffen und einigen Kanonierschaluppen. — Er schloss mit dem Dey einen Traktat, der fast alle Bedingungen, die er auszuwirken Befehl hatte, enthielt.

Omar erkannte die jonischen Inseln an, und versprach alle sardinischen und genuesischen Gefangenen, gegen Zahlung von 500 Piaster für den Kopf, und die neapolitanischen für 1000 Piaster, loszugeben. Er verpflichtete sich, den König von Sardinien so lange nicht zu bekriegen, als der Friede zwischen den Engländern und Algierern bestehen werde; — aber er verweigerte hartnäckig die Abschaffung des Sklavenhandels.

Darauf begab sich Lord Exmouth nach Tunis und Tripolis, unterzeichnete einen ähnlichen Traktat mit den beiden Dey's und gewann ihnen sogar eine Erklärung ab, durch welche sie versprachen, die Kriegsgefangenen in Zukunft so zu behandeln, wie es die europäischen Mächte unter sich zu thun gewohnt waren.

Der Erfolg dieser Negoziazionen wäre für den Lord Exmouth bald unglücklich ausgefallen. Die Janitscharen in Tunis, die den Gegenstand seiner Sendung kannten, konnten bei seinem Anblicke ihre Wuth nicht zurückhalten. Sie gingen eines Tages, wüthend über die, durch ihn erzwungene Abschaffung des Sklavenhandels, so weit, dass sie ihm den Säbel auf die Brust setzten, und ihn, ohne

die Gegenvorstellungen eines ihrer Offiziere, ohne weiters niedergestossen haben würden.

Lord Exmouth kehrte sodann nach Algier zurück, in der Hoffnung, dass die Willfährigkeit der Bey's von Tunis und Tripolis, auch den Omar Pascha zur Abschaffung des Sklavenhandels vermögen werde. Aber der Dey beharrte bei seiner Weigerung, unter dem Vorgeben, dass seine Eigenschaft als Unterthan des Grossherrn ihm nicht erlaube, aus eigener Macht einer Bedingung dieser Art beizutreten. Drei Monate wurden ihm zur Beseitigung dieses Hindernisses gestattet, und man bot ihm eine englische Fregatte an, die seinen Gesandten nach Constantinopel führen sollte. Aber die Furcht, welche die Eskadre des Lords Exmouth den Piraten eingeflösst hatte, verschwand nach seiner Abreise. Die algierischen Kreuzer beunruhigten wieder das Meer, der brittische Consul in Algier wurde ins Gefängniss geworfen, und die Türken beschimpften und verhöhnten den Kommandanten eines englischen Kriegsschiffes, welches auf der Rhede sich befand.

Diese ersten Unbilden waren nur die Vorläufer ernsterer Ereignisse; andere Gewaltthätigkeiten wurden in Oran verübt; endlich ermordeten die Algierer am 20. Mai über 200 Korallenfischer, Franzosen, Engländer und Spanier, die sie, während der Feier des Gottesdienstes, in einer Kirche zu Bona überfielen. Dieses Attentat füllte das Maas, und nur eine Stimme des Unwillens ertönte durch ganz Europa. Sofort erhielt Lord Exmouth Befehl

sich mit der Flotte des holländischen Vize-Admirals van der Kapellen zu vereinigen, und gegen Algier zu segeln. Diese vereinigte Flotte zählte 12 Linienschiffe, worunter die Queen Charlotte von 110 Kanonen die Admirals-Flagge führte, und ausserdem noch mehrere Fregatten, Korvetten, Kanonierschaluppen und Brander.

Den folgenden Tag schickte Lord Exmouth einen Parlamentär an den Dey, durch welchen er diesem vorschlug:

1. Die christlichen Sklaven ohne Lösegeld frei zu lassen;
2. alles Geld, so er für die Auslösung der gefangenen Sardinier und Neapolitaner empfangen, wieder zurückzugeben.
3. Feierlich zu erklären, dass er künftighin das Völkerrecht achten, und alle Kriegsgefangenen nach den, bei den europäischen Nazionen üblichen Gebräuchen, behandeln werde; und
4. mit den Niederländern unter den nämlichen Bedingnissen Frieden schliessen werde, wie mit England.

Omar antwortete auf diese Vorschläge nur durch den Befehl, auf die englische Flotte zu schiessen.

Man muss gestehen, dass dieser kühne und entschlossene Pirate mit Umsicht und Thätigkeit, die zweckmässigsten Massregeln zur Vertheidigung ergriffen hatte. Die Festungswerke waren wieder ausgebessert, neue Batterien errichtet, und auf seine Veranstaltung waren schon vor der Erscheinung der englischen Eskadre

30,000 Mann, Mauren und Araber, zur Verstärkung der türkischen Miliz angerückt. Omar verläugnete, während der Dauer des Bombardements, seinen Muth und seine Energie nicht, und vielleicht hätte ein ganz anderer Erfolg seine Bemühungen gekrönt, wenn er, die Drohungen der Einwohner verachtend, die Verhandlungen um 24 Stunden aufgeschoben hätte.

Lord Exmouth liess seine Schiffe, während der, von ihm an den Dey abgeschickte Parlamentär, in der Stadt sich befand, auf halbe Kanonenschussweite von den Batterien ankern. Die Queen Charlotte aber nahm ihren Posten am Eingange des Hafens, so, dass ihr Bugspriet den Hafendamm berührte; der Imprenable von 94, der Superbe von 74, und die Fregatte Glasgow von 36 Kanonen, hatten auf Pistolenschussweite von den Kasematten geankert, so, dass ihre oberen Batterien in gleicher Höhe mit den Blendungen der Kasematten waren, welcher Umstand später bei dem Bombardement, die schnelle Vernichtung der türkischen Artillerie-Mannschaft herbeiführte. — Bei dieser nahen Distanz, waren diese Schiffe nur dem Feuer jener Kanonen ausgesetzt, die unmittelbar ihnen gegenüber standen, dagegen jenen der seitwärts liegenden Batterien, welche ihr Geschütz nicht so weit seitwärts richten konnten, entzogen. Demungeachtet war das Manöver des englischen Admirals in so fern höchst gewagt zu nennen, als, nachdem er einmal geankert hatte, nicht mehr daran zu denken war, unter dem Feuer der Kasematten wieder die Anker zu lichten; das Ge-

fecht folglich nur mit der Vernichtung eines der beiden Theile endigen konnte.

Dieses so geschickte und kühne Manöver, das durch den Mangel eines Forts, dessen Nothwendigkeit seither die Algierer eingesehen, begünstigt wurde, hatte den entschiedensten und schnellsten Erfolg; denn als der Parlamentär unverrichteter Sache zurückkam, wurde das Feuer unverzüglich eröffnet. Umsonst gab Lord Exmouth einen Augenblick vorher, von seinem Bord aus, der auf dem Molo versammelten Volksmenge ein Zeichen sich zu entfernen: erst nach den Verheerungen, welche die ersten Schüsse unter ihr anrichteten, zerstreute sich dieselbe. Es entstand ein Kampf auf Leben und Tod mit beinahe 2000 Geschützen, deren geringstes Kaliber 24pfündige, sonst aber auch 36-, 48- bis 64pfündige Kugeln schoss, die mannigfaltigen Wurfkörper, mit denen man sich gegenseitig überschüttete, nicht zu rechnen.

Die Engländer schossen aus ihren untern Batterien mit Kugeln, um die Blendungen der Schieszscharten zu zerstören, und aus den oberen Batterien mit Kartätschen, um die algierischen Geschütze von ihrer Bedienungsmannschaft zu entblössen. Die Türken aber leisteten den wüthendsten und hartnäckigsten Widerstand. Auch dann, als die Blendungen der Schieszscharten zerstört, ein Theil der Kasematten in Schutt gelegt, viele Kanonen demontirt und ihre Bedienung zweimal daneben niedergestreckt war, führten die Türken frische Geschütze ein, und losten zum dritten Mal

die Mannschaft in den Kasematten und auf dem Hafendamme ab, welchen die englischen Geschütze der Länge nach bestrichen. Wenn eine Reihe von Kanonieren niedergestreckt war, folgte ihr ganz ruhig eine andere, sie richteten die Kanonen, und schossen auf den Feind. Omar Pascha erschien persönlich in den Kasematten, und, den Säbel in der Faust, munterte er seine Türken durch sein Beispiel, durch Verheissungen für die Tapfern, und Drohungen für die Feigen, zum Kampfe auf.

Lord Exmouth zeigte seiner Seits nicht weniger ruhigen, besonnenen und thätigen Muth. Mitten im stärksten Kugelregen und Gefechte, sprach er ruhig mit dem Kapitän Brisbane. Bei dieser Gelegenheit wurde der Letztere von einer Kugel auf das Verdeck hingestreckt; der Admiral, ganz kaltblütig, rief sogleich den ersten Lieutenant und sagte: „Armer Brisbane! es ist geschehen um ihn; übernehmen Sie das Commando." — „Noch nicht, Mylord, noch nicht," antwortete schnell Brisbane, und hob seinen Kopf in die Höhe; bald darauf stand er, den der Schuss nur betäubt hatte, auf den Beinen, und führte wieder das Kommando. In demselben Augenblicke empfing Lord Exmouth zwei Wunden, die eine ins Gesicht, die andere ins Bein.

Zwei englische Seeoffiziere erboten sich, ein geschwefeltes Tuch an die erste algierische Fregatte zu heften, welche die Einfahrt des Hafens sperrte. Ihr Antrag wurde mit dem besten Erfolge vollzogen. Ein frischer Westwind setzte bald die gesammte

Barbaresken - Flotte in Feuer. Fünf Fregatten, vier Korvetten und dreissig Kanonierschaluppen gingen in Flammen auf.

Es war sinkende Nacht, das Gefecht hatte sechs Stunden mit unglaublicher Wuth gedauert, das Gebrüll von mehreren tausend Feuerschlünden, das Zerspringen der Bomben, und das Zischen der Brandraketen, tobte durch die Nacht, deren Finsterniss durch den Glanz zahlloser Wurfkörper, und das Feuer der brennenden Schiffe, zur Tageshelle erleuchtet wurde.

Admiral van der Kapellen hatte indess keine geringe Aufgabe dadurch gelöst, dass er die seitwärts liegenden Batterien, die ganze Schlacht hindurch in beständiger Beschäftigung erhielt, und nur durch diese günstige Diversion, den Erfolg des Hauptangriffes auf den Molo möglich machte.

Die Queen Charlotte hatte 5 Stunden lang, vom Steuerbord aus, das Feuer gegen die Spitze des Hafendammes, und vom Backbord, gegen die algierische Flotte, ununterbrochen unterhalten; — nur der kaltblütigen Tapferkeit der englischen Marine war es vorbehalten, eine solche Aufgabe zu lösen.

Um 10½ Uhr Abends wurde die Queen Charlotte, durch eine mit dem Landwinde auf sie getriebene, algierische, brennende Fregatte, gezwungen, ihre Ankertaue zu kappen, um nicht Feuer zu fangen; das Schiff war mehrfältig durchlöchert, und das Verdeck mit Todten überfüllt; nicht geringern Verlust hatten die meisten Schiffe der vereinigten Eskadre erlitten, und Lord Exmouth

benützte den frischen Landwind, um sich auf die Rhede zurückzuziehen.

Die Marine der Algierer, ihre Arsenale, die Hälfte ihrer Festungswerke waren zerstört, ein grosser Theil ihres Geschützes demontirt, der Kern ihrer Mannschaft niedergeschmettert, und die Bomben hatten in der Stadt grosse Verheerungen angerichtet; dem ungeachtet waren die Türken noch nicht entmuthiget. Aber auch die vereinigte Eskadre, obgleich Siegerin, hatte gleichfalls sehr bedeutenden Schaden erlitten.

Am andern Tage schickte Lord Exmouth dem Dey folgendes Schreiben:

„Zum Lohne Ihrer Grausamkeit in Bona, gegen wehrlose „Christen, und Ihrer höhnischen Verachtung der von England „gemachten Proposizionen, hat Sie meine Flotte nachdrücklich „gezüchtiget. — Ich benachrichtige Sie, dass ich in zwei Stunden wieder anfange, wenn Sie nicht die Bedingungen annehmen, die Sie gestern ausgeschlagen.“

Omar Pascha, dessen Standhaftigkeit noch nicht gebeugt war, wollte allerdings ein neues Gefecht wagen, und vielleicht würde die vereinigte Flotte mit geringerem Erfolge, als Tags vorher, bestanden haben: allein die in Schrecken gesetzten Einwohner zwangen den Dey, die Bedingnisse des englischen Admirals anzunehmen; worauf am folgenden Tage, nachstehender Generalsbefehl erschien.

„Der Kommandant en Chef ist so glücklich, der Flotte zu verkündigen, dass ihr tapferer Angriff die Unterzeichnung eines, durch 21 feierliche Kanonenschüsse bekräftigten Friedens, unter nachstehenden, von Seiner konigl. Hoheit dem Prinz-Regenten von England, diktirten Bedingungen zur Folge gehabt."

Art. I. Auf immer die Abschaffung der Christen-Sklaven.

Art. II. Die Loslassung aller Sklaven, die gegenwärtig unter der Botmäszigkeit des Dey stehen, zu welcher Nazion sie immer gehören, und zwar soll dieser Artikel morgen zu Mittag, im Angesichte meiner Flagge vollzogen werden.

Art. III. Rückzahlung, und zwar morgen zu Mittag im Angesichte meiner Flagge, aller vom Dey für die Auslösung der Gefangenen, vom Anfange dieses Jahres an, empfangenen Lösegelder.

Art. IV. Dem englischen Consul ist für allen Schaden, den ihm seine Verhaftung verursacht hat, ein Wiederersatz bewilligt worden.

Art. V. Der Dey hat sich, in Gegenwart seiner Minister und Offiziere, gegen den Consul in Ausdrücken, die der Kapitän von der Queen Charlotte vorgesagt, entschuldigt.

Der Kommandant en Chef benützt diese Gelegenheit, um den Admirälen, Kapitänen, Offizieren, Seeleuten, Soldaten der Marine, Artilleristen der konigl. Marine, so wie den königl.

„Sappeurs und Mineurs, und dem königl. Korps der Brandraketen, für den trefflichen Dienst, den sie während der ganzen Dauer dieses blutigen Gefechtes geleistet, seinen verbindlichen Dank auszusprechen, und derselbe hat beschlossen, am [illegible]tage öffentliche Danksagungen dem allmächtigen Gott, für seinen gütigen Beistand darzubringen.“

Das Königreich der Niederlande, ward nach Maasgabe des Antheils, den die holländische Flotte an der Expedizion genommen, an diesem Traktat mit Grossbrittanien, betheiligt. Der Dey erfüllte alle diese Bedingungen. Die Sklaven, die sich in Algier und der Umgegend befanden, wurden dem englischen Admiral, der ausserdem 357,000 Piaster für den König von Neapel, und 25,500 für den König von Sardinien empfing, zurückgestellt.

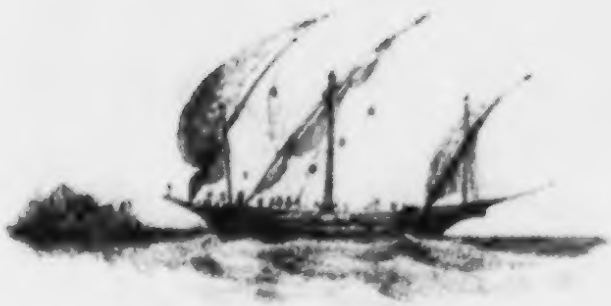
Keine Expedizion, sogar die unter Ludwig XIV. nicht, verursachte den Algierern so vielen Schaden, als dieses letzte Bombardement: keine musste mehr Hoffnungen gewähren, dass endlich ihren Seeräubereien ein Ziel gesetzt werde. Dennoch wurden diese Hoffnungen keineswegs verwirklicht. Unter einem so geistvollen, umsichtigen und charakterfesten Oberhaupte, als Omar Pascha, verbesserten sich gar bald wieder die Festungswerke, und die Marine fing an, sich wieder zu heben. — Sechs Monate später zählte sie 11 Raubschiffe, wovon jedes 50 Kanonen führte. — Abermals wurde das mittelländische Meer der Schauplatz ihrer Pirateriem. — Sie bemächtigten sich mehrerer Schiffe von ver-

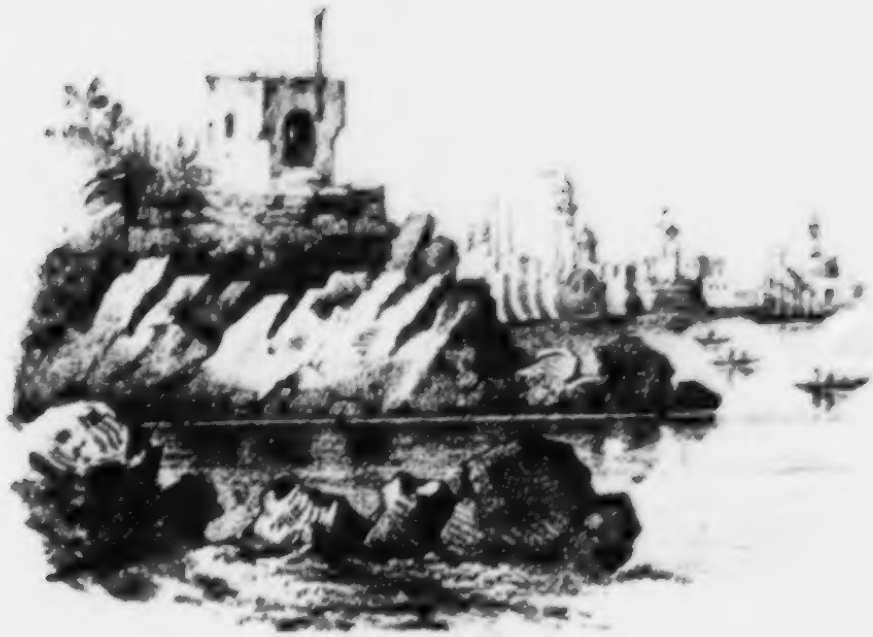
schiedenen Nazionen, und machten das Schiffsvolk zu Sklaven, die man wie früher behandelte, ausser dass man sie nicht in Ketten schlug. Ja es geschah mit den algierischen Seeräubereien, wie mit dem Verbot des Sklavenhandels, welches zu noch grössern Grausamkeiten und Missbräuchen insgeheim Anlass gab, als jene öffentlichen waren, die abgeschafft werden sollten. Denn die Algierer würden weit lieber ihre Kriegsgefangenen erdrosselt haben, als sie dieselben zum Nichtsthun ernährt haben würden.

Ein Beispiel davon liefert folgender Fall:

Einer der vorzüglichsten Seeräuber von Algier bewaffnete ein Raubschiff, um das mittelländische Meer zu durchstreifen. Er stiess auf ein französisches Fahrzeug, das mit einer reichen Ladung Seiden-Waaren aus der Levante kam. Der Pirate, ungeachtet des förmlichen Befehls, den ihm sein Herr gegeben, die französische Flagge zu respektiren, stürzte auf das Kauffahrteischiff, bemächtigte sich desselben, und nahm dann mit ihm den Weg nach Algier zurück. Im Begriffe, in den Hafen einzulaufen, erinnert er sich des empfangenen Befehls; es blieb ihm nur noch ein Mittel übrig, sein Verbrechen geheim zu halten, nämlich alle Stimmen, die ihn anklagen konnten, zu ersticken, und sein Entschluss war bald gefasst. Der bessere Theil des Raubes wurde auf den Kaper mitgenommen, allen gefangenen Schiffsleuten die Köpfe abgeschnitten; das Fahrzeug, versenkt, begrub die anklagenden Leichname in den Wellen, und kein Laut hätte sich aus dem Abgrunde hören

fassen, um dieses Verbrechen anzuzeigen, wenn nicht unter den Piraten selbst ein Angeber sich gefunden hätte, der die Stimme der Gerechtigkeit auf die Verbrecher herabrief.





Zweite Abtheilung.

Eroberung von Algier im Jahre 1830

durch die Franzosen.

Eroberung von Algier im Jahre 1830

durch die Franzosen,

unter der Regierung Carls X., und unter Anführung des Marschalls Grafen Bourmont.

Einleitung.

Frankreich war das Land, mit welchem die Regentschaft Algier von frühern Zeiten her, im Vergleiche gegen andere europäische Staaten, in den günstigsten Verhältnissen stand.

Noch zur Zeit, als Algier von eigenen Königen beherrscht wurde, bevor die Barbarossa's den dortigen Thron usurpirten, hatte die Korallenfischerei die Franzosen an Algiers Küste gezogen. Die Araber überliessen denselben, in der Nähe von Bona, gegen bestimmte jährliche Geschenke, eine bei zehn Meilen lange Strecke an der Meeresküste, die sich zwischen dem Flusse Seibas und dem Kap Roux, gegen Tunis zu, ausdehnte. Hier

legten die Franzosen eine Niederlassung an, und bauten mehrere Forts, von denen das Fort La Calle das vorzüglichste war.

Während aller Veränderungen, welchen die Regierungsform in Algier unterlag, erhielt sich die französische Faktorei; und als endlich Algier ein Schutzstaat der Pforte geworden, wurden ihre Privilegien durch die türkischen Sultane bestätiget, welches insbesondere im Jahre 1604 durch Sultan Achmet geschah. — Nachdem sich aber Algier wieder gewissermassen von der Pforte unabhängig gemacht hatte, erneuerten auch die Dey's die früheren Begünstigungen, in deren Besitz die französische Niederlassung schon durch Jahrhunderte war. Der Vertrag der Faktorei mit dem Dey, vom Jahre 1694, diente sodann zur Grundlage für alle späteren.

Die Länge der Zeit, die günstigen Verhältnisse, in denen die Faktorei durch ihren Handel mit der Regentschaft stand, hatte derselben eine Art von Oberlehnsherrschaft über den Stamm der Araber gegeben, der in dem Bezirke wohnte, welchen die Franzosen inne hatten, und die sich Mazoulis nannten. Die Faktorei wählte den Scheik derselben, und der Dey hatte sich nur dessen Bestätigung vorbehalten. — Die Franzosen waren nicht nur im alleinigen Besitze der Korallenfischerei, sondern auch des ausschliessenden Handels mit der Provinz Constantine. Der Preis hiefür war ein jährlicher Zins, der jedoch durch die Zeitumstände oft verändert wurde.

Die Bestimmung dieses Zinses, der bis zum Jahre 1806 nie zu eigentlichem Streite Anlass gegeben hatte, war später eine mitwirkende Veranlassung zu der Zwistigkeit, welche den Untergang der Deyherrschaft in Algier herbeiführte. Die erste Hauptursache war folgende:

Die Algierer hatten in den ersten Jahren der französischen Revoluzion, für mehrere Millionen, Früchte an Frankreich abgeliefert, deren Bezahlung, bei dem spätern Wechsel der Regierungen, unterblieben war. — Am 17. Dezember 1801 regulirte ein Vertrag, zwischen der französischen Regierung und der Regentschaft von Algier, die gegenseitigen Forderungen beider Staaten dahin, dass sich beide Regierungen, für die Berichtigung der Forderungen ihrer Unterthanen, gegenseitig verantwortlich machten. Das jüdische Handlungshaus Bacri in Algier, welches die erwähnte Fruchtlieferung an Frankreich unter seiner Firma geleistet hatte, konnte aber nicht zu seinem Gelde kommen; die französische Regierung verweigerte sogar die Untersuchung der Forderungen dieses Hauses.

Der Dey hierüber aufgebracht, nahm im Jahre 1806 alle früheren Begünstigungen der afrikanisch-französischen Kompagnie zurück, und trat alle dazu gehörigen Territorial-Besitzungen den Engländern ab; alles französische Eigenthum wurde mit Beschlag belegt. Alle Repressalien, die Frankreich dagegen auszuüben versuchte, waren damals ohne Erfolg, weil England al-

lein die Herrschaft über das Meer übte. Erst die Thronbesteigung Ludwig XVIII., erlaubte wieder Unterhandlungen anzuknüpfen.

Herr Deval wurde als Consul nach Algier geschickt, wo er am 1. März 1816 landete. Eine Übereinkunft zwischen ihm und dem Dey, ordnete zwar in gewisser Art die streitigen Verhältnisse, allein noch immer kamen die Franzosen nicht wieder in den Besitz ihrer frühern ausschliessenden Vortheile, die fortwährend in den Händen der Engländer blieben. Auch war es schwer, in dieser Hinsicht zu einem Abschlusse zu kommen, weil die Engländer den Algierern grosse Vorschüsse gemacht, und den Pachtzins, der unter der frühern Zeit für die Franzosen nur auf 80,000 Franken berechnet war, auf 250,000 Franken erhöht hatten.

Der damalige Dey, Omar Pascha, verlangte dagegen von den Franzosen 270,000 Franken, welches mit den gewöhnlichen jährlichen Geschenken 320,000 Franken ausgemacht haben würde.

Am 15. Mai kam jedoch auch hierüber ein Vertrag zu Stande, in welchem der Zins auf 214,000 Franken festgesetzt wurde.

Die französische Niederlassung war aber an die früheren Besitzer in dem allerschlechtesten Zustande zurückgelangt, daher anfangs nur eine Last für Frankreich. Der französische Consul suchte diese dadurch zu erleichtern, dass er den Pachtzins unter dem Vorwande zurückhielt, dass man noch keinen Nutzen von der

Niederlassung gezogen habe. Diess veranlasste einige Zwistigkeiten und Unterhandlungen. Endlich gab der Dey nach, der Pachtzins wurde auf den frühern Betrag von 80,000 Franken zurückgeführt, dagegen verlangte der Dey ein neues, vollkommen ausgerüstetes Kriegsfahrzeug, als Geschenk von Frankreich. Der Consul hatte dieses zwar zugesagt, war gleichwohl der Überzeugung, dass die Regierung es nie zugestehen würde.

Die Nichthaltung dieser Zusage hatte zu sehr ernsten Erörterungen, zwischen dem Consul und dem Dey, Anlass gegeben, welcher alle Verfügungen zu Gunsten Frankreichs aufzuheben drohte. Allein er wurde im Jahre 1817 von den Janitscharen umgebracht, und hinterliess seinem Nachfolger, Hussein Pascha, die Entscheidung dieser Sache. Ein Vertrag mit diesem, durch grosse Geschenke an seine Minister, zu Wege gebracht, und am 15. März 1818 unterzeichnet, bestätigte die Privilegien der französischen Faktorei. Allein weder der Dey noch seine Minister vergassen auf das versprochene Kriegsfahrzeug, es wurde als eine ausdrückliche Bedingung wieder in Anregung gebracht. Die französische Regierung schlug jedoch diess Begehren rund ab, und nun folgten immerwährende Plackereien und Neckereien von Seiten der Algierer gegen die Franzosen, deren Nachgiebigkeit die Sache nur immer verschlimmerte.

Unter diesen Unannehmlichkeiten verging die Zeit bis zum Jahre 1819, wo die vereinigte englische und französische

Flotte vor Algier erschien, um in Übereinstimmung mit allen Consuln der Christenheit, dem Dey die Protokolle des Kongresses von Achen bekannt zu geben, die den Entschluss der europäischen Mächte enthielten, der Seeräuberei der Barbaresken ein Ende zu machen. Der Dey aber verweigerte jede Zustimmung zu diesen Protokollen.

Man wollte damals das englische Ministerium in Verdacht haben, dass es heimlich den Dey zu dieser Weigerung ermuthigt habe.

Kein kräftiger Schritt folgte dieser Demonstrazion. Diess bestärkte die Regentschaft von Algier in ihrem Stolze und Übermuthe, der sich auf alle Mächte ausdehnte, besonders schwer aber auf Frankreich lastete. Das Kabinet der Tuilerien, dem dennoch immer an der Festhaltung der Privilegien der afrikanisch-französischen Kompagnie gelegen war, schickte seinem Consul, unter dem 13. März 1820 Vollmachten, den Forderungen des Dey nachzugeben, und mit ihm eine neue Übereinkunft abzuschliessen, durch welche die Ansprüche der Regentschaft, in Bezug auf das, von dem Hause Bacri gelieferte Getreide, beseitigt werden sollten. Diese Forderungen wurden nun genauer untersucht, und beliefen sich von Seiten des Hauses Bacri auf 11,340,000 Franken; sie wurden durch das Ministerium auf 9,912,000 Franken ermässigt, die Kammern hatten die Auszahlung derselben genehmigt, und eine Ordon-

nanz des Königs vom Jahre 1820 befahl die Auszahlung an das Haus Baeri.

Ungeachtet dessen, setzte die Regentschaft ihr feindseliges Betragen fort, eine Neuerung folgte der andern, alle liefen auf Erpressungen aus. — Römische, unter dem Schutze Frankreichs stehende Schiffe, wurden gekapert, als gute Prisen erklärt und verkauft, ungeachtet aller Protestazionen des französischen Consuls.

Um den Dey zur Änderung seiner Gesinnungen zu stimmen, erschien der französische Schiffskapitän Fleury am 22. Oktober 1826 mit 2 Kriegsschiffen vor Algier, allein der Dey hörte so wenig auf seine Vorstellungen, wie auf jene des Consuls.

Im April 1827 beschloss der Dey den Frieden mit Toskana zu brechen, indem er die Summe von 24,000 Piastern verlangte. — Der Grossherzog bezog sich auf die Vermittlung Frankreichs, diese aber wurde von Seiten des Dey kurz verworfen, und neue Neckereien folgten den frühern.

Endlich erschien der Tag, der den Bruch aller friedlichen Verhältnisse herbeiführte, und den Sturz dieses mächtigen Seeräuberstaates zur Folge haben sollte.

Bei einer am 19. April 1827 zwischen dem Dey und dem französischen Consul öffentlich stattgefundenen Unterredung, erhitzten beide sich dergestalt, dass der erstere endlich den französischen Consul, mit dem Fächer, welchen er bei öffentlichen Gelegenhei-

ten gewöhnlich in der Hand hielt, bedrohte, und wie man behauptet, sich sogar so weit vergass, diesen diplomatischen Agenten damit zu schlagen. — In wiefern diese Behauptung gegründet sei, oder in wie fern der Dey zu einer so gröblichen Verletzung des öffentlichen Anstandes gereizt worden seyn mochte, wollen wir dahin gestellt seyn lassen. Gewiss aber, ist es, dass Frankreich diese Gelegenheit nicht von der Hand wies, seiner weissen Flagge einen neuen Glanz zu verschaffen, um so mehr, als es der Regierung erwünscht seyn mochte, die Aufmerksamkeit und Thätigkeit der Nazion, von den innern Angelegenheiten ab, und auf Ereignisse hinzuwenden, welche die französische Nazional-Eitelkeit und Ruhmsucht beschäftigen und ihr schmeicheln sollten.

Jede fernere Unterhandlung mit dem Dey hörte auf, und die französische Regierung schickte auf der Stelle eine Eskadre von 6 Kriegsschiffen nach Algier, mit dem Auftrage, alle französischen Unterthanen an Bord zu nehmen, und eine förmliche Abbitte von dem Dey, für die, der französischen Nazion angethanen Beleidigungen zu verlangen.

Der Dey verweigerte jede Genugthuung, und jetzt schiffte sich auch der französische Consul ein, nachdem er jenem von Sardinien die Interessen Frankreichs zur Besorgung übergeben hatte.

Von nun an wurden alle französischen, schon seit dem 18. Juni verlassenen, Niederlassungen von den Algierern von Grund

aus zerstört; französische Schiffe wurden angegriffen und weggenommen, und Frankreich befand sich in einem vollkommenen Kriegszustande Algier gegenüber.

Seit auf dem Kongresse zu Achen von allen christlichen Mächten allgemeine Grundsätze in Bezug auf die Seeräuberei der Barbaresken und die Sklaverei der Christen angenommen wurden, war schon oft die Frage über die Art, die Algierer in Zaum zu halten, zur Sprache gekommen. — Allein anscheinend mächtige Beweggründe, — die, nach frühern Ereignissen immer noch anzunehmende Ungewissheit des Erfolges, und die Furcht vor den sehr grossen, aufs Spiel zu setzenden Auslagen, — hauptsächlich aber der, den betreffenden Kabineten anklebende Mangel an Entschlossenheit und Thatkraft, nebst der geringen Übereinstimmung ihrer Ansichten über diesen Gegenstand, liessen die Aufgabe ungelöst.

Die letzte, von dem Dey Frankreich in seinem Consul zugefügte Beleidigung, hob endlich schnell alle Bedenklichkeiten; das Unternehmen gegen Algier wurde unwiederruflich beschlossen, und, während die Zurüstungen zu Land und zur See betrieben wurden, segelte eine bedeutende Schiffsabtheilung, zur engen Blockade von Algier, an die afrikanische Küste, zugleich mit dem Auftrage, den Dey zu bewegen, Genugthuung für die, der französischen Regierung angethanen, groben Beschimpfungen, zu leisten. Allein der Dey war auf keine Weise zu vermittelnden Maasregeln zu bewe-

gen. Auf die Unüberwindlichkeit der „kriegerischen“ (diess bezeichnet der arabische Name) Hafenstadt bauend, trotzte er kühn dem Ungewitter, welches sich über seinem Haupte zusammenzog, und das erst mit dem Sturze seiner Regierung, und der Auflösung der politischen Selbstständigkeit Algiers endete.

Erstes Kapitel.

Die Blockade von Algier hatte schon geraume Zeit gedauert, ohne den erwarteten Zweck herbeizuführen. — Der Dey bot allen Drohungen Trotz, und war zu keinem Schritte zu bewegen, wodurch eine friedliche Beilegung des Streites hätte herbeigeführt werden können. Die einmal beschlossene Expedizion, welche die allgemeine Stimme, als zur Erhaltung der Nazional-Ehre laut begehrte, und von der man sich andererseits im Falle des Erfolges, die günstigsten Resultate, für den Handel und die Industrie Frankreichs, versprach, war nun unvermeidlich.

Mit lebhaftem Interesse blickte Frankreich, insbesondere aber die südlichen Provinzen, auf die mit aller Kraft aufgenommenen, diesen Feldzug vorbereitenden Zurüstungen: und mit wahrer Begeisterung sehnte sich das Heer nach dem Augenblicke, wo es ihm vergönnt seyn würde, unter fernem Himmelsstriche frische Lorbeern zu sammeln. Noch einmal sollten die Lilien (so oft schon der Schrecken der Sarazenen) auf Afrikas Küsten wehen.

Seit Kaiser Carl V. seine alten Schaaren, der Johanniter-Orden seine Heldenritter, vor Algiers Mauern fruchtlos geopfert; — der Sturm die Flotte des greisen Seehelden Doria vernichtet, — hatten mehrere Unternehmungen, jedoch sämmtlich mit mehr oder weniger unglücklichem Erfolge Statt gefunden. Die der Spanier unter dem General Oreilly im Jahre 1775, war vollkommen misslungen, jene des amerikanischen Commodore Decatur, hatte nur sehr unvollkommene Resultate herbei geführt; Lord Exmouths Feuerschlünde hatten zwar Algiers Mauern erschüttert, aber keineswegs dessen Trotz gebeugt, — und somit war bis jetzt die Möglichkeit der Unterwerfung dieses Seeräuberstaates, durch die europäische Civilisazion, eine unaufgelöste Streitfrage geblieben.

Bei der Marine besonders erhoben sich mehr oder minder gegründete Bedenklichkeiten, in wie fern die Landung und Verpflegung so bedeutender Truppen-Massen, an diesen, für die Schifffahrt so gefahrlichen Küsten, ausführbar seyn dürfte, oder nicht. Demungeachtet wetteiferten (als einmal die Expedizion entschieden war) alle Offiziere dieses Korps durch Muth und Ausdauer, die ihnen entgegenstehenden Hindernisse zu überwinden.

Im Anfange des Aprils 1830 wurden die Vorbereitungen zur Ausrüstung in Toulon mit grosser Thätigkeit betrieben, Kriegs- und Transportfahrzeuge aus den Häfen des Ozeans herbeigezogen. Der Hafen von Marseille war überfüllt mit Kauffahrteischiffen, welche

zur Überschiffung der Truppen, Munizion und Vorräthe bestimmt waren; ihre Zahl belief sich auf 500 Segel.

Der Admiral Duperré und sein Major-General, Contre-Admiral Mallet beschäftigten sich ohne Unterlass mit der Ausrüstung. Sie disponirten über etwa 100 Kriegsfahrzeuge, worunter 11 Linienschiffe, 20 Fregatten und 6 Dampfschiffe.

Diese ansehnliche Seemacht erinnert an jene, welche einst bestimmt war, den grossen Kriegeshelden nach Egypten zu bringen, dessen Stern im Orient aufgehen sollte, um später als flammendes Meteor den Occident zu beleuchten, und endlich auf einem wüsten Eilande, in einer andern Hemisphäre erlöschen musste.

Die Flagge des Admirals wehte am Bord des Linienschiffes la Provence.

Am 15. April war der grösste Theil der Regimenter an ihren Sammelplätzen eingetroffen. Das Hauptquartier der Armee, so wie jenes der, durch den Generallieutenant Baron Berthezène befehligten ersten Division, befand sich in Toulon; die zweite, unter dem Generallieutenant Loverdo, war in Marseille, und die dritte, unter dem Befehle des Generallieutenants Herzog d'Escars, in Aix und der Umgegend konzentrirt.

Die Artillerie kantonirte zwischen Marseille und Toulon; die Genie-Truppen in Arles, die Reiterei in Tarascone; die Tragthiere der Administration waren bei Valence und Avignon versammelt.

In den ersten Tagen des Mai traf der Dauphin in Toulon ein, um die Land- und Seemacht zu besichtigen; er wurde von sämmtlichen Truppen und Equipagen mit lebhaftem Enthusiasmus empfangen.

Die Zeitschriften der Opposizion, besorgt um den Eindruck, welchen ein günstiger Erfolg dieses Kriegszuges auf die öffentliche Meinung hervorbringen dürfte, liessen kein Mittel unversucht, diesen unter den gehässigsten Farben zu schildern, und als unausführbar und thöricht darzustellen. Der kommandirende General insbesondere, war der Gegenstand ihrer beständigen und zuweilen höchst niedrigen Angriffe; sie versicherten bestimmt, dass vor Ende Juni die Zurüstungen der Marine nicht beendiget seyn könnten, und die Organisazion der Armee sich noch weiter hinausziehen dürfte.

Trotz dieser Prophezeiungen sollte General Bourmont um diese Zeit schon die weisse Fahne auf der Kasauba aufgepflanzt haben; weniger aber war es damals vorauszusehen, dass einige Monate später, dieselbe durch ein anderes Panier verdrängt und der Sieger von Algier, wie ein zweiter Belisar, als ein Flüchtling und verfolgt, in fremden Ländern seine Lorbeern zu verbergen, gezwungen seyn würde.

Am 1. Mai befand sich die Armee in ihren Kantonirungen, vollkommen zur Einschiffung vorbereitet; Bewaffnung und Bekleidung waren in gutem Zustande, jeder Soldat war insbesondere noch mit einer Flanelbinde, einer Feldflasche von Holz für den

Wein, und einer von Blech für das Wasser versehen. Nichts war vernachlässigt worden, um die Gesundheit der Soldaten gegen die schädlichen Einflüsse des Klimas zu schützen. Die Transportschiffe hatten einen Vorrath von Lebensmitteln und Fourage für zwei Monate an Bord; 3000 eiserne Feldbetten mit Zugehör für das Feldspital, 250 größtentheils zweirädrige Rüstwagen, 21 eiserne Backöfen, wurden gleichfalls eingeladen.

Die Einschiffung sollte am 6. Mai beginnen, jedoch konnten erst am 11. die ersten Truppen-Abtheilungen an Bord gebracht werden; denselben Morgen erschien folgender Tagsbefehl.

Toulon, am 11. Mai 1830.

„Soldaten! Die der französischen Flagge zugefügte Beleidi-
„gung ruft euch über das Meer, um diesen Schimpf zu rächen.
„Auf den von der Höhe des Thrones ergangenen Ruf, habt ihr
„alle mit Begierde zu den Waffen gegriffen, und den heimath-
„lichen Herd verlassen. Mehrmal wehten schon die französi-
„schen Fahnen auf der afrikanischen Küste, weder die Hitze
„des Klimas, noch die Strapazen der Märsche, noch die Ent-
„behrungen der Wüste, konnten die Entschlossenheit eurer Vor-
„gänger erschüttern: ihr besonnener Muth war hinreichend, den
„Anfallen einer zwar tapfern, aber undisziplinirten Kavallerie
„siegreich zu widerstehen. Ihr werdet ihrem glorreichen Bei-
„spiele folgen. Die civilisirten Nazionen beider Welten, richten
„ihre Blicke auf euch, ihre Wünsche begleiten euch, — die Sa-

„che Frankreichs ist zugleich jene der Menschheit, zeigt euch „würdig eurer schönen Bestimmung — nie sollen Ausschweifun„gen den Glanz eurer Thaten verdunkeln. Furchtbar in dem Ge„fechte, seid nach dem Siege gerecht und menschlich, euer Vor„theil wird euch hiezu nicht weniger als eure Pflicht bewegen.“

„Zu lange schon durch eine habsüchtige und grausame Mi„liz unterdrückt, wird der Araber in uns seine Befreier sehen, „und unsern Schutz suchen. Durch eure Rechtlichkeit angezo„gen, wird er die Erzeugnisse seines Bodens in unser Lager „bringen. Indem ihr auf diese Art den Krieg minder lang und „blutig machen werdet, erfüllet ihr die Wünsche eures König„dem das Blut seiner Unterthanen nicht minder theuer, als die „Ehre Frankreichs ist.“

„Soldaten! Ein erlauchter Prinz hat so eben eure Reihen „besichtigt, er hat sich selbst überzeugen wollen, dass nichts „vernachlässigt wurde, was euren Sieg vorbereiten und eure „Bedürfnisse befriedigen kann, seine unwandelbare Sorge wird „euch in jene öden Gegenden begleiten, in welche ihr zieht — „mögt ihr euch seiner Theilnahme würdig zeigen, indem ihr jene „strenge Mannszucht beobachtet, welche dem Heere, das er zum „Siege führte, die Achtung Spaniens und ganz Europa's erwarb.“

Unterzeichnet: Der die Expedizions-Armee von Afrika en Chef kommandirende General-Lieutenant,

Graf Bourmont.

Das Wetter war herrlich, die Regimenter kamen von verschiedenen Seiten in dem Hafen von Toulon an, Fenster und Dächer der, den Hafendamm umgebenden Häuser, wimmelten von Menschen; die ganze Bevölkerung der Provence schien sich versammelt zu haben, um dieses herrliche Schauspiel zu geniessen; die Frauen besonders, deren leicht empfängliches Gemüth so lebhaft bewegt wird, zeichneten sich durch die rege Theilnahme aus, welche ihnen dieser grossartige Anblick einflösste. Viele von ihnen begleiteten in Booten die eingeschifften Krieger, andere folgten mit thränendem Blicke den Segeln, welche so manchen, ihren Herzen theuren Gegenstand, fernen, gefahrvollen Gestaden zuführten.

Der Mistral, ein kalter und heftiger, im Frühjahr und Herbst häufig an dieser Küste wehender Ost- und Nordwind, welcher sich schon gegen Morgen erhoben hatte, wurde später so heftig, dass er die Einschiffung gefahrvoll machte, und dieselbe mehrmal unterbrochen werden musste. Nur zwei Brigaden der ersten Division konnten an Bord gebracht werden. Die dritte, unter dem Generalen Clouet, bivuakirte auf dem Glacis, und konnte erst am 12., und zwar wegen der stürmischen See, nur mit vieler Beschwerlichkeit eingeschifft werden.

Am 13. fiel ein heftiger Regen, er dauerte drei Tage; die Soldaten kamen aus ihren Kantonirungen ganz durchnässt, und in einem erbärmlichen Zustande an; diess hatte jedoch nicht den geringsten Einfluss auf ihre Laune, und allerlei Scherze, über das

Leben an Bord, belebten ihre Reihen. Bei ihrer Ankunft auf den ihnen bestimmten Fahrzeugen, bemächtigten sich die Matrosen ihrer Kleidungsstücke, um sie zu trocknen, und gaben ihnen einstweilen ihre eigenen. Das beste Einverständniss herrschte zwischen den Land- und Seetruppen, und es wäre zu wünschen gewesen, dass dieses von unten gegebene schöne Beispiel, auch von oben befolgt worden wäre; aber leider sind Mangel an Einigkeit, und gereizte Eigenliebe, die zwei grössten Feinde, welche die französischen Heere zu bekämpfen haben.

Am 15. Mai waren alle Transportschiffe (beiläufig 500 Segel) auf der Rhede von Toulon und jener von Hyéres versammelt.

Die Einschiffung der, zur Expedizions-Armee gehörigen 4000 Pferde, war erst am 17. beendiget; aber es schien, als wollte man geflissentlich die Abfahrt verzögern.

Endlich am 18., erschien ein Tagsbefehl des Admirals Duperré; sein Inhalt war folgender:

An Bord der Provence, am 18. Mai 1830.

„Offiziers, Unteroffiziers und Seeleute! Indem ihr, mit euren „Waffenbrüdern der Expedizions-Armee, berufen seid, die Ge„fahren einer Unternehmung zu theilen, welche die Ehre und „Menschlichkeit anempfehlen, werdet ihr auch auf den hieraus „entspringenden Ruhm Anspruch haben. Von unserer vollkom„menen Einigkeit und unserem allseitigen Zusammenwirken, „erwartet der König von Frankreich einen Erfolg, welcher Ge-

»nugthuung für die, der französischen Flagge zugefügte Schmach,
»bietet. Wir wollen uns erinnern, wie unsere Vorfahren bei ähn-
»lichen Gelegenheiten gehandelt haben; lasst sie uns nachah-
»men, und unser Sieg ist gewiss. — Zur Abfahrt! Es lebe
»der König!«

Der Vice-Admiral, Duperré.

Denselben Abend schiffte sich der Graf Bourmont mit seinem Generalstabe ein. Alles war in der sichern Erwartung, des andern Tages die Flotte unter Segel gehen zu sehen, so wenigstens schienen es die letzten Worte des Tagsbefehles zu verheissen. Demungeachtet vergingen noch acht lange Tage. Die Transportschiffe hätten einstweilen, nach der einstimmigen Meinung aller Seeleute, auslaufen, und in der Bucht von Hyères, oder im Hafen von Palma die Flotte erwarten können, um so mehr, da man hiedurch diese grosse Anzahl von Fahrzeugen, welche jede Bewegung erschwerten, getheilt hätte. — Da die algierischen Kriegsschiffe in den Häfen von Algier und Alexandrien blockirt waren, so hatte man nichts von ihnen zu befürchten. — Allein nur die sogenannten Bateaux boeufs, — eine eigenthümliche, im mittelländischen Meere gebräuchliche Art Transportschiffe — wurden vorausgesendet, und erwarteten in Palma die Flotte.

Die Ungeduld des Heeres stieg aufs Höchste, eine kostbare Zeit verlief ungenützt. —

Endlich am 24. Abends war alles bereitet, und da der Wind günstig war, wurde die Abfahrt auf den kommenden Tag bestimmt.

Am 25. mit Tagesanbruch wurden die Signale gegeben, gleich darauf war alles in Bewegung. Im Takelwerk kletterten die Matrosen, die Segel spannten sich majestätisch, hoch flatterten die Wimpel, und Seeleute und Soldaten arbeiteten an den Winden, welche die Anker lichteten. Die Bevölkerung von Toulon, und die zahllose Menge von Fremden, welche gekommen waren, das Schauspiel zu bewundern, versammelten sich auf den Wällen des Forts Lamalgue und den angränzenden, die Rhede beherrschenden Höhen. Der schönste südliche Himmel, mit seinem hellen Glanze und seinem tiefen Blau, verherrlichte diesen prachtvollen Anblick.

Um Mittag ging die Fregatte l'Herminie zuerst unter Segel; ihr folgte die erste Division der Transportschiffe; nach und nach folgten alle andern Abtheilungen. Ernst und still war die Stimmung, als sich diese grossartigen Massen auf dem Wasser bewegten. Wer nicht das Gefühl kennt, welches den ergreift, den die schwellenden Segel dem heimathlichen Ufer entführen, auf welchem er das Theuerste zurücklässt, — kann sie nicht b[illegible] theilen. Jeder fühlte, dass er sein Leben als Pfand für eine g[illegible] heiligte Sache, für die Ehre Frankreichs einsetzte.

Frankreich war damals so gross, so herrlich! — wir liessen es blühend, glücklich, hinter uns; zwei Monate später sollten wir den Thron umgestürzt finden, und die Flagge, deren Ehre wir zu

rächen, nach einem andern Welttheil zogen, sollte im Vaterlande selbst geschmäht und zerrissen werden.

Das Admiralschiff vereinigte sich mit uns bei dem Kap Scepé. Von nun an nahm jedes Schiff, seine angewiesene Stelle in der Ordre de Bataille ein. Die Flotte segelte in drei Abtheilungen. Die erste am rechten Flügel, hatte die Truppen der dritten Division an Bord, sie hiess l'Escadre de réserve; die im Centrum, befehligt durch den Admiral Rosamel am Bord des Trident, hiess l'Escadre de débarquement, und führte die Truppen der ersten Division; die am linken Flügel, l'Escadre de bataille, war geführt durch den Admiral Duperré, mit den Truppen der zweiten Division; — der Capitain Hugon führte die Transportschiffe. — Der Wind war günstig.

Am 27. erschiendie französische Fregatte, la Duchesse de Berry, welche eine türkische Fregatte eskortirte, an deren Bord sich Tahir Pascha befand. Dieser hatte von der Pforte den Befehl erhalten, in Algier einzudringen, den Dey enthaupten zu lassen, und sich der Regierung zu bemächtigen. Die Wachsamkeit der französischen Blockade-Schiffe vereitelte seine Unternehmung, er war im Begriff sich nach Toulon zu begeben, um dort Unterhandlungen anzuknüpfen.

Den 28. und 29. waren wir im Angesichte der Balearischen Inseln. Die See ging hoch. Den 30. Morgens erblickten wir im Süden, die Küsten von Afrika. — Gegen Abend erschien jedoch

die Fregatte la Syrène, Kapitain Clerval, welcher die Station von Algier befehligte; und in Folge einer Unterredung dieses Offiziers mit dem Admiral, segelte die Flotte nach Palma zurück. In wie fern diese Verspätung nothwendig war, ist nicht leicht zu ergründen, da mittlerweile schon mehrere Transportschiffe die afrikanische Küste erreicht hatten; folglich durch ein rasches Vorgehen allerdings Zeit gewonnen worden wäre.

Durch die Syrene erfuhr man den Schiffbruch der Briggs le Silène und l'Aventure an der afrikanischen Küste, und das Schicksal der Equipagen *), welches allerdings nicht beruhigend war. Ein Theil der Flotte ankerte im Hafen von Palma, der andere kreuzte vor demselben.

Zehn Tage lang dauerte dieser Aufenthalt. — Es wurde theilweise die Erlaubniss ertheilt an's Land zu gehen. — Eine grosse

*) Diese beiden Schiffe waren vor dem Auslaufen der Expedizion, östlich vom Kap Matafu gestrandet, und die Mannschaft in die Hände der wilden Beduinen gerathen. Bevor der Dey dazu kam ihre Auslieferung zu erhalten, war schon eine bedeutende Anzahl der Gefangenen niedergemetzelt worden, jedoch gelang es den abgesandten Türken, nebst den Köpfen der Gemordeten, die Übriggebliebenen, worunter die beiden Kapitäns, nach Algier zu bringen, wo sie von dem Dey ziemlich menschenfreundlich aufgenommen und behandelt wurden, bis die Übergabe von Algier ihre vollkommene Befreiung mit sich brachte.

Wohlthat für die, des Seelebens ungewohnten Truppen der Landarmee. Die spanischen Behörden, so wie die Einwohner, empfingen die Franzosen mit lebhaften Beweisen von Mitgefühl und Interesse. Der Marquis de la Romana, der auf der Insel befehligte, öffnete sein Haus den französischen Offizieren, welche dort die Auswahl der Gesellschaft der Insel fanden. Bälle und Feste wurden gegeben, und allgemein war der Antheil, den man an den Fremdlingen nahm, welche, wie in den Zeiten des alten Kastiliens, den Mauren-Kämpfen entgegen gingen. Das Abenteuerliche und Ritterliche des Zuges, wirkte auf die heisse spanische Phantasie. — Wer die Anmuth der spanischen Frauen kennt, wird begreifen, dass nach Wochen langem Leben an Bord, den französischen Offizieren der Aufenthalt in Palma nicht wenig reizend erschien; — demohngeachtet sehnte man sich allgemein nach dem Kampfe. Endlich, am 10. Juni um 11 Uhr Vormittags, lief die Flotte von Palma aus, und segelte südwärts.

Ohne die drei, aus Kriegsfahrzeugen bestehenden Flotillen, zählte sie über 400 Transportschiffe und flache Boote.

Am 13. Juni schimmerten in der Ferne die weissen Mauern Algiers durch die dichten Nebel, welche in diesen Gegenden des Morgens den Horizont umwölken, der übrigens bald sank, den schönsten Himmel enthüllte, und so, den lauernden Blicken der auf dem Verdecke versammelten Soldaten und Matrosen, die so lang ersehnte Küste deutlich zeigte. Allgemein ertönte der Ruf,

Es lebe der König! — Die Flotte segelte bei dem Kap Pesenda vorbei, und wendete sich dann rechts.

Der Wind war Nordost. Die Küste, die man sich öde und wüst gedacht hatte, gewährte im Gegentheile einen höchst anmuthigen Anblick. Eine Menge weisser Landhäuser schimmerte durch das helle Grün der Gärten und Baumgruppen, welche die Gebäude umgaben; sie machten einen weit freundlicheren Eindruck, als die Küsten der Provence.

Auf der Höhe der Halbinsel Sidi Ferruch angelangt, zeigte sich der Thurm, der darauf erbaut ist, und den die Spanier Torre Chicen benennen.

Nur eine Erdbatterie von wenigen Geschützen vertheidigte diesen Punkt. Das Feuer des Breslav (Linienschiff von 74 Kanonen) zerstörte sie bald. Die Halbinsel und der Thurm schienen verlassen. Hie und da wurden einige weisse Punkte am Horizonte, von jenen Offizieren, welche früher schon im Orient, oder in Morea waren, als Zelte bezeichnet. — Unbegreiflich ist es, dass die Algierer nicht ihre Widerstandskräfte auf diesem Punkt vereinigt hatten, um der Ausschiffung die grösstmöglichsten Hindernisse entgegen zu setzen.

Die Nacht vom 13. auf den 14. wurde zu allen Vorbereitungen angewendet, welche der Ausschiffung vorangehen mussten. Die Mannschaft bereitete ihre Waffen, und erhielt auf fünf Tage Lebensmittel. Vor Tage war das Meer mit Schaluppen

bedeckt; der Mond erleuchtete die Szene. Die See war still, das Wetter herrlich.

Bald waren die Brigaden Porret-de-Morvan und Achard in Booten aufgestellt. Als am 14. das Tageslicht heranbrach, wurde das Zeichen gegeben; die Boote landeten, Soldaten und Matrosen sprangen mit dem Rufe, es lebe der König! ans Land, und bald war das Gestade mit Truppen bedeckt. Ein Matrose steckte auf dem Thurme von Torre Chicca die weisse Fahne, die erste auf dem afrikanischen Boden, auf.

General Bourmont war mit seinem Generalstabe gleichfalls ans Land gekommen. Er bestieg eine kleine Anhöhe am Ufer, und bald schlugen einige Kanonenkugeln in seiner Nähe ein, deren eine ihn mit Sand bedeckte. Die Bewegung, welche diess in seiner Umgebung hervorbrachte, liess den Feind an den Erfolg seiner Schüsse glauben, denn sie wiederholten sich schnell, und mit mehr Richtigkeit, als man der feindlichen Artillerie zugetraut hätte, über welche voreilige Geringschätzung man überhaupt bald, und zwar auf ernste Art, eines andern belehrt ward.

Das Gefolge des Generals bot einen sonderbaren Anblick dar. Es bestand aus einigen Adjutanten und Offizieren des Generalstabes, deren viele zu den ersten Familien Frankreichs gehörten, dann aus einigen ehemaligen Mamelucken-Offizieren; und einigen englischen, deutschen, und zwei russischen Offizieren, welche sich als Freiwillige angeschlossen hatten. Da man zu Fuss, und

auch höchst ungewiss war, wenn man zu seinen Pferden und seinem Gepäcke gelangen würde, so hatte jeder irgend einen Tornister oder Mantelsack auf dem Rücken, die Pistolen im Gürtel, und den Mantel umgerollt. Andere schleppten noch Bücher, und Instrumente aller Art mit sich, und keuchten unter diesen Lasten, da sie um einen Befehl zu überbringen, bis an die Knie im leichten Ufersande waten mussten.

Die Brigade Porret-de-Morvan, bestehend aus dem 2. und 1. leichten, und dem 3. Linienregimente, rückte auf die Batterie, welche der Feind auf den Höhen errichtet hatte, vor. Einer der Ersten, welche in die Batterie eindrangen, war Carl Bourmont, Sohn des kommandirenden Generalen. Das 14. und 37. Regiment focht lebhaft, Kapitän Abedie von letzterem, und Beticard von ersterem, zeichneten sich aus. Der Soldat Carmi, dessen Vordermann durch eine Kanonenkugel niedergerissen wurde, sprang mit dem Rufe: Es lebe der König, in das erste Glied, und erstieg die vorliegende Brustwehre. Die Brigaden Achard und Clouet folgten den Bewegungen der Brigade Porret-de-Morvan, und bald war die ganze Halbinsel durch die Division Berthezène besetzt; an sie schloss sich die Division Loverdo, den rechten Flügel bildete die Division d'Escars.

Die Intendanz bewirkte die Ausschiffung der Magazine; die Artillerie und das Genickorps etablirten sich am Fusse des kleinen Hugels, auf welchem der Thurm von Torre Chicca steht.

das Hauptquartier nahm Besitz von demselben. Die fliegende Post, der Telegraph, wurden herbeigebracht; die Halbinsel selbst durch schnell aufgeworfene Feldverschanzungen noch denselben Tag in Vertheidigungsstand gesetzt.

Dreizehn Geschütze und zwei Mörser fielen in die Hände der Franzosen, sie lagen sämmtlich auf Schiffslavetten, und waren von ungewöhnlich schwerem Kaliber.

Die Halbinsel Sidi Ferruch hat ihren Namen von einem Marabout, — eine Art religiöser Einsiedler, — welcher bei den Algierern in hohem Ansehen stand, und ehemals auf diesem Hügel an der Küste wohnte: diess wird noch durch eine kleine Moschee und jenen viereckigen Thurm angedeutet, welchen man weit von der See aus erblickt. Dieser Punkt ist etwa drei deutsche Meilen westlich von Algier entfernt. Hier ergiesst sich der Mazafran und mehrere kleine Bäche in die Bucht, welche die Küste bildet.

Die Bucht selbst hat zwar im Umfange beinahe dreiviertel deutsche Meilen, ist jedoch ohne guten Ankergrund, und den Stürmen, welche an dieser Küste häufig wehen, ausgesetzt. Indessen war diess ohne Zweifel der beste Landungsplatz. Die Küste ist eben und sandig, den Kalkfelsen ausgenommen, auf welchem der Thurm steht. Das Terrain ist bewegt, und von vielem Gebüsche durchschnitten: Fregatten und grössere Schiffe können in der Bucht nicht einlaufen, sondern müssen etwa 100 bis 200 Klafter von der Küste bleiben, weshalb nur Briggs und einige leichte

Schiffe verwendet werden konnten, um die Bewegungen, welche die Truppen zu Lande machten, von der See aus zu unterstützen.

An der Küste sahen wir wenig oder gar keine Kultur, einige, von Aloehecken umgebene Gersten- und Reisfelder ausgenommen, welche dem Derwische, der das Grab des Marabout hütete, zum Unterhalt gedient haben mochten. — Das Terrain südlich von der Bucht ist eben, und verlängert sich mit wenig Bewegung, bis an den Fuss der Gebirgskette des kleinen Atlas. Westlich hingegen, ist es mit Hügeln und Gesträuchen bedeckt, und steigt bis in die Gegend von Algier, welche Stadt durch den Bergkopf beherrscht wird, an welchem der Gebirgsabfall auslauft, der Boudjearah heisst, und den man von Torre Chicca aus, in der Ferne erblickt. Das viele palmartige Gesträuch, gab genugsamen Brennstoff zur Unterhaltung der Lagerfeuer, welche, bei der durchdringenden Kühle und Feuchtigkeit der Nächte, sehr erspriesslich waren. Jedoch konnten die Truppen, beständig von der zahlreichen, arabischen Reiterei beunruhigt, nur wenig der Ruhe geniessen, und mussten die ersten Nächte, wenigstens theilweise, unter den Waffen bleiben. Vielen Nutzen gewährten bei dieser Gelegenheit eine Art spanischer Reiter, bestehend aus drei Lanzen, welche man mittelst eines eisernen Ringes vereinigte. Schon in Egypten waren sie mit Erfolg angewendet worden. General Valazé hatte die unter seinem Befehl stehenden Sappeurs-Kompagnien, im Gebrauch dieses beweglichen Schutzmittels, sehr zweckmässig geübt, und oft wur-

de es an der Spitze der Kolonnen gebraucht, wodurch die Angriffe der zahlreichen und kühnen feindlichen Reiterei bedeutend gelähmt wurden. Die weissen Czako-Überzüge wurden entfernt, weil sie den feindlichen Schützen ein zu günstiger Zielpunkt waren.

Die Brigade Clouet, welche den linken Flügel der Stellung deckte, wies mehrere lebhafte Reiterangriffe zurück, durch welche der Feind versuchte, sie zu umgehen. Die Truppen, mehreremal von der feindlichen Reiterei in Flanke und Rücken umschwärmt, zeigten eine Haltung und Kaltblütigkeit, welche um so lobenswerther war, als ein grosser Theil derselben aus jungen Konskribirten bestand, die den Feind zum ersten Mal sahen.

Mittlerweile war die Ausschiffung des Geschützes, des Schiessbedarfs und des Mundvorrathes, mit unausgesetzter Thätigkeit betrieben worden. Am 15. Abends war schon eine Batterie bespannt.

Die Equipage der Flotte, von dem Kapitän Aubri befehligt, zeigte vielen Eifer. Wein, Reis, Zwieback, Mehl, war am Lande, und unter schnell gezimmerten Gerüsten, deren einzelne Bestandtheile mitgebracht waren, und die sich wie durch Zaubermacht zusammenfügten, untergebracht. Derlei Gebäude bildeten auch luftige, und trockene Spitäler für Kranke und Verwundete.

Heftige Windstösse hatten am 15. und 16. Juni die Flotte in grosse Gefahr gesetzt, und hinderten bedeutend die Ausschiffung. Die Korvette la Cigogne brach ihr Steuerruder, und war ihrem Untergange nahe. — Es ist leicht zu ermessen, welche Katastrophe

entstanden wäre, wenn der Sturm die Flotte vor Beendigung der Ausschiffung zerstreut hätte.

Dreitausend Arbeiter, welche sich von vier zu vier Stunden ablösten, waren dem Geniekorps zugetheilt, und wurden bei den Verschanzungen verwendet, welche die Halbinsel gegen die Angriffe des Feindes sichern sollten, und die aus einigen, durch Gräben, Pallisaden und Erdwälle mit einander verbundenen Redouten bestanden, welche sich wechselseitig bestrichen.

Dieselbe Bewegung, derselbe Eifer, herrschte bei der Artillerie.

Das Lager gewährte, durch die allgemeine, beständig in ihm herrschende Bewegung, durch die zahlreichen Marketänderbuden, und die gefüllten Magazine, welche keinen Mangel befürchten liessen, ein sehr anziehendes Bild. Die angeborne französische Munterkeit, nahm in dessen Rahmen keinen geringen Raum ein, und wenn die Krieger aller Völker, bei dem glücklichen Beginne eines Feldzuges, sich in jeder Gelegenheit, auf dem Marsche, wie im Gefechte, im Bivouak, wie beim Wachfeuer, den Äusserungen der guten Laune überlassen; so übertrifft doch keine Nazion den Franzosen, in dem heitern Witze seiner Scherze.

Aber seit dem 15. wussten die Soldaten auch schon, was ihnen bevorstand, wenn sie das Unglück haben sollten, in Feindes Hand zu fallen: mehrere enthauptete und verstümmelte Leichna-

me ihrer Kameraden, hatten sie darüber auf eine schauderhafte Art belehrt. —

Am 16. erschien ein alter Araber bei den Vorposten; man führte ihn zu dem Generalen Bourmont. Sein ganzes Benehmen war das eines religiösen Schwärmers. Man erfuhr später, dass er bei seinem Stamme für einen Propheten gelte. Mit Mühe sicherte man ihn gegen die Erbitterung der Soldaten. General Bourmont behandelte ihn freundlich, und schickte ihn bald getröstet zurück. Er hatte Schonung für seinen Stamm verlangt.

Diese gute Behandlungsweise schien ihre Früchte zu tragen, denn des andern Tages erschienen mehrere Überläufer, welche für ihre Stämme unterhandeln zu wollen vorgaben, vielleicht jedoch nur Kundschafter waren. Sie sagten aus, dass bedeutende Verstärkungen, von arabischen Häuptlingen geführt, in dem Lager bei Staouéli eingetroffen seien, woselbst die türkische Miliz, unter den Befehlen des Janitscharen-Agas, Schwiegersohns des Dey, der auch den Oberbefehl über die gesammte algierische Kriegsmacht führen sollte, versammelt war. Auch die Beys von Tittery und Constantine seien mit ihren Kontingenten daselbst angelangt. Man erfuhr durch sie, dass der Dey, im blinden Vertrauen auf seine Kraft, die Landung ohne Widerstand habe ausführen lassen, bloss damit keiner der Ungläubigen entkommen möge, der die Nachricht ihrer Niederlage nach Europa brächte. Er stützte sich auf das Andenken an die frühern misslungenen Unterneh-

mungen. Die Janitscharen waren begeistert, öffentliche Gebete waren in den Moscheen gehalten, und die Gebeine eines Marabout, welcher einst die Niederlage Karls V. geweissagt, feierlich ausgesetzt worden. Die Araber und Kabylen waren vom Atlas her, auf den Ruf ihrer Glaubensbrüder herbeigeeilt.

Der Dey hatte hundert Piaster jedem als Belohnung zugesichert, der den Kopf eines Franzosen bringen würde. Staouéli, etwa zwei Landstunden von Sidi Ferruch, war der Sammelplatz des Feindes, dessen Stärke sich auf etwa 40 bis 50,000 Mann belaufen mochte. Mit dem Fernrohr konnte man das feindliche Lager ausnehmen; die Zelte, welche es bezeichneten, schienen sich täglich, durch die Ankunft neuer Schaaren der Gebirgsvölker, zu vermehren. Man sah den Feind eifrig mit Erbauung einiger Erdwerke beschäftigt, welche sein Lager decken sollten.

Am 17. war der Vorrath an Lebensmitteln für 14 Tage, und die gesammte Feldartillerie ausgeschifft; für jedes Geschütz der Bedarf von 220 Schüssen.

Einige leichte Feldstücke waren den Vorposten beigesellt, um die beständigen Angriffe der Araber zurückzuweisen. Diese sprengten im vollen Rosseslaufe heran, hielten auf kurze Entfernungen, legten sich auf den Hals ihrer Pferde, feuerten ihre Flinten und Pistolen ab, und jagten dann eben so schnell wieder zurück. Ihre Schützen schlichen sich auf dem Bauche gegen uns, und die wohlgerichteten Schüsse derselben, streckten die Vorposten

früher nieder, als diese sie bemerkten; dergestalt, dass diese Scharmützel uns täglich über 100 Mann kosteten. Gute Dienste leisteten bei dieser Gelegenheit die Doppelhaken, mit welchen unsere Artilleristen, die feindlichen Reiter und Schützen erreichen konnten, während die geringe Tragweite der Musketen im Tirailleur-Gefechte, den langen Röhren der Araber ein bedeutendes Übergewicht einräumen musste.

Die Hitze überstieg 28°, demungeachtet waren die Truppen, mit Patronen, Brot und ihren Feldflaschen beladen, voll guten Willens.

Wir fanden wenig feindliche Leichen; die Morgenländer lassen die todten Körper der Gefallenen nicht leicht in den Händen des Feindes, sondern schleppen sie zurück, um sie zu begraben.

Am 19. früh, nach dem Morgengebete der Muselmänner, entwickelte sich das algierische Heer zur Schlacht, welche der Aga zu geben beschlossen hatte. Zwei Batterien von 18 schweren Geschützen, im Centrum seiner Stellung aufgeführt, eröffneten durch ihr Feuer den Angriff. Die Araber, von den Beys von Constantine und Oran geführt, bildeten die Flügel; ihre Reiterei umschwärmte unsere Stellung. Die Türken, 8—9000 Mann stark, machten die Mitte aus. Das feindliche Heer bildete einen Halbkreis, welcher über die Endpunkte der französischen Stellung hinausreichte. Mit lautem Allah-Geschrei rückten sie zum Angriffe heran, und überschritten den kleinen Bach, der sie von der Division Loverdo trennte. Das türkische Fussvolk, grösstentheils Seeleute,

den Säbel zwischen den Zähnen, die Pistolen in der Hand, griffen die Brigade Achard und Clouet, auf dieselbe Weise an, als wenn sie zur See entern würden. Zwei Bataillone im ersten Treffen, wurden von diesem ungestümen Angriffe erschüttert, und grösstentheils niedergesäbelt. Aber das zweite Treffen rückte mit gefälltem Bajonette vor, die Türken geriethen in Unordnung, und wichen: zwei vorrückende Kavallerie-Batterien vollendeten ihre Niederlage. Dem Rückzuge der Türken folgte bald die Flucht der Araber auf den Flügeln. Ein allgemeiner Bajonnetangriff auf der ganzen Linie, endete die Schlacht, und Nachmittags befand man sich vor dem Lager von Staouéli. Der Feind in wilder Flucht vermochte nicht mehr es abzubrechen, und so fiel es in die Hände der Sieger. Die Beute war bedeutend, und der fremdartige Charakter der meisten Gegenstände gab ihnen in den Augen der Europäer noch einen höhern Werth. Eine grosse Anzahl Kamehle befand sich unter der Beute, da aber niemand es verstand, mit diesen Thieren umzugehen, so fanden sie keinen Anwerth, und verliefen sich grösstentheils. Acht Geschütze, mehrere Fahnen, und allerlei Waffengeräthe, waren die Trophäen dieses Tages. Die Vorräthe an Gerste und Reis, waren ein willkommener Beitrag für die Subsistenz. Mehrere Zelte waren reich geschmückt.

Drei Voltigeurs vom 37. Regiment hatten sich verbunden eine feindliche Fahne zu erobern. Sie liefen auf den Feind los, zwei

fielen beim Angriffe, der dritte nahm die Fahne, wurde aber im Handgemenge erschossen. Man fand ihn mit durchbohrter Brust, die feindliche Fahne hatte er sich um den Leib gewickelt.

Das französische Heer besetzte das Lager und die Ebene von Staouéli.

Zweites Kapitel.

Nach dem Treffen von Staouéli, besetzten die Divisionen Berthezène und Loverdo das feindliche Lager, und die arabischen Zelte gewährten ihnen ein erwünschtes Obdach. Viele dieser Zelte waren geräumig und reich geschmückt. Man fand darin allerlei Vorräthe an Mehl, Gerste, Reis, Pulver, Blei, Waffen und Geräthschaften aller Art, und von fremdartigem Aussehen. Mehrere Fahnen wurden dem kommandirenden Generalen gebracht. — Diese Trophäen erinnerten an die Tage von Egypten.

Mittlerweile setzte man mit Eifer die Ausschiffung des Belagerungsgeschützes fort. Das Geniekorps beschäftigte sich mit Errichtung mehrerer pallisadirter Redouten, welche den Weg von Sidi-Ferruch decken sollten, der bald, als eine, für Geschütz und Transportwagen, vollkommen brauchbare Strasse hergestellt wurde. Diess war zur Erleichterung der Verbindung von grösster Wichtigkeit; um so mehr, da es an dieser Küste keine andern Wege als Fusssteige gibt, indem der Gebrauch der Fuhr-

werke hier unbekannt ist, und die Lasten auf Saumthieren fortgeschafft werden.

Es war zu bedauern, dass die dem Kommandirenden ertheilten Vollmachten nicht ausgedehnt genug waren, um durch Ertheilung von Beförderungen und Auszeichnungen, den Geist der Truppen zu beleben. Wer die französischen Heere kennt, wird wissen, dass bei ihnen mehr als irgendwo, dieser Hebel geistiger Kraft durchaus nothwendig ist. Aber auch hierin zeigte sich der Geist der Kleinlichkeit, der neidische Argwohn, welche die Hauptgrundzüge des Charakters einer Regierung waren, deren Sturz später die Schädlichkeit des Princips der halben Maasregeln beurkundete.

Das Lager von Staouéli sprach die allgemeine Neugierde an. Viele junge Künstler, Gudin, Isabey, l'Anglois holten sich dort Stoff, zu mannigfaltigen vortrefflichen Schöpfungen. Der Muth dieser jungen Männer führte sie oft bis an das Feuer der Tirailleurs, und späterhin beurkundeten ihre Bilder, durch die Wahrheit und Richtigkeit der Darstellung, die kriegerischen Erfahrungen, welche sie gesammelt hatten. Diese Herren zeichneten sich durch ihren angenehmen Umgang eben so sehr, als durch ihre Talente aus, deren Werth durch ihre Bescheidenheit noch erhöht wurde.

Der Landstrich, in dessen Besitz die Armee durch das Gefecht von Staouéli gelangt war, zog die Aufmerksamkeit aller wissenschaftlich gebildeten Männer auf sich; denn hier erst fanden wir

Afrika; hier erst bezeichnete der hohe Palmbaum, zahlreiche Gruppen von Orangen und Feigenbäumen, hier und da der Lorbeerbaum, die Eigenthümlichkeit des fremden Welttheils. Der Eindruck war ganz verschieden, von jenem den man erwartet hatte. Wir glaubten Sandsteppen zu finden, und uns umgab ein herrliches Land: — aber im Dufte der Blumen schlummerte auch mancher ein, den das Messer der Beduinen nur auf einen Augenblick wieder erweckte. Sehr gut begriffen wir die Anhänglichkeit der Araber an dieses Land, welches wir als Eroberer betraten; fremd ihrem Glauben, fremd ihren Sitten, mussten wir in ihnen unversöhnliche Feinde erwarten, um so mehr, da der Franzose nicht, so wie der Engländer in Indien, in den Geist der Eingebornen eingeht, sondern Frankreich und Paris überall mit sich trägt. Desshalb misslangen bisher grösstentheils alle Versuche der Franzosen, sich da zu kolonisiren, wo es schon ursprüngliche Bevölkerungen gab. Der Franzose ist minder eigennützig, und weit liebenswürdiger als der Engländer, und doch war er überall, wo er seine Herrschaft hinbrachte, verhasst. In Deutschland, Italien, Spanien, in Egypten, konnte er nie von der Bevölkerung das Bürgerrecht erlangen. Desshalb haben die Franzosen zwar Algier erobert; aber eben so viele Jahre, als dessen Besitznahme Tage bedurfte, werden kaum hinreichen, um diesen Besitz anders, als durch offenbare Waffengewalt für immer zu begründen.

Mittlerweile waren die Arbeiten fortgeschritten. Sidi-Ferruch war mit Feldverschanzungen umgeben, und mit 21 Geschützen dotirt. Magazine und Spitäler wurden organisirt, und die Verwundeten, auch die Feindlichen, — zu ihrem eigenen grossen Erstaunen, — wurden in denselben untergebracht und gepflegt; denn sie glaubten zu ihrer Hinrichtung aufbewahrt zu werden, und fragten, wenn sie sich besser fühlten, wann der Tag dazu bestimmt sei? Nach ihrer Heilung wurden sie entlassen, ergriffen aber meist wieder die Waffen gegen uns, denn, wie schon bemerkt, Versöhnung ist ein, dem kräftigen Sohne der Wüste unbekanntes Wort!

Die Administrazion that das Unglaubliche. Nur die Disciplin wurde nicht strenge genug gehandhabt, — Vorposten- und Patrouillendienst lau betrieben. Wenn der Franzose den Feind geschlagen hat, glaubt er genug gethan zu haben, und vernachlässigt leicht die weitern Vorsichtsmassregeln; die Gegenwart nimmt ihn gewöhnlich ganz in Anspruch, die Zukunft kümmert ihn wenig.

Die Algierer führten einen lebhaften Vorpostenkrieg, der uns viele Leute ausser Gefecht setzte; wesshalb am 24. früh, eine Bewegung gegen die Hohen des Boudjcarah gemacht wurde, um die Schwärme der Feinde von denselben herabzuwerfen, welches auch vollkommen gelang. Bei dieser Gelegenheit wurde der junge Amadé Bourmont, Sohn des commandirenden Generalen, durch die Brust geschossen.

Graf Bourmont hatte vier Söhne bei dem Heere, welche sämmtlich durch ihren Muth, und ihre gefälligen Sitten beliebt waren. Amadé war Grenadierlieutenant beim 49. Regiment. Am 24., als die Voltigeurs das Gefecht eröffneten, begehrte Amadé von seinem Obersten dieselbe Ehre auch für seine Grenadiere, — sie griffen ein Haus in einem Weinberge an, aus dem die Araber ein wohlgezieltes Feuer unterhielten, — ein Schuss streckte den jungen Helden nieder. — Er sagte zu den Umstehenden: „Jeder von Euch meine Herrn würde gerne den Sieg eben so erkaufen, ich hoffe nur, dass mein Blut die Feinde meines Vaters versöhnen wird; — der Schuss ist gut, nahe am Herzen.“ *) Bald hörte dieses Herz auch zu schlagen auf. Glücklicher junger Mann! Du sahst deinen Vater noch im Strahl seines Sieges, seine Feinde ehrten deinen Tod durch Stillschweigen **) — und dein Auge brach früher, als du ihn als Flüchtling und verbannt, die Küste, die er erobert, hättest müssen verlassen sehen! — Das allgemeine Mitgefühl der Armee ehrte den Tod des Sohnes, und den Schmerz des Vaters.

---

*) „*Qui de vous, Messieurs, ne voudrait avoir ainsi payé la victoire! — esperons, que mon sang servira à apaiser les ennemis de mon père; — avouez, que ma blessure est bien placée, là, près du coeur.*“

**) Die nächsten Tage, nach der Nachricht von diesem Todtenfalle, hielten die Oppositions-Journale mit ihren Schmähungen gegen Bourmont inne.

Am 21. Abends waren die Araber aus allen Schluchten und aus dem durchschnittenen Terrain, welches durch den Abfall des Boudjearah gegen Algier gebildet wird, verdrängt. Dieser Tag erhielt den Namen des Gefechtes von Sidi-Kalef, und kostete mehrere hundert Mann.

Der Lieutenant Amoros, Sohn des Obersten dieses Namens, welcher sich nach dem Gefechte vom ersten zum zweiten Treffen begab, wurde in einem Hohlwege durch Beduinen, welche sich in dem Gebüsche versteckt hatten, überfallen. Man fand seinen Leichnam ohne Kopf, und erkannte ihn an der Uniform und andern Kennzeichen; den Kopf hatten die Beduinen mit sich genommen. — Sein Begleiter, Herr David, ein junger Beamter der Intendanz, war in das Gebüsch gekrochen, und unbemerkt Zeuge der unmenschlichen Ermordung seines Gefährten gewesen; er entkam wie durch ein Wunder, und erzählte später, noch halb todt vor Angst und Schrecken, was er gesehen.

Während des Gefechtes machte eine sehr heftige Explosion, nach welcher eine ungeheure Rauchsäule in die Luft stieg, und die man für die Wirkung einer Mine hielt, die Vorrückenden stutzen. Es fand sich aber, dass der Feind ein Pulvermagazin in die Luft gesprengt hatte, welches er auf seinem Rückzuge verlassen musste.

Von Staouéli östlich gegen Algier hin, ist der Boden mit niederem, palmartigen Gesträuche bewachsen, sonst nicht bebaut.

Aber etwa eine deutsche Meile von da, ändert sich der Karakter des Bodens, welcher mehr Bewegung annimmt, und mit Weingärten, Hecken und Fruchtbäumen bedeckt ist. Es wäre zu glauben gewesen, dass die Algierer in dieser durchschnittenen Gegend, längeren Widerstand leisten würden; allein entmuthigt und geschlagen, hielten sie sich nicht darin, und man war glücklich genug, diese Hindernisse ohne bedeutenden Verlust, zu überschreiten.

Der Oberste d'Enloibes, und Rittmeister Bonnet von der Artillerie, zeichneten sich an diesem Tage aus.

Vierhundert Stück Mastvieh fielen in die Hände der Franzosen; bei den obwaltenden Umständen eine Beute von Bedeutung.

Der kommandirende General besetzte Staouéli und Sidi-Ferruch mit den Brigaden Munck d'Uzer und Colomb d'Arcines. Die Division des Herzogs von Escars hingegen verliess Sidi-Ferruch und begab sich in das erste Treffen. Diese Division hatte mittlerweile die Befestigungsarbeiten des Lagers, und der vorliegenden Redouten, so wie die Strasse durch die besetzte Landesstrecke, mit bewunderungswürdigem Eifer und Ausdauer, trotz der grossen Hitze vollendet, welche das Arbeiten sehr beschwerlich machte. Das 48. Regiment besetzte Sidi-Ferruch, und wurde durch Mannschaft der Linien-Equipagen der Flotte verstärkt.

Es wurde Zeit ernstlich vorzugehen; über 2000 Mann waren schon ausser Gefecht gesetzt, und die wichtigste Operazion des

Feldzuges, die Belagerung von Algier hatte noch nicht begonnen. Am 25. war die Hitze so gross, dass die Division d'Escars auf ihrem Marsche mehrere Todte liegen liess.

Die Armee war am 25. folgendermassen aufgestellt.

In Sidi-Ferruch, das 48. Regiment und 1500 Seeleute.

In Staouéli, das Hauptquartier und die Brigade Colomb d'Arcines.

Bei dem weissen Gebäude, *(la maison blanche)* und in der Redoute zwischen Staouéli die Brigade Montlevaut.

Auf den Höhen der Kapelle und des Brunnens, *la chapelle et la fontaine*, (allerdings nur willkührliche Benennungen,) die übrigen 6 Brigaden: nämlich die zwei der dritten Division am rechten Flügel, die erste Division im Centrum, und die Brigade Damremont am linken Flügel.

Die Araber zeigten sich auf den gegenüber liegenden Abfällen des Boudjearah, und führten einen lebhaften Vorpostenkrieg.

Die Offiziere, die versendet wurden, durften nicht mehr einzeln gehen, sie wurden häufig trotz ihren Eskorten, auch zwischen den Treffen, von Arabern, welche irgendwo im Hinterhalte lagen, angegriffen. Diese Art des Gefechtes kostete uns viele Leute; die dritte Division allein, verlor am 26. auf diese Weise, sechs Offiziere und 162 Mann. Am 27. verlor dieselbe Division acht Offiziere und 180 Mann. Dem Adjutanten des Herzogs von Escars, Bataillonschef Borne, wurde die Schulter durch eine Kanonenkugel

zerschmettert, er starb wenig Stunden später, nach einer höchst schmerzlichen Operazion. Dieser Offizier hatte sich schon am Trocadero ausgezeichnet, und war ein äusserst kenntnissreicher, und bescheidener, allgemein geachteter junger Mann.

Ein Bataillon der ersten Division wurde von den Türken überfallen, und erlitt bedeutenden Verlust. Überhaupt mochte sich dieser bei der ersten und dritten Division, in diesen wenigen Tagen, über tausend Mann belaufen. Eine Abtheilung Türken griff eine der vorliegenden Redouten herzhaft an, erstieg sie, und pflanzte schon ihre Fahnen auf das Parapet, als der Voltigeur-Hauptmann Pont de Gault vom 35. Regimente, ihnen mit dem Bajonnet entgegen ging, und sich wieder der Redoute bemächtigte. Ein kleiner Busch, und ein gemauertes Landhaus am linken Flügel, waren das Ziel beständiger Anfalle der Araber, dort hielt sich gewöhnlich der General, Herzog von Escars auf *). Es war hohe Zeit zur endlichen Einschliessung und Berennung von Algier zu schreiten.

*) Dieser General verdiente vollkommen die Achtung und die Liebe, welche ihm allgemein gezollt wurde. Tapfer vor dem Feinde, liebenswürdig im Umgange, vereinigte er die Eigenschaften des Soldaten mit jenen des Weltmannes. Im Gefechte, im Ertragen der Strapatzen, hätte man ihn für einen alten Grenadier gehalten, — wenn nicht seine Bildung, sein Anstand, den Mann von Welt beurkundet hätte. Er war ein wahres Muster altfranzösischer Ritterlichkeit, und auch von jenem Theile der Armee, welcher durch seine politischen Meinungen am meisten von ihm entfernt stand,

Am 28. Abends gingen die rückwärtigen Abtheilungen, mit Ausnahme der, in den verschiedenen Werken zurückgebliebenen Besatzungen, in das erste Treffen vor, und eine allgemeine Bewegung ward auf den folgenden Tag festgesetzt.

Am 29. vor Tagesanbruch, setzte sich das Heer in drei Kolonnen in Marsch; der rechte Flügel unter dem Generalen Loverdo; — die Division Berthezène in der Mitte; — den linken Flügel bildete die Division d'Escars. Man rückte in der Stille bis zu dem Fusse des Boudjearah vor. — Die feindlichen Geschütze, welche dort aufgestellt waren, gaben nur wenig Schüsse. Die Türken verliessen die Stellung, und warfen die Geschütze in die tiefen Hohlwege, welche diese Anhöhen durchschneiden. Nur in wenigen Häusern leisteten sie verzweifelten Widerstand; in einigen derselben ermordeten diese Fanatiker Weiber und Kinder, um sie nicht in die Hände der Ungläubigen fallen zu lassen.

Unbegreiflich ist es, dass der Widerstand, in diesem vollkommen dazu geeigneten Terrain, nicht allgemeiner und zusammenwir-

---

hochgeehrt. Besonders lobenswerth war seine liebevolle Sorgfalt, für die ihm unterstehenden Truppen. Nie legte er sich zur Ruhe, bevor er nicht über die Unterkunft und die Pflege der Kranken und Verwundeten, genugsame Auskunft hatte, wesshalb oft die Blessirten der dritten Division, schon lange in errichteten Schupfen unter Dach gebracht waren, während jene der übrigen Abtheilungen noch im Bivouak, der Tageshitze, oder der nächtlichen, in dieser Gegend besonders empfindlichen Kühle, ausgesetzt lagen.

kender war, denn der Angriff würde sehr verlängert und erschwert worden seyn, wenn auf diesen Anhöhen einige, auch noch so schnell erbaute Befestigungen, die Vertheidigung derselben unterstützt hätten, zu deren Dotirung die unglaubliche Menge schweren Geschützes, welche in Algier gefunden ward, sehr gut hätte verwendet werden können. Die ernste, ausdauernde Tapferkeit der Türken, welche sich in den Tagen von Staoueli, und später in dem Kaiserschlosse (Sultan Kalasi) zeigte, lässt vermuthen, dass man sie nicht so leicht aus dieser vortheilhaften Stellung vertrieben haben würde. So aber ergriff der Dey keine durchgreifenden, zweckmässigen Massregeln, die Thatkraft der Führer war gelähmt, und es ward möglich, mit verhältnissmässig geringem Verluste, schon um 3 Uhr Nachmittags die Anhöhen, welche Algier umgeben, zu besetzen.

Vor uns lag nun dieses Algier, mit seinen blendend weissen Mauern, den Kuppeln seiner Minarets, seinem Hafen und seinen Batterien; rechts sah man die Wälle des Kaiserschlosses. Eine starke Abtheilung Türken stand zwischen diesem Fort und der Stadt. Längs der Meeresküste, bei dem Thore Bab-a-zoun hinaus, zogen Schaaren von Flüchtlingen, ihre Familien und ihre Habe auf Pferden und Kamehlen fortschleppend. Hier und da fielen Kanonenschüsse. Endlos dehnte sich im Hintergrunde das blaue Meer in weiter Ferne aus. Auf mehreren die Stadt umgebenden Landhäusern wehten die Flaggen der verschiedenen europäischen Mächte. Es waren die Wohnun-

gen der Konsuln. Zwei von ihnen erschienen Abends bei dem Generalen en Chef, und aus ihren Äusserungen ergab es sich, dass die Sache des Dey, in der Meinung aller dieser diplomatischen Agenten, aufgegeben war. Sie waren im Konsulate von Amerika, — (auf dem linken Flügel vor der Brigade Achard) versammelt, und verlangten eine Schutzwache. — Sie erzählten, der Dey habe die Landung nicht verhindert, in der Meinung, die sämmtliche feindliche Macht alsdann auf einmal zu vernichten. Bei Staouéli seien an 50000 Mann gewesen, allein nach dem Ausgange der Schlacht sei die gesammte Macht des Dey auf 20.000 geschmolzen.

Der General en Chef nahm sein Hauptquartier in einem Landhause, etwa 1500 Schritte vom Kaiserschlosse. Die Häuser *A* und *B* *), in der Nähe dieses Forts, wurden eiligst besetzt, mit Schiessscharten durchbrochen, und noch in der Nacht vom 29. auf den 30. die Laufgräben vor dem Schlosse eröffnet. — Die Brigade Achard dehnte ihre Posten links, bis zum Meere aus; — die Stadt war also, mit Ausnahme der Küste vor dem Thore Bab-a-zoun, an unserem rechten Flügel, umzingelt.

Das Kaiserschloss (Sultan Kalasi, Fort l'Empereur) ist auf dem Platze erbaut, wo Carl V. lagerte. Auch

*) Man sehe den Plan des Angriffes der Franzosen auf das Kaiserschloss.

fand man bei den Erdarbeiten zur Belagerung, zahlreiche Waffen und Geräthschaften aus jener Zeit. Das Fort war übrigens weit mehr geeignet die Stadt zu bedrohen, als sie zu beschirmen; da es alle ihre Werke beherrschte, selbst jedoch von den vorliegenden Hohen des Boudjearah eingesehen wird. Es ist ein längliches Viereck von sechs Bastionen, mit 40 Fuss hoher, und 10 Fuss dicker, gemauerter Umfassung. Eine Art Cavalier, der ein Reduit bildet, sichert die westliche Seite. In der Mitte der Plattform erhob sich ein starker runder Thurm. Das Fort war mit 120 Kanonen vom schwersten Kaliber, und einigem Wurfgeschütze dotirt. Die Algierer hätten besser gethan, die Anhöhen von Budjearah zu befestigen, und zu vertheidigen, als sich auf dieses Fort zu verlassen; allein es mangelte ihnen an aller Kriegserfahrung und Sachkenntniss, und sie verstanden nur, mit Entschlossenheit sich todtschiessen zu lassen.

An den Laufgräben wurde nun lebhaft gearbeitet. Zwei Bataillone wurden zur Arbeit verwendet, fünf andere zur Bedeckung aufgestellt, erstere alle zwölf, — letztere alle vierundzwanzig Stunden abgelöst.

Am 30. Morgens versuchte General Desprez mit zwei Bataillonen leichter Infanterie, und zwei Gebirgshaubitzen, am rechten Flügel bis zum Meere vorzudringen, den Weg nach Konstantine zu besetzen, und somit die vollkommene Einschliessung des Platzes zu bewirken. Allein das Feuer des Forts Bab-a-zoun, und der

Strandbatterien, nöthigte diese Abtheilung zum Rückzuge, welcher, trotz der lebhaften Verfolgung der Algierer, mit Ordnung und ohne bedeutenden Verlust bewerkstelligt wurde. Man gab es daher auf, die Stadt ganz einzuschliessen, wozu die Armee, welche nur 30 Bataillone zählte, zu schwach gewesen wäre, wenn man nämlich alle wichtigen Punkte gehörig hätte besetzen wollen. Man liess daher die Strecke an der Meeresküste, vor dem Thore Bab-a-zoun frei, welches zwar ziemlich gewagt war, da gerade diess die wichtigste Verbindung mit Constantine, und dem Innern des Landes ist; und wendete alle Aufmerksamkeit auf den Angriff des Kaiserschlosses, in der Überzeugung, dass dessen Fall, unverzüglich auch jenen Algiers selbst, herbeiführen müsse.

Der Feind richtete ein heftiges Feuer auf jenen Punkt der Laufgräben, *(C)*, welcher am meisten im Bereiche seines Wurfgeschützes lag. Dort wurde Hr. Chambaud, Stabsoffizier im Geniekorps, durch eine Kartätschenkugel getödtet. Das feindliche Feuer war so wirksam, dass man genöthigt war, einen Augenblick diesen Punkt zu verlassen. Die Besatzung des Forts benützte diese rückgängige Bewegung, um einen Ausfall zu machen, und es gelang den Belagerten bis in das schwedische Consulat vorzudringen, von wo sie erst durch einen Bajonnetangriff eines Bataillons des 19. Regiments zurückgeworfen wurden.

Den 29. und 30. zeigten sich starke Abtheilungen arabischer Reiter, zwischen dem Lager von Staouéli und der Redoute Nr. 6,

um die Kommunikazion zu unterbrechen, allein die gute Haltung der Eskorten, und das Feuer der Redoute hielt sie in Respekt.

Trotz dem Feuer des Feindes, welcher, besonders mit Wurfgeschütz, die Arbeiter sehr beunruhigte, wurde fortwährend mit Eifer an den Laufgräben gearbeitet, deren Ausdehnung etwa 1000 Klafter betrug.

Auch der Bau der Batterien schritt rasch vorwärts, es waren deren sechs, benanntlich:

Batt. Nr. 1. Henry IV., von 4 der 24pf. Haubitzen, beim schwedischen Konsulat.

„ „ 2. Duc de Bordeaux, 4 der 12pf. Haubitzen, rechts vom Römerwege *).

„ „ 3. du Roi, von 6 der 24pf. Kanonen, rechts vom Römerwege.

„ „ 4. Dauphin, von 4 der 24pf. Kanonen, links vom Römerwege.

„ „ 5. Duquesne, von 4 der 24pf. Mörser, links vom Römerwege.

„ „ 6. St. Louis, von 6 der 16pf. Kanonen, am Ende der Parallele.

*) Da der einzige, etwa zwei Klafter breite, gepflasterste Weg, welcher, wie der Plan zeigt, am Kaiserschlosse vorbeiführt, noch ein Überrest römischer Kultur zu sein scheint, so wurde er gewöhnlich mit der Benennung Römerweg — *route romaine* — bezeichnet.

Da die Türken sehr lebhafte Ausfalle auf die, mit dem Baue der Batterie St. Louis beschäftigten Arbeiter machten, so wurden auf der rückwärts liegenden, von der Brigade Achard besetzten Anhöhe, vier Sechszehnpfünder aufgeführt. Trotz dem gelang es den Belagerten zweimal, den Säbel in der Faust, in diese Batterien einzudringen, und die Arbeiter zu vertreiben; das zweitemal aber wurden sie durch die Kanoniere, und eine Abtheilung Sappeurs lebhaft zurückgeworfen, die Batterie sodann mit einer doppelten Reihe spanischer Reiter zur grössern Sicherheit umgeben.*)

Auch der Bataillonschef Vaillant vom Geniekorps, welcher den verwundeten Major Chambaud ersetzt hatte, wurde durch eine Kartätschenkugel schwer verwundet.

---

*) Bei einem dieser Angriffe sah ich einen Zug wahrhaft altrömischer Tapferkeit. Eine Schaar Türken kam, unbekümmert um das auf sie gerichtete lebhafte Musketenfeuer, bis an die Contre-Escarpe der Batterie. Ihr Anführer, ein grosser starker Mann, erstieg, den Säbel in der Faust, das Parapet, und pflanzte ein Fähnlein darauf; ein Offizier, ich glaube vom 37. Regimente, sprang aber zugleich auf das Parapet, und durchstiess den Türken mit seinem Säbel, so dass derselbe in den Graben hinabrollte. Nunmehr kehrten seine Begleiter um, und flohen. — Der verwundete Anführer aber kroch aus dem Graben hervor, richtete sich empor, rief und winkte mit der Hand seinen Gefährten, allein umsonst; während dessen zerschmetterte eine Kugel aus der Batterie ihm das Knie, er stürzte; — allein, noch auf den einen Arm sich stützend, winkte er mit der andern Hand seiner fliehenden Truppe; als er sah, dass seine Bemühungen fruchtlos waren, stiess er sich selbst, unter den wüthendsten Verwünschungen, seinen Yatagan bis an das Heft in die Brust.

Am Morgen des 1. Juli sah man alle Kriegsfahrzeuge mit vollen Segeln sich dem Molo, und den Strandbatterien nahen. Jedes Schiff gab seine volle Ladung vom Steuerbord, segelte vorüber, und wendete dann in die offene See. Diese Demonstrazion gewährte ein herrliches Schauspiel. Vermuthlich war der Zweck derselben, eine Diversion zu machen, die Aufmerksamkeit des Feindes von dem eigentlichen Angriffe abzuleiten, und ihn zu verhindern, das in den Strandbatterien befindliche Geschütz, zur Vertheidigung des Kaiserschlosses zu verwenden. Einen sonstigen Schaden konnte das Feuer der Flotte wohl nicht anrichten, da es nicht möglich gewesen wäre, sich, ohne grosse Gefahr, dem wirksamen Feuer so zahlreicher, gut besetzter, und kasemattirter Werke zu nähern.

Lord Exmouth hatte zwar diess Wagestück mit Glück versucht, jedoch waren die Werke seit jener Zeit sehr vermehrt, und vervollkommnet worden, auch hatte er übrigens das Gelingen seiner Unternehmung, nur einer List zu verdanken, mittelst welcher er unbeschädigt nahe genug heran segelte, um Anker werfen, und dann erst sein mörderisches Feuer eröffnen zu können.

Den 2. und 3. Juli richtete der Feind ein heftiges Feuer, besonders aus Wurfgeschütz, auf die Batterien Dauphin und Duquesne, auf das dicht anliegende Logement C, besonders aber auf die Batterie St. Louis. Gegen obiges Logement versuchte er auch zwei Ausfalle, jedoch ohne Erfolg.

Am 3. Vormittags wiederholte die Flotte ihre frühere Demonstrazion. Allein diessmal war die Entfernung zu gross, als dass die Kugeln den Strandbatterien bedeutenden Schaden hätten zufügen können. Auf alle Fälle wäre die Annäherung mit grossem Verluste verbunden gewesen, da die schweren Geschütze der Türken die Schiffe vernichtet haben würden, ohne dass diese ihnen hätten wirksam antworten können. Ausserdem hätte ein solcher Angriff keinen so wesentlichen Einfluss auf die Erreichung des Hauptzweckes gehabt, als dass der daraus entstandene Verlust, dem möglichen Vortheile das Gleichgewicht gehalten hätte, indem einige in Schutt gelegte Strandbatterien und demontirte Geschütze, für den Fall des Kaiserschlosses keineswegs entschieden hätten, wohl aber dieser mittelbar die Übergabe der Stadt und ihrer übrigen Werke herbeiführen musste.

Am 3. waren die Belagerungsarbeiten fast beendigt; ein Weg war zum Behuf des Belagerungsgeschützes auf dem jenseitigen Abhang des Boudjearah eröffnet worden, und das Geschütz wurde eingeführt. Die Mannschaft arbeitete, trotz der grossen Hitze mit Eifer und Anstrengung, um so mehr da man täglich durch das feindliche Feuer, zwei bis dreihundert Mann, unter ihnen einige ausgezeichnete Offiziere, verlor, und wegen der Beschaffenheit des Terrains, die Mannschaft nur unzulänglich decken konnte. Zwar waren Schanzkörbe und Faschinen, wozu die nächsten Gehölze dem Geniekorps reichliches Material lieferten, in hinreichen-

der Menge vorhanden: auch waren deren eine gewisse Anzahl (von eigenthümlicher Form zum Zusammenlegen) mitgebracht worden. Demungeachtet reichten diese Schutzmittel nicht hin, die Truppen vor der Wirkung des feindlichen, wohl bedienten Wurfgeschützes zu sichern: man beeilte daher nach Möglichkeit die Vollendung des Batteriebaues, und die Einführung der Geschütze.

In der Nacht vom 3. auf den 4. machten die Türken einen heftigen Ausfall gegen die Batterie Dauphin: es gelang ihnen einzudringen und mehrere Kanoniere niederzuhauen. Unter den Verwundeten war der in der Batterie beschäftigte Artillerielieutenant. Der Feind wurde aber durch die schnell herbeieilenden Bedeckungstruppen bald wieder vertrieben. Der kommandirende General erschien alle Tage, Vormittags und in der Nacht, in den Laufgraben, um den Fortgang der Arbeiten zu besichtigen. Die Truppen lagerten in den Gärten, welche die, in der Nähe des Kaiserschlosses liegende Anhöhe bedecken. Die daselbst befindlichen Landhäuser gewährten gleichfalls gute Unterkunft. Sie sind im maurischen Geschmacke erbaut, und oft sehr schön eingerichtet.

Die Tage waren sehr heiss, die Nächte dagegen äusserst kühl, und, trotz des heitersten Himmels, fühlte man sich jeden Morgen durch den Thau vollkommen durchnässt. Diese Abwechslung des Klimas erzeugt, besonders bei weniger Vorsicht, zahlreiche Krankheiten. Nirgends ist es nothwendiger, sich gegen

Nachtkühle zu schützen, als gerade im Orient, wo man nach der Tageshitze sich gerne derselben aussetzen würde. Auch fingen die Kranken an sich täglich zu vermehren.

Die Verpflegung liess nichts zu wünschen übrig. Statt des Zwiebacks wurde wieder frisches Brot ausgetheilt. Wein war im Überflusse vorhanden, und seit dem 24. Mai war auch an frischem Fleische kein Mangel, da man eine bedeutende Menge Schlachtvieh erbeutet hatte. Noch am 1. Juli fiel bei Sidi-Kalef eine Heerde Ochsen in die Hände der französischen Truppen. Es hatten sich immer einige Haufen Beduinen in der Nähe gezeigt, vermuthlich um diese Heerde zu beschützen, denn später verschwanden sie.

Eine Folge des Mangels an strenger Mannszucht war die Unvorsichtigkeit und Gleichgültigkeit, mit welcher die Wasserröhren, welche die Gärten der Umgebung bewässern, und die unter einander verbunden sind, von einzelnen Soldaten, wegen augenblicklichen Wasserbedarfs, und aus Trägheit, um nicht bis an den Brunnen gehen zu müssen, durchstochen wurden. Hieraus entstand oft, trotz der hinreichenden Anzahl guter Quellen, momentaner Wassermangel: manchmal nur, weil es irgend einem Reiter bequemer dünkte, eine Wasserleitung zu öffnen, und sein Pferd an einer Wasserrinne zu tränken, als einige hundert Schritte weiter bis zu der Quelle zu gehen, von welcher sie abgeleitet wurde.

Überhaupt liess die Mannszucht nach, und der nächtliche Vorpostendienst wurde nachlässig betrieben. Wenn man bedenkt, dass im Rücken und in den Flanken der Armee, die Araber des Bey von Constantine, — dessen Lager man eine halbe Meile südwestlich von Algier in der Ebene von Metidjah sah — streiften, dass der Platz selbst nicht vollkommen durch die Belagerer umschlossen war, dass folglich die Araber der Besatzung in ihren Ausfällen die Hand bieten, — ja sogar durch die Beschaffenheit des durchschnittenen Terrains und durch ihre Kenntniss desselben begünstigt, irgend einen glücklichen Überfall gegen das Hauptquartier, oder den Artillerie- und Genie-Park hätten ausführen können: so muss man gestehen, dass das Glück, dieser wichtige Genius im Kriegsspiele, auch keinen geringen Antheil an dem schnellen Gelingen der Belagerung hatte, und ein eigener Stern über den Franzosen wachte.

Einige tausend Kroaten und Kosaken, mit einigen europäischen Offizieren, würden die Franzosen ihre Unvorsichtigkeit theuer haben bezahlen machen.

Der General en Chef that zwar das Möglichste, um Disziplin und Mannszucht zu erhalten, allein es standen ihm zu wenig Repressiv-Mittel zu Gebote, und seine Vollmachten waren zu beschränkt, als dass er kräftigere Massregeln hätte ergreifen können.

Die bei der Armee befindlichen Gensd'armen leisteten gute Dienste. Überhaupt liess sich bei dieser Gelegenheit die Zweckmässigkeit dieser Truppe, wenn sie das ist, was sie sein soll, und was sie in der französischen Armee war, — beurtheilen.

Dass der Dey sich nicht der Landung kräftiger widersetzte, — dass der Boudjearah nicht mit Feldverschanzungen befestigt war, und kräftiger vertheidigt wurde, — dass die Ausfälle der Türken und die Angriffe der Araber, während der Belagerung, nicht ernst genug waren, und die Vertheidigung des Kaiserschlosses sich hauptsächlich auf Artilleriefeuer beschränkte, — diess sind die Umstände, welche die schnelle Lösung der Aufgabe möglich machten.

Das Übrige ist dem Muthe und der Ausdauer des französischen Heeres, so wie dem Talente und der Sachkunde der Führer desselben zuzurechnen.

Der Bey von Constantine machte zwar am 4. während des Feuers der Batterien, einige Angriffe, welche jedoch abgewiesen wurden, dann zog er sich mit seinen Arabern zurück, und beunruhigte die Franzosen ferner nur durch einen Guerillaskrieg, der ihnen aber einen bedeutenden Verlust zufügte, und wohl bis zur Stunde noch nicht beendigt sein mag.

Am 4. Juli bei Tagesanbruch etwa um 4 Uhr, gab eine Rakete, welche im Hauptquartiere aufstieg, das Zeichen zur Eröffnung des Feuers, welches auch von allen Batterien gleichzeitig

befolgt wurde. Allein die Geschütze des Kaiserschlosses antworteten kräftig, und, man muss es gestehen, die ersten drei Stunden mit Überlegenheit.

Die Algierer hatten die Blendungen der Schiessscharten mit Wollsäcken belegt, doch diese schwachen Schutzmittel waren bald, wie auch die gemauerten Schulterwehren, zerstört.

Die Batterie St. Louis nahm die angegriffene Face in die Flanke, und ihre Ricochet-Schüsse richteten furchtbaren Schaden an, während die Batterien in der Fronte, auf die kurze Distanz von kaum 300 Schritten, ein mörderisches Feuer unterhielten, das Geschütz demontirten, und den engen Raum der Plattform mit Wurfkörpern überschütteten. Demungeachtet antworteten die Algierer kräftig, und zwar, wie gesagt, anfangs mit grossem Erfolge, und wir hatten Gelegenheit, den Muth dieser braven Leute zu bewundern, der eines bessern Schicksals werth gewesen wäre. Die Mannschaft, welche ihr Geschütz bediente, wurde niedergeschmettert, allein mit der grössten Ruhe und Kaltblütigkeit sah man andere an ihre Stelle treten, und das Feuer fortsetzen. Gegen 9 Uhr schien dasselbe bedeutend abzunehmen, die meisten Geschütze waren demontirt, die Bomben und Granaten hatten den grossten Theil der Artilleristen getödtet und verwundet, und nur die Geschütze in den einspringenden Winkeln, zwischen den Flanken und den Courtinen, welche von dem Feuer der Demontir-Batterien verschont geblieben waren, dann

einige Mörser auf der Plattform, und im innern Raume des Kastells vertheilt, antworteten noch hartnäckig.

Endlich sah man einen Theil der Besatzung das Kastell verlassen, und der Stadt zueilen. Allein einige Schüsse von der Kasauba und einem vorliegenden Fort, trieben sie wieder zurück. Kurze Zeit darauf aber verliessen sie nochmals und in grösserer Anzahl das Kaiserschloss, und es scheint, dass der Dey von der Unmöglichkeit längerer Vertheidigung überzeugt, ihrem Rückzuge kein Hinderniss mehr in den Weg legen liess. Einige Türken hielten jedoch heldenmüthig bei ihrem Geschütze aus, und setzten, wiewohl schwach, ihr Feuer fort.

So eben, es war 10 Uhr, hatte die französische Artillerie Befehl erhalten, Bresche zu schiessen, als unter furchtbarem Geprassel eine dunkle Feuer- und Rauchsäule aufstieg; eine heftige Erschütterung folgte schnell darauf, und einige Augenblicke war der Horizont mit Dampf, Qualm und Rauch bedeckt. Als sich dieser endlich etwas verzogen hatte, konnte man die Ursache dieses furchtbaren Schauspiels entdecken: der grösste Theil des Kaiserschlosses war in die Luft gesprengt. Sogleich eilten einige Kompagnien des 35. Regiments unter dem Befehle des Generalen Hurel vorwärts, um die Trümmer zu besetzen. Der Kommandant des Geniekorps, General Valazé, und der Artillerie-General La Hitte, folgten unmittelbar mit einigen Abtheilungen ihrer Waffe. Eine Strecke von mehr als hun-

dert Schritten war mit Sand, Mauertrümmern und Wollsäcken bedeckt, welche den Vertheidigern statt Schanzkörben gedient hatten, Kanonen und Lafetten waren bis über die Contre-Escarpe geschleudert worden. Hie und da lagen Stücke von zerrissenen Leichnamen. Die ganze nordwestliche Seite des Forts nebst einem Theile des Thurmes war eingestürzt. Ein Theil des Parapets, mit den daselbst befindlichen Geschützen stand noch. Viele Türken, welche bei der Vertheidigung gefallen waren, lagen um dieselben herum. Das Ganze gewährte ein Bild gräulicher Zerstorung: — ein augenblickliches Schweigen des Todes folgte auf den Donner des Kampfes. Bald aber machte diese augenblickliche Stille dem Getümmel des Krieges wieder Platz.

Die Sappeurs setzten sich sogleich in den Trümmern des Schlosses fest, und suchten sich zu verbauen. Die Seite gegen die Stadt wurde in Vertheidigungsstand gesetzt, jene gegen die Laufgräben nach Möglichkeit geöffnet; — man brach Auffahrten für das Geschütz durch, mehrere Kanonen wurden eingeführt und gegen die Stadt gerichtet. Truppen besetzten die Umgegend. Zwei Kompagnien Voltigeurs wurden detaschirt, um ein vorliegendes, gemauertes Landhaus in Besitz zu nehmen, welches ihnen auch gelang. Bald wurde auf einem Palmbaum, welcher am Parapet stand, die weisse Flagge aufgesteckt.

Anfangs glaubte man, dass eine Bombe das Pulvermagazin entzundet habe, man überzeugte sich aber später, dass die

Türken, als sie verzweifelten, sich länger halten zu können, selbst das Feuer angelegt hatten, um sich, und wo möglich die zu früh heranstürmenden Angreifer, unter dem Schutte zu begraben.

Während dessen hatten einige tausend Araber das Lager der dritten Division angegriffen, und noch an einigen andern Punkten sich gezeigt, waren aber durch die Brigade Montlivault zurückgeworfen worden.

Eine Abtheilung Grenadiere rückte mittlerweile die Anhöhe vom Kaiserschlosse herab, in der Hoffnung das Fort Bab-a-zoun zu überfallen, wurde aber auf Pistolenschussweite mit einer Salve empfangen, welche ihnen einigen Verlust zufügte, und, da diese Truppe weder mit Leitern, noch sonstigen Vorrichtungen zum Sturme versehen war, ward sie wieder zum Rückzug gezwungen.

Der General en Chef begab sich in die Ruinen des Kaiserschlosses, und alle Anstalten wurden gemacht um dasselbe zum Angriff gegen die Stadt zu benutzen, zwischen ihm und dem, etwa 500 Schritte davor liegenden Landhause *D* (s. den Plan) die Laufgräben gegen die äussern Umfassungsmauern der Stadt und die Kasauba zu eröffnen, und die Belagerung fortzusetzen.

Die Türken unterhielten zwar ein lebhaftes Feuer von der Kasauba und den Wällen der Stadt, warfen auch aus dem Fort Bab-a-zoun einige Bomben, — jedoch wegen der grossen

Entfernung und der dominirenden Stellung der Franzosen, welche nebstbei gut gedeckt waren, mit geringem Erfolg.

Es war zwölf Uhr, als der Geheimschreiber des Dey, Mustapha Kerbadji *) als Abgesandter erschien. — Er bot als Grundlage der Unterhandlung, Zurückzahlung der Kriegskosten, und vollkommene Einsetzung des französischen Handels in seine frühern Vorrechte an. Der General en Chef verwarf aber diese Bedingungen, und verlangte unbedingte Übergabe, wogegen er versprach, dem Dey und seinen Türken Leib und Leben zu sichern. Wenig befriedigt entfernte sich der Abgesandte, und die Anstalten zur Eroffnung der Laufgräben gegen die Stadt und ihre Cidatelle (Kasauba), wurden französischer Seits, so wie von den Türken das Feuer aus den Werken, fortgesetzt.

Mittlerweile hatte sich der Befehlshaber der algierischen Flotte an Bord der Provence verfügt, um auch dort Unterhand-

*) Dass dieser Mann keineswegs einem europäischen Diplomaten ähnlich sah, lässt sich daraus entnehmen, dass ihm zwei Finger der linken Hand fehlten, welche er bei der sehr wenig diplomatischen Unterhandlung mit Lord Exmouth eingebüsst hatte. — Während seiner Unterredung mit dem Generalen en Chef, flogen einige, aus dem Fort Bab-a-Zoun geworfene, Bomben nahe vorüber, welches ihn aber keineswegs störte, wesshalb General La Hitte scherzweise zu ihm sagte: „man sieht, Herr! dass du meinst, dass diese Kugeln dich nichts angehen," welche Äusserung dem türkischen Diplomaten, trotz seines Ernstes, ein Lächeln entlockte.

lungen anzuknüpfen, allein von dem Admiral Duperré die Antwort erhalten, dass nur dann von Einstellung der Feindseligkeiten die Rede seyn könne, wenn von den Wällen der Kasauba und des Hafens die weisse Flagge wehen würde.

Zahlreiche Schaaren von Einwohnern flüchteten theils zu Lande, theils auf Kähnen, längs der Küste mit Frauen und Kindern und ihrem Gepäcke dem Kap Matafou zu; es wurde den Batterien der Auftrag ertheilt, sie so viel als möglich zu schonen.

Der Theil des Parapets des Kaiserschlosses, welcher der Stadt zugewendet war, wurde mit Erdsäcken versehen und hinter denselben einige Geschütze aufgeführt.

Um zwei Uhr erschienen zwei angesehene Mauren; einer hiess Hamed Bouderba, und sprach fertig französisch und englisch. Sie erzählten, in der Stadt sei alles in der grössten Bestürzung und Aufregung. Die türkische Miliz sei zwar bereit sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, da sie ohnehin auf keine Schonung hoffte, die Einwohner aber verlangten die Übergabe der Stadt um jeden Preis. Sie trugen endlich sogar darauf an, den Kopf des Dey zu liefern, welches Anerbieten aber von dem Generalen en Chef mit Abscheu verworfen wurde. —

Der Dey war schon im Begriff gewesen, sich mit einer Pistole in das Pulvermagazin zu begeben, worin 2300 Centner Pulver lagen, um dasselbe in die Luft zu sprengen; wurde aber durch das Zureden seiner nächsten Vertrauten, die allerdings bei dieser

etwas gewaltsamen Massregel ziemlich nahe interessirt waren, abgehalten, und mit der Hoffnung auf die Gnade des Siegers vertröstet.

Es wurde ein Waffenstillstand bis Sonnenuntergang (7 Uhr Abends) eingegangen. Um diese Stunde erschienen die obgenannten Abgesandten wieder, und die Kapitulazion wurde unter folgenden Bestimmungen abgeschlossen.

„Die französische Armee rückt morgen als am 5. um 9 Uhr „Vormittags in Algier ein, und besetzt die Stadt, den Hafen „und die Cidatelle (Kasauba). Die Krone Frankreich nimmt „von dem ganzen Gebiethe der Regentschaft unmittelbaren „Besitz."

„Religion und Sitten sollen streng respektirt werden."

„Der Eingang in die Moscheen ist jedem Christen streng „untersagt."

„Der Dey und die Türken werden in kürzester Frist „Algier verlassen. — Sie können sich den Ort wählen, wohin „sie gebracht zu werden wünschen."

„Der Besitz ihres Privatvermögens wird ihnen gesichert."

Und somit war dieser kühne Seeräuberstaat gefallen. Die weisse Flagge sollte auf den Wallen Algiers, „der Unbesiegten, der Kriegerischen" — wehen.

Seit drei Jahrzehnten war die ritterliche Flagge der Maltheser zu Grabe gegangen; heute folgte ihr, ihre ärgste Feindinn.

Chaireddin Barbarossa, und der kühne Philipp de Villers gehören der Geschichte an. — La Valette und Sultan Kalasi, Malta und Algier sind die Blätter im Buche der Zeiten, auf welchen die Nachwelt ihre Heldennamen suchen wird.

Es war wohlgethan die Kapitulazion einzugehen. Ohne Zweifel wäre zwar die Stadt mit Wurfgeschütz überschüttet, vielleicht auch in den fünfundzwanzig Fuss dicken, mit Mauerbekleidung versehenen Wällen, irgend ein gangbarer Wallbruch eröffnet worden. Man bedenke aber den Verlust, den das französische Heer auf der Bresche im Sturm gegen eine, zur Verzweiflung gebrachte und erbitterte, durch eine begeisterte Volksmasse unterstützte Türkenschaar, mit achtzehnhundert Geschützen und zahlloser Munizion versehen, erlitten hätte! — Man bedenke die Wechselfälle, welche Witterung, Stürme, Krankheiten und die Angriffe der Araber herbeiführen konnten, und man wird einsehen, wie weise der General en Chef that, schnell die Kapitulazion abzuschliessen.

General Bourmont erinnert in dieser ganzen Expedizion an die Geschichte von dem Eye des Columbus. Jeder fand die Ausführung der Unternehmung jetzt leicht, da sie gelungen war, obzwar die Opposizions-Journale sechs Monate früher, sie als tollkühn und unmöglich geschildert hatten. Jeder fand sie zu langsam, ob zwar auch nach der Landung die Feinde der Regierung

mehrere Monate als nicht hinreichend zu Beendigung des Feldzuges, angenommen hatten.

Möge den tiefgekränkten, verbannten Feldherrn, das Bewusstseyn trösten, dass nicht das Urtheil der Menge den Werth der Thaten bestimmt, dass die Geschichte einen andern Massstab kennt, und dass, — „trotz des Pöbels Geschrei“ — es ihm vorbehalten war, das zu vollenden, was Carl V., Doria's, der Malteser und der Engländer blutige Anstrengungen nicht zu erringen vermochten; — die erlittenen Unfälle, so wie die seit Jahrhunderten, den christlichen Flaggen angethane Schmach, zu rächen, — und zuerst ein bleibendes europäisches Panier, auf der afrikanischen Küste aufzupflanzen.

Drittes Kapitel.

Am Morgen des 5. Juli setzten sich die zum Einrücken in Algier bestimmten Truppen-Abtheilungen in Bewegung. General Montlivault mit dem 34. Regimente, besetzte das Thor Bab-a-Zoun, das 35. Regiment den Hafen. — General La Hitte mit einigen Artillerie-Compagnien und dem 6. Linien-Infanterie-Regimente rückte in die Kasauba.

Der Einzug gewährte ein sonderbares Schauspiel: — nicht wie gewöhnlich, in grossen Abtheilungen, mit allem Glanz und kriegerischen Pompe rückten die Sieger ein, sondern nur reihenweise, durch die engen finstern Gässchen, aus welchen die Stadt besteht, klimmte man empor. Keine geöffneten Fenster, — denn in Algier sind diese nur in dem Innern der Gebäude angebracht, — liessen neugierige Zuseher und Zuschererinnen blicken, nur hie und da sassen einige Mauren, mit dem Ausdrucke dumpfen Schmerzes und düsterer Ergebung, auf der Schwelle ihrer Häuser.

Die Kasauba (Kastell, zugleich Pallast des Dey), war unstreitig ein höchst eigenthümliches Gebäude. Ein Gemisch von arabischer und moderner Bauart, zugleich die Feste eines Seeräuber-Hauptes, und der Pallast eines orientalischen Fürsten, vereinigte es die verschiedenen, oft sich widersprechenden Eigenschaften und Merkmale seiner mehrfältigen Bestimmung. Orientalischer Luxus und patriarchalische Einfachheit, wechselten mit einander ab, und im bunten Gemische lagen türkische, arabische und maurische Geräthschaften, Waffen, Frauenputz, Pferderüstungen und Schiff-Requisiten umher. — So gelangte man z. B. aus einem farbenreichen Kiosk in eine finstere Küche, aus dieser in eine marmorne Badestube, von da in eine Batterie von sechs 48 Pfündern, aus welcher man, durch ein finsteres Wollmagazin, in einen herrlichen Blumengarten trat. — Ein endloses Gewirr von Gängen, Stiegen, Stübchen, Terrassen, Treppen, Gemächern, Batterien und Behältnissen aller Art!

Der Finanzminister, ich glaube er hiess Karadje Bachi, übergab einer dazu ernannten Kommission, bestehend aus dem Generalen Tholozé, dem General-Intendanten Denièr und noch einigen Mitgliedern, die Schlüssel zur Schatzkammer. Man überschätzte im ersten Augenblicke die Menge des hier befindlichen gemünzten Geldes, woraus später so mannigfaltige Missheiligkeiten entstanden. Man glaubte 75 Millionen zu sehen, während sich deren kaum 45 vorfanden.

Der Dey hatte einige Stunden Verlängerung erwartet, um seine Gemächer zu verlassen, welche man ihm nicht zugestand, wesshalb sein Gepäck und jenes seines Harems mit grosser Übereilung fortgeschafft wurde. — Die Neger machten sich die allgemeine Verwirrung zu Nutzen, um zu stehlen, und wurden ihrerseits durch die Juden ihrer Beute beraubt. Hie und da lagen auf den Treppen und Gängen, Bündel von Frauenkleidern und allerhand Geräthschaften: die Neugierde lockte die Vorübergehenden an, und mancher nahm wohl auch ein paar Pantoffeln oder ein buntes Tuch mit sich, um in der Heimath seine Gegenwart an diesem Tage zu beurkunden. Diess ist die einzige Veranlassung, welche den Stoff zu den so verbreiteten falschen Gerüchten, von Plünderung und Veruntreuung öffentlicher Güter, oder Unterschlagung allerhand geträumter Schätze gab. Arm, als einziges Kleinod das Herz seines Sohnes in einer silbernen Kapsel mit sich führend, verliess der General en Chef später diese Küste, und man gedachte seiner Thaten nur, um seinen Ruhm mit den boshaftesten Verleumdungen zu verunglimpfen. Die, später mit der Untersuchung dieser Ereignisse beauftragte Kommission, unter General Clauzel, hat hierüber das glänzendste und entscheidendste Zeugniss, welches die Unbescholtenheit der Übernahme bestättigt, gegeben.

Der Dey bezog ein Haus in der Stadt, und der General en Chef etablirte sein Hauptquartier in der Kasauba.

Allerdings lässt sich bei der Besitznahme dieser Stadt, welche dem Sieger ganz fremd war, der gewöhnliche Fehler der Franzosen, Mangel an Vorsicht, Disziplin und bestimmten Befehlen, nicht verkennen, welche auch hier zu mehr oder mindern Unordnungen Anlass gaben, und bei andern Umständen höchst nachtheilige Folgen hatten herbeiführen können.

Auf den Wällen, vor den Thoren der Kasauba fand man noch Pyramiden von Schädeln aufgeschichtet, deren einige frischere an der Form des Bartes und dem Schnitte der Haare, als jene unserer Waffenbrüder zu erkennen waren. Man beerdigte so schnell als möglich diese traurigen Überbleibsel.

Der Kapitän Bruat, und jener Theil der Mannschaft der beiden verunglückten Briggs Le Siléne und L'Aventure, welcher dem Tode entgangen war, erschienen in der Kasauba vor dem Generalen en Chef; ihre Befreiung war die schönste Trophäe des Sieges. Es war rührend, als diese Männer, — bleich und matt, ihrer Fesseln kaum entledigt, — sich in die Arme ihrer Befreier stürzten. Es waren die letzten Christen, welche die Ketten der algierischen Korsaren getragen.

Den 5. Abends, wurde das Dampfschiff der Sphinx, 21 Kanonen, Kapitän Sarlat, mit der Nachricht von der Einnahme Algiers nach Toulon abgesendet. — General Bourmont berichtete durch diese Gelegenheit den Verlauf der Expedizion. Er verlangte die Bewilligung einer dreimonatlichen Lohnung für die

Armee, die Vertheilung einer gewissen Anzahl Ordenskreuze für Offiziere und Soldaten, und die Ersetzung der, vor dem Feinde erledigten Chargen in den Regimentern. So billig auch diese Forderungen waren, so wenig wurden sie doch von dem engherzigen, argwohnischen Ministerium gebilligt, und nur unter den grössten Beschränkungen zugestanden. General **Bourmont** verlangte gleichfalls, dass der ganze Verlauf des Feldzuges und die daraus entstandenen Resultate sowohl, als auch die vollkommene Verrechnung der in Gelde oder Material gemachten Beute, der Einsicht der Kammer unterlegt, und mit der grosstmöglichsten Öffentlichkeit behandelt werde. Zugleich schlug er vor, mit einem Theile der Summe, welche die Kriegskosten überstieg, die Rückstände der Pensionen der Ehrenlegion zu berichtigen. — Es war ein schöner Gedanke, durch die Thaten des jungen königlichen Heeres die Schuld zu zahlen, auf welche die ehrwürdigen Veteranen der Republik und des Kaiser-Heeres so geheiligte Ansprüche hatten.

Damals glaubte der General en Chef nicht durch die Verleumdungen seiner eigenen Landsleute erniedriget und verhohnt zu werden; ob zwar auch diese Nachtschatten vorübergehen, und die Geschichte Frankreichs seinen Namen fleckenlos auf eines ihrer schönsten Blätter aufzeichnen wird.

Den 6. erschien folgender Armeebefehl:

„Die Einnahme von Algier war der Zweck des Feldzuges. Die Anstrengungen des Heeres haben den Zeitpunkt vorge-

rückt, an welchem man dessen Erfüllung voraussehen konnte. Zwanzig Tage haben hingereicht einen Staat zu vernichten, dessen Daseyn drei Jahrhunderte Europa ermüdete. Der Dank aller gesitteten Völker, wird für das Heer der schönste Preis seiner Siege seyn. — Der Glanz, welcher daraus für den französischen Ruhm hervorgeht, würde allein hinreichen die Kosten des Krieges zu lohnen, wenn nicht die Eroberung selbst dieselben bezahlen würde. — Ein bedeutender Schatz befindet sich in der Kasauba. Eine Kommission, bestehend aus dem General-Intendanten, dem Generalen Tholozé, und dem Kriegszahlmeister, ist beauftragt, das Verzeichniss davon aufzunehmen; sie beschäftiget sich ohne Unterlass mit dieser Arbeit, und bald wird der eroberte Schatz jenen Frankreichs bereichern.«

Den 6. wurden die Janitscharen und die Miliz entwaffnet. Ernst und trüb erschienen sie einzeln in der Kasauba, und in ihren Kasernen, deren es fünfe gab, und brachten jeder sein Gewehr und Yatagan. Man sah sie in schweigenden Gruppen in den Kasernen beisammen sitzen, und mancher alte Graubart lieferte in seinem stummen Schmerze, Stolz und Wehmuth im Antlitze, — (denn eine gewisse Würde verlässt den Orientalen nie) — ein Seitenstück zu Vernets Bildern der alten Garde. Die nächsten Tage sollten sie an Bord gebracht, und mit Ausnahme einiger Familienväter oder Krüppel, an die Küsten Kleinasiens übersetzt werden. Diese Massregeln, deren übrigens

viele entgingen (denn nur 1500 wurden wirklich eingeschifft.) war hart; aber die Folge, welche bewies, dass die zurückgebliebenen ohne Unterlass sich mit den übelgesinnten Bey's, den feindlichen Stämmen der Araber, oder den andern Missvergnügten vereinigten, um Pläne gegen die französische Oberherrschaft zu schmieden, — rechtfertigte dieselbe. —

Der Krieg im Orient, eben weil er Glaubensmeinungen, und nicht, wie meistens in Europa, konvenzionelle Interessen angeht, ist ein Krieg auf Leben und Tod, und es gilt der Wahlspruch: „*vae Victis.*“ — Man sah verwundete Araber, in französischen Spitälern genesen, ruhig fragen, wenn der Tag ihrer Hinrichtung bestimmt sey, und als man ihnen die Freiheit gab, versichern, sie würden diese sogleich benützen, um wieder gegen die Feinde ihres Glaubens zu kämpfen *). Charakteristisch stach

*) Ich besuchte oft einen verwundeten Kabylen, dem eine Kartätschenkugel das Bein zerschmettert hatte, und hatte durch kleine Geschenke, Tabak, Obst, und andere Aufmerksamkeiten seine Zuneigung gewonnen. Unendlich viel Würde, Ernst und Gutmüthigkeit lag in seiner ganzen Haltung. *Einst* frug ich ihn — er sprach etwas, die an der Küste von Afrika bekannte *Lingua franca*, ein Gemisch spanischer, italienischer und arabischer Worte — wie stark die Besatzung des Kaiserschlosses gewesen wäre, er antwortete, „viele waren darin“ — aber wie viele? — „manche Mutter hat ihren Sohn beweint“ — ja, aber waren deren Tausend oder zwei Tausende oder mehr? ungeduldig sagte er — „als sie hinein gezogen, haben wir sie nicht gezählt, und als sie

der Ernst und das würdevolle Schweigen der Türken, kräftig und robust, — von der Beweglichkeit des Arabers, nervigt und mager, — und der geschwätzigen Geschäftigkeit der schmutzigen, verkrüppelten Juden ab.

Die Franzosen begingen den Fehler, zu sehr dieser betrügerischen Israeliten-Kaste, die sich eilig an die Überwinder heranbrängte, zu trauen, und ihnen einen Einfluss zu gestatten, der nur zu nachtheilige Folgen auf die Administrazion und das Vertrauen der Eingebornen hatte.

Algier ist in Form eines Dreiecks auf dem Abhange eines ziemlich steilen Berges gebaut. Die obere Spitze desselben bildet die Kasauba, die untere Linie endet südlich am Thore Baba-Zoun, nördlich an jenem von Bab-el-Oued. Der ganze Umfang beträgt etwa eine halbe deutsche Meile. Die Gassen sind sehr enge und finster, da die Dächer oder jene Terrassen, welche das Dach bilden, beinahe zusammen stossen. Die Fenster gehen alle in den innern Hofraum der Häuser, welche meistens nur ein, selten zwei Stockwerke haben, durchaus von Stein gebaut und mit weissem Kalk übertüncht sind, dergestalt, dass die Stadt von Weitem einem grossen Kalksteinbruche ähnlich sieht.

---

heraus kamen, lohnte es sich nicht mehr der Mühe." — Eine echt orientalische Antwort.

Die Vorstädte Bab-el-Oued und Bab-a-Zoun liegen vor den Thoren gleichen Namens; zahlreiche Gärten und Landhäuser umgeben die Stadt.

Jede Familie hat in ihren Gärten gewöhnlich ihren eigenen Begräbnissplatz. Ausserdem aber gibt es mehrere Kirchhöfe, die bepflanzt sind, und wie bei den alten Römern zugleich als Spaziergang dienen; überhaupt haben die Mauren eine tiefe Verehrung für ihre Todten *). Mehrere Moscheen, jedoch ohne besondere Merkwürdigkeiten **) — fünf Kasernen, einige Magazine und gewölbte Gebäude, sind die einzigen grössern Bauwerke; —

---

*) Auch ein christlicher Kirchhof bestand, mit vieler Mühe durch den König von Spanien, Carl VI. für die Christensklaven und die etwa mit Tod abgehenden Schiffer, erlangt, und durch eine hohe Mauer abgeschieden. — Viele unserer, an ihren Wunden oder Krankheiten kurz nach der Einnahme von Algier verschiedenen Waffengefährten, unter andern Bourmonts Adjutant Trélan, ruhen dort. Die christlichen Priester durften zwar fungiren, jedoch ohne äussere Abzeichen, und ich sah eine Messe in weltlicher Kleidung, in syrischer Sprache lesen.

**) Die Moscheen sind inwendig ziemlich leer, ohne Bänke oder Stühle, sondern nur mit einer Art Kanzel, für den Priester oder Imam versehen, von welcher er alle Freitage die Gläubigen zur Gottesfurcht ermahnt. Der Fussboden ist mit Strohmatten belegt. Die Mohamedaner wenden das Angesicht während des Gebetes immer gegen Mekka. Gegenüber ist ein Thurm, von welchem an gewissen Stunden des Tages der Muezin die Gläubigen zum Gebete ruft.

einige Kaffehhäuser und Bäder die einzigen öffentlichen Versammlungsorte.

Der Molo oder Hafendamm, und die längs dem Hafen oder der Küste aufgeführten Werke, waren grösstentheils kasemattirte Forts, mit einer obern Plattform versehen, dergestalt, dass sie zwei Geschützreihen darboten, deren untere zugleich gegen Wurfgeschütz gesichert war, und deren obere auf kurze Distanz nicht durch das Feuer der Schiffsbatterien erreicht werden konnten. Diese Werke waren sämmtlich aus Stein gebaut, und seit Lord Exmouths Angriff in einen solchen Vertheidigungsstand gesetzt, dass von der See aus, kein ähnlicher zu befürchten gewesen wäre. Die Kasematten sowohl als die Plattformen waren mit einer überflüssigen Menge Geschütz, meistens von ungeheurem Kaliber, versehen. Über 1800 Geschütze und ein unbeschreiblicher Vorrath von Munizion, wovon zwar eine bedeutende Menge unbrauchbaren Pulvers war, wurde die Beute der französischen Truppen. Unter diesen Geschützen ist die Consulaire, eine 18 Schuh lange, 160 Pfund schiessende Kanone, höchst merkwürdig. Man behauptet, dass in dieselbe jener französische Consul gesteckt und die Kanone dann losgebrannt wurde, wesshalb Admiral Duquesne später Algier bombardirte; sie befindet sich jetzt in Toulon. —

Auf vielen Geschützen fand ich noch Spuren der englischen Kugeln, destoweniger aber Merkmale von jenen der französischen

Schiffe bei der gegenwärtigen Expedizion; kaum hatten sie hie und da das Parapet der Werke erreicht, gewiss aber den Algierern keinen wesentlichen Schaden gethan. Diess ist, was die Journale *»foudroyer les remparts d'Alger«* nannten, wenn sie Admiral Dupperré die Lorbeern zuschanzen wollten, welche dem Generalen Bourmont gebührten; obwohl übrigens die Verdienste des Admirals und sein Ruf, als ein erfahrner und tapferer Seemann, gewiss volle Anerkennung verdienen, so wie sie sich bei der Landung, der wichtigsten Operazion des Feldzuges, in ihrem vollsten Lichte gezeigt haben. — Schade, dass Parteigeist Menschen und Thaten entstellt, und den eigenthümlichen Werth derselben gerade dadurch verdunkelt, dass er ihnen einen fremden Glanz, ein falsches Licht zuwerfen will. —

Der Hafen ist mit bedeutenden Gebäuden und Etablissements versehen, jedoch an und für sich klein und kann mehrere ausgerüstete Fregatten nicht aufnehmen.

Der Dey hatte ein Haus in der untern Stadt, in der Nähe der Marine (Hafen), welches sein Eigenthum war, bezogen. — Eine Kompagnie Grenadiere, war ihm als Ehrenwache zugetheilt worden.

Er besass noch ein anderes sehr schönes Landhaus mit einem Garten, vor dem Thore Bab-el-Oued. Im Grunde war er nicht zu bedauern, denn das Herrschergeschäft im Orient, wo die Opposizion kurz und bündig in einer seidenen Schnur sich

ausspricht, und die äusserste Linke auf der Schneide eines Yatagan's sitzt, verliert viel von seinem Reize. Um so mehr in Algier, wo der Dey zwar unumschränkt gebot, jedoch diese wilde Miliz wie ein gezähmter Tieger gewöhnlich ihre Unterwürfigkeit mit einer Verschwörung, deren Resultat der Mord des Dey war, rächte und endete, um einen neuen Soldaten-Fürsten auf den blutbefleckten Diwan zu setzen. Seit drei Jahrhunderten war der Fall, dass ein Dey von Algier natürlichen Todes gestorben wäre, so selten eingetreten, dass die Wenigen, denen dieses Glück zu Theil wurde, als Heilige verehrt wurden. Nur das Streben nach Herrschaft, mehr aber noch Habsucht, — liessen die Kandidaten dieser Würde über das blutige Ende hinwegblicken, welches ihrer, meistens nur sehr kurzen Regentenlaufbahn bevorstand.

Am 7. Juli erschien Hussein Pascha, der ehemalige Dey, in der Kasauba, um dem Generalen Bourmont seinen Besuch abzustatten. Er wurde mit allen Ehren empfangen, die Wachen traten ins Gewehr, und ein Theil des Generalstabes ging ihm bis zum Eingange entgegen. Jedermann war durch den Anblick des Greises gerührt, der in seine ehemalige Burg mit dem schmerzlichen Gefühle trat, sie von Christen, von fremden Siegern entweiht zu sehen. Das Schicksal aber, ihm unbewusst, bewahrte ihm hinter dem dunklen Vorhange der Zukunft, baldige Vergeltung; denn wenige Wochen später flüchtete der mächtige König,

zu dessen Füssen man in diesem Augenblick die erbeuteten Rossschweife und Flaggen sendete, entblosst und verlassen aus seinem Königsschlosse übers Meer in ein fremdes Land: — und der siegreiche Feldherr, in dessen Schutz sich Hussein Pascha ergab, sollte bald flüchtig und arm die Küste verlassen, deren Herrschaft Hussein Pascha niederlegte. Die Stunde, in welcher Carl X. von Frankreich über die Schwelle des Prager Schlossthores trat, wäre eine trostliche Vision für Hussein Pascha gewesen, als er aus den Bogengängen der Kasauba zum letztenmal herausschritt.

Hussein Pascha war ein Mann von fünf und sechzig Jahren, nicht gross, aber kräftig und untersetzt gebaut. Seine Züge, ohne eben schön zu seyn, trugen doch das Gepräge von Würde, und in seinem Blicke liess sich ein Ausdruck von Feinheit und Schlauheit nicht verkennen. Seine Haltung war anständig, und er trug sein Schicksal mit entschlossener Ergebung, — überhaupt ein Grundzug des orientalischen Charakters, — seine Kleidung war einfach. — Der Burnus (Mantel) der Araber bedeckte seine Schultern, ein rother Turban sein Haupt. Seine übrigen Kleidungsstücke waren von feinem Leinenzeuge; die Beine nackt. Viele Türken und Mauren umgaben ihn, jedoch sämmtlich unbewaffnet. General Bourmont ging ihm einige Schritte entgegen. Keine Veränderung in seinen Gesichtszügen liess die Bewegung errathen, welche doch in seinem Innern vorgehen musste.

Die Unterredung war freundschaftlich, und dauerte ziemlich lange. — General Bourmont setzte eine Fregatte zu seiner Disposizion, und stellte ihm frei, wohin er sich begeben wollte; Hussein Pascha wählte zuerst Livorno.

Der Dey wurde mit derselben Ehrenbezeigung, mit welcher er empfangen worden war, wieder bis an das Thor zurückbegleitet, wo er ein Maulthier bestieg, und sich zurück in seine Wohnung begab.

Das Volk verhielt sich still, schien aber in dumpfem Schweigen seinen Schmerz zu ehren. Nur wenige Getreue begleiteten ihn; doch mehrere, als Carl X. — Der Seeräuberfürst, der Türke fand dankbare Freunde und Diener, — der allerchristlichste König vermisste sie bitter.

Des andern Tages machte ihm General Bourmont seinen Gegenbesuch. Der Dey dankte ihm für sein biederes Benehmen und sagte: „Ich war zwar von der Gerechtigkeit meiner Sache „überzeugt, aber Gottes Ausspruch beweist, dass ich Unrecht ha„ben musste, da ich unterlegen bin. Man hat mich als einen Ty„rannen geschildert, aber mich tröstet die Überzeugung, dass ich „so viel Gutes stiftete, als ich konnte, und besonders die Dürf„tigen in dieser Stadt werden diese Behauptung bestätigen. — „Ich weiss, dass du einen Sohn verloren hast und beklage dich „von Herzen, auch mir hat dieser Krieg einen Neffen gekostet, „welchen ich wie einen Sohn liebte. Gottes Wille geschehe! —

»Ich wünsche mich nach Neapel zurückzuziehen. Der König von »Frankreich wird mich nicht verlassen, und sollte ich einst in »der Noth seyn, oder Schutz bedürfen, so will ich mich mit Ver»trauen an ihn wenden, er ist grossmüthig, und wird mich nicht »verlassen.«

Am 10. Juli wurde der Dey am Bord der Fregatte *Jeanne d'Arc* eingeschifft. Sein Gefolge bestand aus 58 männlichen und 32 weiblichen Personen. Rührend war sein Abschied von Algier. Greise liessen sich an's Ufer tragen, um noch seine Hand zu küssen. Alte Janitscharen weinten wie Kinder. — Die Mauren und Juden jedoch schienen seine Abfahrt, welche das Ende der Türkenherrschaft und die Auflösung der Soldatenregierung bezeichnete, mit Vergnügen und in der Hoffnung, selbst grösseren Einfluss zu gewinnen, zu sehen.

Nach und nach fingen die Strassen an sich zu beleben. Mauren und Türken sassen wieder ruhig in den Kaffehhäusern, Juden schacherten auf den Strassen, Araber erschienen mit Lebensmitteln und Früchten, und neben dem maurischen Kaufmanne, der Tabak, Stoffe oder sonstige Artikel gravitätisch feil bot, hatte ein spanischer oder maltesischer Krämer sein Waarenlager aufgeschlagen. Der Abgang dreier Dinge jedoch unterscheidet die Physiognomie einer orientalischen Stadt wesentlich von einer europäischen. — Erstlich kein Wagengeräusch; zweitens kein Glockengeläute; drittens keine Frauen; denn nur ver-

hüllt in dichte Schleier sieht man hie und da die schlanke Gestalt einer Maureskin vorüberschweben, und nur schmutzige Judenweiber oder hässliche Negerinnen lassen sich unverschleiert blicken.

Die Befehle in Rücksicht der Disziplin wurden verschärft, der Eintritt in die Moscheen und in die Privatwohnungen ernsthaft untersagt, die Gensd'armerie verstärkt und mit der strengsten Aufsicht beauftragt.

Viele Kauffahrteifahrzeuge kamen aus den italienischen, den spanischen Häfen und aus der Levante. Der Brigg le Marsouin wurde mit der Hafenpolizei beauftragt, und auch eine Sanitätskommission wegen der Quarantaine eingesetzt.

Am 12. wurde das Heer gemustert. Man glaubte allgemein, es würde bei dieser Gelegenheit eine grosse Ordensvertheilung und viele Beförderungen statt finden, — leider geizte die Regierung mit einigen Ellen Band, und bekrittelte noch die Ranglisten in Paris, ehe sie das Heer belohnen wollte. — Belohnen und Strafen, beides an Ort und Stelle, da, wo es wirkt, besonders beim Soldaten, — ist künstlicher und wichtiger, als man glaubt. Napoleon verstand es, — auch die spätere Regierung in Frankreich. — Was diese 30.000 Mann Kerntruppen, wahrhaft begeistert für die königliche Sache, in später eingetretenen Verhältnissen hätten entscheiden können, ist leicht abzusehen. — So liess man aus kleinlichen Rücksichten einen der günstigsten Augenblicke, sie zu gewinnen, ungenützt vorübergehen.

Am 14. ging das Linienschiff der Marengo, mit vierzehn Millionen in Gold an Bord, nach Toulon unter Segel; — drei Tage darauf der Duquesne mit einer gleichen Summe; — am 21. der Scipio mit fünf Millionen in Silber; diese Schiffe setzten zugleich in Mahon und in Marseille Transporte von Kranken und Blessirten ab.

Die Truppen von Sidi-Ferruch wurden nunmehr nach Algier, und die Geschütze aus den Verschanzungen zurückgezogen.

Am 18. kam der Sphinx von Toulon zurück und brachte die Ernennung des Generalen en Chef, zum Marschalle von Frankreich mit. Der Marschall äusserte sein Bedauern, durch die Bedenklichkeiten des Ministeriums verhindert, für den Augenblick noch des Vergnügens entbehren zu müssen, die ihm dargebrachten Glückwünsche mit ähnlichen für die Tapfern, denen er seine neue Würde verdanke, erwidern zu können.

Der Bey von Constantine, derselbe, der später sich wieder auflehnte, und durch General Clauzel bei der Expedizion von Metidjah bezwungen ward, liess durch seinen Sohn, einen Jüngling von 15 Jahren, seine Huldigung darbringen. Der Marschall lud diesen jungen Mann zu Tische, behandelte ihn sehr freundlich, und sendete ihn mit den Vollmachten zurück, welche seinen Vater in der Würde, die er bisher inne hatte, im Namen des Königs von Frankreich, bestättigten.

Es war ein sonderbares Gefühl, bei Tische, neben diesen fremdartigen Gestalten der Wüste in ihren weissen Mänteln, zu sitzen, deren braune Gesichter uns so oft, nicht eben freundschaftlich angelachelt hatten.

Von der Marine des ehemaligen Raubstaates wurden nur sechs Galiotten, welche sich in brauchbarem Zustande befanden, verwendet. Eine Fregatte aber, und mehrere andere Kriegsfahrzeuge abgetakelt, und das Material verkauft.

Die grosse Hitze beim Tage, und die Kühle der Nachte, fingen an die Krankheiten zu vermehren. Ruhr und Fieber rafften viele Opfer dahin. Offiziere und Soldaten empfanden das Heimweh, und manches Auge blickte sehnsüchtig zurück gegen Frankreich. Der Vorpostenkrieg dauerte fort; oft zeigten sich Araber bis nahe an den Lagerposten und ermordeten einzelne Soldaten. Oft fiel ein Schuss aus den dichten Alocheeken, und man fand wohl das Opfer, nicht aber den Schutzen, welcher, der Wege und Stege kundig, sich bald versteckt und verkrochen hatte. Die feindlichen Stamme hatten zahlreiche Einverstandnisse in der Stadt, von wo sie Pulver und Blei bezogen. Aber es war schwer ihnen auf die Spur zu kommen, da Fanatismus und Beutesucht die Araber vereinigte, und Leichtsinn und Selbstvertrauen von Seiten der Franzosen, jede fortdauernde genaue Aufsicht unmoglich machten.

Die Kasauba, war so mit Menschen, Pferden und Vorräthen vollgepfropft, dass man sich kaum bewegen konnte. Nach

der Hitze des Tages und dem drückenden Winde, der aus der Wüste weht, versammelten sich die Offiziere des Hauptquartiers auf den Terrassen, oder so zu sagen auf dem Dache. Das Gespräch so vieler erfahrner und gebildeter Männer aller Waffengattungen, gewährte vielfaches Interesse: um so mehr als die französischen Generale und Stabsoffiziere sich bei weitem nicht so schroff von den untern Chargen trennen, wie bei den deutschen oder russischen Heeren, — sondern, wenn auch nicht an Jahren, so doch in ihrem Benehmen, in ihrem Äussern und in ihrer Lebensart weit länger jugendlich bleiben. — So waren die Generale Despréz und Tholozé vom Generalstab *), Valazé, Chef vom Genickorps **), der höchst ausgezeichnete Artillerie-General La Hitte, Oberst Bartillat, Major Fernel, Treslan, Kapitän Chapellier, die Söhne Bourmonts, der Marine-Kapitän Dubreuil, die Volontairs Graf Grammont und Talleyrand, Kapitän Mansel von der englischen Marine, der russische Obrist Philosophof, und mehrere andere die gewöhnlichen Mitglieder einer Art Klubb auf einem solchen Dachstuhle, wo jeden Abend die interessantesten Gegenstände militärischer

*) Der letztere wurde später Direktor der polytechnischen Schule, der erstere starb als Chef des Kriegswesens in Belgien.

**) Er kommandirte das Geniewesen bei der Belagerung von Saragossa.

Wissenschaften, Litteratur und Geschichte bei einigen Cigarren und vieler Limonade besprochen wurden.

Der französische Offizier ist im Allgemeinen gebildet; jedoch in speziellen Fachern, als in der Artillerie und dem Geniewesen nicht so grundlich, wie die Offiziere in Östreich und Preussen. Der französische Offizier hat viel Nazionalgeist, aber bei weitem weniger Esprit de corps als der Teutsche im Allgemeinen. Dienst ist in Östreich und Preussen viel mehr; die Stabsoffiziere haben mehr Energie und einen grossern Wirkungskreis. Auch gibt es in den teutschen Heeren noch mehr ritterliche Tradizionen, und der *Esprit de corps*, das heisst:

„Der Geist, der im ganzen Corps thut leben,
„reisst gewaltig — — — —
„auch den untersten Reiter mit!"

— und ersetzt den oft fehlenden, bei den Franzosen aber im höchsten Grade vorherrschenden, Nazionalsinn. Dagegen ist der französische Offizier ausdauernder in Strapatzen, minder pedantisch, und besitzt die Gabe mit seinen Untergebenen zu sprechen; — meistens auch sein einziges Persuasionsmittel, da die Disziplin sehr gering ist, und die Strafen nur *après coup* wirken *). Ein

*) In so ferne scheinen sie weder menschlicher noch zweckmässiger, da z. B. nicht einleuchtet, dass drei Jahre Galeeren für Kameradschaftsdiebstahl, wo der Verurtheilte in einer wahren Lasterschule eine Art Lehrzeit besteht, und dann, an Ruf und

grosser Vortheil bei der französischen Armee ist übrigens, der mindere Hang zur Trunkenheit und die Einheit der Sprache. Der französische Offizier geht zu Fuss; kein Missbrauch mit Ordonnanzen und Privatdienstleistungen. —

Die Sehnsucht nach Frankreich fing sich an lebhaft einzustellen, besonders bei den jungen Offizieren, und eine bedeutende Anzahl ging mit den, nach der französischen Küste bestimmten Kriegsschiffen, ab.

Achtung gebrandmarkt zurückkehrt, ehrenvoller, und dem Zwecke der Strafe entsprechender seyen, als eine Leibesstrafe. Subordinazions-Verbrechen sind häufig, und werden mit dem Tode bestraft, wo in Ostreich nur eine Leibesstrafe eintritt. Bei Exzessen, Plünderung und dergl. wo schnelle, öffentliche Repression nothwendig ist, kann nur eine Leibesstrafe als Surrogat für die Todesstrafe eintreten, mit der man in den französischen Heeren, besonders in der Kaiserzeit, nur zu häufig auf die erschlafften Bande der Disziplin einwirken musste.

Viertes Kapitel.

Während man in Algier mit Begierde dem Eindrucke entgegensah, den die schnelle und kräftige Vernichtung dieses Raubstaates in Frankreich — Paris — machen würde, erschienen täglich im Hauptquartiere Deputazionen der Beys und Scheikhs des Inlandes, um ihre Huldigung darzubringen. General Danremont wurde mit dem 6. und 49. Regiment, einer Artillerie-Batterie, und einer Kompagnie Sappeurs nach Bona abgeschickt, um von der Stadt Besitz zu nehmen. Kapitän Aimé Bourmont, Sohn des Marschalls, wurde in derselben Bestimmung nach Oran abgesendet. — Er bemächtigte sich vorläufig mit den Seeleuten der drei Briggs, welche ihn geleiteten, des Forts Mars-el-Kebir, welches eigentlich der Schlüssel des Hafens ist.

Es wurde bestimmt, dass der Marschall einen Zug (eine Art starker Rekognoszirung) über die Ebene Metidjah gegen die Strasse von Constantine, bis zu der am Fusse des kleinen Atlas liegenden Stadt Belida unternehmen sollte, um eine ausgedehntere

Kenntniss der Lokalität zu erlangen, da wir in Algier wie in einem Mauseloch steckten. — Anfangs sollte den Marschall nur der Chef des Generalstabes, General Despréz, mit einem Theil des Generalstabes und 150 Chasseurs begleiten. Ein Glück, wie die Zukunft lehrte, dass dieser Vorschlag nicht durchging, und die zu diesem Zuge bestimmten Truppen aus einem leichten Bataillon, 2 Voltigeur-Kompegnien, einer Eskadron Chasseurs, — zusammen etwa 1200 Mann, — vier leichten Kanonen und zwei Berghaubitzen, zusammengesetzt wurden. General Hurel führte den Befehl.

Die Abtheilungen marschirten am 22. Abends aus, lagerten die Nacht am Ufer des Aratsch, und setzten am 23. Früh, nachdem der Marschall, — der Algier am Morgen verlassen hatte, mit seinem Gefolge sich angeschlossen, — ihren Marsch fort, welcher wegen der grossen Hitze sehr beschwerlich wurde. Man zog durch die Ebene Metidjah, und gelangte, je mehr man in die Nähe des Atlas kam, in eine sehr freundliche bewässerte Gegend. Abends sechs Uhr erreichte man Belida. Eine Deputazion empfing den Marschall mit den grossten Ehrenbezeigungen. Der Marschall lagerte in einem Garten vor der Stadt, die Truppen etwas hinter demselben, an der Strasse nach Algier.

Hier und da wurden die Dolmetscher durch Einwohner gewarnt, und ihnen auf den andern Tag ein Angriff der Bergbewohner vorausgesagt. Man fügte aber diesen Gerüchten um so we-

niger Glauben bei, als man sie für eine List hielt, um sich so schnell als möglich der ungebetenen Gäste zu entledigen. Die Nacht war ruhig.

Am 24. mit Tagesanbruch stieg der Marschall zu Pferde, und wendete sich westlich, um den Gebirgsabhang und den Lauf des dort entspringenden Mazafran in Augenschein zu nehmen. Zwei schwache Infanterie-Abtheilungen und einige Reiter begleiteten ihn.

Schon bemerkte man eine grosse Zahl bewaffneter Kabylen. General Desprez, der nur von vier Chasseurs begleitet, etwas zu weit vor in eine Schlucht sich wagte, stiess auf einen starken Haufen derselben. Diese Unvorsichtigkeit hätte ihm den Kopf kosten können. Die Kabylen liessen ihn aber ungehindert ziehen, vermuthlich um nicht den allgemeinen Angriff zu verrathen. — Bald fielen einzelne Schüsse in den Gebirgsschluchten. Mittlerweile war der Marschall in sein Standquartier zurückgekehrt, und man wollte im Schatten der Orangenbäume, die Kühle abwarten: dann sollte abgekocht, abgefüttert, und hierauf der Rückmarsch angetreten werden, als ein zunehmendes Feuer hinter den Gartenmauern, aus den Gebüschen, Hecken und Schluchten uns bewies, dass wir ernsthaft angegriffen würden.

Es war zwölf Uhr; schon stiegen die Kabylen über die Gartenmauern und Hecken. Ihre Schüsse streckten die überraschten, kaum bewaffneten Franzosen zu Boden, denen sie dann die Köpfe

abschnitten. Trélan, des Marschalls Adjutant, wurde vor dem Hauptquartiere, während er die Wache unter die Waffen rief, aus einem Hinterhalte mit gehacktem Blei in den Unterleib geschossen; er wurde auf einen Pulverkarren gelegt, verschied aber alsobald. — Seine letzten Worte waren ein Gruss an seine junge Frau und seine Kinder, den er dem Kapitän Mansel auftrug.

Die Zahl, das Feuer und die Verwegenheit der Feinde, wuchs mit jedem Augenblicke, aber schon waren die Truppen geordnet und einige Bajonetangriffe setzten den Feind in Respekt. Jedoch begleitete er beide Flanken der Kolonne, während er seine Angriffe auf die Queue fortsetzte, und umzingelte uns mit einem beständigen Tirailleur-Feuer. Wir verloren viele Leute, bevor es gelang, uns aus den Hohlwegen und Schluchten herauszuwinden, und die Ebene zu gewinnen. Hier aber erlitt der Feind einen grossen Verlust durch die Reiterangriffe. —

Alle Stämme der Ebene waren gleichfalls in Bewegung und suchten uns den Rückweg nach Algier abzuschneiden. —

Der Marsch, der ein beständiges Gefecht gegen alle Richtungen hin war, konnte nur langsam fortgesetzt werden, da man mit besonderer Sorgfalt für die Blessirten und Marodeurs Sorge tragen musste, um sie nicht in die Hände dieser barbarischen Feinde fallen zu lassen.

Oberst Bontemps Dubarry machte, an der Spitze seiner Chasseurs, so bald wir die Ebene erreichten, ein paar glän-

zende Angriffe auf die Araber. Etwa 200 Todte, worunter zwei Scheikhs, blieben auf dem Schlachtfelde. Gut gezielte Schüsse, mit den leichten Geschützen, trieben die Gruppen der Araber zurück, und besonders die Granaten, welche die beiden kleinen Berghaubitzen schleuderten, hielten sie in Respekt. Sechs Stunden in der grössten Hitze dauerte das Gefecht, erst bei sinkender Nacht endete es. Bei einer Baumgruppe, — zu den Feigenbäumen genannt — etwa eine Stunde vom Aratsch wurde gelagert. Die Truppe war erschöpft vor Müdigkeit, und vor Durst entkräftet, die Munizion verbraucht; wer weiss, welchen Erfolg ein Angriff der Araber am andern Tage gehabt haben würde, wenn sie uns den Übergang über den Aratsch streitig gemacht hätten. — Sie benützten aber diesen Umstand nicht, und zogen sich zurück. Im Bivouak traf Major Bois-le-Comte, Depeschen und den Marschallstab bringend, aus Algier ein; ein Offizier wurde nach Algier geschickt, um Verstärkung zu holen. Was wäre aber geschehen, wenn, was nur an ihnen lag, die Araber die Kommunikation abgeschnitten hätten? —

Die Franzosen gaben ihren Verlust bei Belida auf 100 Mann an. —

Am 25. wurde der Marsch nach Algier ohne weitere feindliche Ereignisse, nur durch die grosse Hitze erschwert, fortgesetzt, und Nachmittags wieder in Algier eingerückt.

Am 26. wurde Trestan mit allen militärischen Ehren im Christenfriedhofe beerdigt, in welchem schon die Reste vieler unserer Waffenbrüder moderten. Sein Tod war ein herber Schlag für den Marschall.

Der Eindruck des misslungenen Zuges nach Belida, von den Übelgesinnten noch vergrössert, wirkte höchst nachtheilig, indem er die Eingebornen in dem Grade ermuthigte, als die Armee sich dadurch betroffen fühlte.

Die Vorsicht der Polizei in Algier wurde geschärft. Zwei Araber, überwiesen Pulver und Munizion aus der Stadt hinausgeschwärzt zu haben, wurden auf der Stadtmauer vor dem Thore Bab-a-Zoun aufgeknüpft, andere erhielten die Bastonade.

Den 25. ging die Expedizion nach Bona unter Segel und erreichte ihre Bestimmung am 1. August. Die Stadt öffnete zwar den französischen Truppen ihre Thore, allein sie hatten später noch mörderische Kämpfe mit den arabischen Stämmen zu bestehen. Foucoult, der die Artillerie kommandirte, wurde schwer verwundet.

Am 7. August ging die Expedizion nach Oran unter Segel, und hatte die dahin bestimmten, aus zwei Bataillonen des 21. Linien-Regiments, einer Kompagnie Sappeurs und einer Artillerie-Batterie unter Befehl des Obersten Gautefrey, bestehende Truppen-Abtheilung an Bord. —

Minder gut wurde die Korvette empfangen, welche den Lieutenant Quatrebarbes nach Boudgia brachte, um den Huldigungseid einzuholen. Die Kabylen hatten sich der Stadt bemächtigt, sie geplündert, und feuerten auf die Korvette. Mit dieser Epoche, mit welcher der Krieg gegen die Türken-Herrschaft endete, die selbst nur als Kolonie anzusehen war, beginnt jener mit den Eingebornen, der noch dauert und dessen Ende eben so unbekannt ist, als der Welttheil selbst, welcher ihm zum Schauplatz dient.

Fünftes Kapitel.

Seit dem 10. August lebte man in einer dumpfen Stille. Die Nachrichten aus Frankreich blieben aus; das Heer war entmuthigt, Krankheiten rissen ein, das Heimweh befiel die jungen Soldaten, die ungewohnte Lebensart, das Klima raffte viele hin. Die langersehnten Belohnungen und Beförderungen erschienen nicht. Die allertrübsten Gerüchte fanden Glauben. Die einen behaupteten, dass täglich Aufstände und sizilianische Vespern zu erwarten ständen, welche durch einen Angriff von zahllosen Kabylen unterstützt werden sollten. Andere glaubten täglich die englische Eskadre heransegeln zu sehen, welche die Schlacht von Navarin an der französischen Flotte wiederholen sollte, die allerdings zu Transportirungen eingerichtet, und nicht in der Verfassung war, in offener Schlacht der englischen Seemacht zu trotzen.

Die feindlichen Stämme waren in der grossten Aufregung. — Verschwörungen in der Stadt, und Einverständnisse mit den feind-

lichen Bergbewohnern wurden entdeckt; Missmuth und Sorgen, an Geist und Körper nagend, befielen das Heer. — Heisse Winde, die aus den Sandwüsten des Innern kamen, wurden unerträglich, Fieber und Ruhr häufig. Die Hitze war drückend.

Den 10. Abends langte ein Handelsbrigg des Hauses Sellières aus Marseille in Algier an. Dieses Schiff brachte die erste Nachricht von den in Frankreich vorgefallenen Ereignissen und der Vertreibung Karl X. Bei der Abfahrt des Briggs wehte auf den Thürmen Marseille's die dreifarbige Fahne.

Am 11. früh verbreitete sich die Nachricht in der Kasauba. Briefe zirkulirten, welche diese Erzählung bestätigten. Alles frägt, und auf allen Gesichtern ist Staunen und Besorgniss zu lesen. Alle Augen sind auf das Benehmen und den Entschluss des Marschalls gerichtet.

Folgender Tagsbefehl erscheint:

Kasauba, am 11. August 1830.

„Sonderbare Gerüchte verbreiten sich im Heere. Der Marschall und Oberbefehlshaber hat keine offiziellen Nachrichten erhalten, welche dieselben bestätigen. Auf alle Fälle sind dem Heere seine Pflichten durch seinen Eid, und die Grundgesetze des Staates bestimmt.“

Die lakonische Kürze dieses Manifestes liess manches zu wünschen übrig, und niemand wusste, woran er sich nun zu halten habe. Eine kräftigere, bestimmtere Äusserung wäre zweckdien-

licher gewesen, und hätte auch mehr den allgemeinen Wünschen entsprochen.

Vielleicht war es besser, die Gemüther zu beruhigen, und dadurch Zeit zu gewinnen. Andererseits aber war eben die Zeit unschätzbar, und jeder Augenblick, der unbenützt vorüberstrich, von Wichtigkeit. Die der königlichen Sache ergebenen Offiziere, deren Zahl bedeutend war, sprachen die Meinung laut aus, eine ausgewählte Division zu bilden, sie auf den anwesenden Kauffahrteifahrzeugen einzuschiffen, unter dem Schutze der Kriegsschiffe, deren Kapitäns sich für den König erklären würden, nach Europa überzusetzen, an irgend einer Küste Frankreichs die weisse Fahne wieder aufzupflanzen, dadurch einen neuen Sammelplatz für alle Vertheidiger der gefallenen Dynastie zu bilden, und den Sitz einer Junta oder Regentschaft Heinrich V., in dem Feldlager dieser treuen Schaar aufzuschlagen. — Allein die Marine war nicht von derselben Ergebenheit gegen das königliche Haus beseelt, obzwar gerade sie es war, die seit der Restauration an Glanz und Ansehen gewonnen hatte. — Sie allein hatte unter dem Kaiserreich sehr wenig in dem reichen Strahlenkranze des Sieges geglänzt, mit welchem Napoleon, der stets eine Abneigung gegen sie zeigte, Frankreich umwunden hatte, während unter den Bourbons weder Kosten noch Gunstbezeigungen gespart worden waren, um sie auf einen Stand der Vollkommenheit . . setzen, der ihr das

alte durch Jean Bart, Tourville, Duquesne, d'Etrées und Suffren erworbene Ansehen wieder geben sollte. — Auch hatten seit 15 Jahren schon glänzende Waffenthaten, eben sowohl — als Wissenschaft und Zivilisazion befördernde Unternehmungen, die weisse Flagge verherrlicht; und wenn die drei Farben allerdings Erinnerungen im Heere wecken mussten, gegen welche die Lilien erbleichten, so war diess bei der Marine gerade der entgegengesetzte Fall. Nichts destoweniger lag es hauptsächlich an der, in dieser Waffe vorherrschenden Stimmung, und an den Gesinnungen ihres Befehlshabers, dass der obgedachte Vorschlag aufgegeben werden musste, da nicht allein an eine Mitwirkung der Marine nicht zu denken, sondern vielmehr vorauszusehen war, dass sie sich dessen Ausführung widersetzen, und in diesem Falle sie unmöglich machen würde. *) Denn wie wäre

*) Ausser einigen glücklichen Gefechten in Indien, war die Zeit des Kaiserreichs für die Marine eine Reihe von Unglücksfällen gewesen, und da, wo die Armee an Siege zurückdachte, knüpfte sich an diese Erinnerungen, für die Marine nur das Andenken der englischen Pontons. Während der Restaurazion hingegen hatte der Handel geblüht, die Häfen Frankreichs waren im schönsten Flor, die Seemacht mächtig, angesehen in der Levante, und in Westindien hochgeehrt. — Und doch verlangten die Offiziere derselben ungeduldig eine neue Flagge. — Unbezweifelt ist es, dass die Erscheinung des M. Bourmonts an der Spitze einer Abtheilung der afrikanischen Armee, im Süden von Frankreich den Umständen leicht eine andere Ge-

es denkbar gewesen, gegen den Willen des Admirals, der hundert Kriegsschiffe zu seinen Befehlen hatte, zehn bis zwölf tausend Mann einzuschiffen, überzusegeln und auszulanden? Einige Offiziere trugen sich an, verkleidet nach Europa überzuschiffen, die königliche Familie aufzusuchen, und des Königs unmittelbare Befehle zurückzubringen. Aber in der Rede des Generallieutenants des Königreichs, bei Eröffnung der Sitzungen, fanden sich Stellen, welche glauben liessen, dass er die Krone nur als ein, seinen Händen anvertrautes Pfand betrachte, um sie einst dem rechtmässigen Thronfolger zuzustellen. An diese Stellen knüpften sich die Hoffnungen eines grossen Theils der Royalisten.

Unter diesen verschiedenen Entwürfen, die abwechselnd vorgeschlagen, bestritten und verworfen wurden, verstrich, ohne dass man sich zu etwas entschlossen hätte, die kurze Zeit, in der es hätte ausgeführt werden können.

Mittlerweile schickte man den in Oran und Bona befindlichen Truppen Befehl, wieder zurückzukehren.

Die Marine hatte bestimmte Befehle, die dreifarbige Flagge aufzuziehen, der Admiral liess jedoch dem Marschall bekannt geben, er würde sie nur alsdann vollziehen, wenn bei der Landarmee der Anfang gemacht würde.

---

stalt hätte geben können, — aber sie war in denselben Mauern gefangen, die sie erobert hatte. —

Mehrmal wurde Kriegsrath gehalten, und ein Theil der Generale und Obersten legte Gesinnungen an den Tag, durch welche sie die Rechte des jungen Prinzen, dem nach der Abdankung seines Grossvaters und seines Vaters von Rechtswegen die Krone zufiel, verwahrt wissen wollten.

Das ganze Heer vernahm mit Achtung das edle Benehmen des Herzogs von Escars, der auf die erste Nachricht des Unglücks, welches die königliche Familie betroffen hatte, sogleich seine Stelle niederlegte, um das widrige Schicksal dieses Hauses zu theilen, dessen Gunst er in dem Zeitpunkte des Glückes sich erfreut hatte.

Als man die Überzeugung erlangt hatte, dass in Algier für die königliche Sache nichts mehr zu thun sey, verliessen die königlich gesinnten Offiziere das Heer, und suchten nach Frankreich zurückzukehren. Man gestattete diese Urlaubs- und Abschiedsgesuche nur langsam und ungern, da der Eindruck, welchen diese Schritte von Seiten derjenigen, auf die Truppen hervorbrachte, welche sie zum Sieg geführt hatten, nur höchst ungünstig für den neuen Zustand der Dinge ausfallen konnte. In vielen Regimentern war man durchaus der Meinung, die weisse Kokarde beizubehalten.

Am 13. wurde bei dem Marschall Kriegsrath gehalten. Die Parteien, des vertriebenen Königs, — des Herzogs von Bordeaux, — des Herzogs von Orleans, — des Herzogs von Reich-

stadt, — (die ausgezeichnetsten Talente in der Armee, welche noch im Andenken an seinen glorreichen Vater lebten, gehörten zu dieser Partei) — einige alte Republikaner, die nach zehn Kaiser- und fünfzehn Restaurazions-Jahren endlich wieder zur Sprache kamen, — eingerechnet, fanden ihre Vertheidiger. Nach langem Hin- und Herreden, wurde beschlossen, dass am 17. die dreifarbige Fahne auf der Kasauba und auf den Forts aufgesteckt werden sollte.

Das Heer wurde von diesen Veränderungen in Kenntniss gesetzt.

Am 17. Morgens rückten die Regimenter aus, die Abdankungsakte des Königs und des Dauphins, zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux, wurde vorgelesen, und die weisse Fahne mit der dreifarbigen vertauscht. Die Truppen nahmen die neuen Farben stillschweigend und ohne Beifall auf.

Der Marschall glaubte noch eine letzte Pflicht erfüllen zu müssen, und hierin zeigte er eben so erhabene Gesinnungen, als er Talente während des Feldzuges bewiesen hatte; — nämlich das Heer, das er zum Siege geführt hatte, den Händen seines Nachfolgers selbst zu übergeben, und die Mannszucht und Ergebenheit, welche es beseelten, auch für spätere Zeiten zu übertragen.

Am 2. September nahm er Abschied vom Heere in folgendem Armeebefehle:

Tags-Befehl. Am 2. September 1830.

„Der Generallieutenant Clauzel kömmt, um den Oberbe-
„fehl der Armee zu übernehmen. Der Marschall kann nicht
„umhin, den Truppen, deren Anführung ihm während eines
„Feldzuges, der nicht ruhmlos blieb, anvertraut gewesen war,
„den Schmerz auszudrücken, welchen er in dem Augenblicke
„der Trennung empfindet. Er fühlt sich von der lebhaftesten
„Dankbarkeit für die vielseitigen Beweise von Vertrauen durch-
„drungen, mit welchem diese braven Truppen ihn beehrt ha-
„ben. Es wäre ihm erwünscht gewesen, wenn noch vor sei-
„ner Abreise jene Individuen, deren besonders ausgezeichnete
„Verwendung durch ihn anempfohlen wurde, die verdienten
„Belohnungen erhalten hätten, aber diese Schuld wird gewiss
„abgetragen werden, der Marschall findet die Bürgschaft da-
„für in der Wahl seines Nachfolgers. —

„Die Ansprüche der Armee von Afrika werden von nun
„an einen Vertheidiger mehr zählen.“ —

Des andern Tages, am 30. September, begab sich Marschall Bourmont an Bord eines östreichischen Kauffahrteibriggs, welchen er auf eigene Kosten gemiethet hatte, da die Marine es verweigerte, ihm ein Schiff zur Überfahrt anzuweisen. Zwei Matrosen genügten, das Gepäcke des Feldherrn an Bord zu bringen, von dessen unterschlagenen Reichthümern die Zeitungsschreiber faselten. So verliess er die Küste, an welcher

er vor wenig Wochen an der Spitze eines schönen Heeres gelandet hatte; fremde Farben hatten wieder das Panier verdrängt, welches er aufgepflanzt. Der Halbmond sowohl als die weisse Fahne waren gestürzt, statt der Nationalmelodie, — *Vive Henri quatre* — tönte die *Marseilloise* und die *Parisienne* von den Terrassen, — nur ein Schatz blieb dem scheidenden Heerführer, den er mit nach Europa nahm, — in einer silbernen Kapsel das einbalsamirte Herz seines Sohnes, und das Bewusstseyn, seinen Namen auf jene Blätter der Zeit geschrieben zu haben, die nicht wie die Hefte der Journalisten durch den Sturm der Ereignisse verweht, sondern in jene Geschichte eingetragen werden, für welche Plutarch und Tacitus schrieben, und die Stein und Erz überlebt.

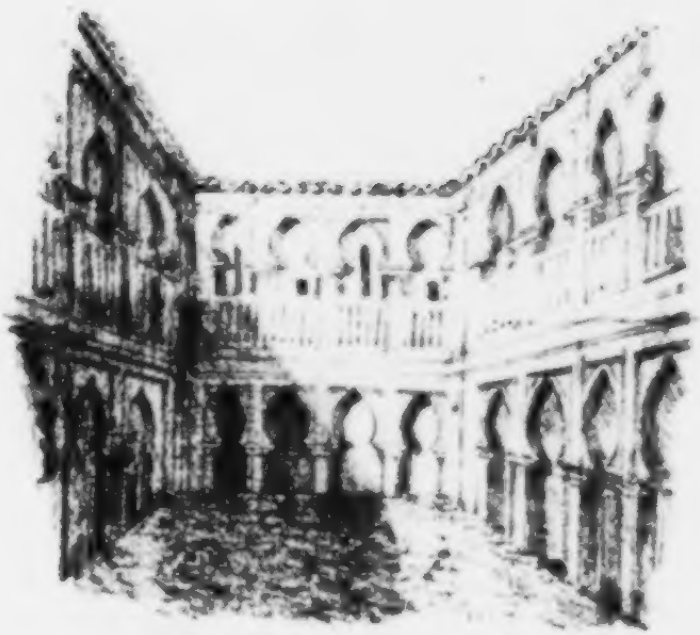
Von dieser Zeit an begann die Kolonisazion, und der daraus nothwendig erfolgende Krieg mit den Eingebornen, Kabylen und Araber, — welcher, trotz mehrerer seither unternommenen kriegerischen Unternehmungen, dennoch kein baldiges Ende voraussehen lässt, und dessen Eigenthümlichkeit ihn keineswegs zum Vortheil europäischer Truppen gestaltet.

Ausserdem sieht Frankreich diese Kolonie als den besten Absatzort der mannigfaltigen fremden und einheimischen Abenteurer an, welche in diesem Lande durch die neuen Zeitereignisse schaarenweise auftauchen. Mehrere Abtheilungen zahlreicher Juliushelden, — eines wahren zucht- und ordnungs-

losen Gesindels — welche bald unter dem Namen *Volontaires Parisiens* in Afrika erschienen, gaben dem Heere, welches ganz erstaunt war, derlei Waffenbrüder in seinen Reihen zu sehen, ein keineswegs erbauliches Schauspiel. General Berthézène war gezwungen, gleich nach ihrer Ankunft mehrere Exempel der Strenge zu statuiren, und die neuen Ankömmlinge zu belehren, dass, um zu Tausenden in Gassen und hinter Barrikaden einigen schwachen, nur mit Widerwillen angreifenden, geflissentlich matt verwendeten Truppen zu widerstehen; oder von Dächern und aus Kellern, einige einzelne Reiter niederzuschiessen, — man noch nicht auf den Namen eines Kriegers, geschweige auf den eines Helden, Anspruch machen dürfe; — dass das Band des Gehorsams, der Unterwerfung des eigenen, oft kräftig aufbrausenden Willens, aus innerer Überzeugung der Pflicht und der Nothwendigkeit allgemeinen Zusammenwirkens, unter das Joch der Subordinazion, das erste Bedingniss kriegerischer Thaten ist; — dass nicht wilder Muth, sondern kalte Tapferkeit, Besonnenheit, besonders aber Ausdauer und Ergebenheit, den wahren Soldaten-Charakter bezeichnen. — Nicht immer bescheint eine Sonne, wie die der Juliustage das Schlachtfeld — und die Juliushelden waren Leute, denen Hunger, Hitze, Kälte, Strapazen, und Gehorsam, in den drei glorreichen Tagen fremd geblieben waren. — Die Säbel der Be-

duinen, so wie Krankheiten rafften viele von ihnen hin, und es war diess für das Heer, welches dieser übermüthigen und unnützen Mitkämpfer entledigt wurde, eher eine Wohlthat, als ein Schaden. —

Mit der Ankunft des Generallieutenants Clauzel, beginnt für das Schicksal Algiers und der nördlichen Küste von Afrika eine neue Periode, und die Zukunft wird lehren, welchen Einfluss die von der Regierung ergriffenen militärischen und administrativen Massregeln, auf das Schicksal dieser Gegenden nehmen werden.



Inhalt.

Erste Abtheilung.

Entstehung der Raubstaaten im Allgemeinen, mit besonderer Beziehung auf Algier.

Übersicht der Lage und natürlichen Beschaffenheit der Raubstaaten 1

Früheste Geschichte der Länder auf der Nordküste von Afrika . 5

Entstehung Algiers als ein besonderer Staat 9

Horuk Barbarossa erscheint auf der afrikanischen Küste und wirft sich zum Beherrscher von Algier auf . . . 12

Chair Eddyn Barbarossa, Nachfolger Horuks, übernimmt die Regierung Algiers 15

Art der Seeräuberei bei den Barbaresken 25

Geographisch politischer, administrativer und lokaler Zustand Algiers, vor seiner Vernichtung als Raubstaat . . . 39

Züge der Europäer gegen die Raubstaaten:

Zug Kaiser Carls V. 68

Beschiessung Algiers durch die Franzosen, unter Ludwig XIV. am 26. und 27. Juli 1683 86

Seite

Zug der Spanier gegen Algier unter Carl III., im Jahre 1775 88

Der nordamerikanische Commodore Decatur zwingt Algier zum Frieden, im Juni 1815 91

Expedition des Lord Exmouth, im Jahre 1816 gegen Algier 93

Zweite Abtheilung.

Eroberung von Algier im Jahre 1830 durch die Franzosen, unter der Regierung Carls X., und unter Anführung des Marschalls Grafen Bourmont.

Einleitung 111

Erstes Kapitel 121

Zweites Kapitel 146

Drittes Kapitel 177

Viertes Kapitel 198

Fünftes Kapitel 205

[Schwarzenberg, Friedrich Fürst v.]

Ante-diluvianische

FIDIBUS-SCHNITZEL

von

1842 bis 1847.

1tes Fascikel.

Als Manuskript für Freunde

1850.

Antediluvianische

Fidibusschnitzel.

1. Faszikel.

Verfasser:
Landsknecht [illegible]
[illegible] v. [illegible]
[illegible] Carl Schwarz

Bayerische
Staatsbibliothek
München

An Dr. Guſtav Kühne.

Mein lieber werther Freund!

Sie ſind zwar ein Mann der neuern Zeit, und ſomit ein Cigarren-Raucher, folglich ſind Fidibuſſe für Sie eine überflüſſige Gabe. Ich, der ich ein Mann der alten Zeit, folglich ein Pfeifen-Raucher bin, hatte mir dieſe Papierſchnitzel vorgerichtet, um damit zuweilen den verglimmenden Bombenkeſſel wieder anzufeuern. Als Sie mich neulich in meiner Einſiedelei heimſuchten, ließen aber auch Sie ſich herbei, aus den alten Pfeifenköpfen in Geſellſchaft Ihres Wirthes einige Züge zu machen, und

am 1. Februar 1848.

da entstand dann der Gedanke in mir: Ihnen diese paar Bündel „Fidibusschnitzel" zuzueignen zum beliebigen Gebrauch.

Als man noch seltener Cigarren rauchte, stunden gewöhnlich in den Wirthshäusern auf den Gasttischen, ad usum des rauchenden Publikums, Becher mit derlei zusammengerollten und zum Pfeifenanzünden bestimmten Papierschnitzeln. Als Lieutenant, da ich lange und viel in derlei Lokalitäten meine Zeit zubrachte, benutzte ich oft diese Papierschnitzel zu erheiternder Lektüre, denn, wie in der Büchse der Pandora, steckten da in demselben Becher Papier-Fragmente der verschiedensten Art, — Cirkulare und Verordnungen, — Conti's — alte Liebesbriefe, — Speisezetteln, — herausgerissene Blätter aus Lafontaines Romanen oder Kotzebues dramatischen Leistungen,

— Zeitungs-, Komödien- und Leichen-Ansagen u. ſ. w. und ich brachte meine Nachmittage im Gaſthauſe beim ſchwarzen Bären in B. oft damit zu, dieſes zum Feuer beſtimmte Potpourri der verſchiedenartigſten Schriftproben zu entziffern. So oft ich in einem Poſt- oder Wirthshauſe warten mußte, und meine Gefährten ungeduldig mit den Fingern an den gefrornen Fenſtern klopften, ſchlich ich zu der Fidibus-Büchſe, und unterſuchte deren Inhalt als einſtweiligen Zeitvertreib, und oft entſchädigten mich ein paar Zeilen, die vielleicht wo Anders von mir unbeachtet geblieben wären, für die langweilige Inveſtigation gleichwie der Chiffonnier in Paris*) zuweilen im Kehricht eine Geldmünze oder ein Juwel findet.

*) i. e. zu deutſch: »Lumpenſammler«, deren es übrigens, ſo wie auch den Stoff zu ihrem Erwerb, nämlich Lumpen, auch bei uns gibt.

Vielleicht, mein lieber Freund, werden auch Sie manchmal ungeduldig eine Stunde vorübergehen lassen. Statt also mit den Fingern ungeduldig am Fenster zu klopfen, nehmen Sie meine Fidibusschnitzel zur Hand, vielleicht findet sich hie und da eine Zeile, welche Sie dem Auto da fé der Vergessenheit entziehen.

Obzwar wir wohl nicht zum selben Lager gehören, mein lieber Doktor, so können wir doch auf Vorposten gemüthlich, wie es ehrlichen Feldwachen geziemt, unsere Pfeifen gegenseitig anzünden. Sie gehören der Zeit an, die heranrückt, aber noch nicht da ist, ich jener, die sich zurückzieht, aber noch nicht vorüber ist. Daß ich und die Meinigen unser Panier, unsern Glauben und Recht, unsere Ehre und Meinung, — nicht schnöde

verlaſſen, und in feiger Flucht, vielleicht gar zum Feinde, zur neuen Zeit, hinüberlaufen, das werden eben die Tapfern und Ehrlichen von Euch an uns achten und ſchätzen. Nur die Troßbuben der Heere ſchimpfiren den ſtandhaften Feind und jauchzen hinter den Fliehenden. Der wahre Krieger mit Gedanke und Schwert achtet nur den ebenbürtigen fechtenden Gegner. Möge alſo der Waffenſtillſtand zwiſchen uns noch lange fortdauern, — denn Friede iſt nie in der Welt hienieden, der wird eben erſt dann geſtiftet, wenn der große Traktat zwiſchen Irdiſchem und Himmliſchen geſchloſſen iſt, — oder mögen ſich die Reihen unſerer Kampfesbrüder gegenſeitig entwickeln, — wir können uns, wie die ungariſchen und franzöſiſchen Hußaren, — vor dem Einhauen noch herzlich

die Hände reichen, — und da nehmen Sie zum Anzünden meine Ihnen von Herzen gewidmeten Fidibusse zur Hand. Vielleicht erglimmt aus deren Asche doch eine freundliche Erinnerung an Ihren ergebenen Freund den

alten Kapitän Wolf.

Vom Rauchen.

„Wenn mein Pfeifchen dampft und glubt,
„Und der Rauch von Blattern
„Sanft mir um die Nase zieht,
„Dann tausch' ich nicht mit Göttern!"
Altes Lied.

Man behauptet, und wohl nicht mit Unrecht, daß man aus dem Gange, aus Schriftzügen und andern Merkmalen richtige Schlüsse auf den Charakter und die Sinnesart der Menschen machen könne. Ich behaupte dasselbe vom Rauchen. Kein Mensch raucht ganz vollkommen wie der andere, — kein Volk wie das Andere, — ja sogar die Generationen und Racen unterscheiden sich in dieser Verrichtung, je nachdem ihre Charakterverschiedenheit gewisse Unterscheidungen bei ihnen motivirt. Ein contemplativer Orientale muß anders aus seinem langen Pfeifenrohr rauchen als der geschäftige Yankee, der den Rauch aus seiner Cigarre

Wien Jänner 1812.

saugt, und wenn der Türke einmal Cigarren raucht, ist er kein echter Türke mehr, so wenig als der Hinterwäldler, — welcher mit einem Jasminrohr mit Bernsteinspitze auf einem Divan säße, — seiner ursprünglichen Natur, treugeblieben sein kann.

Es ist bemerkenswerth, in welcher Abstuffung die Form des Rauchens sich auf dem Erdball darstellt. In Indien und Persien gilt das Nargileh. Die Pfeife ist inamovibel und festgestellt. Sie ist der Mittelpunkt, von welchem der Radius, das bewegliche schlangenförmige Rohr ausgeht, und der Raucher ist der bewegliche Theil; er kommt und geht, aber ist an die Pfeife gefesselt. Mit dieser Rauchart ist keine sonstige Beschäftigung möglich. — Der Türke ist selbst Mittelpunkt, aber als ursprüngliches Reiter- oder Kriegervolk nimmt er die Pfeife mit sich. Er ist zwar der Mittelpunkt; aber der kostbare Bernsteinknopf und das lange Rohr macht die contemplative Beschäftigung des Rauchers noch mit jeder Thätigkeit unverträglich. — Der Ungar und der Deutsche hat seinen Meerschaum-, Ulmer- oder Porzellankopf, er ist sein gemüthlicher Freund, ihn ziert das nationale Wappen, oder das Bildniß Schill's

oder Clauren's Mimilie, Professor Rotteks, oder des bairischen Hiesels, der drei Alliirten oder Napoleons, und das silberne Beschläg beurkundet die adelige Pracht oder den bürgerlichen Wohlstand und die Gehabigkeit des Besitzers. — In der feinen kurzen Kölnerpfeife dampft der Holländer, einfach bürgerlich, aber genußkennend, den kostbaren Knaster, und der immerrauchende, alle Form verschmähende Anglo-Nordamerikaner bedarf gar keiner Pfeife, sie ist ihm eine unbequeme Zugabe aus der alten Hemisphäre; — er raucht und kaut den Tabak ohne alle andere Vorbereitung, und so erscheint die Pfeife nur wieder bei den jenseitigen Urvölkern, beim contemplativen, ernsten, sinnigen Indianer, wo die Pfeife, — wie beim Orientalen, — wieder in Gebrauch und zu Ehren kommt, ja, bei diplomatischen und kriegerischen Feierlichkeiten, und im öffentlichen wie im Privatleben, — eine bedeutende Rolle spielt.

Man glaubt gar nicht, wie deutlich sich in den kleinen Gewohnheiten und Sitten der Uebergang verschiedener Epochen andeutet. So vermögen wir weder die alten Rüstungen zu tragen, noch in unsern

alten Burgen, mit ihren Thürmen und Erkern, engen Höfen und steilen Treppen, zu wohnen. Es graut uns vor den dunklen gewölbten Thoren und den hohen dicken Mauern, — so wie das Gewicht des Eisenkleides für unsere Glieder zu schwer und gewichtig geworden ist. Lieber verzichten wir auf den Schutz, den Mauern und Eisen gewährten, opfern ihn der beliebten Bequemlichkeit, und machen uns eigene rococo Schlösser und rococo Kleider, die die Vergangenheit nachäffen, statt sie nachzuahmen: — aus dem Ernst ist kindische Spielerei geworden.

Auch das Bürgerthum fühlt sich nicht mehr wohl in den ernsten dunklen Gässen mit den Giebelhäusern und Erkerfenstern, wo der ehrsame Stadtherr in patriarchalischer Einfachheit und wohlerworbenen Behagen vom Vater auf den Sohn, mit seiner stattlichen emsigen Hausfrau und den blühenden sittsamen Töchtern, — (welche damals sich noch gerne Jungfern schelten ließen,) — hauste; damals waren Bürgergarden eine wirkliche Schutzwehr der Stadt-Wälle, jetzt sind sie Soldatenspielerei. Und mit Wohnung und Trachten haben sich auch Grundsätze und Denkungs-

weise verändert, und sind jedenfalls bequemer eingerichtet worden.

Auch der Degen wird bald, wie die Pfeife ein Obsaletum sein. Ist er selbst beim Krieger schon mehr ein Zeichen als eine wirkliche Waffe. Congrevische Raketen. Paixhansische Kanonen, Mortiers monstres, Consolische Gewehre, endlich Treschflegel und Pflastersteine haben ja schon fast den Degen in die Rumpelkammer ritterlicher Vorzeit gedrängt, mit sammt den Ansichten und Meinungen, die er zu vertreten und zu vertheidigen bestimmt ist.

Ich erinnere mich noch aus dem Beginn meiner Dienstzeit, wenn Abends die alten Knasterbärte um den Tisch beim wohlbekannten „schwarzen Adler" saßen, und Bier tranken, humpenweise, und schwatzten von den Türken- und Franzosenkriegen, und aus ungeheuren Meerschaumköpfen, die mitgewandert waren im Feldlager und auf den Zügen an der Donau und am Rhein, den dicken Dampf in die Luft bliesen; wir Jungen hörten damals zu, bewunderten die braungerauchten Tabakmörser. — welche oft eine Dienstzeit von einem Vierteljahrhundert zu ihrer Färbung vom schönsten Schwarz durch alle Nuancen der Dun-

selben bis zur milchweißen Urfarbe des Meerschaums gebraucht hatten, und mancherlei mit hätten erzählen können, — und beeilten uns sie pflichtmäßig zu stopfen, um die Erzähler nicht sich unterbrechen zu lassen. Jetzt sitzen die Offiziere im Kasino, neben der Theetasse liegen die Cigarren, man schlürft den Thee, es liegt eine gewisse Vornehmheit in dem Aus- und Einhauchen der ächten Havannah, man klopft mit Grazie die Asche ab, und es versteht sich von selbst, daß nur die Jungen sprechen, die Alten aber schweigen, denn es handelt sich doch eigentlich darum, ob und wie sie bald den erstern Platz machen sollen. Jeder denkt nur an das avanciren — ob mit oder ohne Recht und Befähigung, darum kümmert man sich weniger.

Und wie zärtlich hing man an einer solchen Pfeife, gewöhnlich das Geschenk und Andenken eines lieben Kameraden! wie pflegte man sie und schützte sie sorgfältig vor schnellem Temperatur-Wechsel, — Rißen oder sonstigen Schäden! — Sie wurde in Leder gehüllt, — als könne sie Rheumatismen bekommen. Es bedurfte oft Jahre sorgfältiger Aufmerksamkeit und emsigen Dampfens um eine solche Pfeife kunstgemäß anzu-

rauchen, und manche Menſchen machten ſich daraus eine ausſchließliche Beſchäftigung. Eine ſolche Pfeifenkollektion war oft ein Stammbuch der älteſten und wichtigſten Erinnerungen. Da war eine Pfeife, die hatte man angeraucht, während man Hauptmann war, — jene während der Belagerung von Belgrad oder dem Feldzug in den Niederlanden — dieſe war ein theures Erbtheil vom Vater, Freund und Kamerad. *)

*) Mein Vater hatte eine Pfeifenſammlung, die wirklich intereſſant war. Da war eine vom Fürſt Poniatowsky, angeraucht während des Türkenkrieges, — eine andere vom F. M. L. Otto, angeraucht während des Niederländer-Krieges, — eine vom Prinzen Ligne, geraucht während des Feldzuges am Rhein, — eine vom Prinz Rohan geraucht in Schwaben und in der Schweiz ꝛc. ꝛc. ꝛc. Ich ſelbſt beſitze eine Pfeife, welche beim Regimente Nr. 10. — Meszaros Huſaren, ſpäter Barco, Stipſics, jetzt Konig von Preußen, — vom erſten Flintenſchuß bei Lille im Jahre 1792 bis zur Affaire von Caldiero 1814 alle Feldzüge mitgemacht hat, und im Jahre 1828 bei meinem Austritt aus dem Regimente, mir vom Oberſt v. Genczy verehrt worden iſt.

Wo bleiben bei den Cigarren-Rauchern die Erinnerungen! mit der Asche wirft man sie hinweg, mit dem Rauch bläst man sie in die Ferne. Wer braucht und will jetzt noch Erinnerungen! nur die Gegenwart hat Werth, — kaum die nächste Zukunft verdient Beachtung, viel weniger die Vergangenheit! In Rauch und Asche zerfällt schnell, was nur für den Augenblick glüht.

Und was soll ich noch von dem wichtigen Aggregat der Pfeife, — vom Tabaksbeutel, — diesem wichtigen Attribut der Soldaten und Studenten sprechen! Von schönen Händen gefertigt zog sich oft in jedem Faden die stille Betheurung zärtlicher Zuneigung und wonnevoller Geheimnisse.

Wer damals mit seiner Pfeife und seinem Tabaksbeutel, zu Roß oder zu Fuß, — es gab noch keine Eisenbahnen, — wanderte, der war nicht allein. Es waren Gefährten, die sprachen, und man fand bei ihnen Trost und Erheiterung. Hatte man ausgeraucht, so wurden sie sorgfältig verwahrt um wieder in Anspruch genommen zu werden. Die falsche Cigarre, hat sie ausgeglüht, läßt uns nur einen bittern Geschmack im Munde, und einige Brand-

ſtecken auf den inexpressibles. Darum, was mich betrifft, wenn ich auch im fremden Land und auf der See mir zuweilen einige vorübergehende Untreuen gegen meine alte Hußarenpfeife habe zu Schulden kommen laſſen, ich kehre doch zu ihr zurück und trage auf allen meinen Zügen:

„Sie wie ein Heiligthum,
„Wir mögen weichen oder ſiegen,
„Im Stiefel mit herum!“

(Pfeffels Hußarenlied „der Pfeifenkopf“).

Februar 1802. Der Mensch, den das Schicksal zum Glück oder Unglück bestimmt hat, verfehlt, was er auch beginnen mag, den Weg nicht, der ihn dahin führt.

Bei der ersten Liebe vereinigt sich immer mit den Wünschen des Liebhabers etwas von der Verehrung des Sohnes und von der Ergebenheit des Bruders. Man liebt das Weib in ihrer heiligen Dreieinigkeit als Jungfrau, Gattin und Mutter.

Der Menſch ſoll abwechſelnd genießen und arbeiten, entbehren und ruhen, denken und handeln, ſo wie er in verſchiedenen Zeiträumen wandelt, ißt, ſchläft, wacht, verdaut und ſich bewegt, abwechſelnd und jedes zu ſeiner Zeit. (In unſerer ſozialen Exiſtenz haben ſich die Umſtände aber ſo geſtellt, daß die Einen genießen ohne zu arbeiten, Andere arbeiten ohne zu genießen, — dadurch wird das Eine unmöglich durch Erſchöpfung der Genußfähigkeit, das Andere unerträglich durch Erſchöpfung der Kraft.) — Der blos Denkende ohne praktiſch zu handeln wird ein abſtrakter Ideolog, — der blos bewußtlos Handelnde ohne zu denken, eine willenloſe Maſchine! — und das iſt keine geſunde Organiſation der Geſellſchaft! März 1842.

April 1842. Ich glaube, daß bei uns in Teutschland viele praktische Thatkraft in unnützen Spekulationen und Ideologien vergeudet wird. Jugendlicher Unternehmungsgeist, abentheuerlicher Sinn, bewegende Elemente begehren auch ihren Spielraum. Bei den Alten: Phöniziern, Helenen, Karthaginensen und Römern fanden sie ihn in ihren Kolonien, — später die Normannen auf dieselbe Art. Derlei Kräfte verglimmen bei uns jetzt nutzlos oder entwickeln sich schädlich. Könnten wir, namentlich Teutschland, sie nicht durch ausgebreitetere Kolonien nachahmen? — In Südamerika, am rothen Meer und so vielen andern Strecken des Erdballes fände kühner Sinn, industrielles Streben, ausdauernder Fleiß noch Stoff und Raum genug um sich zu entfalten. Wäre Deportation nicht auch das zweckmäßigste und analogste Mittel zu der so oft besprochenen Abolition oder wenigstens Modifikation der Todesstrafe? und schon deßhalb Kolonien wünschenswerth und nothwendig.

Jeder Form muß irgend ein Geiſt inwohnen, der ſie belebt. Iſt derſelbe gänzlich verſchwunden, ſo zerfällt ſie. Andererſeits ſtrebt jeder Gedanke, jedes geiſtige Prinzip demnach ſich zu verkörpern und in der Realität ſich zu repräſentiren. Jede Form ſtrebt nach geiſtigem Leben, jeder Geiſt nach ſinnlicher Manifeſtation. Mai 1882.

Könnte man nicht in der Analogie der Formenlehre auch die Sozialitäts-Geſtaltung benennen, und manche ihrer Geſetze dabei anwenden. Z. B.:

Die patriarchaliſche, monarchiſche, — iſt pyramidaliſch;

die republikaniſche, aus dem Vereine gleicher Potenzen ſich entwickelnde, — iſt ſphäriſcher Form.

Juni 1842. Aristokratie in ihrer eigenthümlichen Bedeutung dünkt mir eigentlich nur der Gesammtverband der, am Bestehenden haltenden Staats-Elemente. — Also nicht allein Adelthum, — sondern auch Bürgerthum, — Bauernthum, — in so ferne sie festhalten, binden, vererben! — Hofadel ist nur eine Degeneration des eigentlichen Adels, der hauptsächlich nur als Territorial-Adel etwas gelten kann, — denn die Haupteigenschaft des Adels als Staats-Element ist Unabhängigkeit, und zwar in Beziehung auf Oben als Unten; — gewöhnlich ist der Hof konservativ mit verschiedenen Verzweigungen und Modifikationen, daher scheinen sich diese Begriffe zu verschmelzen, sind es aber ursprünglich nicht. — In Teutschland, namentlich Süd-Teutschland, ist der eigentliche konservative Geist viel leichter aus dem Adel auszurotten, als bei Bürger und Bauer. Eine größere Würde steht in Baiern, in Tyrol, in Steyermark dem Patriarchen, dem

Sassen und Bauern zu, — eine weit größere Kluft trennt von ihm den jüngern Bruder oder den Knecht, — als in den höheren Ständen den Fürsten vom Nachgebornen oder Bürgerlichen, — Bruder und selbst Knechte sind nach altdeutscher Sitte Mitglieder der Familie, aber als Staatsbürger hat nur das Oberhaupt derselben, der Grundeigenthümer, der Hausvater, Stimme im Rath, und eben das, und zwar untheilbare und unveräußerliche Grundeigenthum — „das Stift" qualifiziren ihn dazu.

Fürsten, Grafen und Barone werden leichteren Kaufes sich ihrer Prärogative entäußern als der Meister und der Bauer.

Juli 1842. Es muß auch Männer der Bewegung geben, denn aus Centripetal- und Centrifugal-Kraft ergibt ſich der ſphäriſche Fortſchritt, das Urgeſetz der phyſiſchen und geiſtigen Weltordnung, aber beide müſſen gleichmäßig wirken!

Stagnation wird zur Verweſung. — Mobilität zerſtäubt und zerreibt, — Leben heißt ein- und ausathmen.

So auch das Staatsleben, — Feſthalten und Fortbewegen, deſſen abwechſelnde und doch identiſche Funktionen. — Aber das wechſelſeitige Ausrotten der ſich feindlich ſcheinenden, — und doch einander ſich gegenſeitig bedingenden — Elemente iſt der Tod, — nämlich Stillſtehen oder vollkommene Zerſtörung des Lebensprinzips.

Adelthum, — Bürgerthum, — Bauern- August 1842.
thum ſind enge verbunden und verſchmolzen. Eines löst ſich nicht, ohne den Untergang des andern vorzubereiten, und der letzte, aber blutigſte Kampf wird das Zuſammentreffen des Bauernthums mit dem Communismus ſein, denn es liegt in der Natur des Landeigenthümers, beſonders desjenigen, der den Boden ſelbſt bebaut, daß er in ihm, ſo zu ſagen Wurzel faßt, und am ſchwerſten die Idee und den Begriff der Familie, des Eigenthums und der Vererblichkeit aufgibt, welches doch die endliche Tendenz des Communismus — oder vielmehr des Sozialismus, — iſt.

Sonderbar, daß bis jetzt die praktiſche Anwendung der hauptkommuniſtiſchen Grundſätze nur der abſolutiſtiſchen Monarchie gelungen iſt, nämlich gemeinſchaftliche Bebauung des Bodens in den Militär-Kolonien, allgemeiner zwangsmäßiger Schulunterricht, und praktiſche Negation des Familien-Rechtes durch Conſcription 7jähriger Kinder zum Marinedienſt in Rußland.

September 1812. Es ist oft nicht gerecht, wenn in den modernen Preßforderungen vom Adel, — Soldaten, — Geistlichen, — und andern säculären Institutionen angehörigen Individuen, sogenannte zeitgemäße Modifikationen in Denkungsweise, Sitte und Benehmen gefordert werden.

Wo Kohl und Salat gepflanzt wird, kann Eiche und Tanne nicht mehr bestehen, sondern muß umgehauen werden.

Wo Widder und Ziegen, Kühe und Lämmer geweidet werden, muß Hirsch und Gemse, Bär und Auerochs gefällt werden.

In einem Krautgarten aber kann man keinen Urwald suchen, und auf einer Gemeindeweide kein Edelwild.

Aber fordern: daß die Eiche sich zur Krautstaude, die Tanne zum Blumenkohl verwandle; — begehren: daß der Hirsch folgsam mit der Kuh weide, der Adler und Falk im Hühnerhofe niste, und der Eber zahm zwischen den Lämmern wandle, — ist Thorheit.

Es ist Sophisterey zu sagen, daß man sie fälle, weil sie sich in die nothwendige Veränderung nicht fügen wollen. Nein — sie fallen, weil sie in die Zeit der Küchengärten und Gemeindeweiden nicht mehr passen.

Mammuth und Greif, Steinbock und Einhorn, — bald auch Löwe, Eber, Hirsch ꝛc. sind Geschlechter, die verschwunden sind, weil sie nur der jungen, nicht der alternden Welt angehören konnten.

Gibt es nicht auch ähnliche Individuen im Menschengeschlechte, die nur einer poetischen Zeit angehörten, und in der jetzigen materiellen Organisation nicht mehr subsistiren können?

Man tödte sie demnach, aber man beschimpfe sie nicht, man füge nicht noch den Hohn zu dem Todesurtheil, welches vielleicht der unerbittliche Rathschluß der Zeit bereits über sie gesprochen hat.

Oct. 1842. Darin liegt das moraliſche Uebergewicht der radikalen Parthei, daß bei ihr wenigſtens viele ihrer Vertheidiger aus Ueberzeugung und mit innerer Conviction handeln, — während Könige, Adel, Geiſtlichkeit, — Royaliſten und Conſervative, mehrentheils ſelbſt die Anſichten, welche ſie zu repräſentiren durch ihre Stellung berufen ſind, in ihrem Innern für Vorurtheile halten, die ſie zwar beſchützen zu müſſen, nicht aber theilen zu können glauben, und an deren Realität ſie ſelbſt zweifeln. — Der Prieſter, der ſeine geiſtliche Funktion wie ein Komödiant vollzöge, iſt weniger religiös als der offenbare Gottesläugner oder Bilderſtürmer, — da geht es dann mit dem Konflikt beider Partheien, wie bei den Cavallerie-Chocs, — wer am zuverſichtlichſten an den Sieg glaubt, der erlangt ihn, denn der Andere kehrt dann meiſtens noch vor dem eigentlichen Zuſammentreffen um, und wird dann um ſo ſicherer vernichtet! —

Dem Beſitz geht jetzt ſeine moraliſche, reli- November
giöſe, patriarchaliſche Sanktionirung ab, ſo 1842.
wie dem Staate. — Früher wurde dieſe doch wenigſtens in der Form angeſprochen, aber die Lehre vom fait accompli begründet kein Recht, wohl aber ermuntert und ſankzionirt ſie jedes gelungene Unrecht, i: e: Jus fortioris, und das iſt keine günſtige Lehre für das conſervirende Alter gegen die jugendliche rückſichtloſe Bewegung.

Könnte der Grundadel ſich entſchließen wenig oder Dezember
nicht in den Städten zu leben, ſondern ſeine Exiſtenz 1842.
auf ſeinen Gütern einzuwurzeln, ſich dort zu incarniren, es würde nicht ſo leicht halten ihn zu demüthigen und zu untergraben. Aber die leidige Genußſucht arbeitet den Jakobinern und Centraliſatoren in die Hände! Eber und Hirſch, ſo wie den ächten Landjunker und Waidmann wird man bald nur in Naturalien-Kabineten finden! —

Jänner 1843. Ein wahrer Fluch iſt, aus dem Geſichtspunkte der konſervativen Ariſtokratie und National-Repräſentation betrachtet, unſere Privat-Erziehung durch die Frauen! Jedes Volk und jede Kaſte trägt eine Hauptgarantie ihrer Exiſtenz in ſeiner Erziehung, weil dieſe die Elemente ſeiner Fortdauer bedingt. Darin iſt England ſo praktiſch, weil Jedermann, er ſei Lord oder Bürger, vor Allem zum Manne und Engländer erzogen wird. Die Weiber aber machen ſich ſtets ein Ideal von einem Manne, humano capiti cervicem equinam vereinigend, und bringen ſo ein monstrum oder vielmehr eine Mißgeburt hervor. Der Bub ſoll zugleich zart und kräftig, entſchloſſen und doch beugſam, gelehrt und nicht pedantiſch, kurz er ſoll ſchon als wahrer Phönix in das Leben treten, welches ja doch ſelbſt erſt die Schlacken aus dem Metall brennen kann. Mit dem Lernen iſt's nicht gethan! Zur Selbſtſtän-

digkeit muß der Knabe erzogen werden. Das Pflichtgefühl, — die Ehre, muß zugleich Motiv und moraliſch leitender Zaum ſein! So aber führen Mama und Hofmeiſter (eine ſtets mehr oder weniger abnorme Schöpfung abſurder Verhältniſſe, denn der tüchtige Mann fügt ſich nicht leicht in die Anſichten der Damen, der Untüchtige ſchadet mehr als er nützt,) den Buben am Gängelbande, bis der hervorſproßende Bart ihn flügge macht, und am Ende weiß der Bube nicht, wem er gehorchen ſoll, gehorcht alſo entweder niemanden oder jedermann, (beides gleich ſchädlich) — das Gängelband zerreißt, er ſtürzt aus der Kinderſtube in den Ocean des Lebens hinein, wo er meiſtens ertrinkt, da er noch nicht gelernt hat, allein zu ſchwimmen!

Außerdem gibt es Eigenſchaften im Manne, welche beim Knaben, (wie gewiſſe phyſiſche Elementarkräfte, — Elektrizität, Licht, Wärme) erſt durch Reibung entwickelt werden, und dies geſchieht nur durch beſtändige Wechſelwirkung der Individuen und zwar in der öffentlichen Erziehung, welche dem öffentlichen Leben vorangehen muß! Daher in Ungarn der Mißſtand, daß der junge Magnat mit zwanzig

Jahren noch ein Bub iſt, während der Deputirte, mit dem er auf dem parlamentariſchen Schauplatz ringen ſoll, in dieſem Alter als Jurat oder Fiskal ſchon ſeine erſten Sporen verdient hat! hinc illae lacrymae!

Man gewöhne bei Zeiten den Jüngling an eine gewiſſe Selbſtſtändigkeit, — man halte ihn nicht zu feſt am Gängelbande, damit er ſich deſſen nach und nach entwöhnen lerne; — am Ende iſt Beinbruch oder etwas Syphilis ein Unglück, — Quanie aber geiſtiger und phyſiſcher Tod! — Dann ſoll der Junge ſich nicht, wie es in der Privaterziehung geſchieht, gewöhnen, ſich ſelbſt als den alleinigen Mittelpunkt der Schöpfung zu betrachten, um welchen alle andern Individuen wie Planeten ſich bewegen. Seine Fehler oder Tugenden ſollen ihm nicht wie welthiſtoriſche Ereigniſſe dargeſtellt werden. Ich kann unſern jungen Ariſtokraten weit weniger Ignoranz als vielmehr Mangel an männlicher Selbſtſtändigkeit vorwerfen. Von Weibern erzogen, fallen ſie ſtets wieder in Weiberhände zurück!

Früher ersetzte das Militärleben einigermassen diesen Uebergang vom Jüngling zum Manne. Seit den langen Friedensjahren aber verwandelt sich der Knabe beinahe noch auf der Schwelle der Kinderstube in einen lebensüberdrüssigen Greis!

Februar 1843. Die Geſchichte aller Staaten, ſie mögen nun Kabinete oder Senate, Deſpoten oder Volksvertreter an ihrer Spitze gehabt haben, Monarchien oder Republiken geweſen ſein, bietet unzählige Belege zu der traurigen Wahrheit, daß die Dankbarkeit dem Menſchen, trotz ſeiner Prätenſion ein ariſtokratiſches Säugethier zu ſein, weit weniger angeboren ſei, als dem Hunde und andern plebejiſchen Thieren, die blos im Paradieſe das Recht genoſſen, mit dem guten edlen Menſchen nur als sansculottes zu fraterniſiren. Dann aber diſtinguirte ſich der Menſch durch ein Feigenblatt, ſpäter durch eine Hoſe und den Hoſenband-Orden, einen Schlüſſel auf den Hintern und einen papiernen Stern auf das Herz, und ſomit verſchwand jede Erinnerung an die goldene Biehzeit des Paradieſes und an ihre plebejiſchen Bürgertugenden. L'homme devint trop bien appris, pour ne pas oublier le courage du lion, la fidelité du chien, la tendresse de la colombe,

— er erhielt nur den Blutdurſt vom tigre royal. die kriechende Schlauheit von der Muhme Schlange, beſonders aber die Skurrilität und Lüſternheit ſeines nächſten Verwandten, des Affen, welcher wie ein moderner Parvenü, zuweilen ſogar menſchliche Façons annimmt.

Nur junge Völker, — gleichwie auch der junge Menſch mehr Dankgefühl, mehr inneres Leben entwickelt, — haben das Bedürfniß der Gegenwart in die Zukunft übertragen, und ſchöne Empfindungen, große Ereigniſſe, der Nachkommenſchaft zu übermachen; es iſt als fühlten ſie, daß auch für ſie das Alter herannahen würde, und als wollten ſie für den Abend ihrer Geſchichte Brennſtoff ſammeln, um das Feuer auf dem Altar der Penaten zu erhalten.

März 1843. Die Aristokraten gelten jetzt in jedem Revier als jagdgerechtes Wild, — man jagt sie mit Eisen und Feder. — Wie jetzt Alles loshetzt auf die arme Gräfin Hahn, wie auf ein armes Reh! — wie Alles klafft und bellt, weil sie auch sich hat beigehen lassen, zu schreiben, was sie empfand und fühlte, — und nicht Alles mit den Empfindungen und Ansichten des Fragmentisten und andern Touristen in und außer Europa damit übereinstimmte! — Als ob die Frau, die Gräfin, Alles so und nicht Anders auffassen könne, solle und dürfe, als Professor X. und Doktor Y.! — Aufrichtig gesagt, — Hand auf's Herz, — ihr scharfen unerbittlichen Kritiker! die ihr jetzt hinter der Diogena, welche die Laterne angezunden hat, nachjagt, und ein seltenes Talent verhöhnt und verfolgt, würdet ihr so con animo hetzen, wäre es kein vornehmes, kein gräfliches Wild! Kaum hattet ihr von dem Verstorbenen Wind, und erkundet, daß der schlaue Fuchs

mit ſcharfen Zähnen und Seidenbalg noch lebendig ſei, ſo kniff und knaffte auch ſchon die ganze Preſſe an ihm herum; aber der iſt gar ſchlau und fein, ſchneidet mit ſeinem ſcharfen Gebiß allerhand Grimaſſen aus ſeinem comfortablen Bau heraus, — und ſomit bleibt er in gemüthlicher Ruhe. — Kann denn gar kein öffentliches, noch ſo harmloſes Wirken beſtehen, ohne den Fluch giftigen Hohnes und bitterer Verfolgung auf ſich zu ziehen! —

April 1842. Es ſcheint eine Abſurdität und iſt doch wahr, daß der Müſſige den Arbeitenden ſtets als Untergeordneten betrachtet. Der Arbeitende iſt nämlich freiwillig oder gezwungen glebae adscriptus, — der Müſſige, ſo lange er dem Hunger trotzt, frei.

In Spanien iſt dieſes Gefühl ganz allgemein Ein Bauer, den ich einſt graben ſah, und ſeinen Fleiß lobte, ſagte mir ganz unwillig: „Ei was, Herr, der Menſch iſt nicht geboren zum arbeiten, ſondern um ſich an der Sonne zu wärmen, und Gott anzubethen! Arbeiten iſt immer eine Schmach, der ſich ein Caballeros nicht unterziehen ſoll, aber was wollen Sie, Herr, der Hunger entſchuldigt Alles."

Gerade in den hohen und höchſten Zirkeln fand ſeiner Zeit der, durch den Krieg der amerikaniſchen Freiſtaaten mit dem Mutterlande, nach Frankreich übertragene demokratiſche Geiſt, am meiſten Anklang. Man träumte von Republik, während man die Auflöſung der Monarchie vorbereitete, und weder Lebenskraft genug in den alten Inſtitutionen lag, um ſie aufzufriſchen, noch genug Bürgertugend vorhanden war, um neue zu gründen. — Mai 1843.

Juni 1843. Ich stelle mir das Institut des Adels nicht als eine grüne, fette Wiese vor, auf der die Privilegirten schmausen und ruhen, von festen, hohen Schranken umgeben, während der Rest ihrer Mitbürger auf trockenem Sande außen lagert; sondern als eine steile Höhe, auf welche die Geschlechter Jahrhunderte lang hinaufgeklimmt sind. Nachsteigen steht jedem frei, und es muß der Gipfel jedem zugänglich sein, der kopffrei ist und Mark in den Sehnen hat. Heraufsteigen lasse man jeden und heiße ihn freundlich willkommen, aber zum hinabsteigen lasse man sich nicht zwingen.

Daß es aber Berge und Höhen gibt, und die Erde keine ebene Fläche ist, wie ein Billard oder eine Rechentafel, das hat der gewollt, der sie mit Bergen, Thälern, Flüssen und Sümpfen geschaffen hat, car tél etoit son bon plaisir! —

Ich war geſtern in dem Palazzo und dem Garten des Grafen V. — Ich kenne nichts Traurigeres als einen ſolchen verlaſſenen Palazzo und beſchneiten Garten im Winter. — Der grobe Sturm heult durch die Marmorhallen und pfeift durch die Laubgänge, die nur an Liebesgeflüſter und Saitenklang gewohnt ſind, — die armen, nackten Göttinnen und Nymphen, die kleinen Kupidos frieren, daß einem ſelbſt der Froſt durch Mark und Bein geht! Die dürren Reiſer hängen an dem entlaubten Weingeländer herunter und auf den welken Blättern glänzen einige Regentropfen wie Thränen um einen Sterbenden! Die kalten Marmorbecken ſind mit dürren, gefallenen Laub und ſchmutzigen Schlamm gefüllt, — die Fenſter verſchloſſen wie die Augen eines Todten! und einige dunkle Cypreſſen ſtehen ernſt da, als ob ſie andeuten wollten, daß die Luſt und Blüthen vergehen, nicht aber der Schmerz und die Trauer!

Verona Oktober 1843.

Dieß Alles ſchien mir wie ein Trauerzug des Jammers der Natur und Welt, über geſtorbenes Liebesglück! — Ich eilte fort, — hinaus bis die Alpen und der Montebaldo mich anſtarrten mit ihren ſilbergepanzerten Rieſenleibern! — Ja, ſie! die große Natur bleibt ewig jung und ſtark!

Ein eigenthümlicher Karakterzug der italieniſchen Städte beruht darin, daß ſie nicht wie unſere deutſchen Provinzſtädte die philiſterartige Phiſiognomie haben, die jenem inwohnt; — da iſt kein Duodez-Prater, kein Winkeltheater, keine halbe Nachahmung der nächſten Reſidenz-, Haupt- oder Kreisſtadt. — Mailand bleibt Mailand, — Verona, Verona, — Venedig iſt Venedig, — Padua, Padua, — Florenz, Florenz, — Treviſo, Treviſo. — Dieſe Städte ſind zuweilen verarmte, herabgekommene grand seigneurs, aber nie brüſten ſie ſich in dem Stolze aufgeblähter Parvenüs, oder krümmen ſich in der Demuth herabgekommener Canaille! Verona November 1843.

De-
zember
1843.

Wie soll ich jene Leidenschaft nennen, welche das Herz für Augenblicke erweicht, und oft den Rest des Lebens versteinert oder austrocknet? Welche die Seele in einen Gegenstand fixirt, und sie von allen andern ablöst! — Was ist dieß für ein eigensüchtiges Gefühl, welches alle andere Neigungen tödtet, welches, wenn es in seiner ganzen Macht regiert, — kein Anderes neben sich duldet! Dieses Gefühl, welches eine noch wildere, unzähmbarere Tochter erzeugt, — die Eifersucht! — Die Eifersucht, diese Eumenide, welche mit wilder Gier den eigenen Busen zerfleischt, welcher Ruhe und Glück ewig fremd, ja unerträglich sind, welche kaum Vorwände braucht, um sich selbst zu quälen, welche von dem Verdachte in Aufregung lebt, sich aufreibt, um zu erfahren, was sie zu wissen fürchtet, und Alles zu wissen sucht, was für sie besser unbekannt bliebe! — Diese fürchterliche Furie, welche, obzwar Tochter der Liebe, gleich nach ihrer Geburt die mörderische Hand nach der eigenen Mutter zückt, um sie zu mißhandeln und zu morden!

Die Frauen haſſen eben ſo ſchnell und meiſtens ohne eigentlichem Bewußtſein des Grundes, wie ſie lieben! — Ihr Herz und ihr Kopf hat das Bedürfniß beſtändiger Erregung und abwechſelnder Beſchäftigung. Grauſame Scherze und Neckereien ſagen ihnen um ſo mehr zu, je mehr ihr Nervenſiſtem aufgereizt iſt! Dieſe ſcharfen und doch ſo leichten Waffen paſſen ganz zu ihrer Natur! Meiſtens begünſtigen ſie mit deſto mehr Beſtändigkeit und Innigkeit jene Gegenſtände ihrer Wahl, welche gerade am wenigſten deren würdig ſind, und manche Frau iſt jahrelang untröſtlich über die Treuloſigkeit eines Geliebten, welchem ſie einige Wochen ſpäter den Abſchied von ſelbſt gegeben hätte. Es iſt für ſie ein genußreicher Triumph, recht herzlos gerade jenen zu verlaſſen, der ſein ganzes Glück, ſeinen ganzen Glauben auf ſie geſetzt hatte! Mit welcher vornehmen Gleichgiltigkeit ergötzen ſie ſich an den

Jänner 1844.

Todeskrämpfen seiner Hoffnungen, und an dem Zerfließen des Feentempels, welchen seine Phantasie gebaut hatte! — Wie unempfindlich tritt ihr kleiner Fuß auf solche gebrochene Herzen, bis der Thränensaft herausquillt! Wie spotten sie der Schwäche und Ohnmacht des gelieferten Opfers! Ach, im Allgemeinen sind die Frauen, — einige Ausnahmen abgerechnet, — leichtsinnig, flatterhaft, eitel, oft herz'os! — und was sind die Männer? — noch schlechter! — und dabei gemeiner, brutaler, roher, dümmer, — überhaupt bestialischer! — Conclusio — das Menschengeschlecht im Allgemeinen taugt nichts in utraque! —

Paradoxen. Wenn die Profeſſoren, Reformatoren, Doktoren, Advokaten, Bureaukraten, Ablegaten, Deputirten, Delegirten, Skribenten und Dozenten, Alles werden übereinander geſtürzt und die Confuſion allgemein gemacht haben, bleiben zwei Urkorporationen, die in den tiefen Elementen der menſchlichen Organiſation ihren Grund haben. Februar 1844.

Der Menſch, ſo lange er ein denkendes Weſen iſt, braucht einen Gott und einen Gottesdienſt, — daher Prieſter. — Der Menſch, ſo lange er ein fleiſchfreſſender, böſer Affe iſt, wird immer ſyſtematiſch morden, — daher Krieger. Organiſirtes Prieſterthum wird jede ſogenannte Vernunftreligion abſorbiren. Geregelte, disziplinirte, geübte Heerſchaaren jeden auch noch ſo begeiſterten Widerſtand ordnungsloſer Haufen überwältigen. Daher die Prieſter- und Kriegerkaſte ewig. — Aus dem Chaos der ſozialen Zerſtörung wird ſich alſo immer wieder eine theokratiſche oder militäriſche Regierung entwickeln.

März, 1833. **Paradoxen.** Auf die Lanzknechte ſind die Schreiberknechte gefolgt. Die Krallen der Federhelden greifen ſo tief in die Säckel der armen Contribuenten als die Fäuſte der Degenkämpen. Die Brandſchatzungen, die aus den Kanzleien ausgehen ſind nicht minder hart als die aus den Lagern ausgeſchriebenen.

Die Schreiber, ach die Schreiber!
O, lieber Herr Gott, mach' mich frei
Sonſt bringt mich um die Schreiberei
Der Schreiber, ach die Schreiber!
Der Schreiber Schreiberei!

(Guido Görres.)

Dieſes Klagelied iſt jetzt eben ſo als Gebet angezeigt, als früher der Cantik

Preserva nos, o Domine!
a furore Normanorum.

August 1844.

Die Partheien theilen ſich jetzt nicht mehr in Abſolute und Liberale, ſondern in Conſervative und Deſtruktive. — Es gibt alſo Conſervativ-Abſolute und Conſervativ-Repräſentative, ſo wie es Deſtruktiv-Abſolute und Deſtruktiv-Repräſentative geben kann. Der Zweck organiſirt die Parthei, — nicht der Weg, den ſie dazu wählt. — Ein Monarch, der deſtruktiv-revolutionär wirkt, erreicht daſſelbe Ziel als der Jakobiner.

Die Tendenz der Zeit iſt Auflöſung; — ohne Zeugungsfähigkeit zum Wiederaufbauen, (ich ſpreche hier blos von den europäiſchen und neu orientaliſchen Völkern, — die amerikaniſche Hemiſphäre iſt aufſteigend, ſo wie wir abſteigend ſind) — ſie ſcheint es zur Aufgabe zu haben, jede Individualität und Nationalität, Confeſſion und Familie zu vernichten. Das Selbſtgefühl des Mannes, —

die Liebe zum Vaterlande, — ja selbst des Kindes zur Mutter, und der Mutter zum Kinde, — endlich das Vertrauen auf Gottes Hülfe und Schutz werden bald nur als Ueberreste barbarischer Vorurtheile gelten' — Wer einen Gott, ein Weib, ein Kind hat, was er liebt, — wer überhaupt für sich selbst irgend etwas lieben, oder sich geliebt sehen will, — wer an Kirche, König, Vaterland und Familie hängt, — der rüste sich, und setze sich zur Wehre.

Die Menſchen zerfallen in Feder- und Haar-Menſchen (plumitifs oder a poil.) — Jetzt ſind die erſtern am Brette. September 1844.

Zu der Zeit als die Völker noch hauptſächlich mit dem Schwerte zu arbeiten hatten, war die Blutarbeit, der Schutz und die Wehr noch die Hauptſache. Jene Zunft, welcher dieſe Pflicht vorzugsweiſe übertragen war, der Adel, war jeder andern Beſchäftigung ledig. Seit der Adel das Schwert wenigſtens theilweiſe abgelegt hat, iſt er zum fainéant geworden. Das geht aber nicht im menſchlichen Bienenſtock. Hat der Hummel einmal den Stachel abgelegt, wird er ſelbſt erſtochen Nichtsthuer kann es nicht geben, und wenn ich Cavaliere ſehe, welche glauben, daß — wenn ſie mit dem Stecher im Auge auf dem Kutſchbock thronend Oktober 1844.

durch die Gassen fahren, oder mit dem Schlüssel am Hintern und dem Kreuz auf der Brust, im weißen Halstuch zum reichbesetzten Mahle, die Gäste im hellglänzenden Rococo Salon empfangen, oder aus der Loge heraus glacéehandschuht diese oder jene Sängerin als Kunstmäcene beklatschen und mit Blumen bestreuen, — sie damit ihren Stand repräsentiren, so fallen mir immer die Hummeln ein, und ich greife an meine linke Seite und bin froh wenigstens den Stachel nicht zu vermissen.

Gewerbs-Ausſtellung. — Es ergibt ſich dabei Disproportion zwiſchen den vielfachen Erzeugniſſen der Luxusartikel und den wenigen reellen Bedürfniſſen. — Beweis: Daß die Induſtrie ſich leider mehr damit beſchäftigt den wohlhabenden Klaſſen comforts als den untern Nothwendigkeiten zu liefern. Mai 1845.

Juni 1848. Es iſt ganz falſch zu glauben, daß die Majorität die energiſche Minorität bewältigen könne. Wenn neun Schwache einem Starken gegenüber ſtehen, ſind gleich vier derſelben bereit mit dem einen Starken gemeinſame Sache zur Unterdrückung und der Exploitirung der fünf andern zu machen. —

Die Majorität beſteht aus den Schwachen, Unentſchloſſenen, Feigen, — die Minorität aus Klugen, Tapfern, Muthigen.

Nur die Chriſtenliebe macht aus dieſer Minorität den Schützer ihrer zahlreichen ſchwächeren Brüder, und nur ſie kann jene verhindern dieſe zu knechten und eine tyranniſche Vormundſchaft über die ohnmächtige Majorität zu üben.

Es gibt eine Ariſtokratie der Stände und Berufs- Juli 1845.
pflichten, die ſich nicht abläugnen läßt! — Die Waffe adelt. Noch mehr wird es der, welcher dem leidenden Bruder Hülfe und Troſt bringt, alſo Arzt und Prieſter. Iſt es nicht natürlich, daß die, welche ſchützen, helfen und tröſten mehr gelten als Andere? Und wenn ſie es mit Hintanſetzung ihres Lebens, mit eigener Gefahr thun, haben ſie nicht Anſpruch auf höhere Achtung? — Palme und Lorbeer ſtehen höher als Kohlhäuptel und Brunnkreſſe! —

Wer alſo am Sterbebette, Krankenlager und Schlachtfelde ſeinen Beruf erfüllt, kann nicht gleich geſetzt werden mit dem, der am Schreib- oder Rechentiſche, in der Werkſtatt oder auf dem Ackerfelde vor Allem für ſich ſelbſt, und nur mittelbar für die Andern thätig iſt.

Jedem ehrlichen Manne gebührt Achtung und Anerkennung, wenn er ſeine Berufspflichten erfüllt. Demjenigen aber, deſſen Leben dem allgemeinen Wohl zum Pfande geweiht iſt, gebührt deren doppelte Ration.

11. Dezember 1845. Heute General Tettenborn begraben worden. — Ein Held, — eine hiſtoriſche Notabilität weniger. — Allgemein bedauert. — Auch als Menſch einer andern race, ich möchte ſie vorweltlich nennen, angehörig. Nämlich vor der Zeit der Dampf- und Aktienwelt. — Aus jener des Pulverrauches und des Waffenklanges. Seine friſche Gemüthlichkeit, — ſeine kräftige Lebensfülle — ragte als Kurioſität in unſerer trockenen, egoiſtiſchen, proſaiſchen Epoche hervor, und er war, als ſolche, einzig in ſeiner Art; wie ein Platan, die von den Urforſten Amerikas noch übrig geblieben, und mitten in einem Kartoffelfelde ſteht. Er hatte wenig aus Büchern, viel aus dem Leben gelernt, und war einer der wenigen Menſchen, die klar denken, gut ſprechen, warm fühlen und beſonnen zu handeln verſtehen.

Alle die alten Waffengefährten aus den tapfern Reihen der Reiterschaaren Klenau, Kinsky und Latour begleiteten seine Leiche. Hardegg, Leiningen, Mensdorf, die letzten Ritter der Tafelrunde folgten seinem Sarge ernst und in sich gekehrt, wahrscheinlich im Innersten Vergangenheit und Gegenwart vergleichend. Ich aber dachte an die Zukunft, und machte für mich die betrübende Bemerkung, daß, wenn man einst uns und unsere Zeitgenossen zu Grabe tragen wird, die folgende Generation verdammt wenig Gelegenheit haben wird an die Vergangenheit, — jetzige Gegenwart zu denken. Was aber in der Zukunft unheilschwangerem Schooße verborgen liegen mag, will ich gar nicht ahnden.

Zedlitz, der geniale, — der alte tapfere Oberst Gall, — und viele andere diplomatische Notabilitäten waren, tief ergriffen, zugegen.

Tettenborns gemüthlicher, ritterlicher, höchst liebenswürdiger Charakter hatte ihm alle, welche sich ihm genaht, zu Freunden gemacht. Seine Laufbahn als Soldat ist von höchstem, ja romantischen Interesse und es steht zu erwarten, daß eine der Aufgabe würdige Feder z. B. jene Varnhagens oder

Zedlitz, diesen Stoff nicht unausgebeutet vorübergehen lassen wird.

Von jenen, welche seiner Leiche folgten, waren nur seine nächsten Zeitgenossen fähig seinen ganzen Werth zu beurtheilen. Die andern stunden schon so weit von seiner Zeit, daß sie nicht im Stande sein dürften, seine Eigenschaften, seine hervorragende Persönlichkeit, seine eigenthümliche Erscheinung im vollen Maße weder aufzufassen noch zu verstehen.

Es ſterben vielleicht eben ſo viel Menſchen an Liebe, — Haß, — Eiferſucht, — Ehrgeiz, und ſonſtigen pſychiſchen Affektionen als an phyſiſchen. Bringt eine heftige Aufregung des Zorns, der Wolluſt, der Furcht, nicht eine eben ſo große phyſiſche Umſtimmung des Organismus durch ſchnellere Cirkulation des Blutes, durch Ergießung der Galle, durch Erſchütterung des Nervenſyſtemes hervor, als ein Glas Wein, eine heftige Bewegung, eine plötzliche Erkältung? Man kann alſo jemanden mit Worten, gut angebracht, eben ſo tödten und beſchädigen, als mit einem Knittel, einem Meſſer oder einem Giftpulver. Jänner 1846.

Mai 1846. Wehmüthige Empfindung bei Abbrechung des Leopoldſtädter Theaters, welches in einen modernen Muſentempel verwandelt werden ſoll. Wo ſind die guten Zeiten der Zuger Jahre, wo dieſe dunklen geheimnißreichen Hallen ſo manche intereſſante Myſterien bargen! In dem Schutte des alten Leopoldſtädter Theaters liegen viele unſerer heitern Erinnerungen begraben.

Volkstheater! — Es gibt keines mehr! Das Volk, für deſſen Wohl und Genuß jetzt alle Sentimentalität ausgebeutet wird, mag ſich freuen und erheitern, wo es kann und will! Man ſchreibt ihm zarte Diät vor, damit es ſich den Magen nicht verderbe! Es ſoll um ſein Geld und um ſeine Zeit à tout prix erzogen werden. Freuen mag es ſich wo es will, und lachen aus voller Bruſt iſt unſchicklam und überflüſſig!

Man frug mich neulich, welche Waffe bei Volkskriegen und Insurrektionskämpfen am meisten und besten gehandhabt worden sei; ich erwiderte: der Vendéer habe seinen Stock, der spanische Guerillos Messer und Tromblon, der Tyroler seine Kugelbüchse, gleich gut gebraucht. Nur eine Waffe sei bei allen Dreien ein gemeinsames Stück der Feldausrüstung, also vermuthlich die unentbehrlichste gewesen, das sei der Rosenkranz. — September 1846.

Sogar Abd-el-Kader's Araber vermissen diesen nicht, und deshalb leisten sie, mit Yatagan und schlechten Flinten bewaffnet, einen größern Widerstand als die türkischen Regimenter, oder Mehemed Ali's Schaaren es unter denselben Umständen fähig wären. —

De-
zember
1846.

Eine Dame meinte: ein Maltheserkreuz an der Brust sei bei jetziger Zeit ein Anachronismus. Es gäbe nämlich keine Ungläubigen zu bekämpfen, man müsse denn nach Algier zur legion étrangère gehen. — Ich erwiderte: es bedürfe hierzu keineswegs einer Reise über Meere, die wahren Ungläubigen haben es uns in so fern bequemer gemacht, als sie mitten unter und um uns lagern, und uns die Mühe ersparen sie anzugreifen, da sie bereits selbst das Vertilgungsschwert über unsere Häupter schwingen, und in hohnlachendem Triumphgesang ihre Siegeshoffnung in unsere Ohren täglich ertönen lassen! Nicht die Sarazenen oder heidnischen Sarmaten, nicht die Türken oder Sachsen bedrohten die Kirche und verhöhnten den Glauben je, wie die jetzigen Unchristen es thun, und leider schützt gegen ihre Pfeile nicht des Ritters Schild und Speer!

Wer das Kreuz als Zeichen trägt, daß er bereit sei für seinen Glauben zu dulden und die Märtyrerkrone des Spottes und der Verfolgung sich zu erwerben, der geht wahrlich in keinen leichteren, wenn auch ruhmloseren Kampf als jene Kämpfer, welche auf den Wällen von Jaffa oder Rhodus, in den Wäldern Altpreußens, oder in den Thälern von Roncevaux bluteten.

1817. Die Noth steigt auf eine Besorgen erregende Art. Ich sah heute in der Arva gebackenes, mit Lehm und Stroh oder Baumrinde versetztes Brot!

Das thut aber nichts zur Sache! Wir speisten bei Pr. K. Trüffeln Faust dick, und Seekrebse wie die Kälber, die Grünangergasse ist gestopft mit Börse-Spekulanten, und ein Platz bei Jenny Lind kostet 10 fl. (was ein Arbeiter in einer Woche nicht verdient) für den Abend. Und so geht Alles vortrefflich in der besten aller Welten, und man steigt in gemüthlicher Selbstzufriedenheit quasi re bene gesta umher, wenn auch die Leute mit Heu und Stroh in den Magen draufgehen.

Wenn wir das patriarchalische und christliche Element nicht besser verstehen, wird es endlich auch für uns nicht erkannt werden.

Der tapfere Mac Donell, der miguelistische Feldherr, ist an der Spitze seiner Guerillas verwundet worden, und an seinen Wunden gestorben. Juli 1847.

Tristany und Rosd'Erolles haben mit ihrem Blute ihre gute Sache besiegelt! der erste wurde in Salsona füsillirt, der Andere ist, die Waffen in der Hand, mit neunzehn Wunden gefallen! Beiden ward ein Ehrentod!

Eben so melden die Zeitungen den Tod des General Palafax, dessen Name mit der unsterblichen Vertheidigung von Sarragossa im Jahre 1808 unvergeßlich geworden ist.

Aber diese Helden steigen unbemerkt in das Grab. Kein Mensch bemerkte es heute oder sprach nur davon. Es singt ja heute die Lind, und die Eisenbahn-Aktien sind gestiegen!

Carouſſel in Brünn. — Charmant. — Die jungen Leute ritten vortrefflich. Gott ſei Dank, daß man doch noch hie und da Cavaliere ſieht, welche ihr Handwerk, die Waffe und den Zügel, ſchätzen und zu handhaben verſtehen. Seit der Adel alles Andere ſein will, als das, wozu er ſeiner Weſenheit nach beſtimmt iſt, erſcheint er mir oft als eine Anomalie, — der Degen iſt ſein Spaten, — und er muß vor Allem auf dem Roß, und dann erſt auf der janua aurea linguarum zu reiten verſtehen. Aber jeder will, der eine ein Belletriſt, der andere ein St. Simoniſt, der dritte ein Techniker, der vierte ein Politiker, der fünfte ein Krämer, ein Agronom, ein Diplomat oder ein Bureaucrat ſein, und vergißt dabei das, als was er uranfänglich geboren wurde, — ein Cavalier, — i. e. Ritter!

Im Prater beim Paperl eine zahme Gems gesehen. Zwei Tyroler Schützen produzirten sie, — sie ist ganz zahm und frißt aus der Hand. Die Leute sagten mir, man müsse die Muttergeis in den ersten Stunden, nachdem sie geworfen hat, wegschießen, denn wäre das Kitzlein einmal gelaufen, so würde es nicht mehr zahm. Auch darf es um zahm zu bleiben, kein frisches Gras fressen, — „sonst kommen ihm die Gedanken an die Berge" meinten die Jäger, „und es geht ein." Sie nähren das niedliche Thierlein seit zwei Jahren lediglich mit Hafer, Brot und Salz. —

Vandalismus! Sie brechen das alte Landhaus ab, um dort ein so modernes, fabrikartiges Gebäude aufzuführen. Und diese Leute nennen sich Konservative, zerreißen die Titelkupfer zu unserer Geschichte und die Namen in unsern Stammbaum!

Als Elgin die Steine aus Athen und Hellas entführte, vermeinend, sie seien sonst auf ewig bestimmt von dem rohen Muselmanne entheiligt zu werden, brandmarkte ihn Byrons flammendes Dichteranathema auf ewig, — und Elgin bleibt so unsterblich ridikül als Philister, wie Byron selbst als Dichter unsterblich groß.

Wenn Mehemed Ali von den Pyramiden, welche ihn, sein Volk und dessen Geschichte doch nichts angehen, nur einige Steine verrückt, — drohen Konsule und Admirale, und hinter ihnen Flotten mit fliegenden Wimpeln, die ganze europäische Presse mit emsiger Feder, und das Heer der Touristen mit tausendstimmigem Fluche dem Barbaren mit der öffentlichen allgemeinen Achtserklärung!

Die Menſchen tanzen eigentlich um den Abgrund der Ewigkeit. Die wohlthätige Natur hat ihnen aber die Augen verbunden. Beim Hypochonder fällt die Augenbinde oder die Schuppen hinab, der Nervenkranke ſieht in den gähnenden Abgrund und beachtet die Blumen nicht mehr, die an deſſen Rand blühen! —

Mathilde Wildauer besucht. — Natürlichkeit, liebenswürdige Einfachheit, südliche Lebhaftigkeit und deutsche Gemüthlichkeit vereinigt. Echt nationaler österreichischer Typus! Ich möchte alle unsere Verächter von der Spree und dem Rheine herwünschen, und wenn sie vor dieser Oesterreicherin nicht die Segel streichen, so will ich meine Flagge meinethalben auf dem fliegenden Holländer aufpflanzen, — beim „letzten Fensterln" wenn sie ihre klangreiche, melodische Stimme ertönen läßt, klingt es durch Mark und Bein, durch Leib und Seele, — ja, selbst ein Berliner müßte dabei warm und gemüthlich werden.

Man ſchickt mittelſt kreisämtlichen Zwanges jährlich eine Million Kinder in die Schule um leſen und ſchreiben zu lernen, — obzwar es große, und Gott ſei Dank, viele edle und gute Menſchen gab, die das a, b, c, nicht buchſtabiren konnten, und andere, welche ihren Namen in die Geſchichte der Menſchheit gezeichnet haben, ohne vielleicht ihre Namensunterſchrift fertigen zu können und ohne je eine Feder geführt zu haben. — Ich glaube man muß ein Zeugniß abſolvirten Normalſchulunterrichtes vorweiſen, um eine Laternanzünders- oder Nachtwächters-Stelle anzuſprechen, — und Achilles, der nicht leſen und ſchreiben konnte, dürfte nur hoffen, es höchſtens bis zum Vice-Korporalen, ſchwerlich aber zum wirklichen zu bringen. Daß man aber einer ſo herangebildeten Generation durch die Cenſur das Leſen verbiethen will, kommt mir ſo vor, als lerne man zwangsmäßig einer ganzen Population tanzen, und wolle es ihr dann verbiethen, ſich Muſik aufſpielen zu laſſen! —

Wien. Je mehr in unserer Zeit sich vorzugsweise die Intelligenzen aller Art entwickelt haben, und an den Tag getreten sind, desto seltener sind Charaktere und besondere Typen geworden. Die Individualitäten verschwinden immer mehr, und verschmelzen sich in den Massen. Wer mit der großen Heerde dahinzieht, denkt nicht mehr, woher und wohin er getrieben wird; — und Tugend und Laster, Pflicht und Eid, gehören nur den Geschlechtern an. Der Einzelne ist nicht mehr solidär für seine Handlungen, die nur als Fraktionen größerer allgemeiner Thätigkeiten angesehen werden.

Gleich antediluvianischen Ueberresten sehen wir jene Menschen an, die unbeugsam in ihrer Ueberzeugung, unveränderlich ihren Grundsätzen und Ansichten treu, in bewußter Selbstständigkeit ihren eigenthümlichen Weg nach dem selbstgesteckten Ziele wandeln. — Und mit Recht, — denn immer seltener werden sie, und immer mehr qualifizirt der

Mensch sich zum Infusionsthier, welches nicht als Individuum, sondern nur als kleiner Theil eines großen Geschlechtes anzusehen ist! —

Zu jenen seltenen Individualitäten gehörte General Baron Croßard, der heute allhier, mit allen, dem alten, würdigen Krieger gebührenden militärischen Ehrenbezeugungen bestattet wurde.

Baron Croßard, in der, durch ihre heroische Aufopferung, durch ihre Anhänglichkeit an die Religion der Väter und den angestammten Königsthron, so hochberühmten Vendée geboren, früh dem Militärstande gewidmet, diente schon vor der ersten französischen Revolution in dem damaligen königlichen Heere, emigrirte im Jahre 1791 und zeichnete sich schon in den ersten Jahren der Revolutions-Kriege, — während denen er Anfangs bei den, unter den Befehlen des Prinzen von Condé gebildeten Freischaaren, und nach deren Auflösung in dem holländischen Heere diente, — durch Unerschrockenheit, Einsicht und eifrige Thätigkeit aus. Im Verlaufe des Krieges fiel sein jüngerer, gleichfalls unter den Emigrirten dienender Bruder in Feindeshand, und verblutete auf dem Richtplatze in Lille

unter dem Beile der Guillotine. Dieser Umstand mochte in dem Ueberlebenden um so mehr den Vorsatz bekräftigen, bis zu seinem letzten Athemzuge jene Parthei zu bekämpfen, welcher er mit Recht die Verletzung seiner heiligsten Gefühle zuschrieb, und der er auf ewig den bittersten Haß und nie zu versöhnende Blutfehde schwur, und sich ihr während eines Vierteljahrhunderts auf allen Schlachtfeldern Europas mit gezogenem Degen entgegen stellte.

Er trat als Adjutant des Prinzen von Oranien, in dessen Begleitung, im Jahre 1796 in kaiserlich österreichische Dienste über, wo er wieder vom Kadetten bis zum Oberstlieutenant hinaufdiente, und alle Feldzüge bis zum Jahre 1810, — (den von 1806 als Volontär bei der russischen Armee einbegriffen), — mitmachte. Zahlreiche Blessuren und der ihm verliehene Maria Theresien-Orden bewiesen, wie thätig der Antheil war, den er an jenen blutigen Kämpfen genommen, und wie derselbe ehrenvoll anerkannt wurde.

Im Jahre 1808 ward er mit einer vertrauten Sendung an die Häupter der spanischen Insurgen-

ten beauftragt, und vollbrachte dieſe gefahrvolle und ſchwierige Aufgabe glücklich und ſchnell genug, um bei Ausbruch des ewig unvergeßlichen Feldzuges von 1809 wieder in den Reihen des öſterreichiſchen Heeres zu erſcheinen.

Nach deſſen Beendigung ſuchte Baron Groß ard einen andern Kampfplatz, um gegen die Uſurpation zu fechten. Er fand denſelben in Spanien, wo er dem Generalſtabe Lord Wellingtons zugetheilt, durch ſeine Tapferkeit und ſeine Sachkenntniß weſentliche Dienſte leiſtete.

Beim Beginn des ruſſiſchen Feldzuges verließ er Spanien, trat in ruſſiſche Dienſte, und ward in der Umgebung des Großfürſten Conſtantin angeſtellt, woſelbſt ſeine unermüdliche Thätigkeit und Erfahrung ihm eine würdige Stellung verſchafften. In dieſer Eigenſchaft machte er die Feldzüge 1812—13—14 mit und ward vielfach verwendet.

Endlich wehte wieder das weiße Banner in Frankreich. Nun ward ihm der langerſehnte Lohn ſeiner mühevollen, blutigen Laufbahn in dem Glücke wieder die Enkel Heinrich IV. in Frankreich zu begrüßen. Er ward zum Maréchal de Camp und

Adjutanten des Herzogs von Berry im französischen Heere ernannt, und später ihm das Kommando einer Militär-Division im südlichen Frankreich anvertraut, — (während welcher Zeit er die Herausgabe seiner in vielfacher Hinsicht interessanten Memoiren in vier Bänden bewerkstelligte,) — und in dieser Stellung fand ihn die Revolution **von 1830.**

Mit Abscheu wies der alte Krieger den Antrag, seiner Trikolore abzuschwören, ab; — er verzichtete auf Rang und Besoldung, und mit einigen Goldstücken, die sein ganzes Vermögen ausmachten, zog er zum zweitenmal in die Fremde. — Aber Treue und Ritterlichkeit finden überall, wo es echte Soldatenherzen gibt, gebührende Anerkennung. Baron Crossard, nachdem er in England, Holland und Belgien gesucht hatte, für die vertriebene Dynastie zu wirken, kehrte in das gastfreundliche gemüthliche Oesterreich zurück, wo ihm seine früher geleisteten Kriegsdienste und sein für das Kaiserhaus verspritztes Blut ehrenvolle Aufnahme und das Bürgerrecht sicherten. Der Kaiser von Oesterreich bewilligte dem tapferen Ehrenkreuz-Ritter die Auszahlung seiner Ordens-

und Oberſtlieutenants-Penſion, und der Kaiſer von Rußland fügte noch einen Jahrgehalt und das Recht, die ruſſiſche Generals-Uniform zu tragen, bei. —

Der Mann, der während der Kaiſerzeit, als der Imperator mit ſeinem Rieſenarm den Scepter hielt, das Vertrauen auf den endlichen Sieg des Rechtes nicht verlaſſen hatte, — der konnte auch jetzt die Hoffnung nicht aufgeben, daß die Vorſehung zuletzt doch noch wieder die Lilien aufblühen laſſen, und die vertriebene Dynaſtie in ihre Rechte einſetzen werde. Die Hoffnung erhielt den ſiebzigjährigen Greis noch zehn Jahre friſch und lebenskräftig, ſtets die Hand am Schwert, um es für ſeinen angeſtammten Herrn zu gebrauchen, — oder mit der Feder beſchäftigt, um deſſen Rechte zu vertheidigen. Stets den Augenblick erwartend, in welchem ihm vergönnt ſein würde, wieder auf dem langbekannten Schauplatze kriegeriſcher Thaten zu treten, fand ihn ſelbſt endlich jener, der ihn dorthin abrufen ſollte, wo alles Mühen und Treiben dieſer Erdenwelt verſchwindet, wo das Große klein, das Kleine oft groß erſcheinen mag, wo die göttliche Gerechtigkeit und Milde mitleidig auf die Tage-

begebenheiten dieser Welt, auf das winzige Treiben der Menschen herabsieht, — nichts destoweniger aber die edelsten Regungen des Menschenherzens: Treue und Ergebenheit, Pflichtgefühl und Aufopferung in die Wagschalen legen wird, mit denen die Thaten und das Streben der Erdensöhne gemessen und abgewogen werden mag.

Der Tod ereilte ihn plötzlich, in dem Hause seines erlauchten Gönners des Erzherzogs Ferdinand, der noch aus den früheren Kriegsepochen den Heldengreis kannte, würdigte und mit großmüthiger Gastfreundschaftlichkeit aufgenommen hatte. Das Theresienkreuz und fast alle europäischen Militärorden zierten den Sarg des greisen Kriegers, aber noch ehrenvoller zeigten neunzehn Narben auf seinem Leibe von der wichtigen Rolle, welche er seit Beginn der französischen Kriege in allen den Riesenkämpfen gespielt hatte, welche die Nachwelt mehr als ein Epos, als ein Heldendrama anstaunen, — als sie für das Vorspiel unserer prosaischen Papier- und Dampf-Epoche ansehen wird.

Se. k. Hoheit Prinz Wasa, Feldmarschall Baron Wimpfen, der Hofkriegsraths-Präsident

Graf Hardegg, Se. Excellenz Generallieutenant Canitz und ſämmtliche Generale der Garniſon begleiteten die Leiche des alten, würdig erprobten Soldaten, deſſen Waffengefährten viele von ihnen geweſen, und die allgemeine Achtung drückte dieſer Feierlichkeit einen Stämpel auf, der für den Verblichenen das ſchönſte Ziel ſeiner Laufbahn geweſen ſein mochte.

Wien 1840. Das Haus Bourbon und die Schwedenkönige waren die unverschuldetsten Feinde des Hauses Oesterreich.

Die letzten Sprossen beider Dynastien suchten und fanden eine Freistätte bei dem so lange verfolgten Feinde. In Oesterreich, unter dem Schutze des von ihnen so hart bekämpften Adlers, wohnt Henry Bourbon der Enkel des abgesetzten Karl X. und der letzte Wasa. Und der Sprößling der Sultane, — der Nachfolger Solimans, — suchte und fand jetzt Schutz und Unterstützung gegen seinen rebellischen Pascha beim Haus Oesterreich, gegen welches seine Vorfahren Rákóczy und Tökölyi die Hand bothen.

Ich ſah heute einen alten Juden mit Spitzbart, Dreiſpitz, langen Rock; — er ziehe nur einen Paletot an, ſetze einen Gibus auf, raſire den Bart, — und er wird honorirt werden, denn er hat viel Geld. — Und doch bleibt er nicht allein inwendig, ſondern auch auswendig Jude, und dazu gehört Muth, viel Muth und Feſtigkeit. Reſpekt vor dem Hebräer, der zerlumpt und verhöhnt ſeinem Glauben treu bleibt und ihn nicht verläugnet! Wie oft hätte, bei ähnlichen Umſtänden, bei den meiſten von uns ſchon der Hahn gekräht?! — Wien 1842.

Heute den alten Rittmeister Sz., der ein Urhußar ist, begegnet. — „Wäre nur der heutige Tag schon vorüber," brummte er. — Warum? — „Wegen Fasten!" — Nun, das kann man ja aushalten, entgegnete ich, und bei der Schwan bekommen Sie ja dann vortreffliche Fische und Schnecken mit Sauerkraut. — „Ist nicht wegen Essen, sondern wegen Rauchen; meinte er, — das ist kein Kunst für Menschen, der oft drei Tage nichts Warmes gessen hat, einmal einen Tag erst Abends fressen und da noch besser und mehr als andere arme Menschen in ganzen Wochen! Aber, — wenn Mensch sich selber will diszipliniren, — muß er das unterlassen, was ihm am mehrsten freut. — Also ich, thue ganze Charwochen nit rauchen und nit fluchen. Das greift mich an, — und freu' ich mich drum auf Ostersonntag wie klanes Kind, — nur zuzeln (saugen) thue ich, zuweilen rückwärts am Pfeifenröhrl!" — und er ging brummend weiter. — Ich aber dachte, daß bei vielen solchen Hußaren-Ansichten die Christlichkeit besser stünde.

Wenn man von der Goſau herabkömmt ſteht rechts am Steig unter der Felſenwand eine Votivtafel. Nicht September 1844.

Eine arme alte Frau beſuchte ihren Sohn, der als Holzknecht in Goyſern arbeitete. Zum Rückweg wählte ſie den Steig über das Gebürg, „der Berg ſei jetzt ſo ſchön, es ſei ſchon im Herbſt. — und für ſie werde ohnehin bald der Winter kommen, und ſo wolle ſie ſich noch an der bunten Farbenpracht der Wälder und dem Blau des Himmels freuen.“ — und ſomit ſtieg das Mütterlein in die Berge. Sie kam aber nicht in der Goſau, bei dem andern Sohne, der auch Holzknecht war, heim. Da ſie auch den andern Tag ausblieb und mittlerweile Nebel eingefallen war, ſo ſuchten ihre drei Söhne, abwechſelnd, — da von den armen Leuten immer einer zum Erwerb bei der Arbeit bleiben mußte, — im Gebürg, und nach ein paar Tagen fanden ſie das arme Mütterlein erfallen in der Fel-

lenwand oberhalb des Steiges. Ein weißes Kreuz bezeichnet oben die Stelle, unten steht auf der Votivtafel:

„Wie Gott mich führt, so bleib ich treu
„Im Glauben, Hoffen, Leiden!
„Steht er mit seiner Kraft mir bei,
„Was kann mich von ihm scheiden!
„Ich faße in Geduld mich fest,
„Was Gott mir widerfahren läßt,
„Muß mir zum Besten dienen!"

Maria Gazer, 66 Jahre alt, verunglückte am 27. September 1843, ward von ihrem Sohne, am 5. Oktober gefunden. —

Das arme Mütterlein mußte ihren poetischen Sinn theuer zahlen. Aber Gott hat sie vielleicht von viel Elend erlöst. Laßt uns diese Frömmigkeit und dieses feste Vertrauen auf Gott, welche jede nüchterne Philosophie beschämen, bewundern! —

Ich kam ſpät vom .... berge herab. — Vor mir wandelte ein ſchlankes Bauernmädchen in der landesüblichen Tracht, mit ſchwarzem Strohhut und knappen Mieder. Ich geſtehe, daß ich bei der Stunde und der Einſamkeit keine ſehr reſpektable Vorausſetzung über des jungen Mädchens Wanderzweck machte, und — offen geſagt — ich folgte ihr in eben ſo wenig erbaulichen Abſichten. Aber wie war ich beſchämt als ich ſie nach kurzem Verſchwinden, an der Kirchenſchwelle der untern Kirche vor dem Muttergottesbilde kniend und bethend fand. — Ich klopfte an die Bruſt und dachte meinen Theil über meine ſelbſteigene Vortrefflichkeit! — Gaſtein 1844.

Des andern Tages begegnete und erkannte ich das Mädchen. Eine Bauerstochter aus Lend, jetzt als Aufwärterin im Badhauſe dienend. Ich erzählte ihr, daß ich ihr geſtern gefolgt ſei, und ſie bethend geſehen habe, nachdem ich vermuthet hätte ſie ſuche einen Liebhaber. Ganz naiv erwiderte ſie: ſie habe zwar einen Liebhaber, er ſei in Lend, ſie

gange aber hier so spät Abends noch zuweilen zur Mutter Gottes, weil sie bei Tage selten Zeit habe, und es vom Hause aus gewohnt sei, — das Beten so wohl thue, und die Mutter Gottes in der Einsamkeit mehr Zeit habe sie zu hören. — Sind die Leute, welche einen so beglückenden, tröstenden Glauben zerstören, nicht eben so strafbar als die, welche öffentlich Arsenik oder Tollkirschen verkaufen? Ist da Aufsicht und Schutz, nicht eben so vonnöthen als Polizei- und Sanitäts-Maßregeln für den Verkauf von Rattenpulver oder sauren Bier?

Für den genießenden Städter und Reichen ist die Religion oft nur ein glänzender Spazierstock nach Modetracht; aber für den Nothleidenden, Arbeitenden, Bedrängten ist sie der Alpenstock des Gebürgsjägers oder Hirten, mit dessen Hilfe und Stütze er an den schwindelnden Abgründen des Elends und der Noth vorüberwandeln muß. Strafe verdient auch der Dieb und Entwender des kostbaren Spazierstockes, — aber welche Züchtigung wohl der, der aus Muthwillen oder Bosheit den Alpenstock des Gemsjägers oder Alpenhirten absägt oder die Spitze abstumpft?

Ein junger blaßer Majoratsherr, in englischen Höslein, ſtund neben einem friſchen Bauernbuben mit grünen Strümpfen an den kräftigen Waden. — Ich dachte an das Sprichwort: Gastein 1844.

„ſo gehts in der Welt,
„der eine hat den Beutel, der andere das Geld."

und dabei:

„der eine hat das Majorat, der andere die Waden."

Gastein 1844. Tief ergriffen hat mich D. Diego's und Borso de Carminati's Tod. Auch die beiden Brüder Fulgosio und Vial sollen bereits hingerichtet worden sein. D. Manuel del Ola ist es schon.

D. Diego's Leben und Tod ist ein höchst romantischer Stoff, er selbst eine poetische herrliche Erscheinung gewesen. Er starb als Held, Soldat, Ritter und Christ! in einigen Jahrzehenden wird dies seltener sein als vierblätteriger Klee! —

Ball beim amerikaniſchen Geſandten zur Feier des Geburtsfeſtes Washington's, wo die Nationalhymne geſpielt, Washington's bekränztes Bild aufgeſtellt, und von der Fürſtin Metternich die Honneurs gemacht wurden! Wien 1844.

An einem Tiſche den päpſtlichen Nuntius, einen türkiſchen Paſcha, und einen deutſchen Ordens-Comthur zuſammen ſitzen geſehen.

Welcher politiſche Schwärmer hätte vor einem halben Jahrhundert dieſes geweiſſagt, ohne als Narr eingeſperrt zu werden!? —

Abd-el-Kader iſt ein herrlicher ſeltener Charakter. — Er, Zumala-Careguy, Mehemed Ali, — ſeit Napoleon die einzigen Heldenbilder dieſes dampfkräftigen und muſikempfindenden Jahrhunderts.

Wien 1844. Die junge schöne G..... ist nach einer langen Krankheit sanft verschieden, auf dem Kirchhofe wurde der Sarg durch eine, wegen Sanitäts Chikanen abgesendete Spezialkommission geöffnet, und die Leiche, trotz dem ausdrücklichen letzten Willen der Verstorbenen und der Protestation von Gatten, Aeltern und Verwandten sezirt.

Mild und schön hatten sie noch am Abend die Ueberreste der theuren Verblichenen in den Sarg gelegt, als sie des andern Morgens kamen, fanden sie dieselben von fremden rohen Händen entweiht verstümmelt, entstellt! — Man sagt, dieß sei gesezlich, — nothwendig um Verbrechen zu verhüthen oder zu entdecken! — Ich aber glaube, daß Gesetze, welche die Heiligkeit des Familienlebens und der zartesten Gefühle verlezen, nie so günstige Re-

sultate haben können, um ihre empörende Wirkung zu entschuldigen und zu motiviren. Wenn auch ein Giftmischer dadurch dem Arm der Gerechtigkeit einmal geliefert wird, hebt dieß bei weitem nicht den Gräuel auf, daß kein Weib, kein Mädchen ruhig sterben kann, ohne noch in ihrem letzten Augenblicke ihr Schamgefühl durch den Gedanken, nach dem Tode roher Betastung und Besichtigung preisgegeben zu sein, gefoltert zu werden.

England, das große England erobert und regiert Welttheile, aber keine Polizeibehörde, keine Sanitätskommission würde es wagen, in seinem Schooße noch in den Gebeinen der verstorbenen Generationen zu wühlen, oder mit sultanischen Verordnungen in das heilige Recht der Sterbenden, in den Schmerz der Ueberlebenden mit roher Frechheit einzugreifen.

Englands Boden ist heilig, unverletzbar, — was darauf wandelt oder darunter ruht, — das Lebende und das Gestorbene gesichert. — Darum ist England groß und fest. Bei uns ist der Lebende und der Gestorbene nur ein Objekt hochweiser Mandarinen-Administration.

Auch sagte bei diesem Vorfalle jemand richtig: „Gott bewahre uns vor Gesetzen, welche nicht allein im Leben, sondern auch im Tode uns nicht vor den Untersuchungen der Polizei, vor den Händen der Schergen der Gewalt bewahren können, sondern lebendig und todt uns nackt und bloß der Willkühr preisgeben!“ —

Die chineſiſchen Mandarinen unterſcheiden ſich durch verſchiedene Knöpfe, die ſie ober ihren Mützen tragen, als da ſind goldene, gläſerne, elfenbeinene. In andern Reichen tragen die Mandarinen auch die Knöpfe, und zwar meiſtens von gleicher Sorte unter den Mützen. Wien 1844.

Jede unbenützte Kraft in der phyſiſchen und geiſtigen, ſo wie in der ſozialen Organiſation, — jede ſich nicht entwickelnde oder verkehrt äußernde Thätigkeit — wird zum Krankheitsſtoff.

Menſchenfreundlicher Wunſch.

Aufſchrift eines Bauernhauſes in ***.

„Wir bitten dich, St. Florian!
Schütz unſer Haus, zünd 's nächſte an!“

Rittmeiſter Z. ſagte mit Recht: Chriſtus ſei vom Himmel geſtiegen, und habe ſich kreuzigen laſſen um die Menſchen zu erlöſen! — hätte er aber eiferſüchtig werden müſſen, wäre er fein oben geblieben, denn ein Eiferſüchtiger werde zwölftauſendmal an einem Tage gekreuzigt, und das ſeien doch wahrhaftig alle menſchlichen Generationen zuſammen nicht werth geweſen.

Eine charakteriſtiſche Affiche geleſen:

„Veritable Macassar oil.

„Triomphe de la verité,“

welches dadurch dargeſtellt wird, daß eine nackte, braune Neuſeeländerin, deren einzige Bekleidung ein herabwallender Karbonarimantel ihrer eigenen ſchwarzen Locken ausmacht, einen elegant gekleideten, aber kahlköpfigen Herrn den Scheitel ſalbt, dem augenblicklich der Zopf wächſt.

Feldsberg. Eisgrub. — Ächte Familienheimath, kein Nabob könnte mit Millionen, und könnte er es auch, würde er nicht so sein Manoir entrichten. Die schönste Zier, herrliche Bäume, lassen sich nicht schaffen, Stein und Mörtel läßt sich zahlen, die Natur muß erst mit Zeit und Sorgfalt gewonnen werden. —

Die hiesigen Laternbuben sind noch ein unver- Pesth 1844.
wüstlicher Typus, welchem auch erst die fortschreitende sogenannte Civilisation die Lämpchen ausblasen wird, — um den es wahrlich Schade ist, denn es ist dieß der sublimirte, in das ungarische übersetzte — Pariser Gamin!

Bayerische

Wiener Salon-Leben. Februar 1844.

Wie grauſam fände man die Propoſition, es ſolle einer eine glühende Kohle in der Hand tragen, — wie ſchwach den Troſt, ſie würde ja mit der Zeit von ſelbſt verkohlen. — Und doch muß man oft die glühende Kohle im Herzen tragen! Man darf nicht zucken und nicht zagen, ſondern muß dulden und tragen bis das Herz ſelbſt verkohlt. Ja, ſelbſt die Thränen, welche der Schmerz auspreßt, und welche hervorquillen aus dem Schmelztiegl der Seele, muß man verbergen und hinabſchlucken!

Und man ſagt die Tortur ſei abgekommen! Ich behaupte: in jedem Salon, jeden Abend wird torturirt, daß die Faſern des innerſten Lebens erzittern!

Souvent, ce que l'on a fait, peut rester caché, — rarement, ce que l'on pense. — presque jamais ce que l'on a dit! Wien 1844.

Les femmes se compromettent non pas par ce qu'elles font mais par ce qu'elles semblent faire. C'est pendant qu'elle commence, qu'une liaison se trahit, non pas lorsque déjà elle est accomplie et réglée. — Wien 1844.

Geburg 1844.

Habe heute im Walde einige Häslein beobachtet. — Sie benagten das Laub eines gefällten Baumes, und trippelten lustig im Schnee herum, — Jäger, Fuchs und Geyer waren nicht zu fürchten, und so erfreuten sie sich gemüthlich der seltenen Ruhe in traulicher Einigkeit. Auch den Menschen verfolgt der Tod, — (bald schleichend als listiger Raubschütz, — bald Treibjagen haltend an Schlachttagen — oder mit Cholera und Pest,) — das weithin als Verfolger mit seinen Riesenfittigen schwebende Unglück, — und wie den Hasen jagen den Menschen auf diesem Planeten unheildrohende Fantome. Aber der Mensch ist nicht so klug wie die Häslein; kaum kann er im tiefen Schnee sich an einem durch die wohlthätige Vorsehung gefällten Zweig erfreuen, so läßt er es unbenützt liegen und zieht jede Gelegenheit vor seine Mitgenossen anzunagen und zu peinigen, und sein Hauptgenuß ist der Schmerz seines Nächsten! —

Ich bin ſonſt eben kein Künſtlerenthuſiaſt, aber ich Wien.
kann nicht läugnen, daß Liſzt's Gegenwart und Umgang mich ganz beſonders anſpricht. Er iſt ein wahrer Fürſt der Töne, ein ächter Grand Seigneur gleich fern von Künſtlerſtolz als von Servilität ganz und gar Gentlemanlike; — eine edle, ich möchte ſagen adelige Natur; die ſich in Wort, Manier und Haltung ausſpricht. Il y a de la véritable Chevalerie en lui: er iſt ein Prieſter der Kunſt und ich vergönne ihm, — und daß iſt gar nicht wenig geſagt, — ſogar ſeinen Bäthory'ſchen Säbel! —

Ge-
burg
1845. Ich habe letzthin im Gebürge einen Busch verwelkter Alpenrosen bemerkt, welche ein Ziegenbock abnagte. — Schade, daß vor einigen Wochen nicht ein frischer Jäger sie abpflückte, und seinem Mädchen gebracht hat. — Vielleicht geht auf der Erde unsichtbar ein schöner Todesengel als Jäger herum und bricht vorzugsweise die frischen, schönen Rosen, und bringt sie dann hinauf in den Himmel, um sie der Schwesterseele eines geliebten Engels an den Busen zu stecken, wo sie wieder aufblühen, und sich verherrlichen in süßem Duft! — Die andern zernagt dann in der Herbstzeit, wenn ihre Blüthe verdorrt, der gewöhnliche Ziegenbock.

Ich sah eine Menge Leuchtwürmer, — sogenannte Johanneskäfer, — die dunkle, laue Nacht durchschwärmen. — So fliegen und leuchten wohl auch die Menschen, und leuchten aus sich heraus ohne dessen selbst bewußt zu sein, und das Licht, das aus ihnen sprüht, ist ihnen nur vom Himmel geliehen und leuchtet nur dann, wenn die innere Seele glüht, — Der Roßkäfer mag summen und brummen so viel er will, er leuchtet doch nicht! — Uebrigens, wenn nicht der Himmel selbst seine laue Sommernacht dazu herleiht, leuchtet weder Johanneskäfer noch Roßkäfer, und es gibt dann kein anderes Licht als die zehrende Flamme im rußigen Kamin, oder die stinkende Oehllampe.

Erdbürg 1845.

Heute Fanny Elßler besucht. — Wenn man die bezaubernde Sylphide, die graziose Künstlerin als einfache anspruchlose Wiener Hausfrau findet, so wird man zu einem wahren Fannyismus hingerissen, und man begreift Quasimodos wahnsinnige Leidenschaft im gestrigen Ballet. — Es ist nicht möglich mehr Anmuth und Liebreiz mit bescheidener Einfachheit und heiteren Frohsinn zu vereinigen. Da ist keine nordteutsche Ziererei und Steifheit, keine französische Affektation, keine englische Prevotenz, keine italienische Rodomontade zu finden. Nein! sie ist, trotz ihrer Triumphe als große Künstlerin, als hochgefeverte Priesterin Terpsychorens in zwei Hemisphären, stets und zwar ganz spezifisch das herzige, liebe, gemüthliche Wiener-Mädchen, und um desto liebenswürdiger geblieben. —

In der Abnahme und dem Verſchwinden der eigenthümlichen National- und Zunft-Trachten liegt ein bemerkenswerthes Symtom der Zeit. Ehemals war man Ungar, — Pohle, — Chineſer, — Tyroler oder Türke, — Edelmann, — Soldat, — Bürger, — Bauer. Man war es augenſcheinlich und vor Jedermann. Damit vereinte ſich der Stolz, das gut zu ſein, was man vorſtellte. Jetzt muß man erſt den Paß auf dem Bureau abverlangen um den Osmanen vom Amerikaner zu unterſcheiden, und es gibt eigentlich nur wirkliche Engländer, oder ſie nachäffenden Plebs, — ſonſt nur reiche Leute oder Lumpenvolk. Geld haben iſt das einzige Prärogativ, welches man durch den feinen Rock andeuten will, und es gibt nur Menſchen mit feinen und andere mit groben Röcken, die ſich aber eben ſo ängſtlich trennen als ſonſt die verſchiedenartigſten Kaſten, Klaſſen und Völker, — iſt das beſſer? — Beſonders bei dem weiblichen Geſchlechte tritt dieſe Sucht ſich in der Tracht zu moderniſiren, und zwar

sehr zum Nachtheile ihrer eigenen Reize, hervor. War ein hübsches, frisches Stubenmädchen, eine stattliche Köchin nicht gefälliger mit der goldenen Haube und der seidenen Schürze, als die jetzt herumstolzirenden Kuchel- und Besen-Prinzessinnen mit rothen Fäusten, bunten Schuhen und Bibi-Hüten? — Wie stattlich nahm sich ein ehrsamer Fleischhackermeister mit seinem spanischen Rohr, — oder ein wohlhabender Bauer mit der silberbeknöpften Weste aus. — Wie miserabel geht er jetzt im Frack und runden Hut herum, — mich freut es immer, wenn ich einen ungarischen Landedelmann aus der Schütt, einen Rumanen oder einen steirischen Bauer sehe, und wie sticht dagegen der österreichische Landbewohner in seiner nachgeäfften disgraziösen Halbstädter-Tracht ab. — Das Kleid macht den Mann mehr als man meint!

Das Fegfeuer wird ſein: zu lieben und von Niemand geliebt zu werden. Der Verdammten wahre Höllenqual aber wird die moraliſche, geiſtige Impotenz der Liebe, die Unmöglichkeit ſein, etwas zu lieben.

Die ſogenannten Lichtfreunde in Teutſchland kommen mir in ihrer nüchternen Negation vor als wie die Leute, welche alle Fenſterläden hermetiſch verſchließen, und das helle Sonnenlicht ausſperren, um in der Finſterniß ein dürftiges Unſchlittkerzchen anzuzünden.

Wien. In der Kunstausstellung gewesen. — Wieder köstliche Portraits, wo die Menschen sich jeder mit seiner respektiven Narrenkappe mahlen lassen. — Eine verwelkte Hofdame im Prachtgewand und Schleppe; — eine dicke Bürgersfrau mit einer Klatschrose am Busen, Fingern wie die Leberwürste und funkelnden Briliantringen daran; — ein spießbürgerlicher Papa mit seiner Ehehälfte und mehreren garstigen Fratzen, auf welche er mit väterlichem Stolze herabsieht als wolle er sagen: „io sono padre!“ oder vielmehr er habe das Kindermachen erfunden; — eine blaße Mamsell, die Klavier oder Guitarre klimpert, und deren lange flachsige Locken auf einen sehr entblößten, aber eben so häßlichen Nacken herabwallen, und schwerlich einen Freier herbeiziehen dürften, dem seine Ohren lieb sind, oder der sich die Augen nicht an den eckigen Reizen der Donna ausstechen will; — ein junger Offizier in Parade-Uniform; — ein garstiger alter Herr in einem schönen ungarischen Gewand; — ein reicher Jude mit einem Wechselbriefe in der abgemagerten krallenartigen Hand; — und so weiter.

— Merkwürdig war mir das Bild: die Abdikation Carl V. vorstellend. Eine ganze Welt liegt in diesem Bilde, ein Blatt aus der Geschichte der Menschheit, ein Titelkupfer zu den Annalen des Jahrhunderts! Ich konnte mich daran nicht satt sehen. — Am meisten frappirten mich einige Genrestücke. Unter andern eines, einen bei der Spinnerin am Kreuz haltenden Rekruten-Convoi vorstellend. Die ernsten, wehmüthigen, Abschied nehmenden, oder gleichgültig in die Zukunft sowohl, als auf die endlose Landstraße blickenden Figuren, sind karakteristisch gestellt. Auch hier hat der Künstler in bitterer Ironie dem Geiste der Zeit gehuldigt; denn während die ihre Lumpen und kleinen Habseligkeiten auspackend, mit Thränen von den Ihrigen scheiden, — fährt ein eleganter Vierspänner mit der Post nach Italien herab, mit großen Kosten die Langweile durch Veränderung fliehend, — die, welche die Fluren, die grünenden, bebauten, — welche sie mit ihrem Schweiße düngen, müssen sie auch mit ihrem Blute vertheidigen, während sehr oft, — mit einigen zu ehrenden Ausnahmen, — gerade die Reichen, Genießenden, von Schweiß und Blut nichts wissen wollen! —

Jedes Volk, jede Zeit mahlt in der Kunſt ſein inneres Leben. Bei uns exiſtirt ein ſolches nur in dem ſogenannten Volksleben, Alles andere iſt verflacht und farbenlos. Man kann eine Bauernſchenke mahlen, aber ſchwerlich eine Theegeſellſchaft. Am allerwenigſten gerade die Hauptmomente des jetzigen Staatslebens, eine Kammer- oder Parlaments-Sitzung oder eine Börſe.

Wer fühlt jetzt wohl eine Madonna? — Wer alſo könnte ſie mahlen?

Die kleine Oper: „die Wunderblume" bei Graf T . . . auf einem Geſellſchafts-Theater aufgeführt. Die Muſik von einem Knaben, Julius Benini, komponirt. Der kleine Kompoſiteur iſt wahrſcheinlich ein keimendes großes Genie, denn obwohl ich von Muſik nichts verſtehe, ſo machte mir dieſelbe doch einen ergreifenden Eindruck, und der junge Menſch mit ſeinem lieben kindlichen Geſicht, ſeinen leuchtenden freundlichen Augen, ohne jeder altklugen Affektation, einen ſehr wohlthätigen. Dabei leitete er das Orcheſter mit einer Präziſion und Ruhe, die in dem jugendlichen Kapellmeiſter mit dem Taktſtabe mir einen künftigen Feldherrn der Töne vermuthen ließ, der jetzt ſchon den Kommandoſtab mit Sicherheit zu führen verſteht. Ich war im Frack und weißen Halstuch — folglich ſchon a priori nicht gemüthlich und zum Bewundern disponirt, — bin auch überhaupt in keiner Beziehung ein Freund frühreifer Früchte, — wenn ich alſo bei dieſer Ge-

legenheit dem jungen Künſtler meine Bewunderung nicht verſagen kann, ſo muß der Grund dazu ein vollgiltiger ſein. — Frau v. J** P***, welche die „Wunderblume“ darſtellte, entſprach ganz dem Titel ihrer Rolle! — Daß man aber in den Kreiſen des Adels wohl genug Subjekte zu Geſellſchafts-Theatern findet, vor einigen Jahren aber umſonſt ein Turnier vorſtellen wollte, und mühſam ein Carrouſſel zuſammenbrachte, iſt leider ein Zeichen der Zeit! —

Keine moderne Juſtiz, keine Preſſe iſt mit der Wirkſamkeit zu vergleichen, welche im Mittelalter das Herabreiſſen des Wappenſchildes hatte, wenn der Inhaber desſelben eines mit Ritterſitte und Ritterehre unverträglichen Verbrechens auch nur verdächtig war. Die Unſchuld und die Schwäche war unter den Schutz dieſer Schilde geſtellt, — der Schwache unter den Schirm des Starken, — und Kraft und Tapferkeit verloren ihren Werth, wenn ſie von dieſer ihrer Beſtimmung abwichen! — Jetzt iſt es freilich anders! —

Auf der Eisenbahn nach Grätz gefahren. — keine Kellnerinnen, keine grünen Federhüte mehr. Der Dampf und der Ruß haben das herrliche Mürzthal entweiht und um seinen jungfräulichen Reiz gebracht. — Wohin soll man ziehen um diesem Höllenqualm zu entkommen! —

Geſtern auf dem Ball im Casino Nobile geweſen. — Gfn. S * * *, P * * *, C * * *, wahre delizióſe Titelkupfer, zu denen ſich die intereſſanteſten Novellen von ſelbſt inſpiriren müßten. Auch recht ſchöne Männergeſichter: aber was würden alle jene See- und Kriegshelden, wenn ſie von den ſteinernen Roſſen ihrer Denkmale herab, oder aus den Mauſoleen, auf denen ihre Marmorbilder geharniſcht ruhen, — herausſtiegen, denken, wenn ſie ſo plötzlich hereinkämen in das Casino Nobile! — Venedig.

Der Damenflor iſt ſehr reizend und blüht in den ſchönſten Farben. Auch die Herren ſind weit artiger und gentlemanliker als die Lombarden, aber ächt venetianiſcher Typus findet ſich hier weit ſeltener als im Volke. Es ſcheint überhaupt, als wolle der vermaledeite Verſchmelzungs- und Nivellirungs-Prozeß der Zeit gerade von oben beginnen, und zuerſt in den obern Klaſſen alles Bezeichnende ver-

wischen. Nur in England ist dies nicht der Fall, da spricht sich gerade Oben in Sitte, in geistiger und physischer Form das eigenthümliche Gepräge Old Englands am deutlichsten und entschiedensten aus.

Auch auf dem Markusplatze viele hübsche Masken. Von einigen und zwar recht artig und witzig angesprochen worden. Alles lebhaft, bunt, heiter, — Alles singt, klingt, pfeift, schnurrt, wispert, lispelt, — und dabei keine Rohheit, kein Unfriede, — Alles freut sich, und freut sich mit und unter den andern. Der kleine Knabe und das kleine Mädchen laufen schon mit der Larve vor dem Gesicht und necken sich, aber weder Gassenbuben noch bengelhafte Frechheit stört die allgemeine Heiterkeit. — Das gefällt mir sehr, und ist anderswo nicht leicht zu begegnen.

Die Riva mit einer heitern, bunten, lebendigen Menschenmasse, bei herrlichen Sonnenschein überfüllt Das Volk in seiner lebhaften und doch harmlosen Heiterkeit gewährt einen wohlthätigen Eindruck. Alles knurrt, schnurrt, pfeift, jubelt, springt und singt, drängt sich in die Buden, maskirt sich mit ein paar Fetzen, naſcht um einen halben Kreuzer und ist glücklich. Freilich gibt es keine teutschen Professoren und Doktoren, die es sich zur Aufgabe machen ihm zu beweisen, daß es unglücklich ist, oder daß, um seinen Geschmack zu bilden, man erst die Buden, wo es sich erheitert, sperren soll, und dagegen besser thun würde, ihre eigenen dramatischen Produkte an deren Stelle zu setzen. Diese Edukomanie würde bei dem Volke der Riva nicht gut angebracht sein. — Vieles erträgt der Italiener, nur ennuyiren darf man ihn nicht! — Langeweile bringt ihn zur Verzweiflung! — es ist sein eigentlicher Tod! — Venedig. Februar.

Wien, März. Der Schwefeläther macht ungeheures Aufsehen. Es ist eine großartige Erfindung! Ich möchte sie aber, so wohlthätig sie auch sein mag, fast eine „unheimliche" nennen, so nahe streift sie an jenen Sphären, welche die Menschenhand nicht ungestraft berührt! — Es ist als ob alle jetzigen Geschenke der Intelligenz aus der Unterwelt stammen, — alle riechen nach Kohle, Pech, Schwefel, — alle sind in Feuer und Rauch gehüllt, mit Dampf umwölkt, verkohlt oder geschwefelt!

Es iſt auffallend wie übereinſtimmend auch in ganz verſchiedenen Sphären der ſozialen Organiſation dieſelben Symptome, welche alle aus der nämlichen Quelle entſpringen, erſcheinen. So tritt überall gleichzeitig mit der Umwandlung der ſtehenden Heere, auch die Auflöſung der Zünfte, ſomit die Umwandlung des Bürgerthums ein; beides Folge der Abneigung gegen Disziplin und patriarchaliſche Autorität, und Hinneigung zur Allgemeinheit mit Auflöſung der Individualität oder deren Potenzirung als Corporation. Wien 1848.

Aber auch für die neue Form wird ein Geſetz gefunden und geltend gemacht werden müſſen, und zwar ein mächtiges! —

Wien 1844. Ich glaube, daß Reiſen für die meiſten Schmerzen das zweckmäßigſte Zerſtreuungsmittel ſind. Es gibt zwar deren, die, wie ſtille Miethsleute, ohne viel Lärm zu machen, aber auf lange, lange Zeit irgend einen Winkel des Herzens einnehmen, ihren unveräußerlichen Tribut an Thränen und Erinnerungen zahlen und erſt ausziehen, wenn der Tod die Miethe aufkündigt. Dieſe lieben Schmerzen darf man auch nicht ſtören; wie das Neſt der Schwalbe und des Storches müſſen ſie geheiligt bleiben, und weh' dem, der ſein inneres Haus rein fegen wollte von dieſen Gäſten! Da käme Feuer und Brand aus, oder ſtrömte die Fluth über die Schwelle! Die laſſet uns ſchirmen und pflegen, — ſie ſtören nicht bei gutem Wirken und redlicher Wirthſchaft! —

Die Preſſe iſt in Oeſterreich und Ungarn, man mag ſagen, was man will, für die Regierung und die Individuen gefährlicher als irgendwo, eben weil ſie, — wie zur Zeit der ſpaniſchen Invaſion den Mexikanern das Feuergewehr, — als unbekannte, ungewohnte Waffe, ſelbſt den Helden erſchreckt. — Wird und muß ſich auch erſt mit der Zeit abnützen! — Wien 1844.

Vienne 1844. Une des raisons les plus vraies de la decadence de touts nos gouvernements c'est que lorsque les hommes arrivent a gouverner ils n'ont ordinairement plus de foi dans le coeur, et plus de moélle dans les reins. La tête à elle seule, ne suffit pas pour guider les hommes! —

Die Regierungs-Verordnung, durch welche in Oeſter- Wien 1844.
reich die erſte Bewilligung zum Verkauf eines Gutes durch die Lotterie bewilliget worden iſt, hat dem Weſen des Grundadels mehr geſchadet als alle Guillotinen der Revolution! —

Wien 1844. Ich ſprach davon, daß ich gern in Buenos Ayres den Diktator Roſas beſuchen möchte. Man ſprach von der dort herrſchenden Unſicherheit der Perſon. Aber in Buenos Ayres ſchützt mich im Nothfalle mein Arm und mein Meſſer, — was und wer ſchützt mich aber in Europa, — und namentlich in Teutſchland vor dem Partheihaſſe und der Verfolgungsſucht, und vor den Freibeutern der Preſſe, ſeit man den Stock und den Degen nicht mehr dagegen brauchen darf?

Individuen und Geſchlechter ſinken hinab in das Meer der Ewigkeit, nach einigen der Vernichtung abgekämpften Augenblicken, in dieſer an Dauer ſo beſchränkten, in Wünſchen und Begehren ſo unbegränzten Exiſtenz! — Gleichwie die Wolken ſtets ſich auf den höchſten Berggipfeln ſammeln, um wieder als Regenſtröme herabzurauſchen in die Thäler, und dann wieder als Nebeldünſte emporzuſteigen, — ſo zieht eine unwiderſtehliche Macht die armen Menſchengeſchlechter nur dazu groß, um ſie wieder in den Strudel hinabſinken zu laſſen, in deſſen Grund kein Auge geblickt hat, aus dem noch kein kühner Taucher zurückgekehrt iſt! Der Menſch geht oft nur einige Schritte über dieſen Erdball, um wieder in das Grab zu ſteigen, und ſeine Aſche jener ſeiner Vorfahren beizumiſchen! — Und dazu all' dieß unſtäte Getriebe, dieſe Unruhe und Unerſättlichkeit!? — Wien 1844.

Doch nein, wir ſind zur Unſterblichkeit geboren. Wir ſind eine vom Schöpfer unzertrennliche

Substanz seiner Schöpfung! Sollen wir in dieser Erdenhülle auf immer vergehen, — wie ließe sich die Macht und Güte des Schöpfers mit der Bosheit vereinigen uns zu diesem Leben zu verdammen! — Nein ich kann es nicht glauben und dieses Erdenleben ist nur eine Stufe, — eine Prüfung! Erst nachdem wir aus demselben emporgeschwebt sein werden, wird uns der Zusammenhang der Dinge klar werden, der zu kunstreich und erhaben ist, als daß wir ihn begreifen können! — Alles hienieden ist Lüge und Täuschung, Verzweiflung, — die Liebe ausgenommen, und da sie allein schon auf dieser Erde den Jammer mildert und Friede gibt, so wird wohl auch sie die Grade unserer späteren Entwicklung bestimmen und unsere Plätze jenseits bezeichnen.

Den alten, kranken Löwen L . . . beſucht. Er ſagte treffend und wahr: „es ginge ihm zwar noch „recht wohl, aber ſollte es auch bald zu Ende gehen „liege ihm nichts daran. Es gäbe keine Freude und „keine Luſt mehr auf der Welt. Degen und Piſtolen „ſeien ohnehin ganz und gar überflüſſig. — Was unſere „Jugend einſt begeiſtert habe, ſei jetzt zum Geſpött ge„worden! Liebe, Freundſchaft, Ehre, Eid, — „habe einen ganz andern Curs und andere Bedeutung, „und ein nur honetter Menſch nach unſerm Sinne ſey „jetzt nur ein Don Quixotte.“ — Er hat Recht! Wir müſſen hinab, wie die letzten Mohicane mit dem Urwald nach und nach zu Grabe gehen, müſſen die Männer der alten Zeit und der alten Grundſätze der herannahenden neuen Zeit, der Civiliſation — (oder Putrefaction) — zum Opfer fallen! — „Es iſt auch kein Schad' dieſe Lumpenwelt zu verlaſſen Sie ſoll mich .....“ meinte der Alte. — Amen! — Wien 1844.

Wien 1844. Ein kleiner Magiſtratsbeamter — (Mandarin der letzten Klaſſe) — beklagte ſich über die Einwirkung der katholiſchen Miſſionen, und meinte damit ihren ſchädlichen Einfluß zu bezeichnen, daß die Bauersleute am Ende ſich mehr vor unſern Herr Gott als vor einem löblichen Kreisamt fürchten, und vor Erſterem mehr Reſpekt als vor dem Gubernium haben würden! — Zeichen der Zeit!

Man pries vorletzt einen Kaiſer, — der ſich den erſten Beamten ſeines Staates — genannt hatte. — Ich glaube kaum, daß die drei Imperatoren Κατ' εξοχην, — Cäſar, Karl der Große und Napoleon, als ſie ſich die Krone der Weltherrſchaft auf das Haupt ſetzten, — damit vermeinten, ſich zu einer Beamtenſtelle zu promoviren?! Wien 1845.

Wien 1844. Die Tendenz der Zeit ist mit Scheidewasser zu vergleichen, welches jede Organisation, Thiere, Pflanzen, Metalle und Steine endlich aufzulösen vermöchte. Würde denn der All-Teig, welcher dann form- und leblos die Materie darstellte, den Wundern der Schöpfung, wie sie sich jetzt unserer Anschauung darbiethet, vergleichbar? — Keine schöne Frau, — kein Hirsch, — kein Baum und keine Blume, — kein Gold und kein Granit, — nein, eine große, unendliche, quillende, schwammige Teigmasse, das wäre das Ideal unserer modernen Philosophie! — Gott sei Dank! daß Er der Herr geblieben ist, und außer dem Erschaffen auch das Erhalten besser versteht als die Herren auf dem Katheder! —

Denkt denn niemand auf die Gefahr des politischen Aneurismus durch die Centralisation in den Hauptstädten? Sollte man nicht darauf bedacht sein einzelne Dikasterien, Tribunale, Universitäten in verschiedene Städte zu vertheilen, um dem Uebel bei Zeiten auf's Möglichste vorzubeugen, welches sonst unaufhaltsam hereinbrechen, durch Ueberfüllung der Lebenssäfte im Centrum, durch deren Vertrocknung und Aussaugung in den Extremitäten den Tod herbeiführen muß?!

Wien 1846. Es ist mir eine kleine Sammlung Gedichte: „Schwerter und Myrthen" zu meiner großen Herzenserfrischung in die Hände gekommen. Drei Reiterlieder, — und „Prinz Eugen" habe ich mit Jubel gelesen. Mit Recht nennen sich diese Lieder „Schwerter", denn sie klingen im ächten, festen, reinen Eisenton; — unerschrocken dem sogenannten Geiste der Zeit gegenüber. Der Dichter nennt sich „Braun" (in Freiburg), und daß er seinen Namen unter sein Lied setzt, beweiset, daß er den Muth hat es laut und offen, und nicht in der Sourdine, — zu singen. — Er ist seit der Zeit im Zweikampf gefallen, und das zeigt, daß er auch jenen gehabt hat, das, was er singt, mit der Waffe in der Hand zu verfechten. — Sein Degen mag so gut und rein gewesen sein als seine Harfe. Ich gönne ihm von Herzen den ritterlichen Reitertod in einer Zeit, wo das Philisterleben einen solchen beinahe wünschenswerth macht! —

General Pepe's Memoires, — drei Bände, — 2ten 1846.
gelesen. Ein Band handelt fast durchgängig von dem quasi Feldzuge 1821, dem sogenannten neapolitanischen Pomeranzen-Rummel, als Seitenstück zum ehmaligen Zwetschken-Rummel. — Ich war ganz erstaunt daraus zu entnehmen, daß ich damals bewußtlos mehreren Schlachten, Gefechten und sonstigen Kriegsereignissen erster Qualität beigewohnt habe; — leider wies der trockene authentische Bericht der österreichischen militärischen Zeitschrift (4tes und 5tes Heft 1847, wo es sich zeigt, daß der von den Oesterreichern erlittene Verlust von fünf Todten und etlichen und sechzig Verwundeten, mit welchen der Sieg ihrer Uebermacht über die begeisterten Freiheitshelden bei Rieti, Aquila, St. Germano ꝛc. ꝛc. erkauft wurde, und die furchtbaren Stellungen der Abruzzen in ihre Hände lieferte,) — mich wieder auf meine bescheidene Selbstschätzung zurück, und brachte mir die hofkriegsräthliche Verordnung in Erin-

nerung, womit uns damaligen Siegern in den von General Pepe beschriebenen Riesenkämpfen, nur sehr bedingungsweise das Recht zugestanden wurde, in den Konduitlisten den Feldzug 1821 als „vor dem Feinde gedient" anzuführen! —

Ein französischer Aufsatz in der revue des deux mondes, das Leben Joseph II. besprechend, nennt den wallachischen Rebellenhäuptling Hórjah *) den letzten Träger des Magyarismus, den Nachfolger Rákóczy's, und improvisirt einen ganzen Krieg in

*) Dieser erhob sich eigentlich Anfangs auf geheimes Anstiften der Regierung, zur Unterstützung ihrer Neuerungen, ziemlich machiavellistisch, mußte später aber wegen seiner entsetzlichen Grauel gegen Adel und Katholiken desavouirt werden — deßwegen wurde er auch Anfangs von den kaiserlichen Truppen nur sehr lau verfolgt, und fand nur bei dem in der Eile bewaffneten Adel einigen Widerstand, woraus allein sich die Dauer seines, indirekt von der Regierung begünstigten Treibens und Wüthens erklären läßt. Uebrigens waren Horjah und seine Gesellen die geschworenen Feinde des Magyarismus und Katholizismus, der Geistlichkeit und Städte, sind nie aus Siebenbürgen herausgekommen, und er selbst ganz durch und durch Wallache und Altgläubiger, (Schismatiker).

Ungarn, von wo Hórjah sich erst nach Siebenbürgen zurückgezogen, und nach einem langen Kampfe gegen drei kaiserliche Generale endlich unterlegen sei! — So machen die Franzosen Geschichte!

„Briefe eines Eingebornen aus Wien.“ — Abermalige Diatribe über Sittenlosigkeit und Anathema gegen den Adel. Der Verfasser muß von den hübschen Mädchen und den Kavalieren sehr übel behandelt worden sein, denn er hegt einen tiefen Groll gegen beide Sorten Individuen. Seine Philippika betrifft hauptsächlich die chronique scandaleuse der Kaiserstadt. — Der Verfasser ist kein Freund des Adels und der Corporationen überhaupt, — Schreiber dieses, keiner des Stadtlebens, der Centralisation und der Bureaucraten, — gegen die hübschen Mädchen aber ist derselbe toleranter und gönnt ihnen mehr Spaß. Somit sind unsere Glaubensbekenntnisse unumwunden ausgesprochen.

Wenn der Verfasser aber sagt: — „der österreichische Adel diene nur im Frieden, und zöge es vor in der Uniform zu leben als zu sterben“, — so macht er ein eben so fades als ungegründetes Wortspiel. Freund und Feind in und außer der Armee

wird diesen Vorwurf dem Adel nicht machen. Hat derselbe nicht auf allen Schlachtfeldern mit dem eigenen Herzblut sich in das Stammbuch der Geschichte des österreichischen Heeres eingeschrieben? Gibt es eine der illustrirten Familien des österreichischen Kaiserstaates, welche unter den Gefallenen auf dem Bette der Ehre nicht einen oder mehrere Stammverwandte aufweist? Man frage in der Armee selbst, ob die entschiedensten Plebejer und Gegner des Adels, ob Neid und Mißgunst den Namen Liechtenstein, Hardegg, Schwarzenberg, Colloredo, Esterhazy ꝛc. ꝛc. je den Vorwurf der Feigheit zu machen sich herbeilassen würden?! Wenn der Verfasser Anspielungen auf einige rascher beförderte Staabsoffiziere, namentlich des Grafen G., vermuthlich Gyulay, macht, so berufe ich mich auf das Zeugniß der ganzen Armee, ob dieser Herr General, — als Oberst nicht für einen der thätigsten und ausgezeichnetsten Regimentskommandanten galt? Sind nicht die Obersten Fürst Franz Liechtenstein, die beiden Fürsten Schwarzenberg, Graf Clam, der verstorbene Graf Vincenz Esterhazy, als anerkannt geschickte — auch die beliebtesten Führer

trefflicher Regimenter bekannt, und hat der Staat unrecht, wenn er trachtet derlei Individuen, bevor sie das fünfzigste Jahr erreichen, einen bedeutenden Wirkungskreis anzuweisen! Warum die österreichische Armee in ihrer Wesenheit mit dem aristokratischen Elemente eng verbunden ist, und seyn muß, gehört nicht hieher. Daß aber der Nimbus eines schönen Namens und eines großen Vermögens keine zu verachtende Zugaben sind, läßt sich wohl vom praktischen Standpunkte des Lebens betrachtet, nicht läugnen.

In Oesterreichs Heere bestand ehemals der beste Stoff zu einem Offizierskorps aus dem Guße einer dreifachen Mischung. Der hohe Adel, — ausgezeichnete Ausländer, — und die zahlreichen wirklich von der Pike auf avancirten Offiziere. Es ist zu bemerken, daß während in dem preußischen und französischen Heere noch lange nur Adelige zu Offiziers-Chargen geeignet waren, und in England kein Katholik eine höhere Militär-Charge bekleiden durfte; — in Oesterreich weder auf Geburt noch Religion bei Besetzung, auch der höchsten Heeresstellen Rücksicht genommen wurde. Viele berühmte Feldherrn-Namen: Melander (Holzapfel) Jean de Werth

u. a. m. — reihen sich an den Prinzen Eugen und den Markgrafen von Baaden. Viele Feldmarschälle haben den Korporalsstock getragen, und mancher Regimentsinhaber oder Regimentskommandant unserer Bekanntschaft ist in derselben Uniform mit der Muskete oder dem Karabiner Wache gestanden. (wie Stipschicz, Gropher, Seymann, Hertelendy u. a. m.) — in welcher er später das Regiment kommandirte.

Der Friedensdienst insbesondere verdient in Oesterreich deswegen Achtung, weil es kein Spaß ist, die besten Jahre seines Lebens in dem einförmigen Dienstjoche auf einsamen Dörfern, allem Lebensgenusse fern, in öden Gegenden zu verleben; dazu gehört viel Beruf — und man muß den Stand warm lieben, um ihm auch hier eine poetische Seite abzugewinnen. Und doch ist dieser Dienst das Wichtigste! Viele verstehen es die Waffen zu gebrauchen, wenn Noth an Mann ist, wenige sie zu schmieden. Ein gut organisirtes, zweckmäßig geleitetes, vom guten Geiste beseeltes, gut abgerichtetes und disziplinirtes Regiment werden zehn Oberste zum Siege führen, von denen kaum einer Eifer,

Ausdauer, Einsicht, Menschen- und Dienstkenntniß genug haben dürfte, um es im Frieden zu dieser Vollkommenheit zu bringen, welche im Kriege ihm den Sieg sichert. Die glänzende Seite ist freilich die letztere, aber vielleicht die erstere die verdienstvollere; — der ächte Soldat wird den Martyrer des Friedensdienstes eben so würdigen, als den Helden des Schlachtfeldes, und daß der österreichische Aristokrat die Gefahren des letzteren eben so wenig scheut, als die Mühseligkeiten, Aufopferungen und Drangsale des ersteren, das beweist seinen noch nicht erstorbenen, ritterlichen, ächt militärischen Sinn, der nicht allein durch die glänzende Seite des Militärstandes sich angezogen fühlt, sondern auch die trockene mit ausdauerndem Pflichtgefühle durchführen will.

Ein merkwürdiges Buch gelesen: „un nom de famille“ par Luchet. Er legt den Finger auf die Wunde der Zeit. Die Wunde hat auch gezuckt, deswegen hat die Pariser Polizei das Buch verbothen und sämmtliche Exemplare aufgekauft.

Dieser fast einzige Fall, wo das Ministerium selbst eingeschritten ist, ist nicht etwa durch die Sorge um die öffentliche Moral herbeigeführt; — der Roman ist als Roman schlecht, — aber die Sprache ist vortrefflich, und geißelt mit feurigen Worten die Pharisäer des Tags und die Wechsler im Tempel. Die Inkonsequenz der Zeit, die Elendigkeit der Machthaber, das Philisterthum des Ministeriums, die Mistifikazion des Volkes, der Egoismus, Materialismus, die trostlose, dürre, mit künstlichen Blumen aufgeputzte Civilisation, durch welche trotz Weihrauch und betäubenden Parfüm, der Geruch der Verwesung

überall durchzieht, — ist mit lebendigen, kräftigen, wahren Strichen gezeichnet. Louis Philippe, die Aristocratie bourgeoise, die Genießenden und Herrschenden haben in den Spiegel geblickt, sind davor erschrocken, und haben den Spiegel zerschlagen. — Besonders gelungen ist die Beschreibung der Cholera während ihres Auftretens in Paris im Jahre 1834.

In Wien hat der „österreichische Parnaß", eine schändliche, wenn auch etwas Witz und einiges Wahres enthaltende Schmähschrift, viel Effekt gemacht! Es ist traurig, wenn die Presse sich erniedrigt, die Straßengoße abzugeben, aus welcher ein Gassenjunge die Vorübergehenden, sind sie auch zuweilen etwas lächerlich angethan, anspritzen kann. Wenn die Tinte Geifer wird, wäscht sie nur Blut ab. Deshalb ist solches in Frankreich, wo der Schriftsteller, besonders der Journalist, seinen Degen neben seine Feder legt, erträglich; — in dem Philisterleben teutscher Skribler aber, welche ihren groben Witz nicht einmal durch ihren Namen sankzioniren, empörend, und die Presse selbst sollte solche feige Freibeuter durch ein allgemeines Anathema in die Acht erklären! —

„Historie philosophique du Régne de Louis XV.“ par Torqueville gelesen. Vortreffliches Buch. Es ist interessant allmählich die Wolken am Horizont aufsteigen, und das Gewitter sich zusammenziehen zu sehen, welches mit Ende des vorigen Jahrhunderts losbrach. Trefflich beschreibt der Verfasser die Hauptmomente jener Epoche. Das Treiben der Philophen, den Kampf der königlichen Autorität mit den Parlamenten, die Vertreibung der Jesuiten, und die Auflösung aller Sitten und Gebräuche von Oben herab, welche nothwendig die Revolution von Unten hinauf mit sich bringen mußte: — die Theilung Polens, — die allgemeine, haltlose, jedes Grundsatzes entbehrende, auf Verhöhnung jedes Rechtes zum Vortheile selbstsüchtiger, nach dem Bedürfniß des Augenblickes sich hervorstellender Zwecke, gegründete Kabinets-Politik, — der Mißbrauch der

königlichen, die Verachtung der göttlichen Autorität! — Man glaubt, wenn man dies Buch liest, in der Entfernung den Donner rollen zu hören, welcher den Sturm anzeigt, dessen verheerende Gewalt im Jahre 1789 über die soziale Organisation Europas tobte, Kirche und Thron, Paläste und Abteyen hinwegriß, dessen Blitzstrahlen in das morsche Gebäude einschlugen, zündeten, und das Höllenfeuer entflammten, dessen falben Widerschein wir jetzt noch für das Licht der Aufklärung halten. — Aber es darf nicht vergessen werden, daß Priester, König und Ritter schon seit einem Jahrhundert beitrugen Altar, Thron und Wappenschild eigenhändig zu entweihen!

Ich habe einige Tage mit Durchlesung der Memoiren Fouché's zugebracht, und seit langer Zeit nichts gelesen, was mich mehr interessirt hätte. Wie tief erfaßt dieser listige, verschlagene, aber feine Staatsmann den Gang, die Tendenz, das Ineinandergreifen der Weltbegebenheiten! Welche tiefe Aufschlüsse liegen in seinen Ansichten über die letzte französische, und den Charakter aller Revolutionen! Wie klug hat dieser durchdachte Betrüger alle Regierungsformen hintereinander zu täuschen; und ihre Tendenz zur Erreichung seiner eigenen selbstsüchtigen Zwecke, zur Befriedigung seiner Hauptleidenschaften, Herrschaft und Habgier, zu benützen gewußt! — Und doch wie schlau weiß er in seinen Denkwürdigkeiten sich hin zu stellen, und glauben zu machen, er sei hintereinander Jakobiner, — Girondist, — Thermidorienser, — Napoleonist — und Bourbonist, — dann wieder Jakobiner, und zwar Alles aus reiner Ueberzeugung gewesen!

Doch scheint er mir zwei Hauptmomente der

neueren Geschichte nicht vom wahren Gesichtspunkte aus, darzustellen. — Erstlich hegt er den, meiner Ansicht nach irrigen Gedanken, Napoleons Sturz sei durch die Kabinete herbeigeführt worden! Dieß glaube ich nicht! Die Kabinete wurden durch die von den Völkern ausgehende Bewegung mit fortgerissen, — und diese fand wieder ihren Hauptbebel in der Organisation der geheimen, aber weit verzweigten thätigen Vereine und Gesellschaften, — sie mögen nun Tugendbund, Carbonaria, Teutonia, u. s. w. geheißen haben, welche, wenn auch in der Farbe verschieden, doch Alle damals Wiederbelebung der Nationalitäten und Entfernung der zentralisirenden eisernen Imperator-Herrschaft zum Zwecke hatten. —

Ich begreife nicht wie Fouché, der sich so oft auf die öffentliche Meinung beruft, hier die, in Europa allgemeine, allgewaltige Stimme, die sich damals offen gegen Frankreich und dessen usurpirende Machtstreiche erklärte, nicht berücksichtigt. Hätten die Kabinete damals es versagt sich gegen Napoleon zu erklären, so hätte schon damals der Abfall der Völker, und was vielleicht noch wich-

tiger war, jener der Heere*), das große Geheimniß, welches die Kabinete ſorgſam verſchleiern müſſen, — wenn nämlich ihre Intereſſen und Wünſche und jene der Völker nicht immer identiſch, ſondern oft verſchieden, wenn nicht gar widerſprechend erſcheinen, — enthüllt, und vor den Augen der Welt faktiſch dargethan.

Der zweite Punkt, in welchem ich Fouché nicht beiſtimmen kann, iſt die Meinung, daß nach der Schlacht von Waterloo der Widerſtand hinter der Loire für Napoleon nicht mehr möglich geweſen ſei! — Dieß iſt falſch. Fouché theilt, wie die meiſten Staatsmänner, die nicht ſelbſt Soldaten ſind oder waren, die Anſicht, daß der Soldat nur für, nicht aber gegen den Bürger fechten wolle! Das iſt grundfalſch! Der Soldat im Allgemeinen, — um ſo mehr jener aus den Heeren des Schlachtengottes, — des Kriegerkaiſers Napoleon, — das Urbild des ächten Linienſoldaten, — fühlt ſelten wirkliche Zuneigung für den Bürger, deſſen Sitten, Gewohnheiten, Denkungsweiſe, bedeutend von den ſeinigen

*) Wie York es bereits gethan hatte.

verschieden sind je länger er das Kriegshandwerk treibt, und durch das Lagerleben der Heimath entfremdet ist. —

Des Soldaten Meinung aber ist der bürgerlichen Administration und Verwaltung, welche er stets als die Grundursache aller ihn treffenden Mühseligkeiten und Entbehrungen ansieht, meistens eine feindliche *). Sie steht im Gegensatze mit der Zuversicht, mit welcher er Alles von dem Heerführer erwartet, besonders wenn ihn dieser schon öfters zum Sieg geführt hat, und den er gewohnt ist, als seinen leitenden Stern zu betrachten. Dagegen macht man ihn nur zu leicht glauben, daß die Civilbehörden im Wohlleben und Ueberfluß schwelgend, sich von den Gebühren mästen, die eigentlich ihm zustehen, ihn leichtsinnig hinopfern, und über die Leiden und Gefahren spotten, denen er sich aussetzen muß. Der Soldat haßt und verachtet zugleich die bürgerliche Gewalt, und ergreift gewiß gern jede Gelegenheit ihr offen zu trotzen. Der unter seinem General des Sieges gewohnte Soldat, besonders wenn er län-

*) Siehe Schillers treffende, nie veraltende Schilderung des Soldaten-Charakters in „Wallensteins-Lager."

gere Zeit aus der Heimath entfernt bleibt, gut gezahlt und ſtreng disziplinirt iſt, wird nur ſeinem Feldherrn gehorchen, und ſich von ihm mit einiger Geſchicklichkeit nach Belieben führen laſſen! Die Marſchälle haben Napoleon verrathen und verlaſſen, nicht aber das Heer vom Hauptmanne abwärts! und ich vermeine, daß, wenn Fouché noch ſo ſehr gewollt hätte, es nicht in ſeiner Macht ſtund, dem Abfall der Truppen bei Grenoble vorzubeugen, welcher lediglich in der kriegeriſchen Begeiſterung der Truppen für ihren, wiedergefundenen Imperator ſeinen Grund hatte. Warum alſo, von dieſem Geſichtspunkte aus betrachtet, hätte ein längerer Widerſtand nicht auch hinter der Loire noch verſucht werden können? —

Auch kann Fouché ſeinen Haß gegen die Krieger der Vendée, dieſe in ihrer einfachen Größe, in ihrer ritterlichen Ergebenheit ſo glänzenden, unſterblichen Helden, nicht verbergen. Man ſieht, daß ihm jede offene, kriegeriſche Kraft, — jeder gerade Weg zuwider iſt. Da konnte er nicht mehr einwirken, da endete ſeine Kunſt! — Es iſt ſchwer dem ein Sophisma vorzugaukeln, der entſchloſſen iſt, ſein Leben einzuſetzen, — und da, wo Blei- und Eiſen-

worte ertönen, verſtummt der Heroismus und die Beredſamkeit der Clubbs, oder machen nur einen lächerlichen Effekt. Die beredtſten Stimmen ſchweigen, wenn die Kanonen brüllen. Es iſt eben ſo falſch, daß die Nationalgarden es waren, welche in den Revolutionskriegen Frankreich retteten. Die Heere waren es, — durch den Krieg ſelbſt eingeübt, disziplinirt und gebildet! — Die eigentlichen Nationalgarden oder Bürger ſind nur eine militäriſche Fiktion. Was läßt ſich von einer Schaar furchtſamer und verweichlichter Krämer, Handwerker, „Gevatter Schneider und Handſchuhmacher" im ernſten Kriegerhandwerk erwarten? geiſtig und phyſiſch nicht geſtählt, ohne Waffenübung, ohne Abhärtung, ohne Gehorſam. Man iſt noch nicht Soldat, weil man eine Bärenmütze auf dem Kopfe balancirt und unter dem Gewichte der Muskete und der Laſt der Patrontaſche keucht! —

Aber außerdem, was in Fouché's Memoiren an Betrachtungen und Aufklärungen über den Lauf der neueren Zeitgeſchichte Intereſſantes geſagt wird, dünkt mir, daß das, was er nicht ſagt, noch intereſſanter iſt, und dieſes zerfällt wieder in zwei Abtheilungen:

Erſtens in das, was er nicht ſagt, damit man es errathe, und

Zweitens in das, was man ohne oder wider ſeinen Willen erräth.

Zu dieſem letztern gehört die Verſchwörung des Generals Mallet, wo es leicht zu ſehen iſt, daß er eine weit eingreifendere Rolle geſpielt hat, als er merken laſſen will.

Er ſpricht in ſeinen Memoiren, le mot de l'enigme aller Revolutionen aus, wenn er ſagt: „es war an der Zeit, daß der Baum der Freiheit endlich ergiebigere Früchte für die, welche ihn gepflanzt und gepflegt, tragen ſollte!“ — Das iſt das wichtigſte und unveränderlichſte Geſtändniß aller Revolutionsmänner. — Er ſagt ferner: Es ſind jene unruhigen und beweglichen Gemüther, welche das Schickſal in eine unbewegliche, ſie aufregende und erbitternde Lage geſetzt hat, welche immer den beſten Stoff zu Verſchwörern und Werkzeugen bei politiſchen Kataſtrophen liefern.

Beides ſehr beherzigungswerthe Lehrſätze in dem Munde eines ſo erfahrenen praktiſchen Meiſters in der ſchwierigen Kunſt! —

Capefigue's „Philippe d'Orleans“ mit großem Intereſſe geleſen, — es iſt Schade, daß eine ſo lebendige, wahre Darſtellung, mit vielfachen, ſehr richtigen und ſcharfſinnigen, hiſtoriſchen Wahrheiten bereichert, — am Ende die abſurde Apotheoſe des, als moraliſche Schandſäule in der Geſchichte Frankreichs pranaenden Dubois, zum Schluſſe, hat.

Leo. Geſchichte der franzöſiſchen Revolution.

Die meiſten Dinge und Menſchen fürchten am meiſten den gewaltſamen Tod von Außen, und ſterben doch gewöhnlich an dem Todeskeim, den ſie im eigenen Buſen tragen! Von hundert Menſchen, die ſterben, wird einer erſchoſſen, einer ertrinkt, ein dritter wird erhängt, — aber ſieben und neunzig ſterben an ihrer eigenen Lunge, Leber oder Milz! — So auch Staaten und Inſtitutionen! — Das römiſche Reich war todt, — als ſein Lebensprinzip, die Bürgertugend verſchwunden, — bevor die Gothen und Vandalen an ſeine Pforten klopften. Nicht ſie zerſtörten es, ſie ſtießen nur den, noch auf dem

Kapitol ſitzenden Rieſenleichnam um! — Das deutſche Reich war todt, bevor Napoleon es auflöſte! Die eigenen Söhne hatten es ſchon zu Grabe getragen, bevor die Revolution das wüſte Sterbelied anſtimmte. — Der Maltheſer-Orden war geſtorben, bevor der Hafen der früheren Türkenbezwinger die franzöſiſchen Schiffe einließ, weil das Ritterthum ſchon geſtorben war! — Als Niemand mehr in Rom an die alten Götter, in Teutſchland an Kaiſer und Reich, in Malta an Ritterеid und Pflicht glaubte, war das Ende ſicher. — Wer an ſich ſelbſt nicht mehr glaubt, nicht mehr das Bewußtſein ſeiner eigenen thatkräftigen Selbſtſtändigkeit hat, der iſt dem phyſiſchen und moraliſchen Tode nahe. — iſt ſterbend! — Die Andern begraben und beerben ihn, aber tödten ihn nicht mehr. —

Es iſt daher meines Erachtens eine durchaus fälſchliche Anſicht, wenn man ſagt: dieſer oder jener, dieſes oder jenes machte die franzöſiſche Revolution! — Sie kam von ſelbſt, ſie war gemacht. Das franzöſiſche Staatsgebäude war morſch, die inwohnende Geſellſchaft ſiech und verdorben, da fiel das Gebäude ein und erſchlug die Leute in den

obern Stockwerken. Die Wölbungen zu ebener Erde ſicherten das Geſinde. Man glaubte damit ſich anfangs helfen zu können, daß man rief, man ſolle das morſche Gebäude vollends einreißen! Das war leicht, jeder glaubte ſich ſtark, langte übermüthig zu, und hielt ſich für um ſo kräftiger, je raſcher er das Zerſtörungswerk betrieb. Als man es aber verſuchte, die einſtürzenden Trümmer aufhalten zu wollen, da erlahmten die winzigen Menſchenkräfte, welche ſich eingebildet hatten, in dem großen Erdbeben mitzuwirken, ſie fühlten ihre Ohnmacht, und ſtürzten mit oder ohne Willen mit in den Abgrund. — Die Stärkſten verſuchten es zuerſt! Der Erſte, der Rieſe Mirabeau, — er fiel; nach ihm der beſſere Theil der Orleaniſten, die Anhänger der konſtitutionellen Monarchie, kluge, praktiſche, mitunter auch edle Menſchen; — dann die Girondiſten, die Perlen der Convention, zwar befleckt mit unſchuldigem Königsblute, — ſie fielen als Hekatombe der an Talent, Gemüth und Geiſt weit untergeordneten Montagne zum Opfer, — deren ausgezeichnetſte Mitglieder die Hebertiſten, (Danton, Camille Demoulins ꝛc.) von der, wieder minder geltenden

Fraktion Robespierre geschlachtet wurden, — und diese, die Commune, der Gemeinderath von Paris unterlag nach leichtem Kampfe dem ersten Versuch, der durch eigene Lebenserhaltung angetriebenen Reaktion dreier, ziemlich wenig bedeutender Männer, Fréron, Tallien und Barras, der Thermidorienser. —

So fiel der Stärkere, Bessere immer von dem Schlechteren, bis der ganze Wust endlich im Direktorium und den Rath der Fünfhundert zusammenfloß, dem Buonoparte gar nicht mehr die Ehre erwies, sie beim Fenster durch seine Grenadiere hinaus werfen zu lassen, sintemalen sie von selbst hinaussprangen. Erst sein Arm war stark genug wieder aufzubauen, aber auch nur deßwegen, weil die Zerstörung vollendet war! Früher hätte auch er es nicht vermocht. Wer sieht hier nicht die unmittelbare Wirkung der Vorsehung, des ewig waltenden Schicksals. Die armen winzigen Menschen zerstörten nur in ihrer eigenen Einbildung; — ihr Wille war sträflich, ihre That nothwendig, — sie fielen mit, glaubend, sie wären selbst die Einreißer. Die wenigen ihrer Kraft Bewußten versuchten aufzuhalten, und

wurden von den Trümmern erſchlagen. So Mirabeau. Orleans, Danton, — zuletzt auch Robespierre; der ſchwächſte aber redlichſte von Allen. — Richelieu fing die Revolution an, Ludwig XIV. und XV. halfen eben ſo gut dazu, — wenn auch ſo unbewußt als Mirabeau und Robespierre, und nur Napoleon, — gerade ihr kräftigſter Heldenſohn, — wußte ſie zu dämmen. —

Wieder die „liaisons dangereuses“ gelesen! — Es ist ein bedeutendes Buch, erstlich als Beitrag zur Sittengeschichte jener Zeit, zweitens als psychologische Analyse des menschlichen Herzens.

Es scheint mir sehr geschickt vom Verfasser die Madame de Merteuil so durch und durch verdorben geschildert zu haben, dieser Kontrast hebt um so mehr die Engelsreinheit der Frau von Tourvel heraus, und selbst Valmont tritt gegen die Bösartigkeit der Ersteren in den Hintergrund. Darin ist der Verfasser in Ordnung, denn im Allgemeinen taugen die Frauen mehr als wir, gehen aber weiter und schneller auf dem Pfade des Lasters und der Verdorbenheit, wenn sie ihn einmal betreten haben! —

Das Bild der Frau von Tourvel ist hinreißend. Wie viele junge Gemüther haben sich durch dasselbe begeistern lassen, in ihren Träumen sich

einen ſolchen Engel als Geliebte ihres Herzens gedacht! Wie oft habe ich ſelbſt im Gedanken tierce et quarte gegen den infamen Valmont parirt und geſtochen, um die arme, ſchöne gebrochene Frau zu rächen (allerdings mit der geheimen Arrière pensée der ſchändlichen Verführer bei ihr zu erſetzen.) —

Wie mancher Jüngling hat vor ihrem Bilde ſeine Knie gebeugt und ihrem Schatten gehuldigt? Hierin liegt eine der, wenn auch gefallenen Tugend und edlen Weiblichkeit gezollte Huldigung, welche ſelbſt nach ihrem Falle noch intereſſanter bleibt als das ſiegende ränkevolle Laſter. Damit iſt aber der ganze moraliſche Werth des Buches abgefertigt, das Uebrige iſt eine gefährliche Miſchung lüſterner und ſchlüpfriger Bilder mit ſcharfſinnigen und geiſtreichen Beobachtungen, denen es oft an Wahrheit nicht fehlt, welche nie in das Gemeine und Rohe ausarten, den beſten Ton beibehalten, wenn ſie auch oft übertrieben, und eben deßwegen deſto eindringlicher ſind, aber mit Unrecht als eine getreue Schilderung der damaligen Sitten der höheren Klaſſen angeſehen werden, deren Verdorbenheit

geflissentlich übertrieben wird. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, ist dieses Buch eine der Wellen in der Sündfluth: in welcher Hof und Staat untergegangen sind, einer der zahllosen Blitze am Gewitterhimmel, dessen schwarze Wolken von allen Seiten zusammengeblasen wurden, wozu der Verfasser, der zu den eingeweihtesten Verschwornen der orleanistischen Parthei gehörte, — redlich das Seinige beigetragen hat, wie jeder, der zu dieser Verzweigung gehörte, nach Maßgabe seiner Stellung, um beim Hof, beim Adel, im Mittelstand, in der Hauptstadt, in den Provinzen, bei Heer und Volk die Revolution vorzubereiten, welche aber allerdings, als sie endlich mit ihrer vollen Kraft losbrach, die voreiligen Dammdurchstecher zuerst mit ihren Fluthen fortriß! —

Im Uebrigen enthält dieses Buch wenig sittlichen Werth. Valmont's Tod selbst ist ohne aller moralischen Genugthuung. Des Pater Anselm Einwirkung ist eine Persiflage seines Amtes, — die Bedientenstube und das Zofengemach erhalten sogar ihre Dosis Instruktion an Verdorbenheiten und Täuschungskünsten, und die Rolle eines beinahe

noch unſchuldsvollen Mädchens, welches ſo ſchnell an Ränke und Laſterhaftigkeit die ausgelernteſte Buhlerin übertrifft, iſt der letzte Pinſelſtrich dieſes mit ſtrafwürdiger Meiſterhand gezeichneten Sittengemäldes!

Ich wiederhole es, ich ſehe dieſes merkwürdige Buch als eines der unheilverkündenden Meteore an, welche an dem glühenden, gewitterſchwangern Horizont aufflammten, hinter welchem das 18. Jahrhundert hinabſank. —

„Paul," Roman von Sternberg. — Mich sehr interessiret. — Beweiset unsere krankhafte soziale Organisation, aber die Mittel zu deren Verbesserung liegen näher, und wir haben das heilsame Oehl selbst muthwillig vergossen. Es liegt in der schon seit lange her gepredigten Charitas. — Der Adel büßt, daß er seine Bestimmung vergessen hat: „Den Schwachen schützen und schirmen im Bewußtsein inwohnender angeerbter Kraft." — Ja, in so ferne war und ist er bestimmt zu dienen. Wenn jede Schurkerei das Wappenschild vom Turnierpfahl herabreißt, so mögen die Liberalen sagen was sie wollen, so lange unser Werth in uns selbst lebt, bleiben wir eine bevorzugte Kaste, und sind, auch mit Koth beworfen, vornehm. — Aber wir beschmutzen uns mehrentheils selbst! hinc illae lacrymae!

Dieser Roman aber beurkundet eine edle Gesinnung des Autors, dessen verwundetes Gemüth sich manchmal auf sehr geistreiche, treffende, ironische

Weiſe Luft macht, und manche Paradoxen der Zeit mit Witz darſtellt; insbeſonders preußiſche Zuſtände, — Journalismus, — manche abſurde neuere Lehrſätze in Politik und Kriegswiſſenſchaft u. ſ. w. — Der Autor ſcheint den Zweck zu haben, die Corruption aller Klaſſen zu ſchildern, die aus dem Mangel an Geſinnung, aus dem Egoismus und Materialismus entſteht, und in ihr den Grund aller krankhaften Erſcheinungen der Zeit zu ſuchen. Das ganz einfache Gegengift, oder vielmehr Gegenmittel ſteht längſt ſchon im Katechismus zu leſen. — Würden wir nicht eher Straßburger-Paſteten eſſen und Champagner trinken bis wir nicht wüßten, daß jeder Bruder Brot habe, — nicht eher Taglioni ſpringen und Rubini ſingen laſſen, als bis wir die nächſten Thränen getrocknet hätten, ſo ſtünde es anders! —

„Geſpräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche.“ Stuttgart 1846, geleſen. — Gediegenes Büchlein. Ich liebe ſonſt die dialogiſirte Diskuſſionsform nicht ſonderlich. Der Defendent macht ſich gewöhnlich bequem, und läßt die fingirten Opponenten mit gebundenen Händen oder ſtumpfen Waffen auftreten. Es kommt mir dann vor wie beim Carrouſſel, wo man auf papendeckelne Türkenköpfe ſchießt und haut die nicht pariren können. Hier aber iſt dieß nicht der Fall, die angeführten Perſonen, welche die hervorſtechendſten Opinionen der Zeit repräſentiren, vertheidigen ihre Theſen mit Conſequenz und mit Scharfſinn. Nur mit dem Communiſten Dertler hat es doch ein Niſi, da er doch eigentlich nicht durch die Stärke der Argumentation ſeiner Gegner überführt, oder eines Trugſchluſſes in ſeinem Raiſonnement überwieſen, ſondern nur durch, von der Diskuſſion unabhängige Zufälle auf mildere Conſequenzen in ſeiner Sinnesart gebracht wird. Das Unglück

iſt wohl überhaupt der beſte Schulmeiſter, der einem auf den Fehler der Concluſionen aufmerkſam macht, welche aus den falſchen Vorderſätzen hervorgehen: — daß nämlich der Menſch ſich ſelbſt genüge, und dieſe Welt ein abgeſchloſſenes, aus ſich ſelbſt entwickeltes, und ſich unmittelbar erhaltendes Ganzes ſein könne. —

Tschudy's Reisen in Peru, — dem Fabellande, — dem Eldorado, — gelesen. — Sehr interessant. Ohne Schwulst und ohne Trockenheit geschrieben.

Zwei Betrachtungen haben sich mir dabei aufgedrängt.

Erstlich, daß trotz aller Mißbräuche, — das Colonisations-Sistem des ritterlichen katholisch-spanischen Eroberers, menschlicher noch und minder empörend sich in Südamerika darstellt, als das Ausrottungssystem des anglo-amerikanisch-puritanischen Kaufmanns.

Zweitens. Wie großartig muß die der Eroberung vorangegangene Civilisation der amerikanischen Staaten gewesen sein.

Corollarium. Wer steht uns dafür was einst von der unsrigen bleiben wird. — Sind wir, wenn wir die großen Ueberreste der südamerikanischen

Bauten, und jene in Syrien (bei Petra z. B.) betrachten, — trotz unserer gepriesenen materiellen Fortschritte, nicht gezwungen uns im Vergleich mit jenen, die ohne diese Mittel weit größere Denkmale ihrer Vergangenheit aufzuweisen haben, als unsere Gegenwart hervorzubringen fähig ist, als Pygmäen zu betrachten? — und wie spärlich und kleinlich werden die Erinnerungen sein, die von unsrer Zeit in die Zukunft hinüber ragen dürften! —

Den Roman „Faustine“ von der Gräfin Hahn-Hahn gelesen.

Eben weil ihn eine Dame, und eine Dame aus der wirklichen hohen Gesellschaft geschrieben, schildert er richtig Sitten und Ansichten dieser Kreise, — (welche in andern Romanen eben so richtig beschrieben werden, als die Seestürme und Korsaren von jenen Autoren, welche das Wasser höchstens aus ihren Waschbecken kennen, —) aber eben deswegen ist mir dieser Roman in seiner Wahrheit eine traurige Erscheinung, ein Zeichen des entnervten, erschlafften Charakters unserer Zeit, und besonders der höhern Klassen, welche nicht durch die arbeitsvolle Thätigkeit gestachelt, nicht durch das tägliche Bedürfniß abgehärtet, vollkommen entarten, wenn nicht Ideen sie aufrecht erhalten. — Was soll aus dem Cavalier werden, den nicht das Wort Ehre belebt, —

was aus der Dame, welche für Treue und Liebe keinen Sinn hat? — Ihre tägliche Beschäftigung ist nicht hinreichend ihr Leben auszufüllen, wenn diese Gefühle ihnen keine Berufspflicht als Staatsbürger und Hausfrau, kein Objekt zu tüchtiger Thätigkeits-Entwicklung vorsetzen! — Sind es kräftige Seelen, so wendet Trieb und Kraft sich zum Uebel, — sind es schlafe, matte, so erschlaffen und ermatten sie noch mehr. Der ganzen Tendenz dieses übrigens sehr interessanten Buches, wie so vieler anderer in unserer Zeit, liegt nicht übersprudelnde Kraft, — sondern überreizter Krampf im sozialen Organismus zum Grunde. — Die Schuld liegt an der materiellen Zeit, und an den matten Männern. Man suche in den kriegsbewegten Zeiten der Vendée, — in den Guerillaskriegen der Halbinsel, — bei den Lootsen und Seeleuten an den Norwegsküsten, — im Gebirge, wo die Lawine herabdonnert, — Frauen nach diesem Vorbilde, mit Faustinens Ideen und Ansichten, und man würde bei hellem Tage, wie Diogenes eine Laterne anzünden können! Desto häufiger erwachsen sie im Salonleben, in der Gaslampen-Atmosphäre, wie das Unkraut auf üppigen, aber

unbeackerten Boden. — Das Weib und die Tendenz, wie Fauſtine ſie hinſtellt, ſind ein folgerechtes Produkt der vermaledeiten Thee- und Poudre d'Iris Atmoſphäre, welche aber wie ein Fantom verſchwinden wird, wenn Nordſturm oder etwas künſtlicher Pulverdampf die Luft unſerer ſozialen Verhältniſſe werden aufgefriſcht haben.

Ich habe heute von einem meiner beſten Freunde am Sarge Abſchied genommen. Im ſchwarzen Bergmannskleide, wie er es gewunſchen, (als Leiter des Bergbaues, Präſident der Hofkammer im Münz- und Bergweſen) lag er gerüſtet zur letzten Einfahrt in die Grube, in die wir alle hinab müſſen, und neben ihm ſtand die Leuchte zur Auffahrt, — als Symbol ſeines feſten Glaubens an die, welche uns verheißen iſt, — zu Tage, zum ewigen Licht, wo wir hinaufbringen ſollen das wenige, mühſam erbeutete edle Metall, nach dem wir emſig gegraben auf dieſer Erde! August Lobkowicz. 19. Mai 1842.

Sein treues, edles Weib, — ſein ritterlicher Bruder, ein teutſches Ritterbild, dem der weiße Ordensmantel beſſer anſteht als der ſchwarze Frack — ſeine herzigen lieben Kinder blickten zum letztenmal auf den wackern Bergmann, den ſie erſt wieder begrüßen

ſollen, wenn die Fahrt *ebenſelig* zu Tage geben wird.

Es iſt nicht meine Sache und hier nicht der Ort eine Auseinanderſetzung der großen Verdienſte zu machen, welche mein Freund Auguſt ſich für den Staat, welchem er in hohen Wirkungskreiſen mit unermüdlicher Thätigkeit und raſtloſem Eifer gedient, erworben haben mag. Daß er in jener Epoche, wo die ganze adelige Jugend nur in der Waffen-Laufbahn eine ihrer würdige Beſchäftigung ſuchte, oder in diplomatiſcher Verwendung eine angenehme und glänzende Stellung verfolgte, — ſich der innern Staatsverwaltung widmete, in der Ueberzeugung, daß es da noch viel Gutes und Wichtiges für einen unabhängigen hochgeſtellten Mann zu leiſten gäbe, verdient um ſo mehr berückſichtigt zu werden, als ſeine eigentliche Neigung ihn weit mehr zum Waffenhandwerke beſtimmte, denn er war ein durchaus ritterlicher, poetiſcher Charakter, und dieſer verläugnete ſich auch nicht durch ſein ganzes Leben; und eine lange Dienſtzeit in bureaukratiſchen Verhältniſſen konnte ihn nicht verwiſchen. In ſeinen früheren Dienſtes-Stellungen, als Kreiskommiſſär ſowohl als

Gutsbesitzer war er mit den Zuständen des Volkes vertraut und mit allen Klassen in nahe und vertraute Berührung gekommen, — während seine sozialen Relationen ihm seinen Platz in den höchsten Regionen der Gesellschaft anwiesen. Er vereinigte daher Qualitäten, die so widersprechend scheinen, daß man sie fast nie vereint findet oder auch nur sucht. Er war ein tüchtiger, einsichtsvoller, gewissenhafter, fleißiger Beamter, zugleich ein warm fühlender Mensch, und ein ritterlicher, von den Pflichten und Rechten seiner sozialen Stellung durchdrungener Aristokrat. — Diese Eigenschaften erwarben ihm auch die allgemeine Achtung und das Vertrauen der galizianischen Bevölkerung in so hohem Grade, daß es ihm gelang in den schwierigen Zeiten der polnischen Revolution die Ruhe in der seiner Leitung anvertrauten Provinz zu erhalten, und seinen, unter persönlicher Verantwortung ergriffenen entschlossenen und umsichtigen Maßregeln ist es zu verdanken, daß auf galizischen Boden die Flamme nicht zündete, deren verheerende Wirkung nicht ausgeblieben wäre! Die Anerkennung dieser Verdienste, seiner Mäßigung, Rechtlichkeit und Biedersinnes wurde ihm auch auf

eine glänzende Art durch das Geschenk eines kolossalen silbernen Pokals von Seiten der galizischen Stände selbst, ausgesprochen.

Im Verlaufe der Umstände von seinem Amt als Gouverneur von Galizien zum Präsidium des Münz- und Bergwesens befördert, faßte er seinen neuen Wirkungskreis mit der ihm eigenen Thätigkeit und Wärme auf. Er bereiste Siebenbürgen, Italien und die entferntesten Provinzen der österreichischen Monarchie in montanistischer Hinsicht, und erweckte überall neuen Eifer, Liebe und Interesse für ihren so schweren, gefährlichen, aber auch ehrenvollen und wichtigen Beruf bei dem Bergvolke und denen ihm vorstehenden Beamten. In seinem Hause fand man stets deren ausgezeichnete Individualitäten. Wie oft begegnete ich dort dem wackern, so höchst interessanten Russegger und andern ausgezeichneten Notabilitäten vom Bergfache! August hatte mit richtigem Gefühl die poetische Seite dieses ihm neuen Bereichs aufgefaßt, und sich ihm mit vollkommener Hingebung gewidmet; deswegen begehrte er auch in seinem Ehrenrocke, wie er die Bergmannskutte nannte, begraben zu werden.

Was er als Staatsdiener leiſtete, mögen übrigens die entſcheiden und preiſen, welche ihn in ſeiner Thätigkeit als ſolchen zu beurtheilen Fug und Recht haben. Was er aber als Gatte, Vater, Bruder und Freund war, wiſſen nur wir, die wir hier an ſeinem Sarge mit naſſem Auge vereint ſtehen!

So lebe wohl, du ſeltener Menſch, — du ritterlicher Bureaucrat, der trotz Aktenſtaub und Protokollen kein Papierherz in der Bruſt trug — du wackerer Bergmann, der du trotz Salonduft und Hofflitter das treue, friſche, kräftige Gemüth des Volksmannes bewahrteſt, — der du trotz vielſeitiger Kenntniß und feiner Bildung deinen religiöſen gottvertrauenden Sinn rein erhielteſt. Leb wohl! bis auch uns andern, einſt, — und vielleicht ſo Gott will, — vom Schlachtfeld aus, ein ermuthigendes „Glück auf“ zu dem Wege, den du vorangegangen biſt, — zugerufen werden mag! —

Wien. Gedruckt bei Leopold Grund

Bayerische

Ante-diluvianische

FIDIBUS-SCHNITZEL

von

1842 BIS 1847.

2TES FASCIKEL.

Als Manuskript für Freunde

1850.

Antediluvianische

Fidibusschnitzel.

2. Faszikel.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ein Contrabandista.

Schreiber dieser Zeilen kann es nicht läugnen, — zuweilen erregt sich in ihm der natürliche Trieb, der ihn daran erinnert, daß er eigentlich der Raçe angehöre, welche nicht in den modernen Civilisations — (d. h. Verschmelzungs —, Verflachungs —, Nivellirungs —,) Prozeß paßt, der die verschiedenartigsten Individualitäten durch gleichmäßige Abhoblung zu Gunsten der Universalität in die Staatsameisenhaufen-Construktion hineinzwängt, und das Individuum zu einem der Millionen Stift'n verwandelt, welche in der großen Staatsmaschine zu fungiren bestimmt sind. Es gibt aber Personalitäten, welche ihrer Natur nach durchaus darauf Anspruch machen als Nenner = 1, und nicht als = $\frac{1}{1000000}$ gerechnet zu werden. Diese verwandeln sich dann in eine unbekannte Größe = x, und bleiben in der Staatsrechnung ein unauflösbares und unbequemes Problem, dessen Mai 1842.

sich diese letztere durch gelegenheitliche Ausradirung zu entledigen trachtet.

Der obbesagte Trieb, — (wie beim gezähmten Thiere im Hühnerhof, oder beim halbcivilisirten Indianer im Polizeistaate,) — gibt sich durch eine oft mehr instinktmäßige als bewußte Verhöhnung und Erbitterung gegen die sogenannten bürgerlichen und sozialen Einrichtungen kund, — (man fühlt sich nämlich erfreut, wenn etwa der Postwagen umwirft, — das Dampfboot steckenbleibt, die Rumorwache geprügelt wird, ein Malefiziant dem Häscher, oder die Hunde dem Schinder entspringen, — kurz man simpatisirt mit jeder Störung und Vereitlung der öffentlichen Ordnungen); — und durch eine unwillkürliche Zuneigung für alle Gegner derselben, Contrabandisten, Duellisten, Pferde-, Vieh-, und sogar Wild-Diebe, (wenn man sie nicht auf seinem eigenen Boden betrit.) —

Nirgends aber begegnet man öfters Exemplaren von diesen Sorten Individuen als in dem, sich gegen alle solche Verschmelzung und Centralisation annoch sträubenden, — und jedes Original-Gepräge so scharf und sorgfaltig bewahrenden, — Spanien.

Sogar der Straßenräuber gehört einer, —

nach gewiſſen ritterlichen Grundſätzen und Formen handelnden, — ſich ſelbſt reſpektirenden Zunft an, und es wäre zu wünſchen, daß viele der hohen und höchſten unter den honetten Leuten ſich derſelben Werthſchätzung ihres Wortes als jene, die der Räuber und Majo in Spanien genießt und anſpricht, auch anderswo im Publikum erfreuen dürften! —

Der Contrabandiſta, — (Schmuggler) — aber, — zu Land und zur See, — erfreut ſich in Spanien einer ganz beſondern Popularität, — das Abentheuerliche, Gewagte ſeines Geſchäftes, ſeine Kühnheit in vielfacher Gefahr, und der Umſtand, daß die Frucht ſeiner Unternehmungen der Majorität der Bevölkerung zu Gute kommt, oder wenigſtens zu Gute zu kommen ſcheint, — erwirbt ihm überall Freunde und Bewunderer, während der Doganero und Carabinero, der ihn verfolgt, und der Angeber, der ihn verräth, ihrerſeits auf die größtmöglichſte Abneigung in der Maſſe der Bevölkerung rechnen können.

Jedes Mädchen iſt ſtolz einen Contrabandiſta zum Cortejo (Liebhaber, — Courmacher, —) zu haben, und iſt letzterer auch nicht wirklich ein zunftgerechter Contrabandiſta, ſo gibt er ſich doch gerne

das Anſehen ein ſolcher zu ſeyn, wenn er nicht allenfalls als Factioſo oder Trabache'ro ſich geltend machen kann.

Man muß von der göttlichen Malibran, der reizenden Antoinette Montenegro, oder der kunſtreichen Pauline Garcia-Viardot das bekannte Lied:

„Y quien son Contrabandista ay, ay, ay,“ —

ſingen gehört haben, um zu begreifen, daß man ohne weiters aus dem Bereich unſerer löblichen Polizei und bürgerlichen Schutzanſtalten in die Schluchten der Pyrenäen oder an die Küſten Andaluſiens laufen möchte, um dieſe Worte auf ſich applizirt, und eine Zeitlang in dieſem Getrieb von beſtändigen Abenteuern unſere nüchterne ſpießbürgerliche und zimpferliche, — (sit venia verbo, ich finde kein paſſenderes,) — Exiſtenz vergeſſen zu können.

Dieſe Zuneigung und Unterſtützung, auf welche der Contrabandiſta bei der Mehrzahl der Bevölkerung rechnen kann, gibt ihm auch eine unglaubliche Kühnheit, mit welcher er aller gegen ihn verhängter Maßregeln ſpottet, dabei aber klüglich nicht vergißt,

einen Theil des Gewinnes, wie Atalante, auf seiner Flucht so hinter sich zu streuen, daß der wirklich ernstliche Verfolger nur dabei verlieren würde, wenn er sich statt um die goldenen Aepfel zu bücken, darauf bestehen sollte, den Contrabandisten Atalante beim Kragen fassen zu wollen, wo es dann keine goldenen Aepfel, sondern bleierne Nüsse zum Aufknacken gäbe. — Deswegen wird Atalante gewöhnlich nur lau verfolgt. Zuweilen aber, — besonders bei irgend einem Ministerwechsel, wollen die Autoritäten Miene machen mit Ernst gegen den Schmuggel auftreten, und wirklich strenge Maßregeln zu ergreifen, — welche aber gewöhnlich nach einigen Wochen wieder dem vorigen Schlummer erliegen.

Bei Barcelona wollte einmal die „Dogana" (Zollinspektion) Ernst zeigen, — es wurde die Zollwache um einige hundert Mann verstärkt, und derselben in einem Umkreise von der Stadt kleine Blockhäuser angewiesen, wo sie des Nachts Wache halten, und von da aus die Gegend durchstreifen sollten. Da fand man von der Gesellschaft der Contrabandistas an den Wachhäusern selbst den förmlichen Verbot

angeſchlagen, nach der Ave Maria-Glocke die Wachhäuſer zu verlaſſen, — und als einige Waghälſe von Doganeros dieſe Warnungen unbeachtet ließen, fand man deren einige mit den Füßen an den Bäumen, — die eigenen Teſtikeln im Munde ſteckend, — hängen. Die Folge war, daß man nach der beſtimmten Stunde um keinen Preis einen Doganero hätte aus einem der Blockhäuſer locken können, die liebenswürdigſte Mañola hätte all ihren Zauber umſonſt verſchwendet, ihn zu einem nächtlichen Stelldichein zu bereden. Kein Zapfenſtreich ward ſo regelmäßig beachtet als damals von Seiten der Doganeros das Abendglöcklein. Nach deſſen letzten Klang hatte man weit und breit keinen mehr im Freien geſehen, mit deſſen Verſtummen war ſicher der letzte verſpätete Zollwächter in das ſchützende Blockhäuschen geſchlüpft, und hatte, nach vollendetem Abendgebeth um eine ruhige Nacht, — die Thüre ſorgſam verriegelt und verrammelt.

In einer ſtürmiſchen Nacht, — die armen Doganeros ſaßen frierend am halb verglimmenden Kohlenfeuer, — wird an der gut verſperrten Thüre heftig geklopft, mehrere rauhe Stimmen laſſen ſich hören

und fordern Einlaß. Es iſt die „Compania Catalana del franco Comercio.“ — Um ſo weniger ſind die Doganeros geſinnt aufzumachen, und meinten: es ſei genug, daß ſie ſich ſelbſt einſperrten und das Feld mieden, aber das ſei doch zu viel begehrt, daß ſie nun gar ihre Feinde auch in ihre letzte Schutzwehr einlaſſen ſollten, lieber würden ſie ſich wehren, ihre Haut theuer verkaufen, und es auf das Aeußerſte ankommen laſſen. Aber die Drohung: Feuer um das Haus zu legen, und das feierliche Verſprechen, ay quartel, — (es geſchieht Euch nichts), — vermochte endlich die geängſtigten Diener des Finanz Miniſteriums, die Thüre zu öffnen und ſich auf Gnade oder Ungnade ihren Drängern zu ergeben. Es treten etwa zwölf wilde Kerls herein mit Tromblons und Eskopetten bewaffnet, und bringen drei andere gebundene Männer, nebſt einigen Ballen. — „Da habt ihr dieſe Leute und ihre Waarenballen, es ſind Kerls, die nicht zu unſerer Geſellſchaft gehören, und bei dieſer finſtern Nacht uns in das Handwerk zu pfuſchen verſucht haben; wir aber laſſen uns nicht foppen, und hatten die Kerls bald beim Zipfel, ſie fallen Euch nebſt dem Antheile an den conſiscirten Waaren zu,

ihr könnt Euch morgen in die Stadt führen, und die gebührend Taglia in Empfang nehmen. Seid aber bei Nacht wieder fein ordentlich, wie heute, in Eurer Hütte eingeschlossen, und laßt Euch etwa nicht beikommen, selbst auf Eure Faust herum zu schwärmen. Das Unglück könnte Euch mit Leuten von unserer Genossenschaft zusammenführen, und dann wißt ihr was für Bienen ihr zwischen die Zähne bekommt, und somit gute Nacht!" — Die christame Gesellschaft Catalana del Comercio franco entfernte sich, und ließ die gebundenen, unzünftigen Schmuggler und ihre Waaren in den Händen der eben so erschrockenen und erstaunten, als besonders über die Entfernung ihrer provisorischen Stellvertreter erfreuten Dogaueros, — deren erste Sorge es war, die Thüre wieder fest zu verriegeln.

Schreiber dieses, stund in selbst eigener Person während seiner carlistischen Dienstzeit lange in Verbindung mit einem gewissen R..... —, ein wohlhabender, angesehener, baskischer Landeseigenthümer, der mit größter Kühnheit die wichtigsten, gefährlichsten und beschwerlichsten Sendungen über die Pyrenäen mit persönlicher Gefahr besorgte, und wurde von ihm mit großer Geschicklichkeit über die

Gränze geschmuggelt. R..... war längere Zeit in Montevideo gewesen, hatte sich dort einiges Geld gemacht, und hätte sehr gemächlich auf seinem Landgute von seinem Einkommen leben können. Auf die Frage: was ihn denn bewogen habe wieder dieses gefährliche und beschwerliche Gewerbe zu ergreifen? — antwortete er: „Herr, ein paar Jahre, so lange mein Weib lebte, da hielt ich es aus und blieb ruhig, als ich meine Alte aber verloren hatte, und oft schlaflos und allein die Nächte durchwachte, und es stürmte und regnete, — was wir schöne Nächte nennen, — und ich dachte, was sich jetzt Alles schaffen und machen ließe! und wie man diesen Zollratten jetzt in ihren Erdhöhlen eine Nase drehen könnte! — da hielt ich es nicht mehr in der Ruhe aus, — ich trat das Geschäft wieder an, und, Gott sei Dank, es prosperirt, und ich habe unablässig meine hundert Maulesel in Bewegung, und befinde mich wohl dabei." R.... hatte drei Töchter, sehr hübsche, anständige Mädchen, die, — à peu près wie die Hündlein qui chassent de race, — die größte Freude daran hatten, in ihren Mieder, Schuhen, Haaren, von der französischen Seite aus die kleinen Briefe zu besorgen, durch welche die carlistischen Agenten in Bayonne die

carliſtiſchen Gränzpoſten in Kenntniß der dieſſeitigen Ereigniſſe ſetzten.

Ich war einmal beordert, eine Quantität Salpeter zur Pulvererzeugung anzukaufen. Man wies mir an den Ufern der Bidaßoa bei **Sarré** eine **Venta** an, wo ſich die bedeutendſten Schmuggler gewöhnlich einzufinden pflegten, und es mir ein Leichtes ſein könnte, einen zu finden, der mein Geſchäft beſorgen würde. Ein ganz beſonders verläſſiger und ſicherer ſei ein gewiſſer **Tio Miquele**, („Vetter Michael,") der wahrſcheinlich an dem und dem Tage in der bezeichneten **Venta** eintreffen, und ſchon davon unterrichtet, gerne mit mir in Unterhandlung treten würde. Ich war auch richtig als harmloſer Reiſender an dem beſagten Tage in der bezeichneten, in einer engen tiefen Schlucht an der Bidaßoa gelegenen **Venta**. Die Wirthin und ihre Töchter nahmen mich ſehr freundlich auf, als ich um **Tio Miquele** fragte; — ſie mochten, wie die Weiber im Allgemeinen, die verbotene Frucht wittern, und als echte Evenstöchter mit deſto größerer Bereitwilligkeit die Hand zu etwas Verpönten bieten, — übrigens ganz einfach mit **Tio Miquele** und ſeinen Handelsgenoſſen in vielſeitigen Verkehr ſtehen.

Auch ermahnte mich ein vielsagender Seitenblick der Wirthin auf meiner Huth zu sein, und ich gewahrte zu meinem großen Mißvergnügen, daß Küche und Halle mit Douaniers, zu denen sich auch ein paar Gensdarmen und einige spanische (christinische) Carabineros gesellt hatten, besetzt waren. Es war ein von einem Inspekteur der Douans geleiteter Streifzug, der hier auf einige Stunden eingesprochen hatte um Rast zu machen. Diese Begegnung war mir aus vielen Ursachen nicht erwünscht, am allermeisten aber deßwegen sehr unwillkommen, weil bei so bewandten Umständen es wohl nicht zu erwarten blieb, wenigstens hier den vielgesuchten und sehnlich gewünschten Tio Miquele zu begegnen. Ich resignirte mich nichts desto weniger in mein Schicksal, still in der Ecke meine Chocolade trinkend und meine Cigarre rauchend, als ein Mann auf seinem Maulthiere vor der Thüre anhielt. Seine Ankunft schien unter den Hausleuten allgemeine Freude zu erregen, er war kaum abgestiegen, so war er schon umrungen; — Alt und Jung bewillkommte ihn eben so freundlich, als er diese Grüße erwiderte. Es war ein wohlbeleibter, stattlicher Mann, zwischen 40 und 45 Jahren, in der Tracht

eines wohlhabenden baskiſchen Landmannes, alles nett und ſauber. Sein Maulesel, mit Torniſter und Taſche behängt und mit Schnüren aufgeputzt, ein herrliches Thier. Eine Flinte hing am Sattel neben dem aufgeknüpften Mantel, und nur der aufmerkſame Beobachter konnte bemerken, daß die Navaja — (Taſchenmeſſer zum klappen) — in der rothen breiten Leibbinde von etwas mehr als gewöhnlicher Dimenſion ſei. Das gutmüthige, gefärbte, geſunde, aber nichts deſto weniger von einem verſchmitzten, ſchlauen Ausdruck belebte Angeſicht des Ankömmlings ließ hinter dieſer äußern Ungezwungenheit und Unbefangenheit doch einen eigenthümlichen Zug von Trotz und Kühnheit errathen. Er trug weder Schnur- noch Knebelbart, wohl aber einen fauſtdicken Backenbart gegen die Mundwinkel herein. Kehle und Kinn waren glatt raſirt, der nervige Hals blos, mit einem loſen Seidentuch, deſſen Zipfen über das feine Hemd herabhingen, umknüpft. Die breiten Schultern und knochigen Hände ließen athletiſche Kraft vermuthen. Auf dem Kopfe trug er eine gewöhnliche blaue, baskiſche Mütze (Boyna) mit ſchwarzer Quaſte. Ein Knecht, im Ganzen ziemlich ähnlich ausſtaffirt, folgte ihm

auf einem eben ſo flinken edlen Maulthier, und als beide abgeſeſſen, führte der Knecht, unter Begleitung eines Theiles der Hausbevölkerung, die Thiere zur Pflege in den Stall. Tio Miquele, — den dieß war der Angekommene, — aber hielt eine Art Triumph-einzug, wie König David, — da die Mädchen, während die Mutter ihn am Arme führte, vor ihm hertanzten. Der Grund dieſer ungewöhnlich freundlichen Bewillkommnung ward mir einleuchtend, als Tio Miquele ſeinen Mantelſack öffnete, und die Mädchen mit allerhand Kleinigkeiten, als ſeidene Foulards und Kleiderſtoffe, wahrſcheinlich von engliſchen oder franzöſiſchen Urſprung, mit graziöſer Galanterie beſchenkte. Während das Frauenvolk ſich an den erhaltenen Herrlichkeiten ergötzte, trat Tio Miquele ganz unbefangen in die, von den bewaffneten Gränzwächtern und Gensdarmen gefüllte Gaſtſtube, die Anweſenden, insbeſondere aber den hohen wildhaarig und bärbeißig ausſehenden Inſpecteur mit freundlichen, aber ſehr vornehmen und unbefangenen Anſtande begrüßend, — ſetzte ſich ganz gelaſſen in eine Ecke am Fenſter, wo ihm Wein und eine Art Zuckerbisquit ſervirt wurde, und ſchien ſich nunmehr mit der Pflege ſeines

Comforts zu beſchäftigen. Mir entging aber nicht, daß er häufig aufmerkſame Blicke durch das Fenſter auf den Kamm einer, etwa eine halbe Meile von dem Hauſe entlegenen, von der untergehenden Sonne hell beleuchteten Anhöhe, richtete. Kurz darauf entfernte ſich der Inſpekteur, und nach einigen Zögern folgte ihm Miquele, der mittlerweile eine kurze, weiße kleine Thonpfeife beſorglich aus einer hölzernen Kapſel hervorgezogen, den Tabak aus einer blechernen Büchſe bedächtig hervor genommen, geſtopft und angebrannt hatte. Ich folgte ihm unbemerkt, und fand ihn bald im Hofe mit dem Inſpekteur in einem lebhaften, wenn auch leiſen Geſpräche verwickelt. Beide hatten ihre Blicke auf die oben bezeichnete kahle, im Glanz der Abendſonne vergoldete Anhöhe gerichtet. Der Inſpecteur ſchien ſehr lebhaft, wie es ſeine Gebehrden andeuteten, gegen das Anſinnen,— welches Miquele ihm gemacht haben mochte, — zu proteſtiren; — dieſer dagegen zuckte die Achſeln, und hatte ganz das Anſehen eines Mannes, der einem andern einen vortheilhaften Antrag gemacht hat, und dem es ziemlich gleichgiltig iſt, ob dieſer darauf eingehen wolle oder nicht. So oft der Inſpecteur wieder an

hn herankam, und auf franzöſiſch zu ſich ſelbſt ſagte: nais en verité, c'est trop fort, comment, c'est ainsi à notre barbe, qu' il prêtend faire ses affaires! c'est pardieu trop fort! — zuckte Miquelo wieder die Achſeln und machte eine Miene, als rathe er dem Inſpecteur ſich in das Unvermeidliche zu fügen. Nach längerem Beſinnen trat dieſer Letztere auch ſeufzend wieder in das Gaſthaus, ohne ferner mit Miquelo zu ſprechen, welcher nunmehr auch ſeinen vorigen Platz am Ecktiſche, den Blick unverwandt zum Fenſter hinausgerichtet, eingenommen hatte. Bald darauf erſcholl der Ruf: à cheval! — Inſpektor, Gränzwächter und Gensdarmen rüſteten ſich zum Aufbruche, und in wenigen Minuten trabten und ſchritten die Vertreter des internationalen Zollſyſtemes aus dem Hofraume in verſchiedenen Richtungen, nur in jener nicht, welche gegen die bezeichnete Anhöhe führte. Als das Haus von dieſen fremden Gäſten leer war, machte mich die Wirthin mit Miquelo als jenen Mann bekannt, welchen ſie mir als denſelben bezeichnete, der mir am füglichſten in meiner Angelegenheit wegen des Salpeters an die Hand gehen könne. Ich ſetzte mich auch unverzüglich wegen dieſes Gegenſtandes mit ihm

ins Einvernehmen, und unser Geschäft war auch bald ins Reine gebracht. Er versprach binnen vierzehn Tagen das verlangte Quantum Salpeter nach Durango zu liefern, und hat auch seine Zusage pünktlichst erfüllt und sein Wort gehalten.

Als unsere Angelegenheit auf diese Art in Ordnung gebracht war, konnte ich mich nicht enthalten, ihm mein Befremden über die Unvorsichtigkeit auszudrücken, mit welcher ein so bekannter Mann seines Gewerbes es gewagt habe, mitten unter eine versammelte Zahl seiner in Uebermacht hier versammelt gewesenen Widersacher unversehens hereinzufallen, denn ich dachte, dieß sei aus Zufall geschehen. Ich war aber nicht wenig verwundert, als er mir erklärte, daß er geflissentlich gekommen sei; — er habe nämlich hereinkommen müssen, um mit dem Inspektor zu sprechen, und dadurch ein mögliches Unheil zu verhüthen. „Sehen Sie," und hiermit zeigte er auf die hellerleuchtete Kante des Gebirgskammes (Col), auf welchem es mir nunmehr auch dünkte, eine in Form einer dunklen Schlange sich herabwindende, schwarze Linie zu gewahren, — „das ist ein Zug von mir, etwa achtzig bis hundert Tragthiere, die nach Spa-

nien hinüber ziehen. Bei zwei Tragthieren iſt nun wenigſtens ein Mann, das macht alſo etwa fünfzig bis ſechzig Köpfe, welche als Führer den Convoi begleiten. Bei den gegenwärtigen Umſtänden ſind dieſe Leute, was früher ſelten oder nie geſchah, mit Feuergewehren bewaffnet; wir können auch keine ſo ruhigen verläßlichen Leute auftreiben, als ehemals, denn die Unruhen und der Krieg haben die Burſchen alle verwildert. — Ils ne rêvent que de faire le Coup de feu. — Es liegt mir alſo Alles daran ein Zuſammentreffen zu vermeiden, und deßhalb unterließ ich nicht den Inſpektor zu aviſiren, welchen Weg meine Leute nehmen, damit er die Seinigen nicht nutzlos mit der Ueberzahl ins Handgemenge bringe, welches für ſie dann leicht zu blutigen Conſequenzen führen könnte. — Mein Gott, ſetzte er mitleidig hinzu, — jene armen Leute, — Gensdarmen und Gränzwächter, — thun ja nur ihre Pflicht für ihr Stücklein Brot, und ich habe es nie über mich bringen können, dieſe eigentlich ja ganz braven Leute muthwillig zu opfern. Man iſt ja am Ende, wenn gleich Gränzwächter oder Gensdarm, doch ein Menſch und ein Chriſt! Deswegen hielt ich es auch für meine Pflicht den Inſpektor zu warnen, und Gott ſei Dank,

obwohl er Anfangs nicht daran wollte, war er doch am Ende so klug ein Einsehen zu haben, und seine armen Leute nicht umsonst in die augenscheinliche Gefahr zu stürzen. Er gehört zwar zu den **Incorruptibles** (Unbestechlichen) und ich dürfte es nicht wagen ihm irgend eine Vergütung anzutragen; aber er sieht, wenn auch zu seinem Aerger ein, daß er nichts ausrichten, und nur unnützen Blutverlust herbeiführen würde." — Was wäre aber geschehen, wenn seine Mannschaft stark genug gewesen wäre, um mit Gewalt über einen Zug herzufallen? — "Da wäre schon in der Frühe **Maria** oder **Marghita** von der Wirthin abgeschickt worden, um mich zu warnen, und mein Transport hielte jetzt ganz ruhig in den Ställen bei **Sarré** bis eine recht schöne — (d. h. in der Contrabandisten-Sprache eine finstere und stürmische) — Nacht, — Inspektor, Douaniers und Gensdarmes in ihre Betten festgeschneit, uns aber den Weg über das Gebirge eröffnet hätte. — Nun aber muß ich scheiden, — denn ich muß zu meinen Leuten hinaufreiten. **Vay usted col Dios!**" — Und er und sein Knecht schwangen sich auf ihre Maulesel, und trabten hurtig fort, und zwar dießmal direkte in der Richtung der bewußten Anhöhe. — In

Durango habe ich den trefflichen **Tio Miquele** wieder gefunden, und von ihm vortreffliche **puros** (Cigarren) erhandelt.

Wie allgemein in jenen Gegenden der Geist der **Population** gegen Alles was Diener der öffentlichen **Gewalt**, — besonders in Bezug auf das Schmuggler-**wesen**, ist, mag Folgendes erweisen, was mir selbst arrivirt ist. — Bei einem meiner Versuche über die spanische Gränze zu gelangen, während ich langsam einem der Gränzorte, **Espaletto**, zuschritt, folgte mir ein Gensdarm, der mich auf der Straße bemerkt haben, und dem ich verdächtig vorgekommen sein mochte, um sich zu überzeugen, was ich in dem Städtlein wohl vornehmen und wohin ich mich richten würde. — In dem Orte angekommen, wußte ich nicht auf welche Weise ich meiner Anwesenheit einen Grund geben könne, um den ungebethenen Beobachter, der mir in einer Entfernung von etwa hundert Schritte folgte, auf falsche Fährte zu leiten. Endlich nahe ich mich in meiner peinlichen Verlegenheit einer Gruppe junger, vor einem Hause sitzender Frauen und bath sie um Gotteswillen mich als einen Bekannten zu bewillkommen, um den nahenden Gensdarm irre zu

führen. Als es sich ergab, daß es darauf ankam einen Gensdarm zu betrügen, war Alles bereit darauf einzugehen. Man bewillkommte mich freundlichst wie einen uralten Bekannten, führte mich in die Stube, und als der Gensdarm am Fenster vorbeischritt, und mich so gut bewahrt und aufgehoben sah, schwand sein Verdacht. Nachdem man mich nach seiner Entfernung etwa eine halbe Stunde beherbergt hatte, geleitete mich eine meiner freundlichen Schützerinnen selbst, durch den Garten auf die offene Heerstraße, und entließ mich mit den freundlichsten Wünschen zu einer glücklichen Reise nachdem sie sich selbst sorgfältig überzeugt und umhergespäht hatte, ob der unwillkommene Gensdarm wohl außer allem Bereich, und mein Weiterkommen unbedroht und gefahrlos sei.

Unter andern Umständen, und ohne der Entschuldigung einer Gensdarm-Verfolgung dürfte das **Sans Façon**-Ansprechen baskischer Frauen nicht ganz ungerügt auszuführen und, — insbesondere in Anwesenheit der nervigen, in diesem Punkte nicht viel Spaß verstehenden Männer und Bursche, — nicht wohl anzurathen sein. —

Auf der Eisenbahn stellt sich mir immer am deut- Juni
lichsten der herannahende Standpunkt des Commu- 1842.
nismus dar. Es theilen sich nämlich auf derselben die Passagiere, wie jetzt auch im Leben, nur in zwei Klassen, die, welche viel, und die, welche nur wenig zahlen. Also ist das Eigenthum, die Proprietät, der einzige Unterscheidungsgrund. Der Cavalier, der Offizier, der Priester, ja ein Cardinal oder ein quiescirter König, kommen ohne Weiters in die zweite Klasse, wenn sie kein Geld haben, — indeß Geldmäckler, Kornjuden, Wucherer, Glücksritter und falsche Spieler, Kupplerin und Lustdirne in der ersten, als gens comme ils faut, wenn sie zu zahlen vermögen, ihren Platz finden.

Ursprünglich aber ist in unserer sozialen Organisation die Proprietät nur Accidens, — die confessionelle und soziale Stellung aber die Hauptdifferenz gewesen. — Diese letztere setzte aber auch einen moralischen Werth voraus. Man hörte auf ein Edel-

mann zu sein, konnte man nicht ein makelloses Schild vorweisen. Der Bürger war gestrenger Herr, — d. h. ein biederer angesehener Familienvater, — der ehrsame Meister ein fleißiger, redlicher, tadelloser Familienvater, — der Bauer legte einen Werth auf seine Würde als Schöppe oder Geschworner in der Gemeinde. So hatte jede Proprietät eine moralische Sanktion, welche leichter die daraus erfolgende Ungleichheit des Genusses ertragen ließ. Diese ist jetzt verwischt. — In der ersten Klasse sitzen die Genießenden, in der zweiten stehen die zahlreichen Dürftigen. — Es wird nicht gut werden, wenn letztere sich zu zählen anfangen, und um die Rechtstitel erkundigen werden, Kraft deren die erste Klasse ihre Sitze auf die Eisenbahnfahrt durch das Leben gelöst hat! —

Es gibt keinen tiers-état mehr, — wohl aber einen quart-état, — und das ist der Proletarier, — die ersten drei Stände sind ja eigentlich, wenn nicht in forma, so doch de facto, verschmolzen. Es sind die Besitzenden, — Erbenden. — Die jetzige Aristokratie in Bärenmütze, Ueberschwungriemen und Patrontasche ist qua garde nationale, — wie ehemals Fürst, Baron, Ritter, mit Helm und Schild, — abgesondert in Reih und Glied gestellt. Die garde nationale bewacht nicht die Nation, sie bewacht ihr Privilegium, — das Eigenthum, — und vor Allem (wiewohl ziemlich unzureichend) — sich selbst. — Der vierte Theil der Nation, — der Nichtbesitzende, — steht ihr eben so gegenüber, wie früher Städte und Bauer dem Adel. — Juli 1842.

Das Christenthum war der frühere Schmelzungsliquor unserer gegenwärtigen europäischen sozialen Organisation. Mit dessen Verschwinden muß auch diese wieder auseinander fallen. —

Zu Anfang 1812.

Bei großen politiſchen Kataſtrophen läßt ſich auf kalte Gemüther wenig zählen. Nach der Hand rechtfertigen ſie auch ihre paſſive Rolle mit allerlei Gründen, deren einziger wahrer doch nur die Furcht bleibt, ſich zu verwickeln, derlei Individualitäten müſſen ſtets gezwungen, und ſo weit mitgeriſſen werden, daß ſie nicht zurückgehen können, und folglich, — ſei es auch wieder nur aus Furcht, — in den vorderſten Reihen bleiben müſſen!

Charitas.

Es war ein herrlicher Sommermorgen. Ich öffnete früh mein Fenster, schmauchte mein Pfeifchen in die frische Morgenluft hinaus, und bethete im Herzen; nämlich: ich dankte Gott für das Leben, was mich erfreut, und bath ihn meinen Mitgeschöpfen, von der Mücke, die mich umschwirrt, bis zum Menschen, der mich angrinst, so viel als möglich von meiner Freude mitzutheilen. August 1842.

Da sammelte sich allerhand Menschenvolk vor und unter dem Schloßthor. Ein paar alte Weiber, Krüppel aller Art, ein weinendes junges Weib mit einem kleinen Kinde, ein anderes mit einem blinden Knaben.

Da trat Esmeralda, — oder vielmehr schwebte sie — die Stufen herunter. Wie ein Engel stand sie unter den Bittenden, Dürftigen, Leidenden. Für jeden derselben hatte sie Hilfe und ein Wort des Trostes! Dem weinenden Weibe, es war eine Försterfrau,

der der Gatte vor vierzehn Tage von den Wildschützen war erschossen worden, nahm sie das Kind vom Arm, — und steckte ihm die milde Gabe in das Hemdchen, — ihre Worte aber trösteten die arme Mutter noch weit mehr, denn aus ihnen entsprang nicht augenblickliche Beschwichtigung für die Gegenwart, sondern Hoffnung für die Zukunft. Die feine weiße Hand, der liebe Mund linderte und tröstete die Armen, welche sich um die kleinen Füße drängten. Die Kranken hohlten sich die Arzenei, — die Wunden den Balsam! — Den kleinen blinden Knaben nahm sie bei der Hand, und geleitete ihn mit der Mutter in das Dorf zum dort wohnenden Arzt! —

Ich hatte meine Pfeife weggelegt, und, — soit dit en passant, — mein Sacktuch hervorgezogen, und ich fühlte wieder Gebeth in meiner Brust, und bath Gott um Verzeihung, daß ich so eol odio über den Menschen in genere räsonirt, den er doch, — wenigstens zuweilen — nach seinem Ebenbilde geschaffen habe!

Meine Angst war nur, daß Esmeralda unterdessen Flügel gewachsen seien, und sie eigentlich ein Engel sei, der fortfliegen würde, — plötzlich, — wie die Schwanen! —

Aber Esmeralde war nicht fortgeflogen, sondern kam zum Frühstück.

Warum hast du keinen Hut à la Elßler? fragte eine andere Dame, — wie man sie jetzt trägt? sie sind charmant, — hübsch, leicht, elegant! — „Es kostet wieder Geld, — meinte Esmeralda, — und hier auf dem Lande kömmt es ja auf solche Putzkünste nicht an!" — (Sie kann leicht reden, meinte ich, denn mit ihrem herrlichen, dunklen Haar, ist jeder Hut, der es bedeckt, ein Raub an ihrer Schönheit) — Willst du denn nicht die neue Oper in der Stadt hören? — N*, singt deliziös darin, — fuhr die andere fort. — „Kostet mir zu viel, erwiderte Esmeralda. — Wagen, toilette, et caetera, et caetera, ich bleibe schon hier in meinem Neste." — Du bist auch gar zu ökonomisch, — ja geizig möchte ich es nennen, — meinte die andere. Jetzt, — jetzt fliegt sie fort! dachte ich, und meinte schon wieder die Schwingen an Esmeraldas Schultern zu sehen, denn ich hatte doch geglaubt, daß sie doch zu viel Frau und zu wenig Engel sei um einem Hute à la Elßler und der italienischen Oper zu entsagen. —

Ich fuhr in die Stadt. Esmeralda gab mir einen Brief an L...., einem der ersten Oculisten daselbst, mit.

Nach einigen Wochen ſah ich wieder beim Fenſter heraus, und die Frau mit dem einſt blinden, jetzt ſehenden Knaben, der in der Stadt am Staar operirt und wieder von ſeiner Mutter heimgeholt war, waren dießmal, wenn nicht unter den zahlreichen Bittenden, ſo doch unter den allerdings weit minder häufigen Dankenden.

Jetzt wußte ich auch warum Esmeralda kein Geld für einen Elßler-Hut und für die italieniſche Oper hatte.

Heute frug mich aber Esmeralda was den eigentlich die Communiſten ſeien. Ich ſagte ihr: ſie ſelbſt ſei eigentlich eine ächte Communiſtin, worüber ſie gewaltig böſe ward, indem ſie wohl wiſſe, die Communiſten ſeien böſe, ſchlechte Menſchen. Das ſind die Unächten, erwiderte ich. — Sehen Sie, liebe Esmeralda, — als Chriſtus zum Himmel ſtieg, blieb eine Himmelstochter zurück, es war die Charitas, — ihr Scepter war das Cruzifix, — ihr Geſetz die Liebe, — ihr Taufſchein das Evangelium. Als das achtzehnte Jahrhundert aber die Menſchen recht künſtlich entchriſtet hatte, vertrieben ſie auch die Charitas, oder verlangten von ihr ein Studienzertifikat, — eine Regierungslizenz, und ſonſtige normalmäßige Be-

glaubigungen. — Das Cruzifix ward als ein unnützer Stecken aus ihrer Hand genommen, und die Gelehrten behaupteten auch ihr Taufschein sei nur ein apokryphes Dokument. Da stieg die arme, holde, gekränkte und verletzte Charitas wieder empor zum Himmel, von wannen sie gekommen, und die Hohenpriester und Landpfleger, vor Allem aber die Schriftgelehrten und Sadducäer erfreuten sich ob des Triumphes, den die Aufklärung über den Aberglauben erfochten habe. Dabei aber lebten sie fort im vollem Wohlbehagen, denn sie hatten ohnehin mit Charitatem wenig Umgang geflogen, — die Tintenkleckser und Rechtsverdreher! Nun aber hatte Charitas einen andern illegitimen Stiefbruder, — nicht vom heiligen, sondern vom Erdgeist erzeugt, der ihr auch in vielen Zügen ähnlich sieht. Der kam nun zu den Armen, Bedrängten, Preßhaften, die oft und viel an die verschwundene Charitas dachten, und ward als Verwandter mit offenen Armen von ihnen empfangen. Er versprach die abwesende Schwester zu ersetzen; aber das Cruzifix war nicht mehr da um ihn zu beglaubigen. Der Taufschein war zerrissen. Da erfaßte der wüste Gesell einen Dreschflegel in der einen und einen Pflasterstein in der andern Hand,

und rief: „Zerrissen sei fortan jedes Papier, jeder Rechtstitel, da der heiligste ohnehin nur als ein unnützer erlogener Wisch dargestellt worden ist! Charitas ist gestorben, aber ich bin ihr Erbe, und Dreschflegel und Pflastersteine die Advokaten, mit welchen ich die Erbschaft liquid machen will!

Und da entstand ein Brüllen, Knurren und Schnauben der früheren Charitas-Verehrer, und der tobende Bastardbruder Communismus steht drohend vor ihnen, — den Zöllnern und Wechslern, den Pharisäern und Sadducäern, den Tintenklecksern und Rabbulisten, — und zeigt Dreschflegel und Pflasterstein, und verlangt zurück Charitam, die verstoßene Schwester, und tobt und schreit gewaltig, weil er hungrig ist, und wird noch weit mehr toben, wenn er einmal vollgefressen und besonders vollgesoffen sein wird! — Und deßwegen fürchten sich die Schriftgelehrten und die Reichen, und die, welche Charitam verläugnet und verjagt, ihr Crucifix zerbrochen und ihren Taufschein zerrissen haben, und in Wahrheit, ich kann es ihnen nicht verübeln, daß es ihnen etwas bange wird! — Aber wie kann man denn das, was man lieb hat, schützen gegen die wilden Communisten? —

ſagte Esmeralda, — wer wird es wagen gegen die Rohen zu kämpfen? frug ſie, traurig das holde Köpfchen neigend. — Indem man die vertriebene Charitas, mit ihrem Cruzifix und ihrem Evangelium zurückruft, — entgegnete ich, — und gegen den böſen, tobenden Feind ſo kämpft wie Sie. — Gäbe es viele ſo wahre, treue, — wirklich liebenswürdige Prieſterinnen und Dienerinnen der Himmelstochter auf Erden, ſo wäre wohl der Geiſt des Haſſes nicht ſo mächtig, und Dreſchflegel und Pflaſterſtein minder zu fürchten! — So aber ſind Sie, wenn nicht die einzige, — aber doch leider eine gar ſeltene Esmeralda! —

Ein braves Bauernweib.

September 1842.

Es freut mich immer, begegne ich Erscheinungen, die mir beweisen, daß Egoismus und Herzens-Vertrocknung nicht, wie eine geistige Cholera, die Seelenkrankheit und Tod der jetzigen Generation sei!

Heute war ich bei Esmeraldas Bettel- und Kranken-Inspektion. Ein frisches Bauernweib mit einem kleinen Kinde an der Brust, empfing ein kleines Häubchen und etwas Kinderwäsche. Das Kind hatte eine ziemlich starke, wenn auch auf dem Wege der Besserung befindliche Verletzung am Kopfe. Das Weib aber schien sehr besorgt, dessen Verband zu bewahren, und das Kind überhaupt sehr sorgsam zu pflegen. Esmeralda erzählte mir, daß dieß nicht das eigene Kind der Bäuerin, sondern von einer Landstreicherin, der sie zwei Nächte Obdach gewährt hatte, zurückgelassen worden sei. Nachdem nämlich die Wirthin ihr am dritten Abend eröffnet hatte, sie könne ihr länger nicht Unterstand geben, — schlich sich die unnatürliche Mutter unbemerkt in der Nacht

fort, und ſchleuderte das Kindlein mit dem Kopfe an den Herd, in der Meinung es todt zurück zu laſſen. Nackt und blutig fand die brave Bäuerin das arme, kleine Weſen des Morgens in der Küche liegen, und — reichte ihm die eigene Mutterbruſt! Nun, Labung und Geſundheit auch für zwei Kinder, hat ihr die freigebige Natur gegeben, aber die Wäſche und die kleinen Bedürfniſſe konnte das arme Weib nicht beſtreiten, um ſo mehr, da ſie ſelbſt erſt vor Kurzem entbunden ſei. — Dafür ſorgt der Vice-Engel — Esmeralda! —

Oktober 1842. Wenn die Vorsehung einer Idee, einem Gedanken materielles Leben geben will, so läßt sie diese zuerst in einzelnen Individuen keimen. Aehnlich dem Prozesse der Kristallisation, schießen diese dann zusammen in einer Gesellschaft, — Sekte, — und werden dann nach Umständen zu einem Staate, oder Religion. — Eben so geht auch ihr absteigendes Leben; — aus den großen Gemeinschaften bleiben nach ihrem Zerfallen erst einzelne untergeordnete Corporationen übrig, dann lebt die entschwundene Idee nur noch in einzelnen Individuen, die, — wie die letzten Mohicans, — traurig und einsam in der für sie verödeten Welt herum wandeln, bis mit ihnen auch die Erinnerung an die vorübergegangene, der sie eigentlich angehörten, unterg[illegible] — So verkörpern und entkörpern sich die geistigen Stoffe. In Individuen sind sie oft nur noch Gefühl, in der Gesellschaft werden sie Begriff; stehen klar

und lebenskräftig da; — wenn sie absterben blühen sie noch in Individuen, hie und da wieder nur als Gefühl, und verschwinden wie sie gekommen, wenn sie ihre Aufgabe in dem großen Welthaushalt erfüllt haben. — Eben so vergeistigen sich materielle Formen, und verkörpern sich hinwiederum geistige. — Jede ursprünglich blos aus materiellen Bedürfnissen oder Zwecken sich vereinigende Zahl von Individuen nimmt über kurz oder lang eine geistige Richtung, und eine Idee zum Leitfaden an. —

Die Geschichte zeigt, wie oft ein Haufe Schiffbrüchiger, zufällig auf eine wüste Insel geschleudert, nach und nach sich zum Staate, — ein Soldatentrupp sich zu einem Reiche, — einige Pilger zu einem mächtigen Orden gebildet, — wenige Schwärmer eine weit um sich greifende Sekte gestiftet haben. — Das waren die materiellen Träger schon zur Reife gekommener Ideen. — Der Geist sucht die Materie, die Materie den Geist; — der Geist strebt sich zu verkörpern, der Körper darnach einen Geist zu gewinnen.

Das sind die wehmüthigen, ahnungsreichen Klänge, welche oft unverstanden durch die Welt zie-

hen, und jeder Geburt und jedem Verſchwinden, als oft unverſtandene Sehnſucht vorangehen, oder als lange nachhaltende Erinnerungen an vergeſſene Zeiten im innerſten Herzen der Völker nachklingen, bis ſie zuletzt dem ſpätern Forſcher zum dunklen Räthſel ſich geſtalten, deſſen Auflöſung er nur in den Traditionen der Mythenzeit zu finden vermag. —

Die Josephinische Epoche sollte dem Demokraten, d. h. Volksmann, noch verhaßter als vom Standpunkte des Aristokraten erscheinen. Dem Aristokraten griff sie nur an den Beutel, — dem Volke an das Herz, denn im Herzen des Volkes klingen zwei Stimmen vernehmlich, es ist die Muttersprache, d. h. die Sprache, welche die Mutter zum Kinde sprach, — dann die Worte, mit welchen der Priester ihm Trost und Hilfe von Oben zusichert. Wer diese beiden Zungen aus dem Halse reißt, ist ein Hochverräther am Volke, Nationalität und Kirche, — Glaube an seine Race und seinen Gott, sind Heiligthümer des gemeinen Mannes. Der sie ihm raubt, versündigt sich mehr an ihm, als an dem Fürsten und Grafen, dessen Wappenschild er in den Staub tritt. November 1842.

Ich will nicht eben behaupten, daß ich täglich in die Frühmesse gehe, und noch weniger, daß ich nicht zuweilen gerne ein Glas Champagner mit

Accompagnement einer Trüffelpaſtete zu Leibe nehme. Würde man mir aber verwehren wollen in die Meſſe zu gehen, und mich zwingen täglich Champagner zu trinken und Paſteten zu eſſen, ich ſpränge beim Dachfenſter hinaus, um in die Kirche zu laufen, und man müßte mir die Zähne ausbrechen, um mir den Champagner einzugießen und die Paſtete in den Hals zu ſtopfen. — So kömmt mir aber die Joſephiniſche Epoche vor, — und noch dazu war es mit dem Champagner und den Paſteten auch nicht ſo ganz richtig, und die Herren Philoſophen hatten allerhand Teufelsdreck und Laugenſalz beigemiſcht, welches ſie nicht, wie bei der Hochzeit zu Canaan, zu trinkbaren Wein zu verwandeln verſtanden.

Wenn Mehemed Ali, dem als Türke und Moslemin wenig an der egyptischen Vorzeit liegen kann, eine Pyramide in einen Kavallerie-Stall verwandelt, oder die Asche einer Nekropole in die Lüfte streuen läßt, so schreit ganz Europa: Anathema! über den Barbaren. Wenn aber nach der Josephinischen Verordnungen Kirchen und Klöster, welche als ehrwürdige Monumente unserer eigenen Vergangenheit in die Gegenwart hereinragten, zu Kasernen und Zuchthäusern verwandelt, wenn die Asche unserer eigenen Kaiser und Helden, — eines Niklas Salm z. B., — ja jene der Babenberger und sogar Habsburger, — bei den Schotten und Augustinern in Wien, im Stifte Lilienfeld ꝛc. ꝛc. ꝛc. in die Lüfte gestreut und der Vergessenheit übergeben wurden, so findet man Fortschritt und lobenswerthe Sanitäts-Obhuth darin! — Dezember 1842.

Jänner 1843

Einen abermaligen Beweis ihrer durchaus unpraktischen Natur gibt uns die deutsche Presse durch ihr Benehmen in Betreff der Angelegenheiten des teutschen Adelsvereins zur Beförderung einer national-teutschen Ansiedlung in Texas. Ohne darauf einzugehen in wie fern diese vollkommen den Anforderungen der teutschen Nationalität entspricht, ist es doch vor Allem unläugbar, daß dieses Unternehmen bis jetzt das einzige ist, welches es versucht hat, dem unbezweifelten Bedürfnisse einer, unter einem anerkannten Schutz und mit soliden Hülfsmittel versehenen Colonisirung zu genügen. Daß ein Verein patriotisch denkender Adeliger, welche noch von der alten, im Adel, und zumahl im teutschen, weit mehr als man glaubt, lebendigen Idee, in Sachen des Vaterlandes die ersten, — die Fürsten, — die Vorderſten, — sein zu müssen, angeregt, sich die Aufgabe stellten ein solches Unternehmen mit gemeinsamen Kräften zu begünstigen, ist auf alle Fälle ein

lobenswerthes Beginnen, welches, wie gesagt, um so weniger verdächtigt zu werden verdiente, als es bis jetzt das einzige war, welches dem teutschen Auswanderer auf fremden überseeischen Boden einigermassen Schutz und Hilfe verhieß. Abgesehen also von jeder Meinungs-Verschiedenheit, von jeder politischen Farbe, hätte ein solches Unternehmen vorzugsweise die allgemeine Unterstützung der deutschen Presse verdient, und es wäre praktisch gewesen vor Allem das einzige Kind lebendig an den Tag zu fördern, und am Leben zu erhalten, wenn man auch über die Erziehung desselben anderweitige Pläne gehegt hätte. Aber nein, — da ist ein Verein edeldenkender Männer des Adels, welcher sein Geld und seinen Einfluß zum Schutz seiner Mitbürger, welche fremden Boden suchen müssen, zu verwenden entschlossen ist, — ihm jenseits des Atlantis eine neue teutsche Heimath zu gründen wenigstens versucht, — und der wird angefeindet, — mit den boshaftesten planmäßig geschmiedeten Absichten verdächtigt, — nicht etwa von Engländern, Franzosen oder sonstigen auf teutsche Nationalität eifersüchtigen Fremden, nein, — von deutschen, einheimischen Federn! nicht von

Stimmen, die etwas Besseres zu bieten, — nein, von solchen, deren Argumente das Resultat haben, — werdet lieber Amerikaner, — Franzosen, — Engländer, — Türken meinthalben, als daß ihr den Schutz eines teutschen Adels benützt!

Deswegen ist es mit dem Rheinlied eine kuriose Sache, und man will lieber vorher Alles, dann erst ein Teutscher sein, während Engländer und Franzose vor Allem eines oder das andere ist und bleibt, — und erst wenn diese Eigenthümlichkeit gesichert ist, auf fernere Modifikationen eingeht. Die deutschen Federn und die deutschen Schwerter haben immer am meisten gegen die teutsche Sache gekämpft.

Ueber Dienerschaft.

Februar 1843

Nichts bezeichnet auffallender das Zerfallen der feudalistischen und patriarchalischen Verhältnisse, als die Veränderung, welche seit einem Viertel Jahrhundert mit der Dienerschaft, — den Livreebedienstungen ꝛc. vorgegangen ist. Seitdem der Egoismus als Regel und nicht als Ausnahme gilt, ist es ganz natürlich, daß man bei jedem, der seine Dienste einem andern weiht, keinen andern Grund und keinen andern Zweck als Eigennutz — Sold — voraussetzt. Das war noch vor zwanzig Jahren anders: es war alte Vasallentreue, welche den Untern mit dem Obern verband, dagegen hatte jener gewissermassen Anspruch darauf, als eine Art Familienglied angesehen zu werden. Es gab reichsritterliche Familien, welche vom Vater auf den Sohn in derlei Bedienstungen bei höheren Standesherrn fortlebten. Der Sohn des Dieners verblieb beim Sohne des Herrn, es war gar kein Beispiel in gewissen großen Häusern, daß irgend jemand ohne eigenes Verschulden unver-

sorgt entlassen worden wäre. Allerdings nahmen sich diese Antichambre-Familienglieder, — (die inamovibel waren wie eine Pairs-Kammer,) — besonders die Aelteren, Mancherlei heraus, — machten es sich oft gar zu bequem, und der Herr wurde, trotz einem Schwarm von Domestiken, oft schlechter bedient, als der nächste beste Offizier von seinem Privatdiener; aber dafür gab es weniger Betrug, häuslichen Diebstahl und sonstige Veruntreuungen.

Insbesondere, und das ist in Ungarn und im östlichen Europa, noch der Fall, hatte die bewaffnete Dienerschaft: Leibhusaren, Leibkosaken, Heiducken, Arnauten und Leibjäger (Büchsenspanner) keine geringe Meinung von ihrer Stellung. Noch jetzt bilden in Wien die Jäger (Büchsenspanner) eine eigene Corporation, und jedem blos als Jäger gekleideten, aber nicht als solchen freigesprochenen, (wehrhaft gemachten) bloßen Bedienten wird das Jägerzeug (woran der Hirschfänger hängt) abgerissen.

Vor Zeiten bildeten alle diese Klassen der Dienerschaft, Leibhusaren, Leibjäger, Heiducken, Lakeien und Läufer eine, manchmal der Polizei viel Sorge gebende, ziemlich turbulente Corporation, welche

mit den Studenten, den Handwerksburschen, und der Stadtguardia und Rumorwache in besonderem Hader lag. *)

Bei den damals häufigen Duellen ließen sich die Herren von ihren Pagen und Lakeien begleiten, welche oft die Gelegenheit benützten, um untereinander handgemein zu werden. Ueberhaupt begleitete der Diener damahls den Herrn in Streit, Jagd, Feld, Reise, bei mancherlei Fährlichkeiten, und war etwas anderes als der jetzige valet de chambre; — der kleine Adel, zumahl in Ungarn und Pohlen, suchte sehr diese Bedienstungen als Leibhusar oder Heiduck, und es galt als keine geringe Auszeichnung bei einem Fürst Esterhazi, Primas, Bathiany, Illyéshazy, oder bei Potocki, Radziwil, Czartorisky ꝛc. ꝛc. zu dienen.

Gegen die Corporation der Läufer, welche in Wien mit zwei angezundenen Fakeln den Bothschaftern und Fürsten — (eine angezundene Fakel gebührte den Grafen und geheimen Räthen) —

*) In Folge eines solchen, in der Naglergasse statt gefundenen an Aufruhr gränzenden Tumultes, — ich glaube es war um das Jahr 1710, — wurde ein junger Mohr am hohen Markte aufgeknüpft.

zustanden, haben sich seit einiger Zeit, als eine der Menschheit entwürdigende Sitte, mehrere Stimmen erhoben, als ob Laufen erniedrigender wäre als Vorreiten oder hinten auf dem Wagen stehen. Diese Sitte stammt von den Basken, die noch jetzt eine Ehre darein setzen mit jedem Pferde auf der Reise gleichen Schritt zu halten, und weit entfernt sind, — sie, die stolzen Basken! — dadurch ihrer Würde etwas zu vergeben.*) — Ich finde es viel natürlicher, daß ein Mensch sich etwas darauf einbildet mit zwei Füßen so schnell und so weit zu kommen, wie ein anderer mit vieren, — als daß man ihm diesen Beweis physischer Kraft und Ausdauer zur Entwürdigung rechne. Das kömmt daher, daß die Herren Professoren, Doktoren und Reformatoren gewöhnlich, zumal in Deutschland, kurzen Athem, schlechte Beine oder dicke Bäuche haben, weßhalb sie diese stinken

*) Ich selbst hatte in Navarra zwei baskische Ordonanzen, — **Confidentiales**, — die als königliche **Voluntarios**, sich jederzeit zum Essen mit mir an denselben Tisch setzten, aber wohlgemuth den ganzen Marsch vor meinem Pferde daher liefen, und einen Werth darein legten mich nach der längsten Station, schon in dem bestimmten Quartiere zu erwarten.

Basken nicht ohne galligen Neid sehen können, so wenig als deren in bequemen Karossen fahrende Herren. Ich habe und werde nie Läufer haben, und fahre auch meistens in einem bescheidenen Fiaker, weßhalb ich mich so aussprechen darf, ohne der Partheilichkeit angeklagt zu werden. Das Laufen muß besonders von Jugend auf gelernt und geübt werden, in Folge dessen aber dazu geeignete Constitutionen es zu sehr außerordentlicher Fertigkeit und Ausdauer bringen. Wenn man mich frägt was es nützt, so frage ich hinwiederum: was so viele andere Künste und Fertigkeiten, die man oft reichlich belohnt, der Menschheit oder ihrem geistigen Werth für Vortheil bringen?

Die Tscherkessen-Sclaven, — die Mameluken, — überhaupt das Domestikal-Verhältniß im Orient, ist der Menschenwürde weit entsprechender als jenes in Europa, weil bei uns nicht sowohl der Herr den Diener, sondern weil der Diener den Herrn herabwürdigt, indem er meistens stillschweigend zu erkennen gibt, daß er nur des Geldes wegen diene, jede Persönlichkeit, jede Familien-Anhänglichkeit, jedes

patriarchalische Verhältniß aber immer mehr und mehr verschwindet.

Sind wir aber aufrichtig, so müssen wir bekennen, daß wir zwar die Livree nicht gerne anziehen, im schwarzen Frack aber den Rücken nichts destoweniger auch nicht minder beugen und krümmen als Lakeien, Heiduken, Tscherkessen, ꝛc. ꝛc.,— und jeder Praktikant vor seinem Präsidenten, — jeder Korrespondent vor dem Journal-Redakteur, — jeder Autor vor dem Verleger, — jeder Dichter vor dem Rezensenten, — jeder Spekulant vor dem Börsenkönig macht Reverenzen, wie sie kein betreßter Leibdiener, — am allerwenigsten ein Tscherkessen-Sclave — machen würde, nur mit dem Unterschiede, daß der schwarz-befrackte Sclave der Civilisation sich vorbehält, falls je die Würfel des Schicksals zu Ungunsten seines Prinzipals fallen sollten, demselben, — statt des gesenkten Hauptes und schwarzen Buckels, — den Steiß zu zeigen, während der schwarzgesichtige oder rothbemützte Sclave des Orients seinem Herrn auch im Unglücke treu zu bleiben sich für verpflichtet hält. Nach unseren

modernen Moral- und Sozial-Begriffen gilt aber der schwarzbefrackte für einen höhergestellten Menschen als der geschorne Muselmann. Ob da nicht die Rangordnung beim Hunde anfangen, und beim Schwarzfrack enden sollte?

Die besten Diener sind die Italiener, wenn sie nicht musiziren, — die Pohlen, wenn sie nicht stehlen, — die Russen, wenn sie nicht saufen, — und die Franzosen, wenn sie nicht raufen, — der Deutsche ist, wie zu vielem Andern, so auch zum Dienen, wenn gleich mit dem besten Willen, — zu ungeschickt und pedantisch.

März 1843. Als im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert die Regierungen eines Pombals in Portugal, — eines Aranda's in Spanien, — eines Orleans in Frankreich, — eines Friedrichs in Preußen, — einer Katharina in Rußland, — eines Josephs in Oesterreich, — es den Philosophen erlaubten den Gott weg zu läugnen, dem sie selbst Rechenschaft zu geben schuldig, entbanden sie auch die Völker ihres Huldigungs-Eides, und nahmen ihnen die Bürgschaft, der sie bis dahin getraut hatten! — Daher die Revolution und die Revolutionen! —

Es gab eine Zeit in welcher die Fechtenden, — die Männer des Schwertes, — die Männer des Pfluges und des Gewerbes regierten, weil ſie die Stärkern waren, aber ſie ſelbſt ſtanden unter der Vormundſchaft der Kirche, — (der Männer des Geiſtes, oder vielmehr der Seele, — der Geiſtlichen.) — Damahls bezeichnete das Chorhemd und die Eiſenrüſtung die Führer der menſchlichen Geſellſchaft. April 1843.

Dann kamen die Klugen, — die Männer der Feder, — und ſie beſudelten das Chorhemd mit Galle und Schmutz, bis es in Fetzen zerfiel, und bis in dieſer Lauge auch der Stahlpanzer vom Roſt zerfreſſen ward; und ſeitdem iſt der Purpurmantel, das Pallium und die Rüſtung, zum Koſtüm, zum Theateranzug geworden, und es regieren die Leute im ſchwarzen Frack, — die Schreibenden!

Die Leute aber ohne Chorhemd, ohne Panzer, ohne Frack, — die Leute, die arbeiten, und eben

deßwegen meistens blos in Hemdärmeln funktioniren, — haben keine große Veränderung dabei erlebt, und schwitzen dabei auch im Hemde genugsam, ohne gerade die obenbenannten Habite besonders dazu zu benöthigen, sollen aber jetzt mitfechten, mitdenken, und zur Noth mitlesen und mitschreiben.

Mit der Zeit werden Andere, welche blos fechten, und es darin zur Superiorität gebracht haben, sich wieder vereinigen, und die blos Denkenden oder blos Arbeitenden, die es natürlich nicht mit ihnen aufnehmen können, wieder unter das vorige Joch bringen. Die Schreibenden werden argumentiren, aber die Fechtenden dagegen dezidiren, bis sie ermüdet vom Kampf und zuletzt vom Sieg wieder den Schreibern Platz machen werden.

Wo aber werden dann die Geistlichen herkommen, welche nach den Blut- und Tinte-Kämpfen, die Aufgabe des Versöhnens, Tröstens und Milderns übernehmen werden?

Die Kirche, das große Spital für alles irdische Leiden und allen Jammer, der weite

Verbandplatz für alle Wunden, Schmerzen und Erdenkämpfe, wird zerstört und verwüstet sein, der Dämon des Unglaubens wird vor ihrer Schwelle stehen, und der kämpfenden, sich zerfleischenden Menschheit nichts lassen als das trostlose Hinscheiden der Verzweiflung! —

Mai 1843. Ich muß nur ſtaunen, wenn man mir die communiſtiſchen Prinzipien als praktiſch ausführbar darſtellt, wo nicht vorher jede Individualität, jede eigene Kraft und Thätigkeit geknechtet worden iſt. Was würde ein amerikaniſcher Hinterwäldler, — ein kühner Seefahrer, — ein rüſtiger fleißiger Landbauer dazu ſagen, wenn man ihm das, durch tauſendfache Wagniſſe und Anſtrengungen erworbene Eigenthums- und Vererbungs-Recht auf ſeine Kinder ſtreitig machen wollte? — Ich, meines Theiles, würde in dieſem Falle lieber vor meinem Tode mein Blockhaus mit Hab und Gut verbrennen, mein Schiff in die Fluth ſenken, meine Felder und Wieſen mit eigener Hand überſchwemmen, als nach meinem Ableben die Früchte meiner Thätigkeit, ſtatt meinen Brüdern oder Kindern, — einer Geſellſchaft, i. e. dem communiſtiſchen Staate, hinterlaſſen zu müſſen, deſſen Tirannei ſich eo ipso durch die

Enterbung meiner Kinder in meinen Augen auf das Gehäßigste dargestellt hatte. — Der wäre ein Narr, der in diesem Falle nicht den Abend seines Lebens dazu verwenden würde, das Erworbene zu vergeuden oder zu verschenken, um nicht nach seinem Tode den grämlichsten und undankbarsten aller lachenden Erben, — den Staat, — als Benützer seines sauer erworbenen Eigenthumes zu hinterlassen! —

Juni 1843. L'on se doit à sa patrie, mais davantage encore à son opinion. Ein Mexikaner, der über Gott und Kaiser, Recht und Gesetz, Ehre und Pflicht so denkt wie ich, steht mir ja näher als mein Nachbar in Stirneusiedel, der über diese wesentlichen Grundpfeiler in der Denkungsweise von mir divergirt. Ich werde Alles thun um jenen zu unterstützen, so wie mich gegen diesen, — oder in vielfacher Zahl, diese, — Nachbarn zu wahren, welche unter dem Namen des Vaterlandes mir die Tirannei der Majorität oder anmaßenden Minorität auflegen wollen. In dieser Beziehung sind Zumalacarreguy, Cabrera, Larochejacquelin und Cavendal, weit mehr meine Landsleute und Brüder als Arnold, Ruge, Marr, Heinzer, Bekerath oder gar Professor Rottek und Welker, — diese spießbürgerlichen Sansculottes mit Schlafmützen, — eine große Anzahl mediatisirter und nicht mediatisirter Prinzen und Prinzlein, — Ministers, Räthen und Kammerjunkern mitgerechnet. — Gott bewahre Einem vor so einem Vaterlande und der Verpflichtung für dessen Interessen und Ansichten einzustehen! —

Mir dünkt in der Bewegung der ſozialen Orga- Juli
niſation daſſelbe Prinzip zu erſcheinen, welches ſich 1843.
in der Criſtalliſation kund gibt! Tendenz der Ver-
ſchmelzung und Aſſimilirung einerſeits, und
Löſung und Freimachung jedes für ſich beſtehenden
individuellen Lebens, von dieſem bindenden Geſetze
andererſeits, ſobald das Aſſimilirungs-Prinzip
ſelbſt durch ſeine Extenſion ſich geſchwächt, und
ſeine Lebenskraft überdauert hat. So kämpfte der
Parther, Hebräer, Karthaginenſer, Germane gegen
das römiſche Staatsprinzip, deſſen Einheit endlich
ein Imperator in ſich inkarnirt, und welches dann
zerfällt; — ſo proteſtirten gegen die Chriſtenheit,
Sachſen und Slaven lange mit der Waffe, — ſo
wirkte aſſimilirend der Islam, — und jetzt die
moderne Staatsidee, die ſogenannte Civiliſation, —
welche jede nationelle Individualität — jeden poſiti-
ven Kultus, — jedes hiſtoriſche und religiöſe
Selbſtbewußtſein zu verwiſchen ſtrebt. Jedes große

Agglomerations-Prinzip hatte seinen Träger in irgend einem Volke; das jetzige scheint mir in der anglo-germanischen oder amerikanischen Race vorzugsweise zu liegen, besonders in praktischer Hinsicht, obzwar die Theorie eigentlich in Europa wurzelt; — (so wie die christliche Idee orientalisch ist, und doch seinen Träger in den occidentalischen Racen fand.) — Gegen jene Idee protestirt nicht allein der Rothhaut in dem Urwalde, der Araber in den Ebenen Asiens, der Gaucho in der Pamplas von Südamerika, und im Ganzen die romanische und rein teutonische Race in Europa, sondern auch die noch bestehenden Ueberreste der alten sozialen Individualitäten, die noch nicht verschmolzen sind, und noch einen Schatten von Lebenskraft bewahren. Der Adel z. B. ist, wie der Rothhaut ein Mann der Jagd, wie der Araber ein Mann des Krieges, — er kann in der Athmosphäre moderner Civilisation nicht leben, und muß verschwinden wie der Rothhaut mit seinen Hirschen und Büffeln, wie der Araber mit seinen Kamehlen und Rossen, um Platz für Eisenbahnen zu machen. Auch die poetischen Ideen der Kriegs- und Hirtenvölker sind incompatibel mit

Kanonentaktik und Kataſtral-Vermeſſung. Aber auch die Familie und das Bauernthum, d. h. als patriarchaliſche Inſtitutionen, müſſen dem immer ſich ausbreitenden Sozialismus Platz machen. Es gibt keine Liebe mehr. Man zeugt Kinder aus ſinnlichem Bedürfniß, und dieſe gehören dann dem Staate, wie jedes andere Naturprodukt! Dieſe Form wird ſo weit gehen, bis ſie wieder in ſich zerfällt; dann werden neue Individualitäten ſich geſtalten, ſo wie die römiſche Staatsidee nach ihrem Abſterben andere Trümmer mit eigenen Lebensprinzipien hinterließ, — wie die, von Karl dem Großen durch Kaiſer und Reich ins Leben getretene chriſtliche Idee, wieder in die nationale, — (gentilis, — heidniſche) oder vielmehr ſpäter in die Kabinets-Organiſation zerfiel, da die Kabinete es auf ſich nahmen die alte Aufgabe des Proteſtirens gegen Kaiſer und Reich zu übernehmen.

Deßwegen werfe man dem Adel nicht ſeine Renitenz gegen den ſogenannten Fortſchritt vor. Es wäre gerade ſo, dem Fiſche zuzumuthen ſich auf den Sand zu legen, oder dem Vogel in die Erde zu kriechen! — Iſt ſeine Zeit gekommen, ſo muß er ſterben, aber

er sterbe in seiner Natur, wie der Indianer, auf seinen Tomahawk gestützt, oder wie der Araber im Schatten seines Dromedars auf dem Sande der Wüste. — Man werfe ihm nicht, wie Herr Schuselka, seine noblen Passionen, — (wo sich etwa noch hie und da eine Spur von ritterlicher Männlichkeit, Lust an Jagd, Roß, Waffe, zeigt, die nicht in spießbürgerlicher Alltäglichkeit und philistermäßiger Beschäftigung untergegangen oder verwischt worden ist, —) vor; das Geschlecht, welches in Jagd und Krieg aufwuchs, kann ja nicht Gelehrter oder Kaufmann werden, und die Liebe, welche den Helmschmuck im Turniere von den zarten Händen der Herzensdame begehrte, kann ja nicht sich zu fein bürgerlicher Bewerbung herabstimmen. Nehmt es mir nicht übel, Herr Schuselka und Consorten, es ist nicht edel den letzten Mohikan unter den letzten Stämmen seines Urwaldes aufzusuchen, um ihn zu zwingen einen modernen Frack und kurze Atlaßhosen anzuziehen, damit er ja fein gesittet erscheine, oder ihm die Haut zuerst mit Honigworten einzusalben, damit die Stacheln der Mücken dann desto giftigere Wunden zurücklassen!

Man hat oft über die Anmaßungen des Adels im Mittelalter, — namentlich über deſſen Benützung des Territorial-Rechtes zur Erhebung der Wegzölle und Waarengebühren, — fulminirt. Und doch war es deſſen gutes Recht nach der damaligen Feſtſtellung der Territorial-Hoheit. Wer könnte es den Städten Hamburg oder Bremen, den Regierungen Sachſen-Weimar oder Oldenburg rechtlich verübeln, wenn ſie ſich dem Zollverein nicht anſchließen? — Und doch können ſie es mit keinem andern Grunde unterſtützen, als jenen, welchen früher die freie Reichs-Ritterſchaft geltend machte. Wenn der Krieg der Großen gegen die Kleinen dieſe Applikation des individuellen Rechtes wird gebrochen haben, und dann ein materieller Vortheil für das Allgemeine ſich momentan kund gibt, wird man es einen Fortſchritt heißen, wo aber bleibt dann der Begriff des Rechts, und wo das verletzt wird, nenne ich es einen Rückſchritt in moraliſcher Hinſicht, welcher den Fortſchritt in materieller nicht kompenſirt. Auguſt 1843.

Sep-
tem-
ber
1843.

Die Geſellſchaft ſcheint ſich mir nach dreierlei Criſtalliſations-Formen organiſirt zu haben.

Die erſte, einfachſte, natürlichſte, iſt die nationale, — durch die Geburt bedingt, (race — Geſchlecht). — Größere Ausdehnung des Familienprinzips, der patriarchaliſchen Autorität, von der Natur bezeichnet und begränzt, durch den geiſtigen Stempel der Sprache, dann die phyſiſchen der Farbe, Conſtitution, Gleichheit der phyſiſchen und Temperaments-Anlagen, Familientypus und Phyſiognomie. Dieſe iſt durch die Natur begründet, — (gentilis.)

Die zweite iſt die politiſche Form, — der Staat. Oft mit der erſten zuſammenfallend, aber nicht immer identiſch mit ihr. Ihre Grundlage iſt das gegenſeitige Bedürfniß der Verbindung, und die Förderung der intellektuellen, und beſonders der materiellen Intereſſen, — der Menſch oder die Menſchheit

iſt ihr Mittel und Zweck, und ihre Gränzen beſtimmt der Gränzpfahl und die Landkarte, wenn das Schwert ſie abgeſteckt hat.

Die dritte iſt die confeſſionelle Einheit, — Chriſtenthum, — Islam, — Buddäismus, — Judenthum. — Ihr Mittelpunkt iſt die Idee und ihre Ausdehnung, ſo weit als die lebendige gleiche Ueberzeugung und der Glaube reicht. Sie verdankt, auch da wo ſie irrt, ihren Urſprung Gott ſelbſt, der den lebendigen Funken, das Streben nach Vereinigung im Glauben, und gleiche Tendenz im Handeln nach dem Prinzip der Religion, in des Menſchen Bruſt gelegt hat. Sie allein vereinigt und abſorbirt die beiden früher genannten Geſellſchafts-Formen, ſie ſteht höher als Volk und Staat, und ihr Zweck iſt nur mittelbar das Dießſeits, — unmittelbar aber im Jenſeits vorgeſteckt — ihr Endpunkt iſt das himmliſche, nicht mehr das irdiſche Reich.

Oktober 1843. Unsere soziale Organisation beruht auf der christlichen Gesinnung.

Sobald der Mensch sich als Individuum anerkennt, tritt sein Recht ein. Gott hat durch die Farbe und die Sprache die Stelle bezeichnet, sie bilden das Gens, Volk. Das ist die natürliche Form der Gesellschaft, die künstliche ist die Staatsform, der heidnische Staat, die politische Cristallisation.

Diese steht im Gegensatze mit der religiösen, — hier christlichen Form. Durch die Offenbarung wird das Individuum emanzipirt, und erst wahrer Mensch, — nicht mehr Thier, sein Recht stammt nicht mehr von der Erde, sondern vom Himmel. Die Christenheit absorbirt die Völker, — (daher gentilis, — heidnisch der Gegensatz,) — und die Könige der Völker waren noch im

Mittelalter nur Vicare des römiſchen, des Kaiſers der Chriſtenheit i. e. chriſtlichen Reiches.

Im Islamismus reproduzirt ſich die nämliche Form, und der Sultan iſt nicht eigentlich türkiſcher Kaiſer, — ſondern Herrſcher der Gläubigen und Repräſentant des Propheten auf Erden.

November 1843. Seitdem die Welfen und Gibellinen, Kirche und Staat, ſich feindlich gegenüberſtanden, iſt das chriſtliche Reich, — die Chriſtenheit zerfallen, und die Könige und Regierungen haben die Revolution, — ich meine die große, wahrhaft diaboliſche, — eben ſo befördert, — namentlich im 17. und 18. Jahrhundert, — als ſpäter die Convention nationale und ihre Blutmänner. —

Entchriſtet, — ja das haben ſie, die weiſen Phariſäer, die Philoſophen und Politiker, — aber zu Römern, zu Germanen haben ſie uns nicht gemacht! Das Paradies haben ſie uns genommen, aber den Schlüſſel zur Walhalla oder den eliſäiſchen Feldern haben ſie nicht gefunden. — Ob die römiſchen Legionen, — ob Wittekind's Sachſen, wohl in unſeren modernen quasi heidniſchen Staat ſich würden wollen einrangiren laſſen? — Dezember 1813.

Janner 1844. Die Tendenz der Zeitbewegung iſt Angriff auf das Recht des Eigenthums und die Freiheit des Individuums, — alſo Krieg gegen Proprietät und Familie. Denn das Individuum iſt eine Trinität. — Mann, Weib und Kind machen erſt einen Menſchen.

Die Tendenz des Chriſtenthums war Emanzipation des Individuums, — aus der Abſtraktion der Staats-Idee, — und ſomit Freimachung der Perſönlichkeit, denn im heidniſchen Staate iſt das Individuum nur Theil eines einheitlichen großen Ganzen, der chriſtliche Staat aber nur eine Agglomeration ſelbſtſtändiger Perſönlichkeiten zu einem politiſchen, dem religiöſen untergeordneten Zweck. —

Die Charitas ſollte den Communismus unter anderer Geſtalt vertreten, — ſie repräſentirte das Cruzifix, das Bild deſſen, der für alle litt, — etc, da Regierungen und Völker das Cruzifix auf

den Mist geworfen, erscheint der Communismus mit dem Dreschflegel und Pflasterstein in der rohen derben Faust, da jetzt dieselbe keine milde Hand zu drücken, eben so wenig als eine kräftige, waffengewandte, mehr sie zu bewältigen weis! —

Der echte Communismus ist so alt wie das Christenthum. — Der jetzige ist ein Bastard, der aber gleiche Ansprüche mit dem ältern Bruder hat, nur sie brutaler verkündet, und zugleich gegen das älterliche Haus wüthet, indem er vom Neuen das Individuum zum Sklaven der Gesammtheit machen, und die geistige und physische Individualität in der materiellen Form verschmelzen und derselben unterordnen will. — Christus stiftete das Reich der Liebe, — dann kam das Reich des Trugs und der Pfiffigkeit, — jetzt kömmt das der brutalen Gewalt, das Unrecht, (jus fortioris.)

Schon im 15. Jahrhundert lebte der Communismus in Form des Bauernkrieges, und noch mehr bei den Wiedertäufern auf; er war die unmittelbare, logisch richtige Folge der Grundsätze der Reformation: deswegen eiferte Luther selbst so heftig dagegen, wie jedermann am Meisten sich da schämt, wo er die Consequenzen

seiner Fehlgriffe, auf die er nicht gefaßt war, emportauchen sieht, und der Vater des Bastards am Meisten über die unerwartete Schwangerschaft, die er verschuldet hat, sich grämt. An den noch lebenskräftigen Elementen der damaligen sozialen Organisation, an dem eisernen Ritterthum, an dem wohlgewaffneten Bürgerthum, an den Fürsten, welche ihre Reisigen mit tapferer Brust, und in der Ueberzeugung ihres guten, von Gott stammenden Rechtes führten, prallten damals die Fluthen, wie von Felsenklippen das stürmische Meer, ab. Jetzt sind diese Felsen größtentheils, wie morsche Sandsteine, verwittert, und jetzt nahen die wahren Herbststürme! — das ist keine tröstliche Aussicht! —

a. Auf den heidnischen, römischen Staat organisirte sich die Gesellschaft nach christlicher Gesittung mit germanischen Institutionen, (Fürst, — der Vorderste, — Volk, — Gefolge, — Feudal-Vertrag, ohne eigentliche Unterthanspflicht, — später Zusatz des Munizipal-Wesens von römischen Ursprung, — Burg, Schutz des Fürsten, — Bürger) — Corporationen." Februar 1844.

b. Die Revolution, — (Urkraft, — teuflische, dämonische) — strebt beides, die christliche Gesittung, und die daraus hervorgegangene Gesellschaft zu zerstören. — Eines durch das Andere.

c. Die Monarchen revolutioniren zuerst, — gegen die Kirche, i. e. die weltliche Autorität gegen die göttliche, — zerstören von oben herab. — L'etat c'est moi. — damit stehen jetzt die Revolutionen von oben, und die von unten als die allein übriggebliebenen Potenzen sich selbst gegenüber. Die große Revolution mit vielen Köpfen braucht dann nur einige einzelne abzuschlagen um Meisterin des Schlachtfeldes zu bleiben. —

März 1844. Ja! ich kann eine Zukunft mir denken, in welcher ich mit ein paar alten Invaliden meine paar Groschen verzehre, — in der ich mit meinen eigenen Fäusten mir mein Brod erwerben müßte. Der Gesammtheit meine Thätigkeit aufzuopfern für das Wohl der Andern, kann ich ertragen! — Aber mich von all den Schreiberjanitscharen, von Professoren und Doktoren regieren und bevormunden lassen! — nein, — lieber Knute und Kosaken!

Auf einer Seite Despotismus und Knute, — auf der andern Anarchie und Guillotine, — auf der einen als **ultima ratio** Kanonen, — auf der andern Gift und Dolch, — die eine gekrönt durch Atheismus oder nüchternen Rationalismus, die andere geschützt durch Aberglaube und Bigotterie! — Traurige Alternative. 1814.

Mittel dagegen. — Glaube, Christensinn und christliches Wirken. — Eine einige, tröstende, lehrende Kirche. — Herstellung von Corporationen, Innungen, Adelthum, Bürgerthum, Bauernthum. — Erziehung, aber nicht mit Papier und Büchern; — Verminderung des Luxus; — Gemeindewesen, — Familienbande, Entwicklung des nationalen Thätigkeitskapitals durch Colonisationen.

April 1844 Das Reſultat des Communismus iſt in letzter Analiſe wieder — Leibeigenſchaft, — nämlich abſolute Unterwerfung, oder vielmehr Verläugnung der Selbſtſtändigkeit. — Somit wäre die, durch das Chriſtenthum und das Feudal- — (Bundes-) Weſen, bewirkte Emanzipation des Individuums aus der antiken (abſtrakten) — Staatsform durch den ſozialen Auflöſungs-Prozeß wieder an den Ausgangspunkt zurückgeführt. — Dieſer iſt die Verknechtung und Verſchmelzung der Perſönlichkeit, die abſtrakte Idee des Staates, als ultima ratio. — Ich wäre aber noch immer lieber Leibeigener eines Menſchen, — weil ich ihn menſchlich vorausſetze, als einer Idee, denn die iſt härter und unbiegſamer als Eiſen! —

Die neuen communistischen Lehren verderben uns einen der größten Genüsse, — nämlich das Almosengeben und Wohlthun an Arme, indem sie das als soziale Pflicht und Muß darstellen, was Regung des Herzens und der christlichen Liebe ist. Ich kann mich seitdem fast gar nicht mehr entschließen einem dürftigen Handwerksburschen oder Bettler etwas zu geben, weil ich immer befürchte, er könne die Spende als ein Recht seiner und eine Pflicht meinerseits — ansehen. Nur alten Weibern und Krüppeln gebe ich noch aus vollem Herzen, — denn die Schwäche ist dankbar und wird nicht anmaßend. Mai 1844.

Juni 1844. Ein Mensch ohne Religion ist nichts mehr und nichts weniger als ein böser fleischfressender Affe.

Heute die Geſchichte der Revolution in Brabant, am Ende des vorigen Jahrhunderts, geleſen. Immer die alte Komödie. — Anfangs übermüthige Willkühr, Eingriffe in Religion und Volksſitte, die den Widerſtand hervorrufen, — und dann wenn dieſer endlich eingetreten iſt, — nachgebende Schwäche, und unzeitige Conceſſionen, welche ihn erſt recht entwickeln und kräftigen! — September 1844.

Oktober 1844. Carne, — des Deputirten, Werk „de la Représentation nationale en France et en Angleterre“ gelesen. Seit langer Zeit die interessanteste Lekture, welche ich gemacht habe. — Die Analyse der Entwicklung der politischen und gesetzlichen Organisation Englands vortrefflich, — die Beschreibung der irländischen Zustände höchst interessant, die Betrachtungen über Frankreich nicht minder. Alles dies klar, faßlich-logisch, zusammengestellt. Es ist ein eben so interessantes als lehrreiches Buch. Dies muß ich anerkennen, obzwar ich in der Applikation seiner Schlußbetrachtung mit dem Verfasser nicht einverstanden bin.

Wenn man nach dem Urgrundsatz der Revolution logisch fort argumentirt, muß man zuletzt auf Communismus und Sozialismus stoßen. Die Revolutionen haben sich nicht au profit du tiers état gemacht, — und er täuscht sich, wenn er wie der Freischütz glaubt, „dieser Adler sei ihm geschenkt.“ — Louis le Blanc urtheilt vollkommen richtig, wenn er dies voraussagt.

Die Bourgeoiſie hat den Adel geſtürzt und beerbt, — aber ſie wird nicht ſo viele Jahrzehente dieſe Erbſchaft behaupten, als jener Jahrhunderte. Helm, Schild und Speer in Ritterhänden, ſind jetzt durch Bärenmütze, Bajonet und Schwengkuppel der Nationalgarde repräſentirt. Die communiſtiſche Bewegung im 16ten Jahrhundert, die Bauernkriege und Städteaufſtände ſcheiterten an den gepanzerten Schaaren des Feudalismus und der Patrizier; — in Lyon (im vergangenen Jahrzehent) — ſtand bereits der Proetarier in Hemdärmeln dem blauuniformirten Nationalgardiſten gegenüber, — aber ſchon war der Sieg zweifelhaft, — und in hundert Jahren iſt er es nimmer. —

Nur die Religion kann mildern, ſonſt wird auf dieſem Planeten, das Recht des Stärkern entſcheiden; — das Schwert bleibt der einzige anerkannte Szepter, wenn nicht das Cruzifix es überragt; — der weiße Stab des Friedensrichters genügt nicht, wenn einmal die Grundfeſten der Geſellſchaft erſchüttert ſind! —

De-
zem-
ber
1844

Geſchichte! — Sind wir nicht ſelbſt in Fleiſch und Bein einherwandelnde Geſchichte! Was iſt ſie denn ſonſt anders, die ungewiſſe, unverbürgte, verunſtaltete Zuſammenſezung von Nachrichten über das ephemäriſche Eintagleben menſchlicher Generationen auf dieſem von Blut und Koth zuſammengekneteten Erdball! — Geſchichte! — Die wir kaum zu ſchreiben vermögen, wenn wir ſelbſt Zeitgenoſſen ſind, — wir, die wir in unſern Lügenblättern die Geſchichte längſt verfloſſener Jahrhunderte darzuſtellen und zu richten uns vermeſſen! — Wir, die wir die Geheimniſſe der Schöpfung zu durchſchauen, Loſung und Parola des Schöpfers zu errathen vorgeben! Wir legen ungemeine Wichtigkeit auf Dinge, die den kommenden Morgen kaum erleben, und vergeſſen, daß wir ſelbſt erſt von geſtern ſind! — Die wir auf einem Boden leben, der untergeht wie wir ſelbſt. Und wir ſchreiben einige Blätter unſerer Erlebniſſe und vergeſſen, daß einſt ſelbſt das große Buch des

Lebens zerriſſen, deſſen Buchſtaben erlöſchen werden! und uns nur die Unendlichkeit des Nichts bleiben würde, — bliebe nicht Hoffnung, Glaube und Liebe!

Eben das Bedürfniß auf den Trümmern unſerer Exiſtenz, auch wenn wir ſchon hinabgeſtiegen ſind, ein Wahrzeichen unſerer Gegenwart zu laſſen, — das Streben jenen Gedanken und Gefühlen, die mit und in uns lebten, auch nach dem Tode eine Form zu verleihen, die Zeugenſchaft von unſerm Durchzuge auf dieſem Erdballe abgebe, — dies dünkt mir ſchon eine Bürgſchaft, daß wir zur Unſterblichkeit beſtimmt ſein müſſen! —

Jänner 1845. Tristan d'Acunha ist eine kleine, mit einigen Grasbüscheln bewachsene Felseninsel im indischen Meer. Lord Castlereagh glaubte im Jahre 1817, wegen der Nachbarschaft von St. Helena dieselbe beaufsichtigen zu müssen, und es wurde eine kleine Abtheilung englischer Auseliere unter dem Commando eines gewissen Korporalen Glaß als Besatzung dahin beordert. Einige davon gingen mit Tod ab, andere kehrten nach England zurück, mehrere vermählten sich. Korporal Glaß nahm den Titel eines Gouverneurs der Insel an, und regierte über die Zurückgebliebenen und zwei und dreißig Kinder, seine eigenen mit inbegriffen, über fünfzig Stück Hornvieh und einige Joch Landes, welches etwas Kartoffeln und einige Garben Getreide lieferte.

Die kleine Gesellschaft, wir wissen nicht ob in monarchisch- absolutistischer oder constitutioneller Form organisirt, gedeihte, und befand sich so wohl, daß auch nach Napoleons Ableben sie in

ihrem Wohnorte zu verbleiben wünschte, die englische Regierung nahm auch keinen Anstand diese Kolonie und ihren Gouverneur auf ihrem Felsen zu belassen.

Eine geistreiche Engländerin (Verfasserin der „Lettres roritt'ed from Madras") besuchte auf ihrer Reise nach Indien den Corporalen Glaß, dessen behagliches Aussehen und Heiterkeit sie bewunderte. Er beklagte sich lediglich über den Mangel an Nägeln, in Folge dessen, daß der Wind zum Oeftern die Dächer, und mit den Dächern auch die Häuser selbst wegtrüge. Er hätte gerne Eisennägel mit Gold aufgewogen. „Wir sind im Uebrigen sehr glücklich und zufrieden," — versicherte, daß unter seinen Unterthanen Ruhe und Friede herrsche, — „nur unsere Weiber zanken zuweilen" setzte er hinzu, „und da muß man wohl eingreifen. Ich selbst bin Gouverneur, — Schulmeister und Seelsorger in einer Person! ich taufe und begrabe; — am Sonntage halte ich, und zwar nach dem anglikanischen Ritus, den Gottesdienst, und meine Schüler buchstabieren schon die Bibel recht anständig herab. Ich verfertige Kleider aus der Leinwand, welche uns die Wall-

Fischfahrer bringen. Das ist gut für die Männer, die Frauen sind wohl schwerer zu befriedigen. Unsere Beschuhung kostet uns wenig Mühe, wir stecken den Fuß ganz einfach in ein frisches Seehundsfell. So lange sie weich sind nehmen sie die Gestalt des Fußes an. Auch die Delphinhäute dienen uns zu diesem Zwecke." — Habt ihr Bücher, — und was für Predigten oder geistliche Belehrungen könnt ihr eurer Gemeinde vortragen? frug die Reisende. — »Ich habe außer der Bibel nur einen Band, es sind die Predigten von Bleier, deren ich regelmäßig seit fünfzehn Jahren alle Sonntage eine lese. Wir verstehen sie zwar noch nicht ganz. — Es wird aber noch kommen!" —

Der Skooner, welcher die Besucher auf ihrer Reise an dieses glückliche, vergessene Eiland gebracht atte, lichtete wieder die Anker, und salutirte dem glücklichen Gouverneur, — glücklicher als Sancho Pansa, auf seiner Insel, — mit einem Kanonenschuß und zwei Raketen, der Gouverneur beantwortete den Gruß mit einem Freudenfeuer auf seinem Felsenriff, während der Skooner seine Fahrt nach Madras fortsetzte.

In einer Zeit, wo es Eisenbahnen gibt, muß die Persönlichkeit verschwinden. Ob ich gute Füße und kräftigen Athem besitze, — ob ich mit zwei oder vier Pferden disponire, — ob ich in zehn Stunden zu Fuß eine Distanz laufe, oder sie zu Pferde in fünfen durchreite, kommt in keinen Betracht, wenn sie auf der Eisenbahn in einer Stunde zurückgelegt wird. Es ist also fast gleichgültig ob ich ein mehr oder minder guter Fußgeher, mein Roß ein mehr oder minder flüchtiger Renner ist, die Hauptsache ist den Train zu erreichen, der Train geht, nicht der Mensch. Und in einer solchen Epoche, wo Alles dahin zielt dem einzelnen Menschen seine Persönlichkeit streitig zu machen, wo der Einzelne immer und überall mehr und mehr nur zu einem Stift in einer großen Maschine wird, will man gerade in der, vorzugsweise die größtmöglichste Einheit der Kraftäußerung bedingenden kriegerischen Thätigkeit die Wichtigkeit und Potenz des Individuums herausheben, und die

Februar 1845.

Nothwendigkeit jener rücksichtslosen, absoluten Verschmelzung in ein Ganzes in Abrede stellen. Leider ist das poetische Element großentheils aus dem Leben gewichen, im Kriege allein kann es nicht vorherrschen. Der Tod des Kriegers ist und bleibt poetisch, aber sein Wirken ist, — vielleicht eben so leider, — mehr als je das der Zerstörungs-Maschine, die um so eingreifender und rascher thätig ist, je mehr der individuelle Wille sich in dieser Thätigkeit verläugnet, und diese letztere in der Gesammtwirkung verschmilzt.

So ſtirbt ein Soldat!

Kapitän **Domingo Martin**, vom Regimente **Estre-Madu-**
mandura, wurde wegen Subordinations-Verbrechen 1845.
und thätlicher Mißhandlung ſeines Oberſten zum Tode durch Pulver und Blei verurtheilt.

Er begehrte das Feuer ſelbſt zu kommandiren.— Auf dem Hinrichtungsplatze angelangt, redete er das Kommando folgendermaßen an: „Kameraden, bleibt immer treu Eurer Königin, — tapfer, treu, ausdauernd, geduldig und feſt, wie es braven Kriegsleuten zukömmt; laßt Euch von den Leidenſchaften und vom Zorn nicht beherrſchen, ihr ſeht, wo es hinführt. Ich werde den Allmächtigen bitten, daß keiner meiner Gefährten meinem Beiſpiele folgen, und er Euch vor der Verſuchung bewahren möge."

Dann umarmte er den Prieſter, der ihm begleitet hatte, übergab dem Lieutenant, der das Exekutions-Kommando befehligte, eine Unze (36 fl. C. M.) um ſie unter die Mannſchaft zu vertheilen, und

empfahl derſelben auf Kopf und Herz zu ſchießen, um ihm einen ſchnellen und leichten Tod zu geben. Dann kommandirte er die Handgriffe mit lauter und feſter Stimme bis zum „Feuer,“ wo er von drei Kugeln getroffen, todt zu Boden ſank.

Er hatte vorher ſein ziemlich bedeutendes Vermögen, 2000 Realen (500 Fr.) der Invaliden-Verſorgungsanſtalt, — 1000 Realen (250 Fr.) den Armen, — ſeinem Diener ſeine Equipirung und 4000 Realen (1000 Fr.) vermacht, damit er ſich einen Stellvertreter ſuchen könne. Außerdem hinterließ er ſeinen rückſtändigen Sold den Unteroffizieren und Gemeinen ſeiner Compagnie, und 200 Realen (50 Fr.) der Mannſchaft, welche ſeinen Körper auf den Friedhof zu begleiten und zu beſtatten beſtimmt war.

Die deutſch-katholiſche Kirche iſt Alles, nur eben nicht deutſch und nicht katholiſch.

April 1845.

Böhmischer Landtag. 14. April 1845.

Ich habe in der heutigen Sitzung mit Betrübniß die wenige Theilnahme bemerkt, mit welcher der Antrag des hochwürdigen Probstes von Wissehrad zur Unterstützung der Elisabethinerinnen aufgenommen worden ist, — in derselben Sitzung, in welcher eine nahmhafte Summe zur Unterstützung des Prager Museums votirt wurde.

Ich bin weit entfernt die Bedeutung abzusprechen, welche Kunst und Wissenschaft auf das Staats- und Volksleben äußern, und die Pflicht, welche den Ständen obliegt, auf diese wichtigen Faktoren der Intelligenz ihr Augenmerk zu richten, in Abrede zu stellen. Aber ich gestehe es offenherzig, ich werde, — auch auf die Gefahr hin als Finsterling zu gelten, — ihnen immer den Rang hinter den Anforderungen der Charitas anweisen, so wie ich die christlichen Tugenden immer über jene des Helden und Staatsbürgers setzen werde. Die Palme steht höher als der Lorbeer und die Eichenkrone.

So lange es leidende hülfsbedürftige Brüder und Schwestern gibt, müssen jene Anstalten, welche dem

Leidenden Hülfe, dem Elenden Troſt und Pflege geben, den Vorrang vor Allen andern, welche das Leben nur verſchönern, behalten. —

Und entſpricht der würdige Orden der Eliſabethinerinnen nicht vollkommen und mit der größten Selbſtaufopferung dieſer echt chriſtlichen Aufgabe? — Sind alſo dieſe frommen Frauen nicht vorzugsweiſe auf den Schutz, die Theilnahme, die Unterſtützung der löblichen Stände angewieſen, und nicht berechtigt dieſelben in Anſpruch zu nehmen?

Vergeſſet, Ihr Herren auf den ſtändiſchen Bänken, nicht, daß ihr noch Degen an der Seite traget, ſie ſind ein Zeichen ritterlichen Sinnes, der Euch ſtets beſeelen ſoll. Und wann und wie äußert ſich der ritterliche Sinn? — Im Schutze des Schwachen, Leidenden, Bedrängten! — Vergeſſet nicht, daß die jetzige ſoziale Organiſation auf der chriſtlichen Geſittung beruht, — der man nicht die Abſtraktion des heidniſchen Staates unterſchieben kann, ohne unſer ganzes Lebensprinzip an der Wurzel anzugreifen! Wir tragen das Schwert unſerer Altvordern an der Seite, welche, als ſie die heidniſche

Vorzeit gestürzt, und die römischen Adler bewältigt hatten, — dieses siegreiche Schwert vor dem Kreuze senkten, und zu Angriff gegen den Starken bestimmt, — es hinführo vor Allem zum Schutze des Schwachen zu führen, — gelobten.

Man kann nicht durch reine administrative Formen das eigentliche Wesen christlicher Institutionen ersetzen. Hunderte von Armenvätern und Tausende von Bettelvögten ersetzen noch keine heilige Elisabeth oder Franziskus de Paula! Das ist eben die Wesenheit der christlichen Charitas, daß sie nicht durch den Staat, sondern durch die Individuen, oder die sie ausschließlich repräsentirende Kirche ausgeübt werden muß.

Drum, Ihr Herren Stände, lasset die frommen Frauen nicht unerhört und unbeschenkt fortziehen, — lasset sie nicht ohne Trost heimkehren zu ihren Kranken, — lasset uns erst die Thränen trocknen, die wirklich fließen, bevor wir die Kunst belohnen, welche nur fingirte Situationen darstellt! — Hoch stehen wohl Helden, Gelehrte, Dichter und Künstler, aber höher noch die Pflegerinnen der leidenden Menschheit! —

(Betrachtungen im Bauernkittel.)

Ich bin heute in Gaſtein eingetroffen. — Da ich Juni
vom Blühnbacher Gebürg herabgekommen war, ſo 1845.
war meine Toilette nicht ſehr erbaulich. Juchterne, nägelbeſchlagene Gebirgsſchuhe an den Füßen, — das Beſteck in der Seitentaſche des ſchwarzledernen Beinkleides, — der graue Lodenrock und ein alter abgeſchabter grüner Hut, gaben mir, nebſt den braungefärbten Fäuſten, ein Anſehen, welches mich zwar als zu Leuten comme il en faut, — wenn auch nicht unter jene comme il faut, — klaſſirte. Dies ſchien auch der ſchwalbenbefrackte Kellner, — (wäre es eine kurzberockte Kellnerin geweſen, vielleicht hätte ſie ſich nachſichtiger erwieſen), — zu bedenken, und auf meine Frage: „ob bei der Abend table d'hôte noch ein Platz ſei," mir einen ſolchen kurzweg verwei-

gerte. — Ich blickte also sehnsüchtig durch die erhellten Fenster von Außen hinein, sah die Gesellschaft an der langen Tischreihe tafeln, und dachte einen Platz zu erobern zwischen zwei Damen. Eine mit langen dunkeln Locken et des yeux de velours, die andere mit blondem Haar, blauen Augen und einem Alabasterarm, der wie Schnee auf dem eben nicht blendend weißem Tischtuche sich ausnahm. Die Nachbarn dieser Damen, mit Ziegen-, Schnür- und Backenbärten, theils kahlköpfig, theils en oreilles de chiens, theils en malcontents frisirt, machten ihnen eifrig die Cour; es wurde geschmaust, gescherzt, gekost. —

Es gibt ein Stück in der Leopoldstadt, wo Scholz einen beherten Rock angezogen hat, und dadurch aus einem sehr gutmüthigen — in einen wahren Teufels-Kerl verwandelt wird. *) Ob mein Lodenrock dieselbe Eigenschaft hatte? — Ich glaube fast, denn mir kamen allerhand feindselige Gedanken gegen diese Societät. Neben mir standen zwei hübsche Bauernmädchen mit schwarzen Strohhüten und ein

*) Robert der Teufel.

derber Burſche, halb Jäger halb Holzknecht; — bald waren wir im Geſpräch begriffen. Der Burſche meinte, daß die Leute drin, „für Kranke doch ſehr guten Appetit hätten; — „ — ja freilich, die brauchen den Appetit, und geben viel Geld aus um ihn ſich zu verſchaffen, wir andern hätten wohl den Appetit, aber deſto weniger zu eſſen" — meinte eines der Mädchen; — und „die Frauenzimmer drin ſind auch freundlicher als ihr, Dirndln," ſagte der Burſche, — „und ſpreizen ſich nicht wie ihr." — „Ja, erwiderte das Mädchen, die müſſen auch den Herrn erſt Appetit machen, ihr Bauernkerls habt deſſen ohnedem ſchon zu viel." — Der Burſche zeigte mir auch den Erzherzog, der, mit ſeiner Gattin und Sohn, unter den andern Gäſten am Tiſche ſaß. — „„Ihr ſeid nicht aus den Pinzgau, auch nicht aus Tyrol?"" — „Nein, ich komme aus dem Salzburgiſchen, von der bairiſchen Gränze." — „„Ja, da kennt ihr ihn freilich nicht, — den Prinzen! ja, ſeht ihr, ſo einer wächst auch nicht auf jeden Baum; ſeht's, — ſo freundlich er hier mit die Stadtherrn is, ſo iſt er auch mit unſereinem, — er iſt auch wie unſereins angelegt, und weiß Alles was

auf'n Berg und im Wald, und im Feld geschieht, — und er gehört eigentlich unter uns, — aber so muß er sich auch in so an langen Rock anziehen, und da hineinsetzen den Stadtherrn zu Lieb, und sein Bua, das is a schneidiger, hat vorgestern noch oben ein Gamsbock g'schossen, i han selber mittrieben! — Da waren auch ein paar Cavalier mit, gar nit stolz, nit amal wie der Herr Pfleger in ****** — — Ich dachte, wie viel leichter ist es die Herzen des Volkes zu gewinnen, wenn man das Stadtkleid inwendig auszieht, als mit dem Lodenrock unter die Gebildeten und Genießenden zu dringen! — Ich scherzte mit den Mädchen, und willig both die eine den hübschen Mund zu einem freundlichen Kusse, und steckte einen Nelkenstrauß auf meinen Jägerhut.

Endlich faßte ich mir ein Herz, trat in den Saal, und setzte mich zwischen die beiden Damen. Beide rückten ihre Stühle beinahe Klafterweit zurück, und die **vis a vis** sitzenden Herrn hätten große Lust gehabt mich ohneweiters wieder bei der Thüre hinaus zu schieben, welches ihnen aber doch bei

meiner Leibes-Conſtitution als ein etwas gewagtes Unternehmen erſcheinen mußte. Um ſo mehr erſtaunte ich, als ich aus ihren Geſprächen bemerkte, daß die Herrn faſt communiſtiſche, — die Frauen a la Miß Aſton emanzipirte Anſichten und Tendenzen an den Tag legten. Ich ließ es mir jedoch recht gut ſchmecken, unbekümmert um den wenig vortheilhaften Eindruck, den meine Anweſenheit zu machen ſchien.

Des andern Tages ſaß ich, und zwar im ſchwarzen Frack an demſelben Tiſch. Meine emanzipirten Nachbarinnen und glaçebehandſchuhten communiſtiſchen Rivals waren viel freundlicher mit dem Kavalier als geſtern mit dem Lodenrock-Mann. Ich fühlte mich aber nicht heimlich und ging wieder hinaus; ich fand meine geſtrige Geſellſchaft am Fenſter, aber der Burſche zog den Hut ab, und meinte: ich könne ihn und was er ſagte „dem Pfleger" verrathen, und die Mädchen verſagten mir Strauß und Kuß, denn ich ſei ein „Stadtherr", der brauche auf dem runden Hut keinen Strauß und noch weniger einen Kuß, und das ſchicke ſich nicht. — Das iſt der heutige Fluch des ſchwarzen Fracks, wie geſtern das Anathema des Lodenrockes! ſeufzte ich. —

Juli 1845. Heute das Criminal-Gebäude beſichtigt. — Der Chef dieſer Anſtalt, Appellationsrath und Präſident des Kriminal-Senats, Philipp, hatte die Gefälligkeit mich perſönlich herumzuführen, und ich kann ſagen, daß ſowohl die Großartigkeit des Baues als die menſchenfreundlichen, praktiſchen Anſichten meines verehrten Leiters mich lebhaft angeſprochen haben. Die Räume ſind licht und luftig. Reinlichkeit und Ordnung herrſcht überall, beſonders iſt dieß in der Krankenabtheilung, in der Küche und in dem Waſchhauſe auffallend. Ich fand mit Vergnügen einen groſſen Abſtand zwiſchen der, — ich möchte ſagen äußerlichen und innerlichen Phyſiognomie dieſer Anſtalt, und jener derſelben Gattung, welche ich im Auslande, insbeſondere in Frankreich, zu beſuchen Gelegenheit hatte; der Vergleich fiel ohne Frage zum Vortheil der gegenwärtigen aus. Es ſchien mir der nothwendige Ernſt und Sorgfalt für die Sicherheit mit menſchenfreundlicher Rückſicht und Vermeidung jeder

zweklosen und überflüssigen Quälerei vereint. Die Göttin Themis ist ihrer Natur nach zwar keine petite maitresse, — soll aber nicht als Vogelscheuche erscheinen. Sie muß sich als Schützerin des Bedrängten, als Vertheidigerin der Unschuld, somit als strenge Richterin, nicht aber als bösartige, keifende Quälerin darstellen.

Als ich das große Schwert betrachtete, welches früher dem Stadtrichter als Zeichen seiner Macht vorgetragen wurde, dachte ich, daß dieses Schwert eigentlich den Sieg über meine Kaste und das Ritterwesen endlichst erfochten hat.

Aber auch dieses Schwert wird sich mit der Zeit vor einem andern Beil neigen müssen!

Die Stadt hat die Burgen besiegt, — die Hütten werden die Städte besiegen. — Die Bären und Adler sind zum Vortheil der Füchse und Geier ausgerottet, aber an die Maulwürfe und Spechte hat noch Niemand gedacht. Wenn sie aber an Quantität werden zugenommen haben, wird Fuchs und Geier verschwinden, wie ehemals Löwe und Falken.

Mein gütiger und einsichtsvoller Leiter und Führer, der Appellationsrath Philipp, schrieb den

größten Theil der zunehmenden Verbrechen der Auflösung der Zünfte zu, welche einen sehr nachtheiligen Einfluß auf das sittliche Ehrgefühl der untern Klassen hätte. Die Altgesellen, welche eine Art Unteroffizier darstellten, hielten streng auf Zucht und Ordnung, ganze Corporationen fühlten sich durch einen Verbrecher gekränkt. Die patriarchalische Autorität der Meister erhielt die Traditionen von Redlichkeit und Ordnung. Das Alles kann das bloße Gesetz nicht, es greift nicht in das Familienleben, und regelt nur die That, nicht die Gesinnung. Kurz das Bürgerthum schwindet wie das Adelthum, — (nur das Bureauthum lebt noch) — und das Ganze wird sich in einen Chaos verwandeln, in welchem nur Priester und Soldat als hervorragende Elemente übrig bleiben werden, weil Kirche und Heer nur durch Disciplin bestehen können, und ohne dieser sich an und für sich schon auflösen müssen. —

Griechiſche Revolution. — Das diplomatiſche Korps in Athen ſankzionirte durch ſeine Gegenwart und Anerkennung die ſchmähliche Unterzeichnung der Ordonanzen, worin der König ſich für die erlittene Schmach und angethane Gewalt bei den rebelliſchen Cohorten und ihren treubrüchiſchen Anführern bedankt, ja — es klingt wie bitterer Hohn, — ihnen zum Andenken ein Merkmal ſeiner Gnade verliehen wird! — Das iſt die traurige, jede Standhaftigkeit, jede feſte Ueberzeugung, jede treue Ausdauer untergrabende, jeden kühnen Partheiführer, jede abentheuerliche Unternehmung, jedes hochverrätheriſche Wagniß ermuthigende und begünſtigende, jedes Vertrauen auf gutes Recht lähmende, jede Hoffnung auf gewaltſame Umwälzung erweckende Theorie des fait accompli! — Ein Lehrſatz der unmoraliſchen, an Herz, Glauben und Kraft verdorbenen Schule der heutigen Diplomatie, der winzigen intriguenreichen, Auguſt 1845.

aber an großartigen Ideen armen Staatskunst der jetzigen Regierer! Wenn der fait accompli immer legal sankzionirt wird, so besteht Recht und Unrecht nur mehr im Gelingen oder Mißlingen, und dann weh dem Bestehenden! Denn jeder, der Kühnheit und Kraft besitzt, wird es versuchen die Spitze des Baumes zu erklettern, auf welchem die Hesperiden-Aepfel der Macht und des Reichthums hängen, und er wird Recht haben, da sich kein legaler Grund dagegen wird aufweisen lassen, der Erfolg allein über dessen Strafbarkeit entscheidet, und am Ende vorliegende Exempel stets erweisen werden, daß auch ihm der unangefochtene rechtliche Besitz des Eroberten zu Theil werden könne.

Da dachte der in seiner Burg bedrängte, — wenn auch klösterlich engherzige und beschränkte, — aber kaiserlich feste Ferdinand anders! und die bekannte Apostrophe des österreichischen Landherrn und Deputirten Thornredtels „subscribsne Ferdinandule!“ — fand eine blutige Replik auf dem Altstädter Ring! — Es genügte nicht, ihn damit zu schrecken: „es könne auf ihn geschossen werden“ — nein, die Kugeln flogen bereits an die Mauer

der Kaiserburg; — aber später blieb das Beil des Henkers den Kanonenschüssen der Rebellen die Antwort nicht schuldig! —

Bei der Geburt des jungen griechischen Staates aber sind schon uranfänglich Hofschranzerei, Pedanterei und Philisterei als unpraktische Dreieinigkeit in vielfacher Gestalt verschiedenartiger Hof-, Bureau- und Schul-Männer zu Gevatter gestanden! Krieg und Begeisterung hatten die junge Nation emanzipirt, und einen unabhängigen Platz in der großen Völkerfamilie erworben; — da mischten sich Vettern und Basen darein, und es kamen Salon-, — Kanzlei- — und Katheder- — Menschen vom Rhein und von der Donau, bei denen es ja selbst eben so confus zugeht, und die in ihrer eigenen unbeholfenen Unmündigkeit sich mit theoretischen Spekulationen brüsten, — um die Erziehung zu vollenden! Wie konnte da etwas Lebendiges, Gründendes, Bestehendes herauskommen! Was wäre aus Achilles zwischen Hofmarschällen, Kanzleiräthen und Professoren geworden? Es ist ihm am Ende nicht zu verdenken, daß er ihrer überdrüßig geworden ist! —

Pesth. November 1845. In Ungarn liegen ſelbſt die Bettler, geſättigt und beſoffen, in warmen Bunden, in Debrezin unter dem Thore auf guten Stroh, und rauchen gemüthlich Taback aus langen Pfeifen. Wird dieſes materielle Wohlſein, dieſe in Frankreich und in England bis jetzt zur unerreichten Preis-Aufgabe gemachten Löſung des Problems: wie man jedermann vor Hunger und Froſt ſchützen könne, — durch die von unſern Reformern verheißenen erotiſchen Civiliſations-Früchte, — erſetzt werden? —

Schändliche, venale Komitats-Verwaltung! — (hinc illae lacrymae) — Alles unpraktisch — und das Pferd immer beim Schweif aufgezäumt! Pesth. November 1845.

Wechselgericht — vor einer Nationalbank oder Landtafel, — eingeführt.

Ungarische Sprache gesetzlich aufgedrungen, bevor sie sozial ausgebreitet! die lateinische verdrängt, bevor sie ersetzt ist, — die magyarische Nationalität wirft den Handschuh gegen fremde, bevor sie selbst erstarkt ist, — Penitentiery's, bevor Schulen und sonstige Einrichtungen die Sittigung befördert haben! Todesstrafe auf den Landtag abgeschafft, während die Komitate die Leute duzendweise aufknüpfen müssen, um die öffentliche Sicherheit zu schützen.

Ungarns Verfassung ist eigentlich eine, leider in Putrefaktion übergegangene Militär-Organisation, das belebende Element ist verschwunden, und die Autorität der Anführer ist zur übermüthigen

Willkühr, — die Subordination dagegen zum kriechenden Servilismus, — die Freiheit aber zur ſchrankenloſen Oppoſition gegen jede geſetzliche und perſönliche Autorität, -- geworden.

Adel, — Bürgerthum, — Conſtitutionen und Inſtitutionen überhaupt! laſſen ſich nicht machen, ſie müſſen gepflanzt werden, keimen, blühen, wachſen wie andere organiſche Gebilde, — dann erſt können ſie Früchte tragen. — Zuerſt erſcheint ihr Geiſt, — dann erſt erhält er eine materielle Form. Wenn ihre Zeit vorüber iſt, entſchwindet wieder zuerſt der Geiſt, und wenn dann die Leute auch noch die lebloſe Form als lebendiges Gebäd zu ſehen wähnen, iſt ſie dennoch ſchon geſtorben, und ihre Auflöſung läßt nicht lange warten.

Das alte Germanien kömmt mir jetzt vor wie ein alter Geck, der Canthariden eingenommen hat, und davon wahnſinnig geworden iſt; — er tobt herum, faſelt allerhand tolles Zeug, geberdet ſich wie ein Satyr, aber mit der Zeugungskraft iſt es vorüber, und ſeine Geilheit äußert ſich nur in cyniſcher Darlegung ſeiner ohnmächtigen Blöße! — Dezember 1845.

Dezember 1845. Die modernen Philiſter haben dem ſtarken Samſon, das Volk, geholfen ſeine Gegner zu bekämpfen und die Thore von Giza davongetragen. Dann haben ſie ihm die Metze, liberté, verkuppelt, in der Libertinage ihn geſchoren, und unter dem Vorwande ihn aufzuklären, geblendet. Endlich haben ſie ſich in allerhand Kammern, Kabinetten, Kränzchen, Clubbs, Caſino's und Sälen zuſammengeſetzt, und den gebundenen, blinden Samſon entfeſſelt. Der rüttelt nun auch tüchtig an den Säulen und Pfoſten des Hauſes — es wird dann zuſammenrumpeln, und die Philiſter werden nicht die letzten ſein, die den Purzelbaum machen werden. Advokaten, Bureaukraten, Ablegaten, Profeßoren, Doktoren, Reformatoren, Cenſoren, Demagogen, Negrophylen und Bibliophylen, alle Glieder des Philiſterthums werden mitſtürzen, — und das wird das Ende vom Liede ſein.

Man will auf der engliſchen Flotte die Veitſchen- Jänner
ſtrafe durch eine Ehrenſtrafe erſetzen, — das iſt 1816.
gut für die Ehrliebenden, — wie ſtraft man
aber die Ehrloſen, die ſich aus der Schande
nichts machen, wenn ſie nur voll geſoffen ſind? —

8. Februar 1846. Ich lese eben eine große Diatribe über die Spielhöhlen in Baaden-Baaden, wo Kavaliere und reiche Leute ihr eigenes Geld verlieren, und gehe dann bei der Börse vorbei, wo die Spekulanten das Geld der andern Leute verspielen, und an der Lottokollektur, wo die Köchinnen das Marktgeld, die Taglöhner-Frauen den Sparpfennig einsetzen. ! —

O, Moralität der sozialen, politischen und administrativen Organisation! — Ich verlange nur Konsequenz. — Räuber, transit! — aber sentimentale moralische Beutelschneiderei! widert mich an.

Ueber das Spiel.

März 1846.

Es wird jetzt sehr viel über das Spiel in den Bädern, Spielhäusern, Lotto ꝛc. diskutirt und rationalisirt. Ich selbst bin kein Spieler, und kaum habe ich ein paar Mal im Lager die Würfel in die Hand genommen, oder an der Seite einer hübschen Frau bei **Frascati** in Paris auf eine Karte gesetzt. Also spreche ich nicht **pro aris et focis**, aber ich habe die Leidenschaft des Spiels bei andern Individualitäten kennen gelernt, und glaube nicht, daß über ein so mehrfach tiefgewurzeltes Element nur mit ein paar Paragraphen oder einigen moralischen und staatswirthschaftlichen Gemeinplätzen abgesprochen werden, und man dasselbe so ohne Weiters ausrotten und wegläugnen könne. Was würde z. B. ein von Eunuchen gegebenes Manifest gegen die sinnliche Liebe nützen, welches durch tägliche Fakten als unausführbar dargestellt würde? — Nun aber

behaupte ich, daß es Naturen gibt, welche in ihrer Einbildungskraft durchaus auf das Unerwartete, Ungewöhnliche, Gewagte, Zufällige, hingewiesen werden, deswegen waren und sind alle kriegerischen Völker, die alten Germanen z. B., und die Soldaten bis jetzt mehr oder minder spielsüchtig gewesen. Diesen Naturen muß und kann man nicht das einzige Pförtlein verschließen, bei welchem sie an dem Pallaste ihrer launigen Göttin, des Glücks, klopfen dürfen. Am grünen Tische und im Lottobureau geschieht von Hoch und Niedrig, Reich und Arm, diese tief in mancher Menschenbrust gegründete unmittelbare Appellation an den Richterstuhl der Fortuna. Man kann und darf sie nicht absolut abweisen.

Aber eben die Menschen, welchen jede Ungewöhnlichkeit ein Gräuel ist, die Nichts als das Gezirkelte und Geregelte passiren lassen wollen, stemmen sich ihrer Natur nach dagegen.

Was hat die Unterdrückung der Spielhäuser in Paris gefruchtet? Nichts! — als daß dadurch jährlich den Armen eine bedeutende Steuer-Abgabe derselben entzogen worden ist, dagegen in jedem

Winkel gespielt, betrogen und gestohlen wird. Was soll die der Spielhäuser in den Rheinbädern nützen, als daß die nahmhaften Summen, welche von Nah und Fern, von Ost und Nord, West und Süd ad hoc gezogen werden, ausbleiben müssen. Damit ja nicht ein Philister-Söhnlein oder ein leichtsinniger Commis in die Lage kommen könne sein Geld zu verspielen, soll eine ganze Bevölkerung in ihrem Erwerb geschmälert werden. Warum schöpft man nicht lieber einen Bach aus, damit ein unvorsichtig Badender nicht etwa ertrinke? Wer nicht spielen will oder soll, lasse es bleiben, aber das Resultat solcher sozialen Bevormundung wäre endlich, daß jedermann bis zum Grab einen Hofmeister haben müsse, und das ist's eben, was die jetzigen Machthaber der Feder wollen, — eine Hofmeister- und Erzieher-Regierung, — in welcher der Katheder den Thron und zwar den Allerabsolutesten zu repräsentiren und zu ersetzen berufen wäre! —

April 1846. Durch die Preßfreiheit kommen gerade diejenigen zum ſprechen, die nichts zu thun haben, und die Zunge bekömmt eine größere Thätigkeit und Wichtigkeit als jedes andere Glied der geſellſchaftlichen Organiſation. Wer was zu thun hat, behält weder Zeit noch Luſt zum ſchreiben, und ſomit tritt die Theorie und die Leidenſchaft in anomalen Uebergewicht über thatſächliche Erfahrung und Vernunftgründe auf. Auf dem Forum der Alten war die Perſönlichkeit des Redners von hoher Wichtigkeit. In dem Buchladen fällt ſie hinweg. —

Erſt in der Folge wird ſich dieſes Mißverhältniß deutlich herausſtellen, wenn die papierne Welt im vollkommenen Kontraſt und Widerſpruch mit der lebendigen ſtehen wird, was bald zu erwarten-

Der „teutſche Hiob“ von Brunner. Ein gutes Büchel! — kömmt in meine Torniſter Bibliothek. Ich würde es als Schulbuch vorſchreiben! — Da iſt Witz, Scharfſinn, Geſinnung und Kenntniß des Volkselementes darin, wie ihn nur der Prieſter, der Soldat und der Dorfnotär haben kann! Mai 1846.

Juni 1846. Dr. Havemann's Geschichte des Ausganges des Tempelherrn-Ordens gelesen. Mich sehr angesprochen. — Es war eine kräftige, edle Genossenschaft, deren Mitglieder als Märtyrer auf den Feldern Syriens, in den Sandwüsten Aegyptens, und zuletzt in der Gluth des Scheiterhaufens ihren Glaubensmuth und ihren Rittereid besiegelten. Wohl dem Orden, daß, als seine Bestimmung erfüllt und die Zeit seiner Aufgabe vorüber war, die Flammen ihn verzehrten. Er starb jung und stark und siechte nicht dahin „im geistig geknickten" Leben, wie jene Ueberbleibsel ritterlicher Elemente, welche ihre Zeit überdauert haben. Nichts ist trauriger zu sehen, als ehemals schöne, kräftige Leiber, die zu wandelnden Mumien, zu verwesenden Cadavers vertrocknet sind.

Das Andenken der Templer lebt als Sinnbild strenger, mönchischer und kriegerischer Disziplin. Nur durch deren Beobachtung konnten sie ihre Aufgabe erfüllen. Aber eben die Lebenskraft des Ordens

machte sein Bestehen unvereinbar mit der neuen Zeit, welche heranstieg, und in welcher die Könige nach und nach die Gewalt der Kirche brechen, den centralisirenden Despotismus vorbereiten, und auf den Trümmern der alten Freiheiten und Verfassungen die Herrschaft des Ministerial-Regiments einsetzen wollten. Mit der Krone des Ruhms, mit einer romantischen Glorie umgibt Geschichte und Tradition das Bild der Templer. — Schmach und Schande bleibt ihren Schergen, dem feigen Kirchenfürsten und dem gekrönten Tyrannen, die sie opferten, so wie ihren Helfershelfern. Es gibt auch unter uns noch manchen Präsidenten, der sich zu einem Kanzler Nogaret vortrefflich eignen würde. —

Mir scheint zwischen den Statuten und der Disciplin des Templer-Ordens mit jenen der deutschen Ritter viel Aehnlichkeit vorzuwalten.

Juli 1846. Herr Fenner v. Fenneberg wirft in seinem »Oesterreich und seine Armee« dem Staate vor, daß er unvermögend sei einem, von der öffentlichen Meinung, wenn auch nicht durch das Gesetz, als Feigling gestempelten Offizier von Seite seiner Kameraden Achtung und Zuneigung zu verschaffen. — Herr Fenner von Fenneberg begehrt vom Staate Etwas, was Gott dem Herrn selbst unmöglich wäre, so wenig als zu machen, daß zwei Seiten eines Dreieckes = der dritten, oder 2 : 2 = 5 sein soll. Denn Gott kann wohl aus Nichts etwas schaffen, — aber einen Hundsfott in einen ehrlichen Kerl verwandeln, das kann Gott nicht, — das könnte nur der Hundsfott selbst, — wenn er eben kein Hundsfott wäre!

Aufschrift auf dem Denkmal des Kirchhofes in Stanz für die 427 dort bei Vertheidigung ihres Heerdes im Kampfe gegen die Franzosen 1798 der Uebermacht erlegenen Unterwaldner: August 1846.

Haltet nur treu am Glauben fest
Und flieht das Laster wie die Pest!
Das rufen Euch aus stiller Ruh'
Die braven Unterwaldner zu!

August 1846.

Die Demokraten in der Schweiz sprechen in der Geschichte das Erbe des Ritterthums an. Die Erlach, Dießbach, Reding, Gundelfinger (bei Sempach,) Watwyl, Wyß, Salis, ja auch Arnold Winkelried selbst, waren Ritter, so gut wie die Begleiter und Kampfgenossen des ritterlichen Leopold. Jetzt aber wird die Erinnerung an den Adel so ausgemahlt, als ob er blos aus Fürstenknechten und Raubjunkern bestanden hätte. Auf wie viel schweizerischen Schlachtfeldern hat er nicht für das Bürgerthum geblutet! Wehe über die borniete Geschichts-Ansicht, welche auch die Mönche, die in der Schweiz von St. Gallen und Einsiedeln, so wie in der Ostmark von Lorch und Freysing, von Kremsmünster und dem Schottenkloster in Wien, aus — den Urforst lichteten, und den Männern des Schwertes milde Sitte und Bruderliebe lehrten, — der lieben Jugend aus dem Munde radikaler Professoren gepredigt, — in deren Lektionen als nichtsnutzige Glatzköpfe und müssige Dickbäuche darzustellen bemüht ist! —

„Deutsche Worte eines Oesterreichers."

Würde das Büchlein blos überschrieben sein: „teutsche Worte!" — so wollte ich, von einem gewissen Standpunkte aus, seinem Inhalte Gerechtigkeit widerfahren lassen, — allein der Zusatz „Oesterreicher" verrückt diesen, denn der Verfasser vergißt, daß sämmtliche von ihm angeführte Argumente mit noch mehr Lebenskraft von Ungarn, Böhmen, Pohlen und Italienern, welche sämmtlich Oesterreicher genannt werden, aber keineswegs Teutsche sind, sein können oder sein wollen — in Anspruch genommen werden dürften. Wenn die Fürsten Esterházy, Lubomirsky, Belgiojoso und Lobkowitz nicht französisch sprächen, so wäre eben so wenig Grund ihnen zuzumuthen sich auf teutsch zu verständigen, da weder das eine noch das andere als ihre eigentliche Mutter- und National-Sprache gelten kann, und der Umstand, daß sie zu den hervorragendsten Vasallen des Kaisers von Oesterreich, Königs von Ungarn, Böhmen, Galizien und der Lombardie sich zählen, bedingt damit keineswegs, daß sie dadurch zu

September 1846.

Deutſchen geworden ſind, und aufgehört haben ſollten ihrem Stammvolke anzugehören. Es mag allerdings ein Mißſtand deswegen darin liegen, daß es uns dadurch ſehr erſchwert wird, eine National-Erziehung zur Grundlage unſerer Ausbildung zu machen, aber es dürfte gefährlich ſein, die verſchiedenen Nationalitäten zu reizen, unter welchen das germaniſche Prinzip, welches ja kaum zum eigenen Selbſtbewußtſein gelangt iſt, eher in einer Löwengrube ſich befände, als den König abgeben dürfte, dem es zuſteht de faire le partage de lion. —

Traurig ſieht es allerdings mit unſerer Erziehungsform, insbeſondere des Adels, aus. Denn ich frage überhaupt, auf welcher Baſis beruht ſie, und zu was werden die Menſchen jetzt erzogen? Wir vergeſſen, daß wir, indem wir den Grund unſerer Bildung auf die lateiniſche und griechiſche Claſſizität legen, wir dieſe erſt kaſtriren müſſen, um ſie zu verdauen und unſchädlich zu machen. Kann und ſoll ſich das römiſche Leben bei uns in succum sanguinem vertiren? Könnte es denn in unſere chriſtlichen Staatsformen paſſen? kann mit dem chriſtlichen Prinzipe, dem Regenerator der Humanität, die Le-

bensansicht einer Zeit vereinbart werden, welche für Tugend kein anderes Wort hat als Männlichkeit, — virtus? kann in einer Organisation, wo die Menschenwürde vor Allem gilt, eine Zeit als Muster dienen, in welcher der eroberte Sklave den ganzen Gros ouvrage des Ameisengetriebes, den man Staat nennt, auf sich lasten sah?

Wenn der teutsche Oesterreicher seinen Zögling als Römer an Seele und Körper, in die Welt hinausstoßt, wird er, der zum Senator, Tribun, Präfekten und Legionär*) gebildet ist, nicht eo ipso zum Präsidenten, Landrath, Kreishauptmann, Erb- und Grundherrn, Major ꝛc. verdorben sein? Auch für die übrigen Klassen scheint mir unsere jetzige Schulbank-Erziehung eben so unzweckmäßig. Ist man deswegen zum Beamten, zum Rechtsgelehrten, zum Regierer, zum Richter oder zum Priester befähigt, weil man zehn oder zwanzig Jahre als Bücherwurm, von jedem Contact mit Menschen oder Massen getrennt war, und dabei schlecht latein ge-

*) Diese Worte sind im Jahre 1846 geschrieben, wo man nur römische, und keine akademischen Legionen kannte.

lernt hat? — Iſt der junge Mann, welcher mit dem Schulſtaub bedeckt, in das gemeine Leben tritt, fähig deſſen Blüthen zu pflegen, und das wuchernde Unkraut in dem Garten auszurotten? — Ich glaube nein! und zwar weniger als jeder Andere. Ein Atelier-Vorſteher, ein Wachtmeiſter, ein Fabrikinhaber, ein Oekonom wäre als Regierer paſſender, als jeder mit 25 Jahren in ſeinem Schuldünkel aus der Hörſal- und Gymnaſial-Puppe kriechende Licentiat, ſei er auch mit zehn Eminenzen umſtrahlt. — Mehr praktiſche Kenntniſſe, mehr technologiſche Notizen, mehr gymnaſtiſche Ausbildung, vor Allem aber mehr religiöſer und ſittlicher Unterricht, thut allen Klaſſen noth. Es iſt viel beſſer, daß man einem Bauernknaben lehre, wie er einen Obſtbaum pfropft, wie er ſein Vieh kurirt, — daß er wiſſe, welche ſiegreiche Schlacht ſein Volk geſchlagen, — daß er begreife, daß Baumfrevel ein Unrecht, Meineid ein Verbrechen ſei, vor Allem aber, daß er glaube: daß dießſeits ſeine Pflicht thun und Liebe üben, Hoffnung für jenſeits begründe, — als daß man ihm nothdürftig leſen und ſchreiben lehre.

Nicht die Kenntniſſe, welche man in der Jugend erlangt, ſind entſcheidend, wohl aber der

Charakter, den man sich aneignet! — Was man bis zum zwanzigsten Jahr lernt, ist ziemlich gleichgültig, — nicht aber ob und wie man lernt. Man kann, wenn man dazu vorbereitet ist, im dreißigsten Jahre vom Soldaten sich zum Advokaten, vom Arzte sich zum Priester umwandeln, aber man muß es verstehen, irgend etwas gut und tüchtig zu sein, irgend etwas gründlich und erschöpfend zu wissen, irgend etwas kräftig und wahr zu wollen.

Auf diesem Wege aber muß der Adel, der Besitzstand und die conservative Parthei überhaupt zu Grunde gehen. Der Wallbruch ist eröffnet. Die vis motrix liegt eo ipso in der bewegenden Parthei, welche der natürliche Trieb zur Erlangung des Lebensgenusses ohnehin von Jugend auf durch den Drang der Nothwendigkeit zum Kampfe gerüstet hat. — Hinter dem Wallbruch steht der schläfrige, gesättigte, verdauende Vertheidiger, — nicht mehr durch große in dem Lebensmark wurzelnde Ideen begeistert; — die stürmenden Schaaren sind hungrig und streben nach den reichen, innerhalb der Feste aufgehäuften Vorräthen. Zur kräftigen Vertheidigung geht Wehr und Wille ab, — somit, fürchte ich, kann der Erfolg des Kampfes kaum zweifelhaft sein! —

Oktober 1848. Die Blätter des jungen Deutschlands aus Paris gelesen: Kalmuck, Baschkir möchte man werden, — zu Abd El Kader laufen, oder meinthalben zu den Sack- und Fuchs-Indianern, — um zu vergessen, daß man das Malheur hat als Teutscher geboren zu sein, — um die Sprache zu verlernen, in welcher es einem schnöden Gotteslängner, einem landesverrätherischen Renegaten, einem faselnden Doktor gestattet ist, die Helden seines Landes, die Märtirer ihres Glaubens mit Spott und Hohn zu begeifern, ihre Gräber mit dem Unflath seiner Worte, und das Cruzifix mit dem Schaum seiner atheistischen Wuth zu besudeln. — Voltaire machte sich ähnlicher Verbrechen schuldig, aber wenigstens war es ein amüsanter Teufel, — de Sade hatte doch Saft in den Hoden als er sein Höllenbuch, die Justine schrieb; aber ein langweiliger pedantischer Teufel ist eine erbärmliche Erscheinung! Ein Titan im Schulmeisterhabit nimmt sich nur possirlich aus, und

Zeus hat Recht seine Blitze, welche das Gesindel sonst verdiente, für bessere Subjekte zu bewahren! Aber einen Schuß Pulver möchte man mit Vergnügen ex propriis dazu spendiren! Ein solcher elender, giftwoller, unheilkrächzender Verläugner könnte einem, ohne etwas kräftigen Selbstbewußtsein, nicht allein an Gott und den Menschen, sondern auch an dem eigenen Mark in den Knochen, an der eigenen Seele im Busen zweifeln machen! — Die Aussätzigen am Körper wurden früher von den Gesunden abgesperrt, warum sollte die Gesellschaft nicht auch dasselbe Recht gegen die Aussätzigen am Geiste in Ausübung bringen, um der Ansteckung vorzubeugen?! —

November 1846. Ich habe heute die Geschichte der letzten Seekriege gelesen, und mich an Nelson's Heldenbild erfreut. Der französische Geschichtschreiber wirft ihm nur „seinen Frenzosenhaß" vor. — Ich finde, daß er darin sowohl, als daran, daß er die neapolitanischen Rebellen aufknüpfen ließ, nicht Unrecht hatte, eben so wenig als in Lady Hamilton verliebt gewesen zu sein, die sehr schön und geistreich gewesen sein soll. — Seine Siege tragen das Gepräge der hohen Genialität an sich, waren übrigens durch die bewunderungswürdige Disziplin, welche Admiral Jervis (Graf St. Vincent) in der englischen Marine eingeführt hatte, — (wozu auch die vortreffliche Abrichtung im Gebrauche des Geschützes zur See gehört) — vorbereitet und bedingt. Das glaubt freilich unsere

gelehrte teutſche Freiſchaarler-Taktik nicht! Auch der Franzoſe gibt zu, daß die Franzoſen es nie zu ähnlicher Ordnung und Präziſion bringen könnten, und leitet dies natürlicherweiſe aus allerhand vortrefflichen, den Franzoſen vornehmlich einwohnenden Eigenſchaften ab, welche ſie aber eben darum in die unvortheilhafte Lage verſetzten und noch verſetzen, von den Engländern, wenigſtens zur See, mehrentheils beſiegt zu werden. Wo das Genie befiehlt, die Tapferkeit gehorcht, und die Geſchicklichkeit ausführt, iſt der Sieg ſicher, wenn nicht Gott ſelbſt den Ausgang anders leitet.

Höchſt merkwürdig iſt das entſchloſſene, gemäßigte und doch thatkräftige, umſichtige und kluge Benehmen des Parlaments und der engliſchen Admiralität bei Gelegenheit der Empörung der Flotte in der Rhede von Spithead, welche der engliſchen Verfaſſung den Umſturz drohte. Es iſt auch ein guter und wichtiger Beitrag zur Charakteriſtik des Seemannes und des Kriegsvolks überhaupt. Insbeſondere verdient die Betrachtung, — daß die Disziplin nie ſtrenger beobachtet wurde, als während der Zeit, in welcher die Matroſen ſie ſelbſt hand-

habten, und nie mehr körperliche und strenge Disziplinarstrafen angewendet wurden, — bemerkt zu werden.

Wenn einmahl unsere communistischen Theoretiker ihren Zweck erreicht, die letzten Traditionen von ritterlicher Ehre, von patriarchalischer Autorität, von Heiligkeit des Schwurs, von Ergebenheit und Persönlichkeit im Volke werden vernichtet haben, und das materielle Wohlsein als den höchsten Lebens- und Staats-Zweck, das Recht nur als in so lange gültig als kein Stärkerer es streitig macht, — werden hingestellt haben, bin ich kurios was sie für ein Mittel gegen eine waffengeübte, durch ihr Handwerk und Bestimmung aneinander geschmiedete, von tüchtigen unternehmenden Führern geleitete Masse anwenden werden, welche ihre Geschütze gegen die Pforten des von Doktoren, Professoren und Advokaten gebildeten heiligen Reiches richten wird, um sich ihren Antheil an dem Bankett des Wohlseins selbst auszumessen, und den gutgültlichen Grundsatz des Communisten: „wenn es einmahl getheilt ist, und du behältst das Deinige, ich aber verthu' das Meinige, — und ich dann finde, ich habe zu wenig, theilen wir wieder!" — anzuwenden, — denn

daß die Beredsamkeit von tausend Geschützen, von hunderttausend kräftigen Armen und Fäusten bedient, jene aller Kammern, Parlamente, Ausschüsse und sonstigen Redefabriken übertönen würde, scheint mir gewiß. — Auch der Communismus wird seine Prätorianer erzeugen!

De-
cem-
ber
1846.

Ich habe: „memoires du marechal Bugeaud“ par P. Christian, der sich des Marschalls Privat-sekretär nennt, gelesen. Es sind aber eigentlich nur einige Reise-Eindrücke eines gewissen Paul Fabert (Pariser Belletristen oder Journalisten), welcher den Marschall auf einem seiner Streifzüge begleitete, sich einige Zeit in Algerien aufhielt, und nach ächt französischer und sonst auch allgemein geltender Touristen- und Literaten-Manier keine Gelegenheit ausläßt, oft und zuweilen auch viel seine eigene, werthe und interessante Person dem Publikum vorzuführen. Nichts desto weniger ist das Buch, eben durch die darin gegebenen Details- und Genre-Bilder interessant. Bugeaud's ächte Soldatengestalt ist gut charakterisirt, und begreiflich, daß dieselbe den Pariser Machthabern, Rittern von der Feder und der Elle, nicht zusagt, wohl aber die einzige sein dürfte, die unter den gegebenen Umständen zum

Präfektorat der blutig erkauften Landestheile eines fremden Welttheiles paßt, welches die Pariser Doktrinärs um so schneller schon mit ihren bureaukratischen und finanziellen Utopien verschmolzen sehen möchten, als le pouvoir du sabre, der doch immer etwas Glänzendes und Imposantes an sich trägt, mit dem Despotismus der Feder, — die That mit dem Geschwätz, — kontrastirt. —

Einerseits muß man der Ausdauer und dem Muthe, welche die französischen Truppen in diesen beständigen Kämpfen, unter so vielen Gefahren und so beispiellosen Anstrengungen an den Tag legen, Gerechtigkeit widerfahren lassen, aber ungleich größere Bewunderung gebührt dem Helden Abd-El-Kader und seinen tapfern Getreuen, welche trotz der Ueberlegenheit ihrer Gegner, seit siebzehn Jahren ihren Glauben, ihre Freiheit und den Wohnsitz ihrer Väter fußbreitweise vertheidigen, mit dem Yatagan in der Faust dem Kartätschenfeuer trotzen, und lieber als Helden fallen, als wie unterworfene Glaubensabtrünnige leben. Es ist unglaublich, welcher Heldenmuth, Aufopferung, Begeisterung während diesem Kampfe von diesen Kabylen und Arabern

entwickelt worden ist! Es ist dieß ein schauderhafter, entmenschender Krieg, der im Interesse der sogenannten Civilisation geführt wird. Wie wird Gott urtheilen, wie sollte die Geschichte richten, wenn einst die verfolgten, mit Hunden gehetzten, mit der Büchsenkugel und dem Branntwein dezimirten Rothhäute, — und die mit Weib und Kind erwürgten, in ihren Zufluchtsorten halbgebratenen, mit Kartätschen und Raketten zerschmetterten, braunen Kabylen, vor Gott und Menschen über die Verfolgungen klagen werden, die sie von ihren weißen Brüdern erlitten haben, welche sie Civilisation nennen! Da wird man nicht **Semilasso**, sondern **Totallasso** dieser getünchten, heuchlerischen, verfaulten europäischen, oder vielmehr kosmopolitischen und nihilistischen, modernen Gesellschaft. Es sind in diesem Buche, von dem Franzosen selbst, einige charakterisirende Züge angeführt, deren Grausamkeit einen Baschkiren empören müßte! — Schlüßlich begreife ich nicht warum **Bugeaud** als Grundlage seiner projektirten Militärkolonien nicht das, meines Erachtens in der Urform vortreffliche System der österreichischen Militärgränze annimmt,

welches gewiß auch in Afrika den dortigen Bedürfnissen am besten entsprechen würde; — eine teutsche, Elsasser, Population würde sich vielleicht am besten dazu eignen. —

Jänner 1847. Ein französischer Professor, (er könnte auch ein deutscher sein), — behauptet: que les Arabes d'Afrique, n'étant pas assimilés à notre marche progressive devoint être considerés comme des créatures antideluviennes, qui ne sont pas compatibles avec notre civilisation, et que, ne pouvant les amalgamer, il falloit les anéantir! Dasselbe sagen die Amerikaner in Bezug auf die Rothhäute! Das ist das Resultat der Philosophie des letzten Jahrhunderts und moderner Humanität, welche Fürsten-, Adel- und Priestermord predigt, dagegen für Neger- und Juden-Emanzipation schwärmt.

Rezenſion über Salvador's Werke, in der Revue des deux mondes, von L'Herminier, geleſen. Februar 1847.

Das Chriſtenthum nur als eine Fortſetzung des Judenthums betrachtet. — In dieſer Hinſicht blieb der Sieg auf Seite des Monotheismus, und erſt nach dem Sturze Jeruſalems ergibt ſich die glänzendſte Reaktion gegen den römiſchen Pantheismus! Zerſtörten Vespaſian und Titus auch den Tempel Jeruſalems, ſo pflanzte ſich dagegen das Cruzifix, und somit der Glaube an den einen Gott auf die Trümmer der römiſchen Altäre. Meinten die Römer mit dem Umſturze der Zinnen Jeruſalems auch den Gott der Hebräer zu vertreiben, ſo vertrieben und verdrängten weit konſequenter die Chriſten die römiſchen Götter, und nach deren Entfernung fielen Roms Mauern von ſelbſt! —

März 1847. Mit innigem Genuß das vortreffliche Büchlein „von einem teutschen Soldaten" gelesen. Es ist mir gewidmet, und diese Widmung von einem verwandten Soldatenherzen hat mich ermuthigt und erfreut. Es ist mir wie im Gebürg, wenn man mitten in der Einöde oder im wilden Wald, von dem fernen Gipfel einen befreundeten Ruf erschallen hört! — Und wie lange wandere ich nun bereits in dem wilden Walde der modernen Literatur voll weißer, dürrer, nichtgrünender Blätter, und zwischen den schwarzen Schling- und Giftpflanzen, bis ich einem verwandten Gemüth begegne, wie es hier beim „teutschen Soldaten," oder bei Sebastian Brunners — „teutschen Hiob" — oder des edlen Braun „Schwerter und Myrthen" geschehen ist. Nur ein Umstand hätte mich beinahe irre geführt, das ist der Titel. — Warum heißt es von einem „teutschen" — nicht vielmehr von einem „österreichischen" — oder was mir noch lieber wäre, — von einem „kaiserlichen"

Soldaten. — Habe ich sie doch gleich erkannt, die „schwarz und gelbe“ Feldbinde! Warum darüber in Zweifel lassen und alle Harlekins-Farben des teutschen Bundes aushängen? oder gar noch eine dritte dem Gold und Schwarz beimischen wollen? Jedenfalls aber Dank! dem „kaiserlichen“ Reiter, der dies Buch geschrieben und mir geschenkt, und das mir auch unter jedem Titel willkommen ist! —

Ein Beitrag zur Geisterkunde.

April 1817. Als ich noch ein kleiner Junge war, erinnere ich mich, bei einem unserer nahen Bekannten, der in seiner ersten Jugend bei Latour Dragoner gedient hatte, und stets eine große Vorliebe für diese Heldenschaar und seine mit ihm bei derselben gestandenen Kameraden hatte, — oft einen derselben gesehen zu haben, der ihn zuweilen besuchte, und öfters bei ihm Tage im Hause zubrachte. Es war ein langer hagerer Mann, mit kurz geschnittenen grauen Haaren, und einem schmalen blassen Gesichte, auf welchem gewöhnlich ein Ausdruk trüben Nachdenkens lag, der aber oft plötzlich einem seltsamen Aufschrecken, einer gewissen ängstlichen Bangigkeit Platz machte. Sonst umzog seinen Mund ein stiller ernster Zug, er sprach fast gar nicht, und wenn er es that, so waren es milde freundliche Worte. Sonderbar aber blieb es, daß er oft unverweilt in eine Ecke, oder sonst einen leeren Raum hinblickte, sei es in der

Stube oder im Garten, als sähe er jemanden, mehrmalen dabei, beinahe unwillig, sich abwandte, endlich aber wieder mit einer Art von ungeduldigem Achselzuken denselben Punkt fixirte. Wie gesagt, sprach er sehr wenig, beinahe mit niemanden als mit dem Hausherrn, welchem er wenigstens auf seine Fragen mit steter bescheidener Art Antwort gab. Eines Abends waren sie beide allein in der Stube, nur ich war unbemerkt im Winkel, als der Rittmeister wieder unverrückt an die Wand blickte. Der Wirth frug, — „ist er wieder da?“ — **Le voila**, antwortete der Rittmeister an die Wand hindeutend, ohne wegzusehen. — Nach einiger Zeit seufzte er tief auf, — **Dieu merci, il est parti**, — und entfernte sich. — „**Pauvre ami!**, meinte der Freund, welche sonderbare Vision!“ —

Später erfuhr ich, daß der Rittmeister während der niederländischen Unruhen einen Kapuziner, welcher Aufruhr predigte, bis in die Kirche verfolgt, und am Altar niedergestochen habe. — Seit der Zeit aber hatte er keine Ruhe, obzwar fast zwanzig Jahre vorüber waren. Stets erschien ihm der Kapuziner, die blutige Wunde in der Brust. — Das

Sonderbarſte war, daß dieß nie oder höchſt ſelten bei Nacht Statt fand, und auch nicht oft, wenn der Rittmeiſter allein war. Nur Abends, wenn er nach Hauſe kam, ſah er ihn zuweilen auf ſeinem Stuhle oder auf ſeinem Bette ſitzen, wo er aber gewöhnlich bald verſchwand. Deſto öfter erſchien er bei großer Geſellſchaft, oder im Gedränge, wo der Rittmeiſter oft einen andern Mönch zu ſehen vermeinte, ihm nachfolgte, und erſt wenn ſich das Geſpenſt umſah, den unheimlichen Gefährten erkannte. Meiſtens fand dieſe Viſion zur Mittagszeit Statt. War in einer Geſellſchaft ein Stuhl leer, ſo war er für den Rittmeiſter bald erſetzt. Sprach er mit jemand, ſo ſchien bald der todte Kapuziner über die Schulter des Sprechenden zu blicken, oder an ſeiner Seite zu wandeln. Unſer Freund frug den Rittmeiſter ob er ihm nicht winke oder mit ihm ſpreche, dieſer verſicherte, daß er ihn ſtets mit einer trüben aber milden Gebehrde begrüße, keineswegs drohend oder fürchterlich ausſehe, und daß er ihm nicht Furcht, ſondern eher eine Wehmuth und Betrübniß einflöße. Nach und nach ward er die Erſcheinung gewohnt, er blieb aber ſtets traurig und einſilbig,

lebte etwa noch dreißig Jahre in vollkommener Gesundheit und dem Gebrauche seiner Verstandskräfte, — während er täglich, besonders um die Mittagsstunde, oft auch öfter diese Erscheinung hatte. Nur den Tag vor seinem Ableben erklärte er, der Geist habe ihm bedeutet, er würde jetzt nicht mehr kommen. Den nächsten Tag befand er sich ziemlich wohl, hatte auch den ganzen Tag, zum erstenmal seit dem traurigen Ereigniß, nämlich seit 32 Jahren, keine Erscheinung mehr. Vor Mitternacht aber machte ein Nervenschlag seinem Leben ein Ende. —

Ist dieß nicht ein Beitrag zu den Mittheilungen der Seherin von Prevost? —

Juni 1847. Frohnleichnams Prozession. — Die Bürgergarden, — sehr schön und stattlich. — Woher aber die Ueberzeugung, daß sie von dem gegenüberstehenden Linien-Grenadier-Bataillon wie Spreu auseinander stäuben würde, käme es zum Ernst? — und doch sind mehr Armeekreuze in den Reihen des Bürgermilitärs als in jenen der Linien Truppe; also ist es nicht eben Unkenntniß der Waffe, welche die Superiorität der Linie begründet. Aber es liegt der Unterschied anderswo! — In dem bedeutungs- und inhaltschweren Worte Gehorsam, — und, in der Gewohnheit der Selbstverläugnung, — des Zusammenwirkens, — in der daraus entspringenden Leichtigkeit des Befehlens, in der Ausdauer, — in der fast zur zweiten Natur gewordenen, fast bewußtlosen Hingebung des Einzelnen für das Ganze.

Ich machte dabei allerhand Betrachtungen. Die Bürgermiliz ist die einzige jetzt noch übrig gebliebene bewaffnete Repräsentation der Proprietät. —

Dagegen ſehe ich zwei Elemente ausgeſchieden, die ſich als ſolche nicht mehr, wenigſtens nicht bewaffnet, repräſentiren, den Edelmann und den Proletarier. Erſteren hat der Bürgerſtand verdrängt, Letzteren noch nicht anerkannt. Bewußtlos haben ſie ſich in den ſtehenden Heeren vereinigt. Der eine brachte den kriegeriſchen Ritterſinn, den ſtrengen, und doch ſo zarten Begriff militäriſcher Ehre, — der andere einen abgehärteten muskelkräftigen Körper, den Geiſt des Gehorſams und die Gewohnheit der Entbehrung. Mit ſeiner derben Fauſt ſchützt er die Fahne, dieſe heilige Bundeslade der Ehre, welche aus der ritterlichen Vergangenheit herübergebracht worden iſt in die zweifelnde Neuzeit, die an und für ſich an kein Zeichen mehr glaubt. Was wird aber geſchehen, wenn auch bei den ſtehenden Heeren der Glaube an Eid, Ehre, Treue und Pflicht untergraben werden ſollte, und es ihnen einfällt ihrerſeits, mit dem Handwerkszeuge ihrer Mordprofeßion in der Hand, mit Degen, Muskette, und, — was mehr noch bedeutet, — mit der Kanone, die Vertheidiger des gegenwärtigen Beſitzſtandes um deren Recht an demſelben

zu befragen? Werden die Tribunen und Nationalgarden in und vor dem Forum eine schlagende Replick in Bereitschaft haben, wenn einst ein geliebter siegreicher Feldherr an der Spitze zahlreicher, waffengeübter, durch die Bande und die Gewohnheit der Disziplin in und an einander gefügter Kriegerschaaren Rechenschaft über die Art der Vertheilung fordert? — Wenn es den Männern der Waffenzunft nicht einleuchten sollte, daß so viel Geld für Sänger und Tänzer, dagegen so wenig für die Invaliden sich vorfindet, — sie sich eine Erklärung des Verhältnisses zwischen den Besoldungen der Mandarinen der Bureaus, und der kargen Löhnung des Kriegers erbitten würden, und diese Rechnung von einem Triumphator liquidirt werden dürfte? —

Fahrt nur fort, ihr weiſen Sophyſten und Analytiker, dem Krieger ſeinen Schwur als eine leere Formalität, dem Offizier die Ehre als ein veraltetes Vorurtheil darzuſtellen! und es wird der Tag kommen, wo die Bajonette ſich zählen werden, wo der Soldat ſelbſt den Sold beſtimmen wird, um den er ſich die Knochen will zerſchießen laſſen, — und ſo wie die Kammern mit ihren Doktoren und Profeſſoren jetzt die Könige zu tyranniſiren verſuchen, werden ſich dann Prätorianer finden, welche ihrerſeits den Kammern mit den peremptoriſchen Gründen ihrer Musketenläufe und der Beredſamkeit ihrer Feuerſchlünde allerhand kurioſe Argumente vortragen werden. Juli 1847.

Ihr rüttelt und grabt an den Fundamenten der jetzigen ſozialen Organiſation, indem ihr den hiſtoriſchen Boden, auf den ſie beruht, durchwühlt. Sie wird vielleicht ſtürzen, aber vor Allem Euch in den Trümmern begraben! — Ein Prophet oder ein Imperator werden dann eine neue gründen! —

August 1847. Alles beeifert ſich die Gefängniſſe und das Loos ihrer Inwohner zu verbeſſern, und es geht den Spitzbuben bald weit beſſer als der Mehrzahl der ehrlichen Leute. Sieht man wo ein ſchönes, luftiges, geräumiges, bequemes Gebäude errichten, ſo iſt es ſicher ein neues Zuchthaus; dagegen iſt ein dunkles, verfallenes, feuchtes Rattenneſt gewöhnlich eine Kaſerne. Für die Spitzbuben in Ketten ſorgen ſo zahlreiche Sympathien, aber für die armen Soldaten ſorgt Niemand! —

Durch drei Tage den hieſigen Manövers beigewohnt, auswendig und inwendig den Waffenrock getragen, und mich erinnert, daß ich Soldat bin, worauf man anders wo, im Civilkleide, und wohl auch in der Uniform, ſchier vergißt. Verona. Oktober 1847.

Der verehrungswürdige Feldmarſchall empfing und behandelte mich mit ſeiner gewohnten allbekannten Leutſeligkeit. Er beglückte mich mit einigen höchſt intereſſanten Mittheilungen, in welchen man ex ungue leonem erkannte. Dieſe, und Marſchall Marmonts letztes Werk, ſind ſeit langer Zeit das einzige Gediegene, welches ich über meine Profeſſion geleſen habe. Den Feldmarſchall haben die Jahre phyſiſch und moraliſch nicht beugen können; wie an den Römerwerken nagt die Zeit ohne merklichen Erfolg an dieſem klaſſiſchen Organismus, während neben demſelben neuere Schöpfungen und Generationen erſcheinen und wieder verſchwinden. Das in ihm wogende, heitere, kräftige Leben belebt und erkräftigt alles was ihn

umgibt. Der Himmel wolle ihn zum Heil des Heeres und des Kaiserhauses noch lange erhalten, und ihn und seine Schöpfungen vor allen schädlichen Krankheitsstoffen bewahren!*)

Nicht allein das Heer, aber auch die anwesenden Fremden weiß der Feldmarschall zu gewinnen. Diesmal waren deren nur wenige als Repräsentanten des Auslandes zugegen, ein piemontesischer und englischer Offizier, ein junger sehr liebenswürdiger russischer Artillerie-Lieutenant, Martinof, der den Krieg im Kaukasus mitgemacht hat, und der tüchtige Schweizer-Oberst Ziegler. Alle diese Herren wurden beim Feldmarschall, dessen Haus mit wirklich splendider Gastfreundschaft allen Fremden und einheimischen Gästen offen steht, auf das Freundschaftlichste aufgenommen und bewirthet. Ueberhaupt habe ich, trotz meiner vielfachen Erlebnisse in diesem

*) Wie wenig ahnte ich damals, als ich diese Zeilen niederschrieb, welchen prophetischen Geist sie enthielten. Aber mein Herz sah in die Zukunft, und mein Vertrauen auf Oesterreichs Schutzgeist hat sich bewährt.

Postdiluvianische Anmerkung
des Verfassers im Jahre 1850.

Gegenſtand, noch keinen Feldherrn gekannt, deſſen Perſönlichkeit trotz ſeiner hohen Stellung mit der nothwendigen Autorität eine ſo liebenswürdige, humane Behandlungsweiſe verbände. *)

An hohen Notabilitäten waren außer dem jungen Herzog von Modena k. H., auch die Erzherzoge Ernſt und Sigmund, k. k. Hoheiten, anweſend, welche letztere in der Schule des erfahrenen Feldherrn zum Waffenhandwerk herangebildet werden, und mit einer kräftigen phyſiſchen Conſtitution und geiſtigen Intelligenz ausgerüſtet, und von lobenswerthen Eifer beſeelet, hoffen laſſen für die Zukunft das Vertrauen zu rechtfertigen, welche das öſterreichiſche Heer auch auf dem Schlachtfelde auf die Prinzen des Hauſes zu ſetzen gewohnt iſt. Auch Feldzeugmeiſter Graf Nugent, dieſe geniale, vielerprobte und erfahrne, — auch im

*) War es doch als hing mein Auge mit Hoffnung und Vertrauen an dem Stern, der mir an jenem gewitterſchwangern Nachthimmel damals ſchon ſichtbar wurde, und der als Morgenſtern nach dem folgenden Nachtgewitter ſeinen Siegeslauf zum Heil des Kaiſerhauſes beginnen ſollte! —

Poſtdiluvianiſche Anmerkung des Verfaſſers.

persönlichen Umgange höchst interessante militärische Notabilität, und Feldmarschall-Lieutenant Heß, Chef des General-Quartiermeister-Stabes, erschienen im Lager. Meinen alten Freund Mengewein, der so gütig mit dem Landsknecht sympathisirt, und viele andere alte Bekannte fand ich im Lager zu meiner großen Freude wieder; — das können nur Soldaten und Studenten wissen, was Wiedersehen alter Freunde für eine Freude gewährt.

Mit inniger Befriedigung erkannte ich im Lager wieder den unzerstörbaren guten Willen, welcher in dem kaiserlich österreichischen Heere Offiziere und Mannschaft belebt, und die Heiterkeit, mit welcher in demselben Beschwerden und Fatiken ertragen werden. Es besteht in diesem Heere ein moralischer Werth, welcher, wenn er gehörig benützt, erhalten und belebt wird, die größten Resultate herbeiführen wird. Ich glaube nicht, daß ein solcher guter Wille, in irgend einem andern Heere in demselben Grade, besonders bei der Mannschaft zu finden ist. Dieß kann Niemand besser beurtheilen als jemand, der, wie Schreiber dieser Zeilen, Gelegenheit gehabt hat, über den Charakter und die Eigenthümlichkeit verschiedener Armeen sich Er-

fahrungen zu ſammeln. Ich war nach den ziemlich fatiguanten Waffenübungen im Lager. Italiener, Böhmen, Ungarn und Teutſche, Alles jubelte und war guter Dinge. Es war eher ein Feſt für die Mannſchaft als eine anſtrengende Dienſtespflicht zu nennen.

Die Infanterie insbeſondere legte bei dieſen Feldübungen eine beſondere Findigkeit, Gelehrigkeit und Geſchicklichkeit in Benützung der ſehr ſchwierigen Terrains an den Tag, entwickelt eine ausnehmende Schnelligkeit und Leichtigkeit der Bewegung, welche einem, mit der Natur des Bodens und der Lokalität minder vertrauten Feinde ſeine Aufgabe nicht wenig erſchweren, ja unmöglich machen würde. *)

Das treffliche Pioniers Corps, welches immer ein Gegenſtand meiner Bewunderung iſt, und welches meines Erachtens in ſeinen Verrichtungen in keinem mir bekannten Heere, wo nicht erreicht, doch gewiß nirgends übertroffen wird, lieferte bei einer

---

*) Ich habe Recht gehabt, wie die Folge zeigte.

Poſtdiluvianiſche Anmerkung des Verfaſſers.

Brückenschlagung wieder den Beweis seiner ganz besondern Geschicklichkeit und vortrefflichen Abrichtung. —

Ich verlasse immer Verona mit einer Empfindung ernster Betrachtung. Auf diesen Mauern ist Geschichte zu lesen! — Von den Römerzeiten durch alle Phasen des Mittelalters bis in die neueste Zeit! Diese Steine, alle bezeichnen große Momente verschiedener Epochen, — und diese Felder haben seit Marius Zeiten die Legionen, die Schaaren der Cimbern und Teutonen, der Germanen, Alemannen, Vandalen, Gothen und Lombarden, — die Welfen und Gibellinen, — die französischen und teutschen Panzerreiter und Reisige, — die Schweizer und die Landsknechte, — die österreichischen Regimenter und die französischen Halbbrigaden mit ihrem Blute gedüngt. Jetzt sprossen Weinreben und üppige Lauben auf ihren Gräbern. So will es der Lauf der menschlichen Geschicke, welche so wie jener der Sterne in einer höhern Hand liegen.

Don Diego Leon's letzte Augenblicke.

Don Diego Leon ist unter dem Mordblei gefallen. Als Soldat, als Ritter, als Christ! eine Heldenblume, wie sie nur in dem ritterlichen Spanien erblühen konnte. November 1837.

Daß Schreiber dieses, ein ehemaliger Carlist, seinem Feinde auf dem Schlachtfelde mit diesen Zeilen den Tribut seiner Achtung zollt, mag statt der Schaufel Erde gelten, die er ihm lieber auf sein ehrliches Soldatengrab am Abend einer Schlacht geworfen hätte; — und so sehr wir Carlisten eigentlich Ursache hätten, uns darob zu freuen, wenn unsere Gegner sich selbst dezimiren und die Edelsten, Tapfersten und uns Gefährlichsten selbst aus dem Wege räumen, so wenig können wir es uns versagen, dem Heldenmuth und Edelsinn in unserer Achtung den Platz anzuweisen, der ihnen gebührt, und dadurch den Unterschied anzudeuten, der zwischen dem ebenbürtigen, ritterlichen Feinde, den nur Meinungsverschiedenheit uns

gegenüberſtellt, — und dem ehrgeizigen, hinterliſtigen, grauſamen, oft feigen und nur auf ſeine Uebermacht zählenden, ſich zum Henkersknecht im Dienſte ränkeſüchtiger Partheien herabwürdigenden Söldner der Revolution, beſteht.

Don Diego Leon aus einer guten Familie Andaluſiens ſtammend, hat in dem ganzen Verlauf des ſpaniſchen Bürgerkrieges durch ſeine Tapferkeit und militäriſchen Talente ſich auf allen Schlachtfeldern einen großen Ruhm erworben. Als Oberſt und Commandant des Huſaren-Regiments Princeſa zeichnete er ſich vielmals aus, und war ſpäter als Brigadier und Maréchal de Camp der tüchtigſte Reiterführer im chriſtiniſchen Heere. Vom Feinde geachtet, von ſeinen Soldaten angebethet, durch Leutſeligkeit, ein offenes biederes Benehmen und eine herrliche, männlich imponirende Geſtalt die Gemüther aller, die mit ihm in Berührung traten, einnehmend, gehörte er zu den frappanteſten Erſcheinungen des damaligen transpyrenäiſchen Dramas. Nie befleckten ſeinen Ruf die leider nur zu häufig auf ſeinen Genoſſen, einen Rogueras, Zurbano, Mina, Valdes, Rodil, laſtenden Anklagen von Erpreſ-

gen, und an Gefangenen und Wehrlosen verübten Grausamkeiten. Espartero dankt seinen Thaten manchen glänzenden Erfolg. — Die Schuld der Dankbarkeit stattete der Diktator auf dem Richtplatze ab. — Die Brust, welche so oft den Kugeln trotzte, um Esparteros Haupt mit Lorbeeren zu krönen, hat der Diktator durchbohren lassen, aber eben dieses Blut ist auf die erborgte Siegerkrone gespritzt, und hat ihre Blätter verdorren machen!

Don Diego war eigentlich monarchisch gesinnt, nur erschien ihm Isabella als seine legitime Königin. Ritterliche Schwärmerei für die, seiner Meinung nach ungerecht verfolgten und angefeindeten Frauen, mochten seine Anhänglichkeit an Dieselben und die christinische Sache um so mehr steigern. So half er die Karlisten bekämpfen; — aber nach deren Unterdrückung sah er in dem Treiben der revolutionären anarchischen Parthei, in den geheimen Gesellschaften, in dem englischen Einfluß, und in dem, allen diesen Elementen zum Werkzeuge dienenden, und hinwiederum sich ihrer als Stufe zur höchsten Gewalt bedienenden Ayacucho Espartero weit gefährlichere Feinde für die königliche Macht erstehen. Das Heer, als

man deſſen nicht mehr bedurfte, von dem Diktator bei Seite geſetzt, und den revolutionären Umtrieben und engliſchen Einflüſterungen geopfert, war unzufrieden. Die vertriebene Königin Chriſtine warb von Paris aus um Anhänger und Hülfe, und ſo entſtand eine Verbindung, welche die Befreiung der Prinzeſſin Iſabella aus den Händen Esparteros bezweckte, und welcher die ausgezeichneteſten Generäle der damaligen ſpaniſchen Truppen, O'Donnell, Concha, Borſo de Carminato, und auch Don Diego Leon ſich anſchloſſen.

Dieſe Bewegung brach zu Madrid ſchon am 7. Oktober aus, obzwar Don Diego den Angriff auf den königlichen Pallaſt erſt auf den künftigen Tag feſtgeſetzt hatte, denn General Concha, durch einen bis jetzt noch nicht aufgeklärten Irrthum bewogen, und gedrängt durch die Offiziere der königlichen Garde, welche auf Esparteros Befehl am 7. Früh entlaſſen worden waren, glaubte das Unternehmen beſchleunigen zu müſſen.

Oberſt Pezuela, auch ein Mitverſchworner, der Abends um 8 Uhr den Generalmarſch ſchlagen hörte, ohne die Veranlaſſung dazu zu kennen, begab

ſich zum Pallaſt, wo er Concha mit einem Bataillon des Regiments Princeſa antraf. Da er Concha ohne Leon erblickte, eilte er zu letzteren, und ſagte ihm: „Concha ſei in Gefahr, man müſſe ihm beiſtehen, oder die Sache ſei verloren.“ — Leon erwiderte: „ich habe den Schlag auf den künftigen Tag feſtgeſetzt, Concha hat gegen meinen Befehl gehandelt!“ — „Aber Concha iſt in Gefahr, ich eile mit ihm zu fechten, und will lieber mit ihm fallen als ihn verlaſſen!“ antwortete der tapfere Pezuela. — „Oh! da geh' ich auch mit!“ — rief Leon und warf ſich in die Uniform, beſtieg ſein Roß und begab ſich mit Pezuela zum Palais. Es ſchlug eben Mitternacht am nächſten Kirchthurm. Während ſeiner Anweſenheit im Pallaſte gab er keine Befehle, veranlaßte keine Maßregel, es ſcheint, daß er hierin dem General Concha die ganze Leitung überließ. Als endlich das Unternehmen gänzlich mislungen, und jeder der dabei Betheiligten auf ſeine Rettung bedacht war, ſetzte er ſich wie die andern zu Pferde, und entfernte ſich zugleich mit den Andern. Bei der Puerta de Hierro, etwa eine Viertelſtunde von der Stadt, wurden die Flüchtigen

durch eine Abtheilung Reiterei angegriffen, Don Diego Leon's Roß unter ihm getödtet, und er ſelbſt gezwungen ſeinen Weg zu Fuß fortzuſetzen. Oberſt Marcheſi rief nun ſeinen Gefährten zu: a la izquierda, d. h. „links hinüber" — und alle eilten nun dem Manzenares zu. Leon aber war etwas ſchwerhörig, — er vernahm den Ruf nicht und blieb allein zurück. Er folgte zu Fuß und wandte ſich rechts. Nach einer Stunde begegnete er einem Flurſchützen, der von der Jagd kam, und Wildpret nach Madrid trug. Don Diego zog ſeinen Beutel, erhandelte des Jägers Pferd, beſtieg es, und eilte in Galopp von dannen. Aber das matte Thier konnte nicht auslangen. Don Diego ſtieg ab und ſchritt, das Pferd am Zügel führend, querfeldein. Mittlerweile war das Huſaren-Regiment Princeſa von Madrid zur Verfolgung der Flüchtigen ausgeſendet worden. Die erſte Schwadron unter dem Befehl des Oberſt Rodriguez — eines der Seiden Eſparteros, — eilte bis Colmenar viejo, ein etwa anderthalb Meilen von Madrid entlegener Flecken, voraus. — Hier hielt die Schwadron und lagerte auf dem Platze. — Die zweite Schwadron, vom Oberſtliente-

nant Lavina (Diego's ehmaliger Adjutant) befehligt, folgte bald in derſelben Richtung. Nicht weit von Colmenar, zeigte ein Wachtmeiſter dem Oberſtlieutenant an, daß man in geringer Entfernung auf dem Felde einen, ſein Pferd am Zaume führenden Huſaren bemerke. Lavina entſendete einen Korporalen mit vier Reitern, um dieſen auffallenden Spaziergänger anzuhalten, und dieſe Patrouille ſtieß auf ihren ehemaligen General, — der ſie frug: wer ſie kommandire; — der Korporal erwiderte: „Mein General, es iſt der Oberſtlieutenant Lavina, der nach Colmenar marſchirt, wo bereits das ganze Regiment ſich verſammelt.“ — So laßt uns denn nach Colmenar gehen, — ſagte Don Diego, und fünf Minuten darauf befand er ſich auf dem, von den Reitern beſetzten Platze. Beim Anblick ihres ehmaligen Oberſten ſalutirten ſämmtliche Soldaten, umgaben ihn, und man hörte mehrere von ihnen verſichern, ſie würden ſich nie dazu verſtehen, den tapfern General Don Diego Leon als Gefangenen nach Madrid zurück zu ſchleppen, ja, ſie wären eher dazu geneigt, ihn auf ſeiner Flucht zu begleiten. Rodriguez und Lavina vernahmen dieſe Aeuße-

rungen mit steigender Unruhe, und begannen ernstliche Besorgnisse für ihre eigene Sicherheit zu schöpfen. Auch wurde die unglückselige Taubheit Don Diego's ihre einzige Rettung. Denn, während die Soldaten sich in der Stille besprachen, und die Mehrzahl schon geneigt schien, ihn zu retten und sich ihm anzuschließen, wandelte er stillschweigend mit verschränkten Armen, ohne von denen sich zu seinen Gunsten aussprechenden Berathungen etwas zu ahnen, auf dem Marktplatze auf und ab, sich schon als dem Tode geweiht, ansehend. Nach Verlauf einer kleinen halben Stunde, als Rodriguez noch zu keinen Entschluß gelangen konnte, und mit Besorgniß das Murren und die Unruhe unter seiner Truppe zunehmen sah, nahte sich ihm Don Diego selbst, — sagend: „Lassen Sie mir ein Pferd geben, ich bin bereit, — gehen wir nach Madrid." — Rodriguez nicht wenig erfreut, gehorchte eiligst, und bedeutete der Mannschaft, daß er Don Diego's eigenen Befehl hierin befolge. Die Schwadron trat nun, Don Diego an der Tête, den Rückmarsch nach Madrid an; er ritt an der Spitze, keineswegs mit der Haltung eines Gefangenen, vielmehr hatte

es das Ansehen als sei er selbst der Kommandant. Ein Wort von seinem Munde, und die Husaren, ihm noch mit voller Ergebenheit anhängend, hätten sich beeilt seine Befehle zu vollziehen. Aber er war, wie es bei solchen Gelegenheiten sich oft ereignet hat, mit dem nicht thatkräftigen, sondern vielmehr lähmenden Muthe der Resignation beseelt. Bei solchen Ereignissen ist angstvolle Verzweiflung oft nützlicher. *)

Im Quartier der Nationalgarde angelangt, wurde er in anständigen Verhaft gesetzt. Man frug

---

*) Als Don Diego in Colmenar seinen Entschluß nach Madrid zurückzukehren, eröffnete, schickte Rodriguez eiligst insgeheim einen Bothen an Espartero, um diesen in Kenntniß der Verhaftung Don Diego's zu setzen. Espartero, hocherfreut über diese Nachricht, die etwa um 8 Uhr Abends zu ihm gelangte, beorderte einen seiner Vertrauten, den Kapitän Gandara, von den Jägern von Luchana, Don Diego's Ankunft am Thore von St. Vicente mit einer Abtheilung Guias, (Guiden, — Soldaten von Espartero's Leibgarde) abzuwarten, und ihn in das Quartier der Nationalgarden zu geleiten. — Espartero wußte nur zu gut, daß Don Diego, einmal in die Hände der Nationalgarden (Nacionales, — Urbanos,) gegeben, aus ihnen nur in jene des Henkers übergehen müße. —

sich bei ihm an, ob es ihm genehm sei, daß man um ein Bett nach seiner Wohnung sende. „Ein Bett, frug er erstaunt, — ich dachte nicht, daß man es so lange mit mir machen werde.“ — Er glaubte nämlich ohne Verzug gerichtet zu werden. Jede fernere Kommunikation ward ihm nunmehr auf das Strengste abgeschnitten. Das Ayuntamiento schickte ihm täglich seine Verköstigung. Don Diego berührte dieselbe kaum, dagegen begehrte er, da er auf seine Person sehr eitel war, sein necessaire de toilette, und von dem ersten Abend seiner Verhaftung angefangen, kleidete, wusch, frisirte er sich, als solle er auf dem Ball erscheinen. Das Ayuntamiento trieb die Aufmerksamkeit so weit, ihm einige Parfümerien zu schicken, die er aber als unbrauchbar wegwarf und dagegen begehrte, man solle ihm deren aus einem berühmten Kaufladen in der Calle St. Jeremio holen.

Die Mitglieder des Kriegsgerichtes waren:

Capaz, Marine-General, (unwissend und feige.) Präsident, — er war Fregatten-Kapitän während der amerikanischen Kriege, — die Insurgenten nahmen mit Kavallerie seine Fregatte, welches wenig für seine Kenntnisse und Sachkenntnisse beweiset.

Mendez Vigo, Republikaner (Mörder und Bluthund, ex professo.) Beisitzer, — im Jahre 1823 ließ er in la Corona drei und zwanzig Gefangene, Mönche und Bürger, deren einige nur wegen Schulden verhaftet waren, in die See werfen.

Ramiez, (durch Don Diego's Protektion befördert) Beisitzer, —

Isidore, (Partheigänger, — Guerilleros, — im Jahre 1823 dreimal wegen Erpressungen vor Gericht gestellt,) Beisitzer. —

Diese Vier stimmten für den Tod.

Cortinez, General beim Genie-Corps, Beisitzer, —

Lopez Pinto, General bei der Artillerie, Beisitzer, —

Grases, ebenfalls General der Artillerie, Beisitzer, —

Diese drei stimmten gegen die Anwendung der Todesstrafe.

Menuisir, Fiskal, — öffentlicher Ankläger, —

(Sohn eines piemontesischen Kochkünstlers,) —

Roncali, Defensor, General-Kommandant der Militär-Abtheilung in Neu-Kastilien.

Der Rath bewilligte dem Defensor nur achtzehn Stunden zur Abfassung seiner Vertheidigung. Dieser

begehrte wenigstens vier und zwanzig. Dieses gerechte Ansuchen wurde abgewiesen.

Der junge Deputirte Gonzalez Bravo schrieb die Vertheidigung Don Diego's. Es war dieß eine überflüssige Mühe, sein Todesurtheil war ja schon im Vorhinein gesprochen. Als dieses aber kund gemacht ward, ertönte ein Ruf des Schmerzes durch ganz Madrid. Mehrere junge Leute versuchten es die Gnade des Regenten, trotz des gegebenen Verbothes ihn damit zu behelligen, — zu erwirken. Selbst ein, in der Nacht vom 7. Oktober tödtlich verwundeter Kapitän der Nationalgarde, Nameus Miguel de la Guardia, reichte bei Espartero eine Bittschrift für Don Diego's Begnadigung ein. *) Noch am Vorabend hatte man in dieser Absicht abermalige Versuche gemacht. Don Diego's Familie, begleitet von der Gräfin Altamira und vom Grafen Punofi roſtro hatten sich in den Palast begeben, in dem Augenblicke wo Isabella in den Wagen stieg um ihren

*) Man pries damals hoch die Großmuth Guardias. Die Bewunderung vermindert sich, wenn man weiß, daß Don Diego's Familie dieselbe um fünftausend Franken erkaufte.

gewöhnlichen Spaziergang zu machen. Diese ganze in Trauergewänder gehüllte Familie warf sich schluchzend zu der Königin Füßen, und Isabella wollte in ihre Gemächer zurückkehren um an Espartero zu schreiben. Aber ihre Gouvernante belehrte sie, daß hierzu des Tutors — (Arguelles) — Genehmigung von Nöthen sei. Die Tochter Christina's ließ diesen herbeirufen, und ersuchte ihn um die Erlaubniß den Brief zu schreiben. Er bewilligte es, aber es ist unbekannt was mit dem Schreiben geschehen ist, — auf alle Fälle aber blieb dasselbe ohne weitere Folge.

Der Sieger von Bailen, der ehrwürdige Castaños, der älteste der Marschälle Spaniens, begab sich persönlich zu Espartero, aber auch seine Bemühungen blieben fruchtlos. Man behauptet sogar, daß er von dem Emporkömmling ziemlich schnöde abgewiesen worden sei. Espartero soll den achtzigjährigen Greis angefahren haben: „Sie selbst haben ja doch den L.... bei einer ähnlichen Veranlassung im Jahre.... erschießen lassen." Ich that meine Schuldigkeit, erwiderte Castaños — aber ich war nicht Regent, und hatte folglich nicht das Recht, Gnade zu ertheilen.

Don Diego war, wie es in Spanien gebräuchlich, vorläufig in der Kapelle —(in capilla)— im Quartier der Nationalgarden (in cuartel de los nacionales) ausgesetzt worden. *) Das Gemach, in welchem er sich befand, lag im zweiten Stockwerke, mit einem auf die Straße hinausgehenden Fenster. Auf der einen Seite stund ein Bett, auf der andern ein, in der Ecke errichtetes Altar mit einem Kruzifix und zwei Armleuchtern. Sobald Don Diego dieses Schauergemach betreten hatte, welches als der Vorhof des Grabes gelten konnte, stellte er auf den Altar ein ihm, von einem seiner Verwandten, dem Marquese Zambrano, mitgebrachtes Madonnenbild. Er brachte zwei Tage in Capilla zu, gewöhnlich ruhig auf dem Bette sitzend, mit dem Pater Carafo, seinem Beichtvater, einen verdienst- und kenntnißreichen alten Jesuiten, sich besprechend; oder mit seinem Defensor und Freund, den General Roncali, der ihm fortwährend von seinen früheren Kriegsthaten sprach, sich unterhaltend. Gerne

*) In der Calle d'Atocha, einer der belebtesten Straßen von Madrid.

verweilte er im Geſpräch bei den Erinnerungen an ſeine geweſenen Waffenbrüder, und beſonders erwähnte er gerne Pezuelas, eines echt caſtilianiſchen, kräftigen Gemüthes, Dichter und Soldat, ein thätiger und lebendiger Geiſt.—

Um 12 Uhr Mittags beſtieg Don Diego einen Miethwagen, eine Art offener Kaleſche. Auf dem Rückſitz ſaß Don Diego neben ihm ſein Beichtvater, der obenerwähnte Pater Caraſo. Auf dem Vorſitze nahm ſein Vertheidiger, General Roncali Platz. Don Diego trug den Huſaren-Uniform des Regiments Princeſa, rothen, goldverbrämten Dolmany mit allen Orden geſchmückt, lichtblaue Pantalon mit goldenen Borten. Auf dem Kopfe den Czako mit wehenden Federbuſch. Sein herrlicher Kopf erinnerte an jenen Murats, der ähnliches Schickſal mit ihm hatte. Die herrliche caſtilianiſche Geſichtsbildung verrieth zugleich Stolz und Heiterkeit, er ſchien einer Heerſchau entgegen zu fahren. Er lehnte ſich leicht an den Wagenſchlag, zuweilen mit der Hand ſeine glänzenden und glatten Locken aus der Stirne ſtreichend, denn Don Diego war ein ſonderbares Gemiſch von männlichen Heldenſinn und beinahe

weiblicher Eitelkeit. Im Gefechte war er eben so sachkundig als am Putztische. Auffallend war die Sorge, die er für seine Handschuhe getragen hatte. Man hatte ihm deren mehrere Paare von hellgelber Farbe bringen müssen, bis er eines fand, das ihm paßte.

Um ein Uhr sollte die Hinrichtung vor sich gehen. Um zwölf Uhr blickte Roncali noch auf die Uhr, er hatte noch nicht alle Hoffnung auf Gnade aufgegeben. Fünf Minuten darnach hörte er den Wagen daherrollen, und am Thore halten. — „Ihren Arm General, der Augenblick ist da," sagte er, selbst erbebend. — Don Diego gab ihm den Arm und stieg die Treppe hinab. In der Mitte blieb er stehen, und sich zu seinen Gefährten wendend, sagte er: „Wissen sie, Freund, was ich fürchte? — ich fürchte sie werden mich fehlen! Wie oft ist von dem Feinde mir knapp auf den Pelz gebrannt worden, und doch, Sie wissen, bin ich nie geritzt oder gestreift worden!" — Roncali antwortete: „Wahr, General, aber wie viele Pferde sind dagegen unter ihnen, getödtet worden?" — Ach! erwiderte Don Diego, und stieg gleichmüthig die Treppe vollends hinab.

Der Zug setzte sich in Bewegung, konnte aber der großen Menschenmenge wegen, die sich um die Kalesche drängte, nur langsam vorschreiten. So oft Don Diego auf dieselbe mit seinem freundlichen, klaren Auge hinabblickte ertönten Aeußerungen der Bewunderung und des Mitleids! Die Männer priesen seinen Muth und riefen mißbilligend, sich schmerzlich die Hand schüttelnd: „la muerte a un hombre tan valiente," (der Tod einem so wackern Manne,) — die Weiber bewunderten seine Schönheit, klagten, ihre Thränen nicht verbergend: „la muerte a un hombre tan hermoso," (der Tod einem so schönen Manne.) — Einige ältliche Damen bethen ihren Rosenkranz. Sogar die anwesenden Escribanos und Milicianos heuchelten eine erkünstelte Betrübniß. Außerdem drängten sich im Gewühl zwischen einigen schwarzgekleideten Sencritos von Madrid, eine Anzahl Engländer und viele besoldete Spione. Die Eskorte bestand aus einer starken Abtheilung Nationalgarden, einer Schwadron Cazadores, (Jäger zu Pferde) und dem Provinzial-Regiment von Madrid, welches auch die zur Exekution bestimmte Mannschaft lieferte. Der Zug gelangte

endlich an das Ende der langen Atocha Straße. An den Miradores, so wie auf den Altanen waren wenig Zuseher! Die Stille war allgemein. In der Straße Toledo schritt man rascher vorwärts und der Wagen erreichte bald die Puerta de Toledo, wo die Hinrichtung vorgehen sollte. *) Roncali stieg zuerst vom Wagen, ihm folgte Don Diego, und kehrte sich um, dem Pater Caraso die Hand reichend, um ihm behülflich zu sein. Rechts vom Thore befindet sich ein offener Platz, und hier werden auch die Diebe und Räuber mit der Garotte erwürgt; — man hat keinen passenderen gefunden, um einen Helden zu erschießen! —

Obzwar schon im Spätherbste, schien die Sonne doch noch mit voller Stärke. Der General besichtigte die aufgestellte Truppe, als gelte es sie zu mustern, nahte sich dann der zur Exekution bestimmten Mannschaft, und zog mehrere Goldstücke aus der Tasche, welche er unter sie vertheilte. Die meisten anwesenden Soldaten hatten unter ihm gedient, er erkannte

*) Früher wurden die Exekutionen auf dem Plazuela de la Cebada vorgenommen. Dort wurde auch Riego aufgeknüpft. Seit dem Jahre 1832 ist der Hinrichtungsplatz vor dem Toledo Thore.

davon mehrere und sprach sie freundlich an. Dann stellte er sich in Mitte des Quarré, dessen vierte Seite geöffnet blieb. Nun trat der Fiskal heran, und las die Sentenz herab, welche Don Diego, — die Hand am Czako, — aufmerksam anhörte; — er war herrlich anzusehen, seine schöne, hohe Gestalt, sein edler Kopf, seine dunkle Gesichtsfarbe, sein feiner glänzender Bart, seine braunen, in seidenen Locken sich ringelnden Haare, sein heller sicherer Blick, gaben ihm viele Aehnlichkeit mit Murat. Diesen Namen hatte ihm auch Espartero oft in seinen Schlachtberichten gegeben, und er hatte diesen Vergleich oft durch seinen raschen, ungestümen Muth als Reiteranführer gerechtfertigt.

Nach Lesung der Sentenz, trat Don Diego einige Schritte vor, die Soldaten in's Auge fassend, und sprach mit lauter Stimme: „Companeros, los habran dicho que el general Leon era traidor y cobarde, ambos cosas son falsas, jamas el general Leon ha sido cobarde nie traidor!“ — (Kameraden! sie haben gesagt der General Leon sei ein Verräther und ein Schuft gewesen, beides ist falsch! Niemals war General Leon ein Schuft oder Verräther!) —

Seine Stimme tönte laut und hell wie ein Schlachtbefehl. Dann wandte er sich gegen den Peloton, der kommandirt war auf ihn zu schießen, den Musketieren zurufend: „Kameraden! sichere Hand und ruhig gezielt, — Achtung auf das Kommando!“ — Er drückte den Czako noch fest in die Stirne, strich mit der Hand den Schnurbart, und rief laut und deutlich: „Preparen a puntar: — fuego!“ (Macht euch fertig: Feuer!), die Soldaten zögerten! — Don Diego mußte das Kommando wiederholen. Dießmal sprach er das letzte Wort fuego, nur halb: fue ... aus, den gleichzeitig folgte die Décharge, er sank, von mehreren Kugeln getroffen zu Boden, und blieb auf der rechten Seite liegen. Die rechte Hand hielt krampfhaft ein Madonnenbild, unserer lieben Frau von Atocha umfaßt, welches ihm von seiner Gattin, (einem gebornen Fräulein de la Roca Tochter des Marquis Zambrano — sie war zur Zeit dieser Katastrophe guter Hoffnung,) — verehrt worden war, und welches er bei allen seinen Zügen und Gefechten in dem Dolmany eingenäht trug. Er hauchte seinen letzten Athemzug in ein r wirklich mahlerischen Stellung aus, seine Züge waren durchaus nicht entstellt.—

Gleich nach Ablesung der Sentenz, hatte der Fiskal, Brigadier Menuisir, die Unverschämtheit dem Verurtheilten die Hand zu reichen. Don Diego's Züge verfinsterten sich, — aber ein Blick seines Beichtvaters bewog ihn dieselbe zu schütteln.

Menuisir war der Sohn eines piemontesischen Kochs, diente während des Independenzkrieges als Ordonanz-Offizier bei dem Herzoge von Wellington, und hatte bei dem letzten Kriege ein Kommando in der Mancha, in Folge dessen er wegen Dilapidation vor ein Kriegsgericht gestellt wurde. Doch wurde die Sache in die Länge gezogen und endlich unterdrückt. Er war es, der nachdrücklich auf die Todesstrafe angetragen hatte. Später erschien er bei dem Kriegsminister General St. Miguel und begehrte zum Lohne seiner Verdienste die Faja (Generals-Schärpe). St. Miguel sah ihn einen Augenblick schweigend an, sagte dann: „Sehen Sie denn nicht, daß diese Schärpe mit Blut befleckt wäre!" (Salpicada da sangre) und drehte ihm den Rücken zu.

In dem Augenblicke der Décharge war Roncali besinnungslos niedergesunken. Man brachte ihn in seine Wohnung, wo er erst nach einigen Stunden

zu sich kam. Sein Bruder Don Joachim Roncali kam mit noch einem Begleiter im Auftrage der Familie Don Diego's, um dessen Leichnam zu reklamiren. Auf dieses Ansuchen, zog Menuisir, der noch vor dem warmen Körper stand, die Uhr und sagte kaltblütig: „falta cinco minutos!“ — (es fehlen noch fünf Minuten) — Joachim Roncali hob eine von Don Diego's Federbusch entfallene Feder als Reliquie auf. Mittlerweile ließ ihn Menuisir die obgedachten fünf Minuten in der Sonnenhitze vor dieser Blutlache warten, bis der Zeiger seiner Uhr endlich die bestimmte Zeit andeutete, dann nahte der Wagen, und der Körper ward in einen, mit schwarzen Sammt überzogenen und goldbetreßten Sarg gelegt.

Don Diego's Heldenmuth war, selbst von seinen Gegnern, die sich wahrlich darauf verstanden, allgemein anerkannt; man nannte ihn: „le brave des braves!“ — den Tapfern der Tapfern. — Espartero wagte es nicht ihn, wie es herkömmlich gewesen wäre, vor seiner Hinrichtung degradiren zu lassen Don Diego hatte seinem Beichtvater anvertraut, er wolle mit dem Rufe: „Es lebe Isabella II.!“ sterben. Da

machte Pater Caraſo ihn aufmerkſam, daß in dieſem Rufe eine bittere Empfindung gegen den Mann, der ſein Todesurtheil unterſchrieben habe, ſich ausſpräche, und er in dieſem Augenblicke lediglich Gott und ſeine Barmherzigkeit anrufen und vor Augen haben ſolle. Willig gab Don Diego dieſen Ermahnungen Gehör, der Soldat in ihm ſchwieg zähneknirſchend, und der Chriſt triumphirte!

Die Regierung erkundigte ſich, welche Grabſchrift etwa die Familie Don Diego's auf ſein Grab ſetzen wolle, dieſe erwiderte, er brauche keine als ſeinen Namen. Nicht liegend, ſondern ſtehend wurde der Sarg in die Kirchhofs Mauern eingemauert, wie es der caſtilianiſche Stolz begehrt. Die Inſchrift lautete kurz: — „Don Diego de Leon.“ — Die Beſtattung war einfach. Seine Verwandten meinten: er habe keinen Pomp nöthig, die ſchönſte Leichenfeier fände er in den Herzen ſeiner Waffenbrüder, und in der Theilnahme des geſammten Heeres. Don Diego war ein und dreißig Jahre alt, als er ſtarb. Er war ein Vetter Don Diego's de Leon, der bei Huesca die Reiterei befehligte, wo er auch gefallen

ist. Auch dieser Don Diego stand in dem Rufe ausgezeichneter Tapferkeit.

Die Arretirung erfolgte am 8., die Hinrichtung am 15. Oktober, die Haft dauerte acht Tage, während welcher Zeit dem Gefangenen nur wenig Besuche anzunehmen gestattet war. Er unterhielt sich meistens mit General Roncali und Pater Carasso, oder vertrieb sich die Zeit mit kleinen Toiletten-Beschäftigungen und allerhand Tändeleien. An dem Tage, an welchem er vor dem Kriegsrecht stand, bemerkte Roncali er müsse alle seine Orden tragen, da er in voller Parade zu erscheinen habe. Er hatte aber in der stürmischen Nacht vom 7. die meisten derselben eingebüßt oder verloren. Seine Freunde beeilten sich ihm die Fehlenden zukommen zu lassen. Er sendete sie ihnen gleich nach der Sitzung zurück. Als Roncali ihm am Tage der Hinrichtung den Vorschlag machte, sie wieder auszuleihen, verweigerte er seine Zustimmung, damit nicht etwa, wie er sagte, diese Dekorationen von Kugeln beschädigt und verdorben zurückgestellt würden. Ein Diamantista (Goldarbeiter) aus der Calle d'Attocha lieh jene her, welche Don Diego bei der Exekution auf der

Bruſt trug. — Doch fand er Thränen, wenn man ihm von den Lieben ſprach, die er zurücklaſſen mußte. „Und meine Kinder!“ rief er aus, als er auf dem Richtplatze anlangte. — Pater Caraſo wies nach dem Himmel, ſich ſelbſt die hervorbrechenden Thränen abtrocknend! —

So endete der Mann, der in zahlloſen Schlachten und Gefechten kühn dem Tode getrotzt hatte, er fiel als Soldat

„von Soldatenhänden“

(Wallenſtein)

und wenigſtens berührte ihn der Scharfrichter nicht. Nicht die Vollzieher des Urtheils, — die Richter waren Henker. —

Der Geiſtliche, der ſeinen Troſt in den letzten ernſten Augenblicken ihm ſpendete, gehörte dem jetzt ſo heftig allenthalben verfolgten Orden an, der in ihm in jener Epoche in dem katholiſchen Spanien den einzigen Prieſter lieferte, welcher ſich dieſer Aufgabe der chriſtlichen Barmherzigkeit unterziehen wollte.

Der Regent befand ſich am Tage der Hinrichtung in Madrid. Zwei Ordonanz-Offiziere eilten

ſogleich nach der Exekution zu ihm um deren Vollzug zu melden.

Es war eine bittere Ironie, daß Don Diego ſeinen ſo oft ruhmvoll geführten Säbel dem Regenten, — dem Siegesherzoge, — vermachte, der einen großen Theil ſeiner militäriſchen Erfolge eben dieſem Stahl zu verdanken hatte. Gewiß hätte Espartero ihn ſpäter nicht gezogen, er war für ſeinen Arm zu rein und zu ſchwer, und ſein Glanz hätte die erborgten Lorbeeren verwelken machen, mit denen der Uſurpator, ſo wie mit dem geſtohlenen Diadem, ſeine Schläfe geſchmückt hatte. —

Victor Zichy durch einen Sturz vom Wagen todt geblieben. Vorgestern besuchte er mich noch! Es war ein liebenswürdiger, höchst gemüthlicher, edler Charakter! Im Anfang seiner Dienstzeit lebte er viel mit mir, hatte mich auch lieb, — und sein Tod, besonders dieses plötzliche Ausscheiden aus unserer Mitte, erschüttert mich! — Vielleicht ist es ein Glück zu nennen, denn dem Tode auf dem Siechbette ist wohl dieser vorzuziehen, und ein schöner Soldatentod mit Trommeln, Pfeifen und Kanonendonner scheint uns nicht beschieden. *) Vielleicht erwartet er uns unter dem Dolche eines Meuchlers, oder unter den Knitteln trunkener Aufrührer! — Dezember 1837.

---

*) Diesmal Beweis einer schlechten Sehergabe des Verfassers. Seitdem und kurz nach diesem Todfall blühten die Blut-Rosen des Todes üppig auf zahllosen Schlachtfeldern. Diese Zeilen sind aber noch unter dem Eindruck der Ereignisse in Galizien vom Jahre 1846 geschrieben.
Postdiluvianische Anmerkung.

Der Zweikampf.

De-
zem-
ber
1847.

Es ist in den Zeitungen sehr viel die Rede von dem, zwischen Herrn von Georgi und dem Freiherrn von Gagern obschwebenden Ehrenhandel, und wird wieder ein Erkleckliches über das Duell im Allgemeinen, und das politische insbesondere, gesalbadert und philisterisirt. Es sei mir vergönnt, — und zwar aus dem entgegengesetzten Standpunkte, — einige Worte freimüthig über diesen Gegenstand zu sagen, obzwar ich im Voraus weiß, daß dieselben verketzert und verpönt werden müssen, — da die meisten Federn gegen meine Ansicht sind, und die Zahl meiner Mitvotenten zwar nicht so gering ist, als man sie darstellen möchte, aber mehrentheils mit der Feder nicht umzugehen weiß, oder nichts zu thun haben will.

Es gibt aber Fragen und Ansichten im Leben, die sich nicht allein durch die Majorität, welche ihre

Autorität auf Papier, Feder, Tinte und Presse gründet, abgemacht und in summa instantia abgeurtheilt und abgeschlossen werden können. Mag auch die Presse gewisse Ansichten als Vorurtheile proscribiren, und sie auf dem Papier vernichten, — wenn sie im Herzen einer gewissen Zahl von Männern fortleben, die fortwährend in der Praxis durch ihr Thun und Wirken, mit Wort und That gegen diese Sentenz protestiren, — so kann man nicht sagen, daß die öffentliche Meinung darüber ohne Appellation abgeurtheilt hat.

Ohne Zweifel gehört der Zweikampf, — diese altgermanische Sitte und Brauch, — zu den benannten Gegenständen, und man mag darüber sagen was man will, eine so fest gewurzelte Sitte ist kein bloßes Vorurtheil, sondern muß einen tiefern Grund haben. Sie stammt aus der Zeit her, wo jeder freie Mann an der Seite die Waffe trug, welche sein Wort unterstützte und bekräftigte. Das Christenthum, — den Zement der neuen gesellschaftlichen Organisation darstellend, — kam allerdings zuweilen in Widerspruch mit dem Gebrauch der Waffe; — allein dem Staate, — dem Feudal-

Staate, — (der zwischen Staat und Unterthan (Vasallen) nur einen bedingten Bundes- (Feudum) Vertrag voraussetzte, im Gegensatze mit dem heidnischen Staate, —) — ward diese Oberaufsicht über Wort und Waffe nur im bedingten Sinn zugestanden. Es gab Gelegenheiten, wo es freien Männern unbenommen blieb sich ihres ursprünglichen Rechtes zu bedienen, — und so wie ihnen das freie Wort gestattet war, — auch ihr Vorrecht, — den Gebrauch der Waffe, anzusprechen, — wenn nähmlich beide Theile freiwillig auf den Schutz des Staates für die Sicherheit der Person und des Eigenthumes, — Verzicht leisteten, aus dessen Schranken heraustraten, und auf den Urboden persönlicher Freiheit sich gegenüber stellten. Denn nur bedingt waren sie dem Staate unterthänig, und zwei Kleinode, — Ehre und Glauben, — stehen außer dem Bereiche der staatlichen Wirksamkeit; — auf sie hat die Regierung keine Macht, — sie kann sie weder geben noch nehmen, — und nur beziehungsweise schützen oder angreifen. Diese Erinnerung an die Zeit der Männlichkeit, ein Attribut, auf welches jeder freie Mann Anspruch machte, ist uns

geblieben, und ſtempelt mit dem Schandzeichen der Feigheit jeden, der herausgerufen aus den Sicherheits-Barrieren der politiſchen Einrichtungen, ſich flüchtet hinter das Polizei-Bollwerk der Civiliſation, und Verzicht leiſtet auf ſein Urrecht, mit ſeinem Arm das zu vertheidigen was ſein Mund geſprochen.

Ich habe wenig Kenntniß der eigentlichen Beſchaffenheit der Georgi- und Gagern-Sache, geſtehe aber offenherzig, daß ich ſchon ab invisis hier dem Erſteren mehr Sympathie und Vertrauen zuſpreche, weil ich ihn bereit ſehe für ſeine Meinung mit Leben und Blut einzuſtehen, während ſein Gegner nur mit Papier und Tinte die ſeinige vertheidiget. Wer mehr einſetzt, muß ſich beſſerer Karten bewußt ſein. —

Ueber Glaube und Ehre hat keine Regierung, kein weltliches Geſetz, als das in der eigenen Bruſt lebende und das von der Kirche gegebene, Gewalt! — Denn nur, daß ich an Gott und meine Ehre glaube, — und zwar ohne Appellation und ohne Klauſel, — iſt meinem Landesfürſten und Herrn und dem Staate Bürgſchaft für meine eigene Treue und Ergebenheit, — denn wäre ich in meinen An-

gen ein gott- und ehrloser Schuft, so könnte der Kaiser und Staat nicht viel auf meine Pflichterfüllungen rechnen, und auch deren Anforderungen würden wenig verbürgt, wo es möglich wäre durch die gesetzlichen Schranken da hindurch zu kriechen, wo ich sie nicht zu überspringen wage!

Deswegen kann ich dem Staate keine Ober-Instanz über Ehre einräumen, und keine Polizei-Verordnung vermag diese zu schützen, so wenig als die Sentenz eines sogenannten Ehrengerichtes sie rein zu waschen. Daß ich nicht allein so denke, daß noch weit mehr Männer und Frauen im teutschen Land meine Meinung theilen, — (denn Gott sei Dank besteht das Publikum, und gerade das in diesem Punkte entscheidende nicht lediglich aus Professoren, Doktoren und alten Weibern,) — beweiset, daß trotz dem Geschrei und dem Geschriebe der Männer der Feder, — trotz den Sentenzen, Gesetzen und Verordnungen hochlöblicher Gerichts-Collegien, dennoch jene Männer, die sich feig hinter deren Bereich verkrochen, die Waffe verläugnet, und nur das Schimpfmaul gebrauchen zu können erklären, — vor manchem ernsten, verachtenden, männlichen, und wohl auch vor

manchem weiblichen spöttlichen Blicke ihr Auge nieder zu schlagen gezwungen werden,—denn der Feigling ist moralisch ein Verschnittener, und bleibt als solcher schon dem Instinkt nach ein Fremdling, sei es unter echten Männern, oder unter weiblichen Frauen. *)

Ueberhaupt kann ich dem Staate weder das Recht der Erziehung noch der vermeintlichen Versittlichung zugestehen. Er hat nur das Recht und die Pflicht die Person und das Eigenthum zu schützen, und dagegen bin ich zur Erfüllung seines Zweckes meinen Beistand mit Habe, Gut und sogar Blut, bis zu einem gewissen Grade, schuldig, — so lange ich nicht selbst auf diesen Schutz freiwillig verzichte. Ich darf mein Eigenthum, mein Gold und meine Intelligenz über die Gränzen des Staates bringen, mit der Gefahr dabei zu Grunde zu gehen, er hat kein Recht es mir zu verwehren, und eben so wenig mir und einem Andern es zu versagen, wenn wir freiwillig auf den Urboden des Naturrechtes zurückkehren, gegenseitig Verzicht leisten auf den Schutz unserer Person,

*) Es gibt auch weibliche Männer und unweibliche Weiber.

um unſere Ehre, über die wir niemanden das Oberaufſichts-Recht zugeſtanden haben, rein zu waſchen mit der Waffe in der Hand.

So wenig ich aber dem Staate und der Regierung weder das Recht, noch die Mittel zugeſtehen kann, ſich als Oberſter Richter über Ehrenſachen zu ſtellen, eben ſo wenig dürfte es allen Polizei- und Ehrengerichten, — Preſſe- und Schreiber-Bemühungen gelingen, den Gebrauch der Waffe bei kräftigen, insbeſondere germaniſchen Völkern,— (bei denen Kraft, Ritterlichkeit und Männlichkeit, wenn auch noch ſo ſehr von Juden und Philiſtern, Schreibern und Schwätzern verketzert und verſpottet, dennoch immer in Anſehen bleiben wird,) — auszurotten,— *) ſo verſchieden ſtellt ſich die Sache, vom chriſtlichen Standpunkte betrachtet, dar. Die Kirche hat allerdings das Recht und die Pflicht Verſöhnung im Rahmen des Verſöhnenden zu lehren und zu begehren! Der Chriſt muß erkennen daß er ſträflich

*) Es würde in dieſem Falle an die Stelle des Schwertes dann Dolch und Gift, Prügel und Fauſt treten. —

iſt, — Blut zu begehren, und wird es reumüthig dem Prieſter beichten, während der Mann vor den Schranken jedes Gerichtes dem Richter ins Angeſicht, und ſei es unter dem Galgen, zurufen wird: ich habe Recht gethan, — ich habe den Feind meiner Ehre, die Euch nichts angeht, und die zu hoch ſteht, als daß Ihr ſie ſchützen und ſchirmen könnt, erſchlagen, ſie in ſeinem Blute reingewaſchen. Ihr könnt, mich feſſeln, und meinethalben köpfen oder hängen, — aber richten könnt ihr mich nicht! — Dem Prieſter aber wird er ſagen müſſen: mea culpa! — Herr! vergib mir beſſer als ich dem Feinde vergeben habe! — Keine Behörde, keine Vermittlung der Polizei oder eines Ehrengerichtes würde zwei Ehrenmänner durch ihre Dazwiſchenkunft verſöhnen, wenn ſie mit der Waffe in der Hand ſich gegenüber ſtehen, ohne ſie in ihren eigenen Augen lächerlich zu machen. Ich wenigſtens würde in einem ſolchen Falle meinem Gegner blos zurufen: auf Wiederſehen in einer beſſeren Gelegenheit, — aber, aufrichtig geſtanden, beginge ich eine offenbare Inkonſequenz, wenn ich, falls mein Beichtvater mich mit dem Säbel in der Fauſt fände, — ich auf ſein Ermahnen nicht die Hand

zur Versöhnung im Nahmen dessen böthe, der sogar dem Malchus — (auch ein Polizeisubjekt, — Repräsentant der Staatsgewalt,) — das Ohr wieder angeheilt hat.

Deswegen, seid christlich, so werdet ihr auch politisch regelrecht sein, aber mit den Prinzipien des heidnischen römischen und auch jüdischen Staates werdet ihr fortwährend im Widerspruche stehen, mit eurer germanischen oder fränkischen Natur, eurer Herkunft, eurer Geschichte, und Euere Theorien mit der Praxis, wie Krokodil und Roß nebeneinander gespannt bleiben.

Wort und Waffe.

Dezember 1847.

Wer mit einiger Aufmerkſamkeit den ſozialen Zuſtand der Gegenwart betrachtet, dem wird, und zwar zu ſeiner nicht geringen Beſorgniß, ſich eine Bemerkung aufdrängen, welche nicht geeignet iſt, mit Beruhigung in die Zukunft blicken zu laſſen.

Wort und Waffe, — ſie repräſentiren im Naturzuſtande die Selbſtſtändigkeit, oder die geiſtige und phyſiſche Unabhängigkeit des Individuums in Bezug auf die Außenwelt.

Sie concentriren ſich im geſellſchaftlichen Leben zum Nutzen und Frommen des Staates; allein ſie ſollten immer die ausſchließlichen Attribute der, die Geſellſchaft weſentlich conſtituirenden Elemente bleiben.

Noch jetzt bezeichnet der Degen alle Corporationen, aus denen die ehemalige Formation der Gesellschaft bestand, und es trägt ihn, wer „Sitz und Stimme“ hat. Wort und Waffe kommen nach deutscher Sitte Jedermann zu, der Etwas zu vertheidigen, zu vertreten, zu conserviren hat.

Als nach der Schlacht bei Cannä der Feind vor den Thoren Roms stand, verweigerte der Senat die Einreihung der Gladiatoren und Freigelassenen in die Legionen, er wollte das Schwert nur dem römischen Bürger anvertraut wissen, und fürchtete minder jenes der Carthaginenser für den Augenblick, als das der einheimischen Proletarier in der Zukunft.

Als das Schwert in den Händen der Mercenarier und Auxiliares war, das Wort aus dem Munde der griechischen Sophisten floß, und man in Rom nur schwelgte und schwatzte, — da war Roms Ende nicht mehr fern!

Wir aber können es uns nicht verhehlen, daß auch bei uns Wort und Schwert keineswegs Attribute der, an dem Bestehenden haltenden, besitzenden Schichten der Gesellschaft sind, sondern vorzugsweise gerade jenen zugefallen ist, welche am Fortdauern

des Bestehenden wenig oder gar kein Interresse haben, wohl aber beim Umsturz, oder der Umwandlung sich Vortheile versprechen können.

Es ist hauptsächlich der Proletarier, welcher zum schreiben und fechten angewiesen, erzogen und bestimmt ist. Die genießenden und besitzenden Klassen haben ihm beinahe gewaltsam Feder und Muskete in die Hände gedrückt.

Im Falle der Noth könnten wohl auch die erstern im materiellen Sinne beides wieder ergreifen, aber gerade die moralischen Triebfedern werden ihnen mangeln, denn Gesinnung und Disciplin lernt man nicht an einem Tage, und sie wohnen leider gerade nur in dem durch Entbehrung gestählten, an Gehorsam, Einigkeit und Thätigkeit durch seine gewöhnliche Lebensordnung gewohnten Proletarier.

Als die stehenden Heere noch aus geworbenen und besoldeten Zunftkriegern bestanden, als die Offiziere noch nach den Traditionen des Adelthumes und der Ritterlichkeit dachten und wirkten, war die Waffe noch in den Händen der das Heer werbenden, besoldenden und verpflegenden Monarchen und der

Proprietät (wie jetzt noch in England,) — die Landwehrsysteme und die Conscription hat die Waffe mit Gewalt in die Hand des Proletariers gelegt.

Die allgemeinen Schulen, in die der Proletarier zwangsweise sein Kind schicken muß, haben ihm die Presse zum Bedürfniß gemacht! — Der Communismus konnte keine bessern Vorbereiter finden, als die Regierungen, welche Normal-Schulen, Militär-Colonien und Landwehrsysteme, — anfangs mehr oder minder gewaltsam und nur mit großen Widerwillen des Proletariers, — einführten.

Ehemals war die Proprietät ein Accidenz des Standes, und von der Krone herab bis zur Hufe Landes, von den Würden des Fürsten bis zum Meisterrecht des Bürgers, sprach sie eine sociale und moralische Sanction an, der Besitz war das Accidenz der socialen Stellung.

Jetzt ist die Proprietät die Hauptsache, der Stand nur das Accidenz.

Auf dem Dampfwagen sitzen jene Leute obenan, die mehr, und schließen jene aus, die weniger zahlen. Jude, Bischof, Fürst und Bauer, Soldat und Geistliche, Gaukler, Taschenspieler und Gelehrte unter-

scheidet nur das Geld, welches ihre Stellung repräsentirt.

Das Bestehende also ist die Proprietät, gegen sie wird daher der nächste Sturm gerichtet sein, weit mehr als gegen politische Formen und Kastenwesen, welche ohnehin nur von ihr, statt daß früher der umgekehrte Fall Statt fand, abhängig sind.

Als noch die Corporationen, welche den früheren Staatsorganismus repräsentirten, gesund und kräftig waren, konnten sie den Bewegungen, die von unten kamen, widerstehen, und noch beim Bauernkriege im sechszehnten Jahrhundert brachen sich die communistischen Fluthen an dem gepanzerten Adel, am gerüsteten, streitfähigen Bürgerthum, an den geworbenen Landsknechten und Reisigen der waffenkundigen Fürsten, Städte und Bischöfe, welche damals noch selbst an ihr gutes Recht glaubten, statt wie sie jetzt, schon von vorne hinein in Concession aller Art das einzige Schutzmittel für ihre Stellung, welche sie sich von den Gegnern beinahe vergeben lassen möchten, suchen.

Die Capacität wurde früher durch Clerus und Universitäten repräsentirt. — Jetzt durch brodlose und schreibsüchtige Doktoren und Journalisten.

Schwert und Schild des Adels hat die Nationalgarde mit Bärenmütze und Ueberschwungriemen übernommen, und wie jene früher den Rotürier, so den Proletarier aus ihren Reihen ausgeschlossen, dagegen aber ihn in jene der Linientruppen gestossen, — und die stehenden, geworbenen, besoldeten Heere haben sich in Massen eingeübter, disciplinirter Proletarier verwandelt, welche vom Feldlager und der Kaserne, in das Dorf und an den Webstuhl wandern, und insbesondere Kasernen und Fabrik werden jetzt von denselben Bewohnern, mit ziemlich ähnlichen Lebensformen bevölkert.

Die jetzigen Vertheidiger der Proprietät sind also lediglich die National- oder Bürgergarden. Ihnen aber wohnt eben so wenig die ursprüngliche, belebende Idee des Rittertums, die kriegerische Ehre inne, als sie den Geist der Disciplin und Ordnung, welche die stehenden Heere leitet, eingesogen haben, der, wie oben gesagt, jetzt nur in der Kaserne und in der Fabrik gelehrt und gelernt wird.

Eben so ist Entbehrung und Abhärtung nur beim Proletarier zu finden, nicht aber „beim Gevatter Schneider und Handschuhmacher."

Hieraus folgt, daß, so bald sich ein Kampf gegen die Proprietät entwickeln wird, die Bajonette größtentheils als Gegner auftreten, und die Regierungen vielleicht gezwungen sein werden, die Parthei des Stärkern gegen die Schwächern nehmen zu müssen. Was vom Proletarier als Soldat gilt, gilt auch von ihm als Schriftsteller, und Presse und Muskete liegen in denselben Händen.

Es ist gezeigt worden, daß das conservative Element durch die Waffe nicht mehr geschützt ist. Aber auch das Wort tritt gegen dasselbe auf, und eine bloß präventive Censur ist keine Vertheidigung gegen einen stets activen Angriff, dem man nicht passiv allein begegnen kann.

Es handelt sich also darum, wie man Wort und Waffe wieder mehr aus den Reihen des Proletariats in jene des conservativen Elements bringen könne.

Man erlaube mir einige Andeutungen in dieser Beziehung.

„A love fiat principium“

und

„Regis ad exemplum totus componitur orbis.“

So lange nicht wieder durch eine christliche Erziehung der Boden gereinigt ist, auf welchem christliche Gesittung, die Grundlage der christlichen Gemeinde (der Christenheit, — des christlichen Reiches, — im Gegensatz vom heidnischen Staate [gentilis — gens,] —), — wurzeln muß, — kann man auf kein günstiges Resultat hoffen.

Die Idee, der Gedanke belebt die Form, sei es Individuum oder Gesellschaft. Der Geist der Regierung und des Gesetzes, dessen moralische Kraft bindet und leitet, — die materielle Gewalt ist nur Hülfe und Instrument. — Wäre das Letztere der Fall, so müßte jeder Staatsbürger einen Gensd'armen zur Aufsicht neben sich haben, und die Bevölkerung zerfiele eigentlich in ein Drittel Beamte, ein Drittel Gensd'armen und ein Drittel Bürger.

Nicht auf der Schulbank reift der Knabe zum Manne, nicht im Lesen und Schreiben besteht die Schule menschlicher Gesittung. Ist die Erziehung ein

mal beſſer, ſo wird die ſchlechte Preſſe weniger, die gute mehr Eingang finden.

Aber auch die Regierungen dürfen nicht mehr, — wie bisher ſo häufig leider geſchehen, — Religion und Recht als bloße Puppen behandeln, welche wohl für den Plebs gelten, dem gebildeten, hochgeſtellten Manne aber nur als Spielzeug erſcheinen! Beförderung aller Zunfteinrichtungen, Unterſtützung aller patriarchaliſchen Formen und Befeſtigung der Familienbande und Autoritäten ſind die beſten Grundlagen zu einem conſervativen Staatsgebäude.

Um die Preſſe zu leiten, genügt eine präventive Cenſur nicht, — es wäre eben ſo gut, man würde eine Feſtung verheidigen wollen, indem man jedes Loch, welches eine feindliche Kugel ſchlägt, ſchnell mit einem Wollſack verſtopfte.

Man vertheidigt ſich nur, indem man ſelbſt hinausſchießt.

Die Preſſe zerfällt, wie die Befeſtigungskunſt in die permanente und Feldbefeſtigung, ſo in die Bücher und in die Journale; Letztere iſt jetzt die hauptſächlich wirkende.

Die Regierung kann ſich nicht in die Polemik

der Journale einlassen. Sie selbst darf nur sich manifestiren, — nicht argumentiren und disputiren. Aber wie ein Heer leichte Truppen hat, welche dessen Bewegungen vorbereiten, begleiten, den Gegner auskundschaften, das Terrain untersuchen, Front, Flügel und Rücken decken, so kann eine Regierung Journale haben, welche ihr dieselben Dienste in der öffentlichen Meinung erweisen; aber nie dürfen die Bewegungen des Hauptheeres durch jene der leichten Truppen bedingt werden, wohl aber vice versa muß diesen Freiheit genug bleiben, um sich in einer gewissen Unabhängigkeit zu bewegen. Regeln schaden hier nur: der Einsicht und dem Eifer der Führer muß die Natur ihres Wirkungskreises überlassen, und nur das allgemeine Ziel, — aber dieses Ziel muß ein bestimmtes, wohl vorgezeichnetes sein, — gesteckt werden.

Aber nicht allein auf die Journalistik muß das Augenmerk der Regierung gerichtet sein. Nicht so auffallend aber vielleicht nachhaltiger ist die Wirkung der Bücher-Literatur.

Hier dürften wohl Belohnungen und Auszeichnungen am rechten Platze sein. Ein Band im Knopf-

loche, oder der Ankauf von einigen tausend Exemplaren bei einer im Sinne der Regierungsprincipien, oder sonst zum Vortheil der Wissenschaft gelungenen Leistung wird manchen die Bemühung eines Vierteljahrhunderts vergüten, und dagegen dem Pamphlet-Schreiber und Journalfabrikanten bedauern lassen, nicht lieber denselben Weg gewandelt zu sein.

Außerdem für die Beleidigungen der Personen und des Rechtes **Gesetze**; und zwar strenge.

Meiner unmaßgeblichen Meinung nach ist die Presse nirgends gefährlicher, als eben da, wo sie nicht frei ist, und namentlich bei uns in Oesterreich. Die vielen materiellen Verbindungen, — Eisenbahnen, — daraus sich ergebende Frequenz der Reisenden, lebhafter offener und Schmuggel-Handel, das sich stets mehr offenbarende Bedürfniß nach Lectüre macht jede Censur nur zu einer illusorischen Maßregel.

Ja es ist dahin gekommen, daß nur die ausländische Presse, und zwar hauptsächlich die hostile bei uns selbst Abnehmer findet, — der ewige

Jude und die Myſterien von Paris ſind bei uns ſo allgemein bekannt, wie in Paris, — die allgemeine Zeitung iſt eine Art Koran für alle unſere Mittelklaſſen geworden; — dagegen unſere Schriftſteller lediglich im Auslande drucken laſſen, und dadurch ſchon eo ipso in einer quaſi-feindſeligen, oder doch illegalen Stellung gegen ihre Regierung ſich befinden. Alle Angriffe auf die Regierung und auf Individuen oder Corporationen in Oeſterreich finden um ſo leichter Eingang, als ſie ſelten oder nie auf Widerſpruch oder auf ernſte Zurechtweiſung ſtoßen, und am allermeiſten bei uns ſelbſt geleſen werden.

Es wäre zu weitläufig und gehört zu einer andern Gelegenheit, in die Einzelnheiten einzugehen, wodurch die Regierung die Preſſe leiten könnte, — welches, ſo wie ſie den großen Hebel der materiellen Bewegung, — die Eiſenbahnen, — weislich gleich in die Hand genommen hat, mit jenen der Intelligenz nicht minder der Fall ſein ſollte.

Es genüge hier die Hauptmomente anzudeuten, wodurch die Preſſe in der Hand der Regierung nicht mehr, eine höchſtens paſſive, aber immer feindſelige

Stellung annehmen, sondern wie jede Kraft (Dampf, Strom, Intelligenz, —) zu günstigen Resultaten verwendet werde, — und nicht als zerstörende Naturkraft, sondern sobald sie geregelt und gedämmt ist, als erhaltendes, schützendes Element angewendet werden könnte.

Diese Hauptmomente sind dreierlei, und in ihnen liegt die Vorbereitung, die Action und das Resultat, sie sind:

a) Gründung, Organisation und unablässige, genaue Beachtung und Beaufsichtigung der Schulen, in welche der Knabe nicht gewaltsam gepreßt werde, — wenn er sie aber besucht, vor Allem zum Menschen, Christen und Bürger vorbereitet werden sollte;

b) Gründung und Organisirung weniger, aber guter Journale;

c) Aufmunterung und Belohnung der Verfasser und Verleger solcher Werke, welche den Regierungsprincipien am besten entsprechen.

Nachdem wir nun in einigen kurzen Andeutungen über das Wort unsere Meinung ausgesprochen haben, wollen wir zur Waffe übergehen und sehen, wie dieselbe mehr der conservativen Tendenz erhalten werden könne.

Zu diesem Zwecke müßte allerdings das Wehrsystem überhaupt, insbesondere aber die Rekrutirung oder Conscription bedeutenden Modificationen unterzogen werden.

Der Soldatenstand muß so viel wie möglich wieder dem Zunftwesen genähert werden, und nicht als eine allgemeine vorübergehende Pflicht des größtmöglichsten Theils der Bevölkerung behandelt werden *).

Dieß kann auf eine indirekte Art eben wegen des drückenden Charakters dieser allgemeinen

---

*) Es ist auffallend zu bemerken, wie die aus derselben Quelle fließenden Symptome in ganz verschiedenen Sphären übereinstimmen. So geht die Auflösung der Zünfte überall im gleichen Schritte mit der Umwandlung der stehenden Heere, und beruht in der allgemeinen Tendenz der Auflösung aller patriarchalischen Autoritäten und jeder Disciplin überhaupt.

Verpflichtungen und gerade durch diese Einrichtungen selbst mit gewissen Modificationen erzielt werden.

Aber es versteht sich, daß die Proprietät ihrerseits Opfer bringen müsse, um dieses für sie so günstige Resultat zu erreichen.

Je allgemeiner die Conscription ist, je mehr begünstige man, bei einer kurzen Dienstzeit, die Reengagierung ausgedienter Soldaten, besonders der Unteroffiziere und Chargen als Stellvertreter, so, daß es nach und nach eine Klasse gebe, deren Existenz der Dienst ist, die unter und von der Fahne leben, und keinen andern Lebenszweck kennen oder hoffen.

Man bewahre ausschließlich für die ausgedienten Unteroffiziere gewisse Stellen bei Eisenbahnen oder sonstigen Dikasterien, und belohne durch allerlei Civilanstellungen langjährige Militärdienste.

Man sorge überhaupt für hinreichende Versorgung der alten und invaliden Soldaten. Dazu soll billiger Weise die Proprietät, zu deren Schutz sie vornehmlich unter den Waffen stehen, in Anspruch genommen werden.

Man trenne durch besonderes Recht und Gesetz, Sitten und Brauch, das Heer vom Civilstande, und lasse ja jenen Unterschied nicht verwischen, der noch zwischen dem Manne des Lagers und jenem der Stadt besteht, und welchen nach und nach zu verlöschen man sogar höhern Orts nur zu sehr, — darin den wohldurchdachten Plänen der Propaganda bewußtlos huldigend, — beflissen ist.

Man knüpfe wieder den Adel an das Heer, und suche durch Auszeichnungen und Belohnungen ihn vorzüglich bei dieser Laufbahn, welche doch immer seine ursprüngliche Bestimmung bleibt, zu erhalten und zu derselben anzueifern, hebe dagegen seine widersinnige Befreiung vom Militärdienste auf.

Man halte ein an Zahl geringeres, aber wohl verpflegtes gerüstetes und geübtes Heer; es wird dann einen Kern bilden, mit welchen man, wie mit dem Liquor der Alchimisten, auch die größten Massen unedlen Metalles durch Zusatz in vollwichtiges Gold, oder vielmehr hier in Eisen verwandeln kann. Die pohlnische Armee im Jahre 1830 hat die Richtigkeit dieses Satzes erwiesen.

Es darf nicht mehr als das größte Unglück gelten: Soldat zu werden, und der Krieger sein Unterkommen als Handlanger in einer Fabrik, oder als Taglöhner, als eine Befreiung von einer elenden Existenz mit Sehnsucht erwarten.

Der Offizier darf nicht mehr mit Hunger und Entbehrung kämpfen, und jeden Ladenschwengel oder Lakei um seinen gesättigten Magen beneiden.*)

Dagegen gebrauche man größere Truppenkörper, namentlich die Infanterie und die Spezial-Waffen, zu öffentlichen Arbeiten, als Straßen, Bauten ꝛc. Man leite ihren Ehrgeiz auf Vollendung derselben, und man wird sich überzeugen, daß dabei die moralische und physische Ausbildung oft mehr befördert werden dürfte, als durch den pedantischen Kasernendienst und das einförmige Exerzieren.

Ich weiß, daß die hier aufgestellten Sätze und Folgerungen von vielen meiner Zeit-, Zunft- und

*) Seither sind durch die gnädige Fürsorge des jugendlichen, aber mit väterlicher Huld für sein treues Heer rastlos thätigen kaiserlichen Feld-, — Schutz-, — und Schirmherrn viele dieser Wünsche zur Wirklichkeit geworden.
Postdiluvianische Bemerkung.

Standes-Genossen als träumerische Faseleien werden verlacht werden, aber eine unabläßige, genaue und unpartheyische Beobachtung der Menschen in allen Klassen und in verschiedenen Verhältnissen hat in mir die Ueberzeugung erzeugt, daß, wenn nicht, und zwar bald, Muskete und Feder mehr in die conservativen Hände übergeht, — wenn, wie es jetzt der Fall ist, Gehorsam, Disciplin, Entbehrung, Kameradschaftlichkeit und gegenseitiges Vertrauen sich immer mehr und mehr im Proletariat conzentriren, — wenn Gesinnung und Thätigkeit immer seltener bei den conservativen, oder vielmehr genießenden Klassen werden, und zuletzt auch Intelligenz und Wissen den Proletarier unterstützen, — wenn, wie sich immer mehr herausstellt, das göttliche, und folgerecht auch jedes menschliche Recht und jede Autorität in Frage gestellt ist (und zwar hauptsächlich von jenen selbst, die es vertreten und von demselben geschützt werden), — wenn der Besitz bei dem Einzelnen nur Rechte, aber keine Pflichten mehr voraussetzt, nur den Genuß bedingt, und somit jeder religiösen, moralischen und patriarchalischen Sanctionirung entbehrt, — diese letztere auch

dem Gesammtstaate abgehen muß. Die Bewegung wird unaufhaltsam bei Abwesenheit genügender, das Gleichgewicht haltender Kräfte, fortschreiten, und alles Bestehende mit sich hinabreißen in endlose Zerstörung.

Nur die Aufstellung des göttlichen Rechtes, und das daraus entspringende, also unverletzliche menschliche, kann wieder einen sittlichen Grund geben, auf dem die Form der Gesellschaft gestützt und erhalten werden kann, — aber glauben müssen daran vor Allen jene, die es lehren, deuten und ausüben! —

Ante-diluvianische

FIDIBUS-SCHNITZEL

von

1842 BIS 1847.

3TES FASCIKEL.

Als Manuskript für Freunde

1850.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Militärische

Aphorismen und Paradoxen.

Es ist falsch zu glauben, daß man auf dem Ma- Jänner
növrir-Platz, so wie vor dem Feinde exerziere. Nicht 1843.
einmal einen richtigen Schluß kann man von dem Einen auf das Andere machen. Mancher, der auf dem Exerzierplatze sehr gewandt ist, verliert vor dem Feinde Geschick und Kopf, und umgekehrt gibt es einen gewissen Instinkt der Terrain-Benützung, — eine gewisse richtige Intuition der vorliegenden Verhältnisse, — der sich nur in feindlichen Gelegenheiten entwickelt und erprobt, und in Friedenszeiten abgeht. Deshalb wird mancher, der im Felde es sehr gut versteht den Terrain zu benützen und seine Truppen zu verwenden, sehr verlegen sein, darüber bestimmte Regeln zu geben, und bei einem Feldmanöver, wo ihm die Inspiration des Augenblickes abgeht, vielleicht allerhand Unpassendes verfügen, dagegen ein anderer, der auf dem Exerzierplatze sich vollkommen zu Hause

fühlt, und oft auch größere Truppenabtheilungen mit Sachkenntniß und Leichtigkeit bewegt, auf dem Schlachtfelde in Verlegenheit gerathen und sich unbeholfen oder unentschlossen benehmen wird.

In der Kriegskunst scheint mir Friedrich der Große mit **Raphael**, — Napoleon mit **Michel Angelo**, — Prinz Eugen mit **Corregio**, — und Karl der **XII.** mit **Höllenbreughel** oder **Salvator Rosa** vergleichbar. — Februar 1813.

Juli 1843. Zwei kurze aber bedeutungsvolle Anreden, charakteriſtiſch die Helden, die ſie ausſprachen, und die Krieger, an die ſie gerichtet ſind, bezeichnend, ſind Napoleons Worte vor der Schlacht an den Pyramiden:

„Soldats, du haut de ces monuments quarante siécles vous comtemplent!“ — und Nelſons unſterbliche Worte vor dem Kampfe bei Trafalgar:

„Hearts of oak! Old England expects that every man will do his duty!“ —

Man kann nicht kürzer und treffender die Beſchwörungsformeln ſowohl für den galliſchen als für den brittiſchen Schlachtengenius zuſammenfaſſen, der eine entflammt den Ehrgeiz, — während der andere die mächtigſten Triebfedern des Britten, Pflichtgefühl und Vaterlandsliebe, in Anſpruch nimmt.

Man behauptet: die finanzielle Lage der meiſten Staaten würde die Kriege unmöglich machen, und ſomit die Dauer des Friedens verlängern. Ich aber glaube, daß die Zeit kommen wird, wo kriegeriſche Staaten, wie z. B. Rußland, vielleicht ſogar Preußen, auf den Gedanken kommen werden, ihre Heere nicht mehr als todtes und koſtendes Kapital zu behalten, ſondern zinſenbringend anzuwenden. Man wird mit der Zeit daraufkommen, Krieg zu führen, die ſtatt Geld zu koſten, Geld einbringen, und zwar hauptſächlich mit dieſer Abſicht. — Je mehr die kriegeriſche Natur durch die Civiliſation verſchwindet, deſto mehr dürften dann die kriegeriſchen Völker den Werth der Waffe kennen lernen. September 1843.

Dann werden auch wieder Miethheere, Condollieri, Landsknechte erſcheinen. Man mag ſagen was man will, — Phraſen auf dem Papiere entſcheiden hier nicht, — aber ich berufe mich auf alle

jene, welche Schlachtfelder kennen, — ob kriegsgeübte, abgehärtete, erprobte, von erfahrenen Offizieren geführte Banden, nicht an Qualität das ersetzen, was quantitativ überlegene, junge, unerprobte Truppen trotz des besten Willens leisten können. Und ob man immer, allezeit und überall so ganz auf diesen vorausgesetzten besten Willen wird rechnen können, bleibt auch noch eine Frage. Dann wird man vielleicht die Truppen in Afrika um Rothschildische Thaler verhandeln, um damit etwa jenen, die vom Kaukasus kommen, gleich geübte Gegner entgegen setzen zu können!

Das wird ein Gaudium sein, und der Professoren-, Advokaten- und Finanzleute-Wirthschaft ein Ende machen.

Es ist sonderbar, daß man gerade in einer Epoche, wo Alles nach technischer und materieller Vervollkommnung strebt, und man in Maschinen und Dampfkraft und überhaupt in materiellen Potenzen den Hebel aller menschlichen Beziehungen sucht, man gerade im Kriege allein die Kunst als so ganz überflüssig anzusehen sich bemüht. Enthusiasmus soll Alles ersetzen, und man gibt vor: die technische Aus- und Vorbildung beinahe ganz entbehren, und mit Nationalgarden, Milizen, Volksbewaffnungen ꝛc. ꝛc. kurz minder disziplinirten und ungeübten Massen geregelten, stehenden Heeren Widerstand leisten zu können. Oktober 1843.

Abgesehen davon, daß sich der Enthusiasmus nicht nach Belieben machen, daß er am nüchternen Morgen, und bei kalten Tagen und nassen Näch-

ten, — bei hungrigen Magen und wunden Sohlen, — oft die Besten im Stiche läßt, — abgesehen davon, daß, wenn er auch vorhanden ist, er dem consequenten Prinzip kriegerischer Zukunft Ehre und pflichtgemäßer Disziplin oft und meistens nicht die Wage zu halten vermag, ist gerade unsere Zeit, bei der Vervollkommnung der Feuerwaffen, am wenigsten geeignet mit bloßen moralischen Potenzen der materiellen Kunstfertigkeit zu trotzen. Was nützt mir der Enthusiasmus, wenn man mich auf 2000 Schritt mit congreviſchen Raketen, Wurfkörpern aller Art, Pairhanſtiſchen Voll- und Hohlkugeln begrüßt, und endlich sogar auf 800 Schritt, wo ich kaum den Gegner ausnehme, mit Spitzkugeln niederschießt, wenn meinen Artilleriſten die Kunstfertigkeit abgeht zu antworten, und meinen Truppen die Manövrir-Fähigkeit, mich in diesem Feuer so schnell und zweckmäßig als möglich zu bewegen?

Die Convention triumphirte durch ihre energiſchen Maaßregeln gegen die lauen und unzusammenhängenden Unternehmungen der nie aufrichtig gegen sie verbündeten, sondern stets unter sich uneinigen

Könige, nicht aber durch die Trefflichkeit ihrer Heere, welche im Anfange des Krieges und auch später trotz ihrer Ueberzahl oft genug geschlagen wurden; — die spanische Nation während des Independenzkrieges nicht durch die Waffen, sondern — (und zwar von einem trefflichen englischen Heere unterstützt,) — durch den festen Willen, der Kraft im Entbehren, im Dulden, durch den eigenthümlichen, ganz vom modernen Staatsleben und Administration verschiedenen Volkscharakter und Geist; — die Alliirten aber Napoleon durch die Uebermacht der Massen, nicht durch die Güte der Truppen; — auch Saragossa fiel endlich, und so wird keine europäische Stadt mehr vertheidigt, — Cairo und Madrid am 2. September unterlagen augenblicklich bei ihrer Insurrektion dem geregelten Angriffe geregelter Truppen, — Tyrol hatte zur Unterstützung reguläre Truppen, wurde durch natürliche Riesen-Bollwerke begünstiget und war seit Jahrhunderten kampfgeübt und waffenkundig vorbereitet, — die einzige Vendée hat Siege im offenen Felde gegen geregelte Truppen, aufzuweisen, welche aber durch Aufruhr und geringe Abrichtung den Schaaren

der Vertheidiger eher an Disziplin untergeordnet als überlegen waren; — in Pohlen kämpften treffliche Truppen meistens in Ueberzahl gegen langsam heranrückende, durch die Cholera dezimirte Massen, und unterlagen dennoch. —

Siege können von einem großen Feldherrn auch mit mittelmäßigen Truppen erfochten werden. Geordnete Rückzüge beweisen, wenn sie nach schweren Unglücksfällen nicht in Flucht ausarten, immer die Vortrefflichkeit der Truppen. Xenophon und seine Zehntausend, der Rückzug auf Corunna von General Moore, sind Belege zu dieser Behauptung. Daß die Schlacht von Wagram nicht in eine Niederlage, wie jene von Waterloo, ausartete, ist nur der vortrefflichen Disziplin der kaiserlich österreichischen Armee zu danken. — Dezember 1843.

März 1844. Zum Fechten und Raufen sind gut und tauglich:

1. Ein ritterlicher, kriegerischer Adel;
   Beleg dazu das ganze Mittelalter;
2. ein hungriger, verzweifelnder Pöbel,
   Beleg dazu Mancherlei: Karthago, Numantien, Jerusalem ꝛc.;
3. ein begeistertes Landvolk,
   Beleg dazu Tyrol, Catalonien ꝛc.;
4. gute, von militärischen Ehrgefühl durchdrungene Kriegerschaaren,
   Beleg dazu: die Schweizer Soldtruppen, die Landsknechte, Tillys Wallonen, Friedrichs Regimenter, die vieille Garde etc etc.
5. beutegierige Abentheurer und tollkühne Waghälse,
   Beleg dazu: die Flibustier, Boucaniers etc. etc.
6. religiöse Schwärmer,
   Beleg dazu: Mameluken, die Schaaren der Vendée, Guerilleros etc. etc.

Aber ganz und gar nicht der wohlhabende, gemächliche, räsonirende Mittel- und Bürgerstand, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, — er mag Bürgerwache, Stadtquardia, Garde nationale, Civica oder Urbanos heißen.

Juni 1844. Warum nennt man die Schlacht bei Aspern eine teutſche Schlacht? Etwa weil dort für die Ehre und die Intereſſen Teutſchlands größtentheils Slaven und Magyaren bluteten? — Wenn beim jüngſten Gericht die Poſaune ruft, werden aber die meiſten teutſchen Stimmen bei den feindlichen Reihen antworten, — dießſeits in der Mehrzahl ſlaviſche, ungariſche und wallachiſche Laute. Baiern, Würtemberger, Sachſen und Rheinländer haben ihre Gebeine nur mit jenen der Franzoſen vermengt. Das teutſche Blut iſt mit jenem der Gallier gefloſſen, nur die teutſche Tinte hat das Schlachtfeld von Aspern zu einem teutſchen getauft.

Mit gewiſſen Truppen iſt das Gefecht vor, mit andern beſſer nach dem Abkochen zu beginnen. — Im Allgemeinen wäre anzurathen: Angriffe abzuwarten nach dem Abkochen, — Angriffe zu beginnen vor demſelben. — Mai 1845.

Man biethe vor dem Gefechte: dem Türken Opium, — dem Engländer Roſtbeef, — dem Franzoſen eine Proklamation, — dem Teutſchen eine Wachtparade, — dem Spanier eine Meſſe. —

August 1845. Ich wage es, eine Meinung auszusprechen, welche vielen Zunftgenossen im Kriegshandwerk schnöde Ketzerei dünkt, nämlich: daß „die Verwendung großer Truppenkörper zu gewissen öffentlichen Arbeiten, als: Landstraßen, Kanäle, Befestigungen ꝛc. eine sehr anzurathende Maaßregel bei stehenden Heeren sei, und auf das physische Wohl eben so wie auf den Geist des Heeres nur günstig einwirken könne." —

So unentbehrlich die taktische Ausbildung ist, so glaube ich doch nicht, daß dieselbe nicht in einem gewissen Zeitraume, gesetzt in zwei bis drei Monaten, welche der einzelnen Ausbildung, und einige Wochen, welche jährlich den Uebungen in größeren Körpern gewidmet werden, nicht zu einer solchen Fertigkeit gebracht werden könnte, um allen Forderungen, welche auf dem Schlachtfelde gestellt werden könnten, genügend zu entsprechen. Besonders aber dürfte selbst zu diesem Zwecke das beständige

Zuſammenleben, Zuſammenwirken in größerem Maaßſtabe, — förderlicher ſein, als die, blos auf den innern Dienſt und einige ſtereotype Evolutionen beſchränkte Kaſernen-Exiſtenz. — Man könnte außerdem beim Aus- und Einrüken zur Arbeit, beim Lagern (wie die Anlegung großer Straßen oder Kanalbauten, — weitläufiger Urbarmachungen u. ſ. w. ohnehin es mit ſich bringt)— viele Veranlaſſungen benützen, um die Truppen in dieſem, zu dem Feldlager und den Kriegsſtrapazen weit mehr und beſſer vorbereitenden Leben,—zugleich mit einigen taktiſchen Uebungen zu verbinden. Man denke ſich aber, welchen moraliſchen und materiellen Vortheil es einer Truppe gäbe, welche von ſieben Wochentagen z. B. drei in großen Arbeiten zubrächte, und nebſt dem gewöhnlichen Solde noch drei Tage Arbeitsertrag zu ihren Emolumenten beilegen könnte? — Die mancherlei Profeſſioniſten, welche dabei verwendet und ausgebildet werden könnten, materiell beſſer verſorgt, überhaupt die Truppen phyſiſch abgehärtet, vielleicht auch beſſer disziplinirt, (da ſich der Menſch am beßten in der Thätigkeit wechſelſeitig kettet und verbindet, co- und subordinirt,) würden dann Regimenter und Divi-

ſionen mit Stolz wie die römiſchen Legionen auf Meilenzeigern, Waſſerleitungen, Brückenpfeiler, Jahreszahl und Namen ihrer großen nützlichen Leiſtungen ſchreiben! Das Volk würde ſich gewöhnen in den ſtehenden Heeren auch bei einer langen Friedens-Epoche nicht bl[illegible] unnütze Koſtgänger und Paradehelden zu ſehen, der Staat würde durch die Einheit und Energie militäriſcher Kraftäußerung mit wenigen Koſten die allerheilſamſten und mächtigſten Leiſtungen vollbringen, während jetzt die jugendliche Thätigkeit und Kraft Tauſender nutz- und zwecklos verſplittert wird. — Die Erfahrung lehrt, daß Matroſen, Fabriksarbeiter, Bergleute, ſchnell und leicht in wenigen Wochen zu kampfſähigen Truppen eingeſchult worden ſind. Exerzieren, manövriren kann man bald. Das Schwere des Soldatenhandwerks, ausdauern, — gehorchen, — kämpfen, ſei es auch mit Elementen und Widerwärtigkeiten, iſt die wahre Kriegsſchule, und die dürfte auch im Frieden eher durch ein großartiges Zuſammenwirken bei großen öffentlichen Arbeiten, als durch das dumpfe Kaſernenhocken und das ſtumpfe, oft ſo geiſt- und zwecklose Exerzieren erlangt werden.

Man könnte beim Aus- und Einrücken das Formiren und Brechen der Abtheilungen, Kolonnen und Massen leicht einüben; — ein Rasttag in der Woche könnte zur Schule oder zu andern nicht ermüdenden Uebungen verwendet werden, der Sonntag zur Kirchparade, auch nehme ich an, daß nur fünf bis sechs Monate des Jahres öffentlichen Arbeiten gewidmet werden, in welchen sich der Lagerdienst von selbst einlernen würde; sechs Wochen blieben dann noch zu Waffenübungen im Großen, und der Winter würde dann zur Abrichtung der Rekruten, Kompagnieschulen und Exerzieren u. s. w. verwendet. Ich glaube, daß auf diesem Wege Regimenter, Brigaden und Divisionen sich an ihre Chefs am besten gewöhnen würden. Moralisch würde die geordnete vereinte Thätigkeit, materiell die bedeutende vermehrte Zulage günstig einwirken, intelektuell die Anwendung der technologischen Verrichtungen, in Sanitätsrücksichten die körperliche Beschäftigung den besten Erfolg haben; in der öffentlichen Meinung auch in dem Esprit de corps würde es die Stellung des Heeres und seiner Abtheilungen erheben, wenn der Wanderer auf den

Standsäulen der Straßen, den Brückenpfeilern und Gränzmarken liest: „Im Jahre N. N. hat die Division N. N. — das oder jenes Regiment, — im Auftrage Sr. Majestät des Kaisers — dieses, das öffentliche Wohl fördernde Werk vollendet.“ —

Viele meiner Kameraden werden mich ob dieser Meinung verhöhnen. Sie bedenken nicht, daß die römischen Legionen es auch so hielten, und es doch verstanden, in sehr schwierigen Terrains zu manövriren, und daß ein großer Theil ihrer Ueberlegenheit in der Marschfertigkeit, praktischen Castrametation, Fertigkeit in Errichtung von Feldbefestigungen, Abhärtung und Kriegszucht verdanken, welche ein wesentliches Resultat ihrer Arbeiten waren, die noch das Staunen der Nachwelt erregen, und selbst die flüchtigen Fußstapfen ihrer Marschstationen noch der Geschichte in den Namen unserer noch bestehenden Städte eingeprägt haben.

Nichts iſt lächerlicher als das beſtändige Behaupten der Franzoſen, ſie ſeien nur der Uebermacht unterlegen. Im Gegentheil ſind ſie es, welche meiſtens der Uebermacht ihre Siege verdankten. — Baiern, Pohlen, Sachſen und Italiener gaben ihre Leiber als Hauptingredienz zu dem Dünger auf den Feldern her, auf denen die vielbeſungenen Lorbeeren für die Franzoſen ſproßten. März 1846.

Juli 1846. Es gibt historische Axiomen, besonders in militärischer Beziehung, die grundfalsch sind. Der falsche Schluß: **post hoc ergo propter hoc**, wird nirgends öfter angewendet.

So z. B. siegte die Convention nicht durch die größere Tapferkeit und den Enthusiasmus ihrer Heere, welche zwar allerdings zu dem Siege beitrugen, sondern durch die Energie ihrer Maaßregeln, welche in verkehrter Proportion mit jenen ihrer Gegner stunden, — deren Zwietracht, Kleinlichkeit, Eifersucht und Doppelzüngigkeit jede große zusammentreffende Operation lähmte.

Tilly war ein Feldherr, Wallenstein ein Kriegsfürst (Imperator!) — März 1867.

Tilly aber steht als General und Mensch höher als Wallenstein.

Juni 1847. Zwei neuere Elemente müssen durchaus auf die künftige Kriegsführung einen noch unbekannten Einfluß äußern. Es sind die zwei wichtigen neuen Hebel der geistigen und materiellen Welt die Pressen und die Eisenbahnen.

Es ist mir noch durchaus unerklärlich, wie man es bei der Ungebundenheit der Presse möglich machen wird, den Nimbus und die Inviolabilität zu salviren, welche in gefährlichen und wichtigen Momenten die militärische Autorität durchaus mit einem Zauberbann umgeben müssen. Wie soll Subordination und Disziplin nicht leiden, wenn in jedem Morgenblatte der gestern gegebene Befehl kommentirt und kritisirt, der Vorgesetzte bespöttelt oder geschmäht, die Maaßregeln analisirt, und sobald man sie abnt, publizirt werden? — Auf alle Falle sind dann Spione überflüßig. — Die Eisenbahnen dagegen werden ihrerseits andere Operations-

Objekte, besonders aber andere Operationslinien bedingen, welches auf das neuere Kriegssystem nothwendig einwirken muß.

Die Modifikationen dieser Veränderungen wird erst die Zukunft und die Erfahrungen, welche man machen wird, bestimmen können.

Ueber militärische Prüfungen.

September 1847. Ich sprach neulich mit einem hochgestellten preußischen Generalen, über den Nutzen der theoretischen militärischen Prüfungen, und war eben so erstaunt als geschmeichelt aus seinen Aeußerungen die Bestätigung meiner eigenen, schon längst über diesen Gegenstand bestehenden Ansicht, als seien dieselben, in so ferne durch sie ein Anspruch oder Recht auf wirkliche Anstellung oder Beförderung im Range bestimmt würde, eher schädlich als nützlich, — zu entnehmen.

Vor Allem muß ich mich gegen das Mißverständniß verwahren, als zöge ich Unwissenheit dem Wissen, — intelektuelle Indolenz dem Streben vor, sei es auch nur theoretische Ausbildung, — in so ferne sie die Lücken oder den Mangel an Erfahrung ersetzt, und regem Ei-

ser nach Vervollkommnung und Liebe zum Beruf andeutet, — zu erlangen; nur dünkt es mir als könne hier das Uebergewicht der Theorie über die Praxis, der Schule über das Leben, — des Denkens über das positive Handeln nirgends mehr als im Kriegerstande zu ungünstigen und falschen Consequenzen führen.

Kein Beruf ist so unbedingt auf das wirklich positive Feld der That an- und hingewiesen, als der Kriegerstand, und die Fähigkeit zu dessen Wirkungskreisen läßt sich meines Erachtens nicht vom Katheder prüfen und von der Schulbank beantworten.

Mancher, der die Züge der berühmtesten Parteigänger vortrefflich analysirt, würde mit der Brille auf der Nase verlegen sein, zwei Vedetten zweckmäßig aufzustellen, und in diesem Falle ein auf Jagd und im Wald aufgewachsener Dorfjunker sich weit besser auskennen.

Mancher, der Bismarks Werke auswendig weiß, wird sich bei einer Attake mühsam mit der Hand am Sattelknopfe halten müssen, weil er über den Büchern die Reitschule vernachlässigte! Da ist mir

der Reiteroffizier weit lieber, der nichts gelesen hat, bei einer feindlichen Gelegenheit eine Pferdslänge vor dem Glied in die feindlichen Reihen bricht, und mit kräftiger Faust den feindlichen Anführer herunterhaut. Am liebsten wäre es mir, wenn er beides kann, und Kopf, Herz und Faust die wahre Trinität bilden, — aber von allen drei Qualitäten läßt sich, meiner Ansicht nach, der Kopf am leichtesten entbehren.

Man kann einen Mahler nicht prüfen, wenn er nicht den Pinsel, einen Chirurgen, wenn er nicht das Bistouri in der Hand hat. Man kann wohl vermuthen, wenn er bemüht ist, durch theoretische Kenntnisse sich zur praktischen Wissenschaft vorzubereiten, daß er mit regen Eifer seinem Berufe folgt, und das ist immer lobenswerth, vorausgesetzt: daß er es nicht bloß deßwegen thut, weil ihm die praktische Ausbildung unbequem ist, und er nicht etwa versucht deren Mangel durch theoretische Schulfuchserei ersetzen, oder sich über dieselbe hinaussetzen zu wollen.

Deßwegen ist jede Begründung eines Rechtes auf Beförderung durch theoretische Prüfung schädlich,

weil ſie das Beſtreben der Eitelkeit und der Hintanſetzung des praktiſchen Theiles und ſeiner Anerkennung begründet, befördert.

Ich will nicht ſagen, daß ich nicht mit Vergnügen junge Offiziere ſich mit theoretiſchen militäriſchen Studien werde beſchäftigen ſehen, aber ich werde nie aus deren Reſultation unbedingt auf deren Fähigkeiten auf dem praktiſchen Felde ſchließen können. Iſt aber die theoretiſche Prüfung als Bedingung der Beförderung angeordnet, ſo gibt deren Erfolg dem Candidaten ein unbeſtrittenes Recht zur Berückſichtigung. Mir aber gibt nur praktiſche Wirkſamkeit und die Menſchenkenntniß der Vorgeſetzten, und längere Beobachtung von deſſen Berufsthätigkeit und Dienſtesbetrieb einen richtigen Maaßſtab der Tüchtigkeit eines Offiziers. Es könnte aber ein Offizier, der vortrefflich mit den Exerzierhölzern auf dem Tiſche manövrirt, aber nicht im Stande iſt einen Zug gut zu kommmandiren, ein anderer, der vortreffliche Dispoſitionen für Armeekorps machen, aber ſeine Kompagnie nicht zweckmäßig einquartieren kann, manchem praktiſchen tüchtigen Offizier vorgezogen werden

müſſen; — ſage: müſſen, weil ihm die gute Prüfung ein Recht gegeben hatte.

Merino und Balmaſeda hätten gewiß als Partheigänger kein beſonderes Zeugniß einer löblichen Prüfungskommiſſion mitgebracht; vielleicht wäre auch Tettenborn, (der Partheiführer par eminence,) — und die meiſten ſeiner Koſakenobersten nicht ſo gut beſtanden, als jeder preußiſche oder ſächſiſche Fahnenkadet.

Wir haben eine Schule für Unteroffiziers auf Vorpoſten und den kleinen Dienſt, in hundert zwanzig Fragen und Antworten. Wohl dem, der in vorkommenden wirklichen Fällen in ſeinem Gedächtniß die betreffende Antwort, auf die ſich in der Wirklichkeit darſtellende Frage beſinnen mag!

Ich hatte einen alten vortrefflichen Hußaren-Rittmeiſter; — als man ihn aufforderte in ſeiner Konduitliſte die Wiſſenſchaften zu bezeichnen, die er ſich etwa eigen gemacht habe, ſchrieb er: „Kavallerie Wiſſenſchaft,“ — und wahrlich, er wußte, was zu ſeinem Geſchäfte nothwendig war! —

Zum guten Offizier ſind nothwendig:

a. eine gute physische Konstitution, (aber auch diese Eigenschaft kann man oft nicht auf den ersten Blick erkennen.) *)

b. Theoretische Kenntnisse, aber auch praktische Anwendungs-Fähigkeit der Dienstesvorschriften und taktischen Bewegungen, dann die Art sie den Untergebenen von Untenauf zu lehren, dagegen die Befehle von Oben so schnell als richtig zu vollführen. (Dienst-, Exerzier- und Abrichtungs-Reglement.)

c. Aber mit dem Wissen genügt es nicht, die Applikation ist hauptsächlich auf den Charakter gegründet. Die Kunst zu befehlen und zu gehorchen, — die Gabe auf die Untergebenen einzuwirken, und die Vorgesetzten zu verstehen, lernt sich nicht auf einmal, und kann nicht auf der Schulbank geprüft werden.

d. Kalte Besonnenheit mit rascher Entschlossenheit verbunden, — auf alle vorliegenden

*) Manche ursprüngliche Mängel ersetzt fester Wille, Ausdauer, Abhärtung, oft hält eine schwächlich scheinende Natur, von festen Willen unterstützt, mehr aus, als eine robust scheinende, welche nur täuscht und längeren Fatiken unterliegt.

Umstände, — hauptsächlich auf den Terrain angewendet, als das erste und nothwendigste Attribut und Bedingniß jeder militärischen Kraftanstrengung, — das aber lehrt sich schwer, lernt man selten, und beurtheilt man nur bei der That, und nicht bei Prüfungen.

Andere Kenntnisse, theilweise oder ganz in das Militärfach einschlagend: Kriegsgeschichte, mathematische Wissenschaften, (als Hülfswissenschaften spezieller Fächer,) Zeichnungskunde, Sprachen, — verdienen ehrenvolle Anerkennung als mehr oder weniger nützliche Hülfsmittel, — als Beweis eines regen, den Pflichten seines Berufes sowohl, als mit den Ansprüchen, welche die Welt an den gebildeten Menschen macht, beschäftigten Geist, — sind aber keine wesentlichen unentbehrlichen Bedingungen eines guten Offiziers, und dürfen auf keinen Fall wichtigern Eigenschaften bei dessen Beurtheilung vorgezogen werden. — (Es versteht sich, daß hier nicht von Spezial-Waffen, Artillerie, Genie, Generalstaab ꝛc. die Rede ist.)

Es erhellt hieraus, daß man diese Eigenschaften nicht durch eine Kommission, — vom Katheder, —

und auf der Schulbank beurtheilen könne. Der Menschenkenntniß, der Rechtlichkeit, dem Ehrgefühl und Diensteifer der Vorgesetzten, welche in längerer Zeit einen richtigen Maaßstab anzulegen Gelegenheit haben, muß es überlassen bleiben die Befähigung der Offiziere, mit beständiger Rücksicht auf Dienstesalter und besondere offenbare Verdienste zu beurtheilen und auszuscheiden.*)

*) Man kann aus einem guten Wachtmeister einen unbrauchbaren Lieutenant, aus einem guten Eskadrons-Kommandanten einen unbrauchbaren Obersten, aus einem guten Obersten einen unbrauchbaren General, aus einem guten Feldmarschalllieutenant einen unbrauchbaren Kommandeur machen.

Gute Versorgung und Auszeichnung sind Rechte, welche das Dienstalter gibt, — nicht aber die Charge, auf die gibt das Talent und die Brauchbarkeit Ansprüche, sie gehört dem Staate nicht dem Einzelnen. —

Die allgemeine Zeitung (Nr. 87 vom 28. März 1847) erwies dem „Wanderbuche des verabschiedeten Landsknechtes“ in einem eigenen Artikel ihrer Beilage die Ehre dieses, nur in einem sehr beschränkten Kreise, welcher in der Vorrede bezeichnet ist, verbreiteten Büchleins einer Besprechung zu würdigen. Da Schreiber dieses mit besagtem Landsknechte bekannt, ja sogar nahe mit ihm verwandt ist, so übernahm er die Replik, und dies führte eine mit allen Regeln der Courtoisie geführte kurze Diskussion herbei, welche hier vielleicht aus dem Grunde ihren Platz finden dürfte, weil sich darin einige vorsündfluthliche Ansichten ausgesprochen finden, welche auch in der postdiluvianischen Zeit einigen Werth, oder wenigstens das Interesse haben dürften darzustellen, in welcher Art die besprochenen Punkte in jener Epoche betrachtet wurden, und was seit dieser Probezeit an ihnen sich als richtig bewährt haben dürfte.

Nr. 87. Beilage der allgemeinen Zeitung. 28. März 1847.

Aus dem Wanderbuche eines verabschiedeten Lanzknechtes. *) 4 Bände. Wien 1841 und 1845.

Eines Lanzknechtes! das Wort ist halb verschollen, die Zukunft aber noch nicht ausgestorben. So lange es gesetzlose Gewalten und klingende Thaler gibt, so lange wird es nicht an dem Lanzknechte fehlen, dem verwegenen Gesellen, der seine Haut dem Meistbiethenden verkauft, — heute dem Papst, morgen dem Kaiser, — dessen einzige Tugend die Tapferkeit ist, und ein phantastisches Bruchstück von militärischem Ehrgefühl. Wollt ihr den Lanzknecht sehen wie er leibt und lebt? — Steigt über die Pyrenäen hinüber, betrachtet euch die Leute mit fremdklingenden Namen, welche in den spanischen und in den portugie-

*) Eigentlich Landsknechtes.

sischen Heeren ihr Wesen treiben, und ihr werdet euern Mann in Gestalt eines Deutschen, eines Franzosen oder eines Piemontesen bald erkennen. Wir sprechen natürlich nicht von denjenigen Fremden, welche durch politischen Enthusiasmus oder auch durch kriegerische Liebhaberei für einige Zeit unter die spanischen Fahnen geführt wurden, sondern von denen, welche aus dem Soldatenleben ein Handwerk machen. Aber freilich besteht immerhin eine gewisse Verwandtschaft zwischen diesen beiden Gattungen von Abenteurern, und wir wissen aus unmittelbarer Beobachtung wie leicht auf der wilden Laufbahn des Krieges der romantische Schwärmer zum gemeinen Condottiere ausartet, wenn ihm der sittliche Halt fehlt, den der Gedanke des Vaterlandes gibt, das einzige Merkmal durch welches sich der Krieg von dem Kampfe der Bestien in der Arena unterscheidet.

Wenn unser Verfasser der Lanzknecht wäre, für den er sich ausgibt, so würden wir uns sicherlich nicht mit seinem Buche befassen.

Glücklicher Weise ist aber die Benennung, die er auf dem Titel annimmt, eine Selbstverleumdung, bei welcher stillschweigend vorausgesetzt wird, dass ihr der Leser von vornherein, und trotz des etwas bärbeissigen Tones, in welchem der Verfasser sich hie und da gefällt, keinen Augenblik Glauben schenken werde. Und in der That gewahrt man gleich bei den ersten Schritten, die man mit dem wandernden Lanzknecht macht, dass sein trotzig in's Gesicht gedrückter Hut eine edle und reiche Stirn bedeckt, dass seiner rauhen Stimme, weiche, schmeichelnde, verführerische Laute zu Gebote stehen, dass sein Auge nicht bloss Drohungen und Blitze, sondern auch Bitten und Thränen hat, dass er eben so fähig ist mannigfaltige Eindrücke hervorzubringen wie in sich aufzunehmen. Einen solchen Wandergesellen heissen wir von ganzen Herzen willkommen, zumal er allem Anschein nach für den Nothfall eine gute Klinge führt, und die gute Laune, die er sich durch den Ernst eines ereignissvollen Lebens nicht ganz hat ver-

derben lassen, hin und wieder, bald durch feinen weltmännischen Witz, bald durch derben soldatischen Spass mitzutheilen weiss.

Der Inhalt unseres Buches ist sehr mannigfaltig: Liebes-, Kriegs- und Jagdabentheuer, Reiseschilderungen, Gespenstergeschichten, philosophische Betrachtungen, lyrische Ergüsse. Vielen abgerissenen Bemerkungen und kleinen Aufsätzen sieht man es an, dass sie aus der Mitte der Begebenheit heraus geschrieben und aus dem Tagebuch unmittelbar unter die Presse gekommen sind, und diese Blätter sind gewöhnlich nicht die am wenigsten anziehenden.

Unser Lanzknecht ist ein Oesterreicher, ein guter Oesterreicher, und da er zugleich einen denkenden und vielseitig gebildeten Kopf sein nennen darf, so haben seine Urtheile über die öffentlichen Zustände Deutschlands einen ganz besonderen Werth in unsern Augen. Leider ist der Verfasser gar zu sparsam mit solchen Meinungsäusserungen, welche uns die deutschen Verhältnisse gewöhnlich in einer neuen Perspektive zeigen. In unserem eintönigen Zeitalter ist

es wahrhaftig schon eine wahre Erquickung, wenn man in Ermangelung neuer Ansichten von gewissen gegebenen Dingen, wenigstens frische und eigenthümliche Formen der Darstellung des Altbekannten findet. Der österreichische Schriftsteller hat es aber nicht selten vor seinen Collegen aus dem übrigen Deutschland voraus, dass er mit eigenen Augen sieht, mit eigenem Verstande urtheilt und mit eigenem Mund spricht — ein Vorzug, welcher zwar etwas theuer erkauft wird, der aber, wenn man von den Preis absehen will, den er kostet, nicht leicht zu hoch angeschlagen werden kann.

Der Verfasser schildert in den ersten Blättern seines Buches eine Rheinfahrt. „Ein einziger Vogel, sagt er, schwebte von Mainz herab vor unserem Schiffe wie der Rabe aus der Arche Noah, frisch und rastlos; es war der schwarze preussische Adler auf unserer Flagge. Er hat auf dem Rheine den doppelten um so mehr ersetzt, als er gerade einen statt mehrere Köpfe hat, dagegen scharfe

geübte Klauen besitzt, die ihn zum Gränzwächter eignen, wovon ich in Mainz bei Besichtigung der dortigen Besatzung mich zu überzeugen Gelegenheit hatte. Es ist ein kühner gewaltiger, kluger und, was viel bedeutet, ein junger Vogel, der noch weit und viel fliegen und Deutschlands Gaue wohl umkreisen mag. Nur soll er sich nicht auf unsere alten Kirchen setzen, denn eine Kirche, sie mag sein, welche sie will, ist zu gross und heilig um als Adlerhorst zu dienen, und ihre Kreuze, wenn man daran pickt, sind mächtig genug auch eine Adlerbrut zu zermalmen.“ Man erräth leicht, dass diese Worte in den dreissiger Jahren geschrieben sind, sie lassen sich aber auch noch heute hören, denn die Warnung vor den Gefahren gewisser Leidenschaften und Vorurtheile kommt selten zur Unzeit.

Man wird aus den letzten Zeilen dieser Stelle nicht auf eine übertriebene Strenggläubigkeit des Verfassers schliessen, um so weniger als er ja nicht bloss seine, sondern

überhaupt jede Kirche vom Adler respektirt wissen will. Und in diesem zweiten Punkte scheint sein Rath heutiges Tages weniger überflüssig als in dem ersten.

An einer andern Stelle charakterisirt der Verfasser mit folgenden Worten den Entwicklungsgang des preussischen Staates: „Zuerst kam die Königskrone, dann ein König, der sich eine Armee schuf und durch sie ein Land eroberte, in demselben einen Staat improvisirte und eine Residenz erbaute. Dann erschuf man ein Volk dazu, und das alles erstand und besteht, und ward im Feuer der Widerwärtigkeit verschmolzen und erhärtet.“ Hier ist in drei kecken Zügen eine Silhouette der politischen Geschichte Preussens, die uns durch ihre sprechende Aehnlichkeit überrascht. Was ist es aber das dem wunderbaren Baue des preussischen Staates noch fehlt? Denn dass er nicht vollständig ist, fühlt mehr oder weniger deutlich Jedermann. Es fehlt ein Mittelglied zwischen Staat und Volk, ein Etwas, das die Gegensätze

zwischen diesen beiden Lebensformen aufheben, sie mit einander indentificiren soll. Andere Länder finden diese Vermittelung in dem Princip der Nationalität; Preussen als blosser Bruchtheil einer Nation, kann dieselbe einstweilen nur in den bürgerlichen Einrichtungen suchen.

Von bürgerlichen Einrichtungen in unserem Sinn ist der Landsknecht indessen gar kein Freund, und er versagt es sich auch nicht, gelegentlich derb vom Leder zu ziehen. „Schon desshalb, sagt er, sind mir die deutschen Kammern verhasst, weil die Leute in ihren schwarzen Fracks und beschmutzten, tabackbeklecksten Hemdkrausen die wahren Repräsentanten deutschen Spiessbürgerthums scheinen.“ Unbefangenes Geständniss einer sonderbaren Befangenheit! Ein Hass, der sich durch die blosse Berufung auf den ihm anstössigen Rock des Gegners gerechtfertiget glaubt, ist eine Geschmackssache, und es lässt sich also nicht darüber streiten. Wenn der Verfasser aber weiter behauptet, dass die deut-

schen Kammern im Gefühl ihrer eigenen Saft- und Kraftlosigkeit die Feinde jedes rüstigen, frischen Lebens, und namentlich die Feinde des edlen Waidwerkes seien, wenn er jammert, „dass bald der letzte Hirsch als Sühnopfer der Professor- und Deputirtenverfolgung gefallen sein werde," so können wir dazu nicht ganz schweigen. Man kann der grösste Freund und Gönner der Jagd sein, und deren Bestimmung gleichwohl ganz anders auffassen als der Verfasser sie aufzufassen scheint. Wer in der Jagd das Vorrecht einer Handvoll Privilegirter sieht, mit welchem Rechte will der verlangen, dass die Lust jener Wenigen höher angeschlagen werde, als der Vortheil Aller? Aber man mache die Lust allgemein, und Jedermann wird bereit sein, ihr einen Theil des gemeinen Nutzens aufzuopfern. Das Vergnügen der Jagd gilt uns übrigens nur als Nebensache, und wenn wir sie in Schutz nehmen und ihre Ausübung als ein gemeines Recht anerkannt wissen wollen, so geschieht es vorzugsweise, weil sie ein unersetzlicher

Bestandtheil der leiblichen und sittlichen Volkserziehung ist. Man blicke in der Geschichte um sich. Wo je ein Volkskrieg mit Ausdauer und Tapferkeit geführt wurde, da war es ein jagdgewohntes Volk, das ihn führte. So in der Vendée, in der Bretagne, in Tyrol, in Spanien. *) Wo das Volk dagegen die Jagdflinte nicht

---

*) Der Tiroler ist nicht als Jäger, sondern als Scheibenschütze waffenkundig, und mit dem Scheibenrohr mehr als mit der Jagdflinte vertraut, er bediente sich auch im Jahre 1809 sehr oft des Stutzenkolben mit eben so viel Erfolg als des Stutzenlaufes, wobei er auf seine physische Kraftüberlegenheit vertraute. Ueberhaupt ist zu bemerken, daß bei jenen Insurrektions-Kämpfen, wo wahrhafter Enthusiasmus vorherrschte, — Tyrol, in der Vendée, in Saragossa, Kairo, jetzt noch in Algier, — Flintenfeuer nur als Nebensache gilt, und die ungeregelten Schaaren mit richtigen Instinkt immer darnach trachten, es zum Handgemenge zu bringen, deßhalb dieses ihnen am meisten imponirt, und sie zu einer Unthätigkeit zwingt, in der auch, wo es thunlich, gegen sie hauptsächlich Geschützfeuer in Anwendung zu bringen ist, weil sie aufgerieben werden, ohne gleichmäßig dagegenwirken zu können. — Der Spanier ist nur ausnahmsweise Jäger. Trombon und Navaja seine Waffen.

zu handhaben weiss, da fällt ihm auch in der grössten Bedrängniss gewöhnlich gar nicht ein, zu der Muskete zu greifen; mit Dreschflegel aber jagt man keinen Feind aus dem Lande. *)

Wie von der Jagd, so entwickelt unser Verfasser auch von militärischer Disciplin und von den Mitteln zur Aufrechterhaltung dieselben Ansichten, welche uns zu sehr verletzen, als dass wir sie mit Stillschweigen übergehen könnten. Wenn er z. B. mit dichterischer Bewunderung den russischen Grenadier feiert, welcher sich bei dem Brande des Petersburger Winterpalastes lieber verbrennen liess, als dass er ohne eine förmliche Ablösung seinen Posten verlassen hätte, so scheint uns das eine unverantwortliche Verschwendung der

*) Vielleicht, wenn überhaupt, und nur unter gewissen Verhältnissen möglich, gerade nur mit diesem. — Eine Waffe in den Händen von ungeübten Haufen, geregelten Schaaren gegenüber, die sie besser handhaben, ist dem schädlich, der sie führt.

Anmerkung des Verfassers.

Poesie. Ein Soldat, aus welchem alles Menschliche so vollständig hinausgedrillt ist, dass er des Gebrauchs der Vernunft geradezu unfähig geworden, dass ein inhaltsleer gewordener Korporalbefehl mehr über ihn vermag als der Trieb der Selbsterhaltung, ein solcher Soldat, eine solche lebendige Maschine, kann unserem Gefühle nach, nicht Gegenstand der Bewunderung sein.

Noch auffallender ist es uns, zu sehen, wie der Verfasser sich zum Vertheidiger des Stocks*) als militärischen Zuchtmittels aufwirft, und zwar in der Einleitung zu der Schilderung einer scheusslichen Hinrichtung durch die Spiessruthen, deren Zeuge er selbst gewesen. Freilich macht er den Vorbehalt, dass die Leibesstrafen „stets gesetzlich bleiben, gesetz-

---

*) Hat sich nach der Hand auch in politicis bewährt, und ist sogar vom liberalen englischen Ministerium und dessen Behörden bei einem Aufstande in den jonischen Inseln sehr freigiebig angewendet worden.

Postdiluvianische Bemerkung.

lich vollzogen werden, und nie in willkührliche Misshandlungen ausarten müssen;“ war denn aber nicht die gräuelhafte Henkerscene, welche er uns schildert, vollkommen „gesetzlich?“ Der Gedanke, welcher jenem Vorbehalt zum Grunde liegt ist eben so unhaltbar, und aus denselben Ursachen unhaltbar wie der Gedanke einer milden menschenfreundlichen Sklaverei, oder einer gemässigten Tortur. Die Humanität als Folgerung aus einem Grundsatz der Barbarei kann nie etwas anderes sein als Selbstbetrug oder Lüge. Der Verfasser erzählt an einer andern Stelle des Buches wie sein Grossoheim zuweilen davon gesprochen, dass er als angehender Gerichtsbeamter oft der peinlichen Frage beigewohnt und die Wirkungen der Folter auf den Angeklagten, bei einer Tasse Chocolade abgewartet habe. Dabei wundert er sich denn über den Widerspruch zwischen dem wohlwollenden Charakter des alten freundlichen Mannes und der handelnden Rolle, die er weiland in der Marterkammer gespielt, und von der er noch in

seinen spätern Jahren so seelenruhig zu erzählen wüsste. Nun denn, es will uns dünken als würden die Enkel oder Brüderenkel des Verfassers einst mit nicht geringerer und nicht weniger rechtmäßiger Verwunderung lesen, wie sich ihr trefflicher, liebenswürdiger, menschenfreundlicher Grossoheim vor Zeiten zum Teufelsadvokaten des Stocks gemacht.

Der zweite Theil enthält Erinnerungen aus Algier, wohin der Verfasser der Expedition des Generals Bourmont gefolgt war, und das er also in dem interessantesten Augenblick kennen lernte. Diese Bilder aus Feld und Lager gehören zu den anziehendsten Schilderungen des Lanzknechtes, welcher uns besonders durch die Anspruchlosigkeit mit der er sich selbst in die Scene stellt, auch für seine Person einzunehmen weiss. Zur höchsten Spannung steigert sich die Theilnahme des Lesers bei der Erzählung der Rückfahrt nach Frankreich, auf welcher unser Verfasser und seine ganze Schiffsgesellschaft die erste Nachricht von der Juliusrevolution erhielt. Die Aufre-

gung, welche den Anblick der ersten dreifarbigen Flagge auf dem Schiffe verbreitet, die athemlose Neugier, mit der sich Schiffvolk und Reisende auf dem Verdecke, Raaen, in dem Takelwerk drängen, als der Kapitän das Sprachrohr zur Hand nimmt um das, diese Flagge führende Fahrzeug anzurufen, der Eindruck, welchen die grosse Botschaft aus Paris hervorbringt, und die würdevolle Haltung mit der sie namentlich der alte Kapitän aufnimmt — diese ganze Scene wird uns mit einer wahrhaft dramatischen und doch äusserst einfachen Beredsamkeit vor Augen geführt.

Auf die Rückkehr von Algier folgt ein mehrmonatlicher Aufenthalt in Paris, wo der Lanzknecht, gleichviel aus welchen Gründen, incognito im lateinischen Viertel sein Zelt aufschlägt; und die Tage verlebt, welche er die heitersten und genussreichsten seines ganzen Lebens nennt. Den Erfahrungen, die er unter dem lustigen Völkchen gemacht hat, verdanken wir eine meisterhafte Physiologie der Pariser Grisette und ein Stück der Physiologie

des menschlichen Herzens über welches sich viel sinnen und träumen lässt. Einige Leser werden an dem „Hortense“ überschriebenen Abschnitt im dritten Bande unseres Buches schweres Aergerniss nehmen, die andern aber werden sich daran bis in die Seele hinein erquicken. Schreiber dieses gehört zu den Letztern.

Der vierte Theil spielt hauptsächlich in Spanien, wo der Verfasser ein paar Monate lang unter der Fahne des Don Carlos gedient hat. Hier muss man sich denn freilich von vornhinein gefasst machen den Partheimann sprechen zu hören. So z. B. gleich in der Unterredung des Verfassers, welcher unter dem Namen eines Weinhändlers reiste, mit dem Präfekten von Bordeaux, der ihm persönlich einer scharfen Prüfung unterwarf. Dem Manne der Juliusregierung wird hier eine solche Menge von Albernheiten in den Mund gelegt, dass deren selbst für einen Tölpel im Lustspiel wenigstens um die Hälfte zu viel sein würden, worüber denn der Verfasser seinen

Zweck, den Präfekten in einem komischen Licht zu zeigen, gänzlich verfehlt.*)

Wir finden es sehr natürlich, dass der Verfasser die carlistische Sache immer von der günstigsten Seite darzustellen sucht, es will uns aber scheinen als ob es nicht ganz ehrlich von ihm sei, wenn er auch „die beinahe republikanischen Gesetze und Institutionen“ des Baskenlandes, als ein Gewicht zu Gunsten der Fahne, welcher er sich gewidmet, in die Wagschale wirft. Bis zum Beweise des Gegentheils möchten wir dafür halten, dass es nicht gerade die republikanischen Freiheiten der Basken sind, welche den Verfasser, wie so manche andere deutsche Offiziere, in die Reihen

---

*) Ist nicht die Schuld des Landsknechtes, wenn hier die Wahrheit als Dichtung erscheint. Wer übrigens den „Constitutionnel“ und andere Blätter jener Zeit, welche das von Louis Philipp verheißene Eldorado feierten, nachzulesen die Geduld hätte, fände die Ansichten des obbezeichneten Mandarinen der Qua—ray auti schwarz auf weiß gedruckt, und als sublime Regierungsmaximen gepredigt.

Anmerkung des Verfassers.

der Carlisten geführt haben, und wir meinen auch nicht, dass sich just sehr viele von diesen Herren gedrungen fühlen würden, etwa dem republikanischen Amerika in einem Kriege gegen das monarchisch-aristokratische England ihren Degen anzubieten. Will man aufrichtig gegen sich selbst und gegen die Welt sein, so lasse man die baskische Freiheit aus dem Spiel, und begnüge sich mit der Berufung auf das göttliche Recht der königlichen Allgewalt.

Wenn der Verfasser uns hin und wieder Veranlassung gibt uns ein wenig gegen ihn zu ereifern, so werden wir doch immer gleich wieder mit ihm versöhnt, denn wir erkennen auf jeder Seite seines Buches durch das anerzogene und angepflogene Vorurtheil hindurch die von Grund aus edle und liebenswürdige Natur unsers tapfern Lanzknechtes. Und hätten wir nichts von ihm gelesen als die Geschichte des armen Schanzgräbers, welcher seine gebrechliche Frau seit zehn Jahren jeden Sommer auf einem Karren dreissig Meilen weit ins Bad fährt, wo er sie durch Arbeit

bei Tag und Nacht ernährt und pflegt, und hätten wir nichts aus dem Wanderbuche des Lanzknechtes gelesen als diese kurze und einfache Geschichte, wir würden den Mann trotz seiner etwas gar zu — kavaliermässigen Ansichten von gewissen Dingen liebgewonnen haben. „Allons Messieurs!“ schliesst er jene Erzählung, Courmacher zu Ross und zu Fuss, in Kaleschen und Prunkwägen, ihr Herren mit Cigarren und Guitarren — faites en autant für die, welche ihr zu lieben vorgebt! zehn Jahre dulden, entbehren, arbeiten für ein armes, reizloses, krüppelhaftes Weib, weil — weil man es ihr vor Gott versprochen hat! Ich gab dem Manne die Hand, und Gott sei Dank, so viel fand ich noch in meinem Tornister übrig, dass er das nächste Jahr sein armes Weib nicht mehr auf einen Schubkarren nach G. fahren soll.“

Bemerkungen zu dem Artikel in der Beilage zur allgemeinen Zeitung vom 28. März 1847.

Es ist mit dem Bücherschreiben eine eigene Sache. Es gab eine Zeit, wo der Reiter gestiefelt und gespornt umherwandelte, der Seemann die Theerjacke nicht ablegte, dagegen aber auch kein Roß bestieg, so wenig als der schwarzberockte Gelehrte daran gedacht hätte ein Ruder in die Hand zu nehmen. — Das hat sich jetzt verändert, ob zum Frommen der Gesellschaft oder nicht, lassen wir dahin gestellt. **Omnia possumus omnes**, heißt es jetzt, gleichviel gut oder schlecht, und es sitzt zu Roß, wer da sich Sporren anzuschnallen Lust hat, und schifft mit Segel und Steuerruder, wer einen Roman von Cooper gelesen, und etwas Näße nicht scheut. Fällt der eine vom Pferde in den Sand, oder schlägt der andere mit dem Kahn im Wasser um, so ist es ihre Sache. Ob also ein Landsknecht verabschiedet oder nicht, recht daran thut, die Feder

in die nur an Säbel und Roßeszügel gewohnte Hand zu nehmen, ist allerdings eine Frage, über welche ich fürchte, die grammatici — non certant, nämlich dahin entscheiden dürften, daß er besser daran gethan hätte es bleiben zu lassen. Doch wie Buttler im Wallenstein sagt, warum den Tadel

„Mit dieser kränkenden Verachtung schärfen
„Den alten Mann — — — — — — — — —
„Mit schwerem Hohn zermalmend niederschlagen,
„An seiner Herkunft Schmach so rauh ihn mahnen,
„Weil er in schwacher Stunde sich vergaß!"

Dies meine ich eigentlich nicht in Folge der, offenbar im freundschaftlichsten wohlgemeinten Sinne verfaßten Beurtheilung (des besagten Landsknechts) oder vielmehr seines Kindes, (des ungehobelten Rangen,) welches eigentlich gegen den Willen des Vaters in die Welt hinausgeschlüpft ist, sondern in Bezug auf die mannigfaltigen Vorwürfe, welche man sogenannten aristokratischen Schriftstellern macht, deren Wappen, wenn sie ja in Verdacht stehen ein solches zu haben, jeder schon a priori sichtbar oder unsichtbar in dem Titelkupfer abgedruckt

sehen will. Würde man es billig finden, wenn man den Schriftstellern, welche dem exklusivsten, hartnäckigsten, charakterfestesten, vielleicht auch bald mächtigsten aristokratischen Elemente, dem Judenthume angehören, stets ihre Nationalität und Abkunft als Mobil ihrer Meinungen und Ansichten vorhielte? Und ist es gerecht einem Edelmann, wenn er gerade nicht immer als Feind und Gegner seiner Kaste auftritt und deren Ansichten verläugnet, schon im vorhinein einer vorurtheilsvollen Partheilichkeit für dieselbe, (welche allenfalls, wenn sie uns aus redlicher Ueberzeugung entspringt, unseres Erachtens noch verzeihlicher bleibt als das Gegentheil, dessen Grund meistens öfter in einem servilen Streben nach Popularität und Beliebtheit als in wahrer Freisinnigkeit zu suchen sein dürfte) zu beschuldigen? —

Der Landsknecht ist vor allem Soldat, und läugnet es nebstbei auch nicht, daß er Edelmann, — Ritter — ist, und so denkt, wie es die Wesenheit seines Standes mit sich bringt. Ist es aber denn wirklich nothwendig, daß jeder, der die Feder ergreift, vorher seine individuelle Eigenthümlichkeit ablegen müßte? Wird die Darstellung der Lebensverhält-

niſſe, die Kenntniß der Menſchen und Dinge, die Litteratur im Allgemeinen dabei gewinnen? Kann man jede Meinung, welche einen andern belebt als Vorurtheil bezeichnen, weil ſie uns fremd iſt? Wir heißen den Muſelmann fanatiſch, der ſich für ſeine Anſicht opfert, — er uns nicht minder in demſelben bei uns allerdings ſeltner eintretenden, — Falle. Was der eine Begeiſterung nennt, gilt dem Gegner als Fanatismus, und ſo vice versa. Jeder Don Quirotte, hat ſeinen Sancho Panſa, und dem Sancho Panſa iſt jeder Ritter ein Don Quirotte, — wäre er auch Bayard ſelbſt. Nichts deſtoweniger müſſen wir dankbar erkennen, daß die Feder, welche uns die Ehre erzeugt hat, ſich mit unſerem unbedeutenden Landsknecht, der eigentlich weder zur großen Oeffentlichkeit geeignet, noch für dieſelbe beſtimmt war, von einer freundſchaftlichen Hand geführt wurde, die wir unbekannterweiſe recht herzlich drücken, und wir ſetzen hinzu, daß wir den ausgeſprochenen richtigen Tadel mit Dank erkennen, und ſogar uns auf weit ſtrengeren gefaßt gemacht hatten, welchen unſer nachſichtige Richter ſchonungsvoll verſchweigt. Doch möge er uns er-

lauben über einige Punkte zu versuchen uns zu verantworten, oder vielmehr ihn über unsere Ansichten aufzuklären, da wir zwar die Feinde nicht fürchten, desto mehr aber darauf halten, von unseren Freunden nicht mißverstanden oder verkannt zu werden.

Wenn mein gütiger Rezensent *erstens* mich gegen den Vorwurf strenger Rechtgläubigkeit in Schutz nehmen zu müssen glaubt, so gestehe ich offenherzig, daß ich denselben in so ferne ablehnen muß, als ich bei meiner Aeußerung über den Kölner Dom allerdings nur in Bezug auf *meine*, nämlich die römisch katholische Kirche sprach, und sich darauf der Ausdruck „unsere" bezieht. Doch schließe ich damit nicht die Meinung aus, als ob anders Glaubende nicht das politische Recht ihrerseits ansprechen könnten, welches ich *unsererseits* begehre, — ja ich werde sie darum, wenn ihr Beginnen aus *innerer*, wenn auch nach unseren katholischen Begriffen irrigen Ueberzeugung, entspringt, — seien es auch Hebräer oder Osmanli, — um so mehr achten und schätzen.

Vors *zweite*, wenn mein verehrter Rezensent mich wegen meiner Ansichten über militärische Dis-

ziplin einer wiewohl durch ihn gütig entschuldigten Barbarei beschuldigt, und mich als einen „Teufels-Advokaten des Stockes" bezeichnet, mag er mir erlauben, dieselben hier in Kurzem zu entwickeln. Ich bin lang und viel unter dem Kriegsvolke gelegen, kenne dessen Sitten, Gebräuche und Denkungsweise. Vor Allem aber mag mir mein gütiger Rezensent glauben, daß unter meinem Wamms ein echtes Landsknechtsherz wenigstens in der Art schlägt, daß ich in jedem Kameraden, der dasselbe Wamms trägt, einen Bruder erblicke, — einen Theil des Ganzen, wovon auch ich einer bin, — da wir alle zusammen in dem Wohl und Weh, in der Ehre oder der Schmach dieses Ganzen, dessen Symbol die Fahne ist, betheiligt, und in diesem Bündnisse zu leben und zu sterben bestimmt sind. Somit kann mir mein gütiger Rezensent glauben, daß meine Aeußerungen über die Nothwendigkeit militärischer Disziplin nicht auf herzloser Geringschätzung des gemeinen Mannes beruht. Aber nicht allein meine eigene Erfahrung, sondern das Beispiel ausgezeichneter, von Soldaten nicht allein geachteter, sondern geliebter Führer hat mir gelehrt,

daß nicht nachsichtige Schwäche, oder weichherzige Gutmüthigkeit, sondern ganz andere Eigenschaften die kräftigen, oft edlen aber auch mitunter rohen Gemüther, welche die Massen der Heere bilden, fesseln. Ich will es versuchen mit einigen Strichen das Bild eines solchen Führers und jener Menschlichkeit (Humanität,) durch welche man sich meiner Meinung nach bei den Truppen beliebt macht und zugleich in Ansehen setzt, zu zeichnen. Vor Allem hüte er sich vor Launen, — der Soldat merkt es genau ob man als Vorgesetzter sich über den subjektiven Menschen setzt — verzeiht aber ersterem Alles, letzterem nichts, am allerwenigsten, wenn dieser jenen überwältigt, sich hinter ihm verbirgt. Strenge Gerechtigkeit, besonders wo sie zum Wohle des Ganzen nöthig ist, und Vergehen richten muß, welche dieses gefährden, z. B. Fahrläßigkeit oder Feigheit auf Wach und Posten, Subordinations-Verbrechen, Meuterei, Kameradschafts-Diebstahl. Hier darf weder Vorliebe noch Gunst vor der Strafe schützen. Kann und darf bei gewissen Gelegenheiten Nachsicht eintreten, so merke die Mannschaft es dem Vorgesetzten an, daß die Handhabung des Rechtes

der Gnade, seinem Herzen weit mehr zusagt, als die Nothwendigkeit der, nichts desto weniger unerbittlich verhängten, Pflicht der Strafe. Der Vorgesetzte opfere vor dem Feinde nie seinem Ehrgeize, glänzenden aber blos persönlichen Erfolges wegen, oder aus Leichtsinn das Blut der ihm anvertrauten Abtheilung, dagegen geize er nie mit dem eigenen, und leuchte er ihr, bei wirklich eintretenden ernsten Gelegenheiten als Beispiel der Selbstaufopferung und Standhaftigkeit vor. Er zeige, daß er immer und überall sich vor Allem das Wohl und die Ehre der von ihm befehligten Mannschaft, im Ganzen sowohl als auch dem Einzelnen zu vertreten befliße sei. Er ruhe im Lager nicht, bis für die Verpflegung gesorgt ist, — er sei der erste zu Pferde, wenn es gilt, der letzte auf der Streu, wenn sich zur Ruhe gelegt wird, er sei im Spital, wenn Cholera und Typhus wüthet, er habe für den Verwundeten immer ein tröstendes, bei Gefahren und Strapazen ein ermuthigendes, wenn auch kurzes Wort, und theile beide mit der Mannschaft getreulich, so daß ihm dabei nicht der mindere Theil zufalle. Er sorge unabläs-

ſig, habe und zeige ein Herz für den gemeinen Mann, in deſſen Sitten, Begriffen, Wünſchen und Beſorgniſſen, Freuden und Leiden er durch und durch eingeweiht ſein muß, ohne ſich mit ihm auf zu vertrauten Fuß zu ſetzen. *)

Ein ſolcher Vorgeſetzter wird mit Zuverſicht auf die Ergebenheit ſeiner Mannſchaft bei Handhabung der ſtrengſten Maaßregeln, wenn ſie zur Erhaltung der Disziplin nothwendig ſind, und mit weit mehr Gewißheit rechnen können, als ein auch von allen modernen philantropiſchen Prinzipien durchdrungener Chef, deſſen Hand das Heft der Disziplin nur matt und nachſichtig erfaßt. Kräftige Gemüther ſchätzen und verehren vor Allem die Kraft, und halten ſich weit mehr an Perſönlichkeiten als an Prinzipien, und die incarnirte, in Fleiſch und Blut einherwandelnde Gerechtigkeit iſt ihnen homogener als die in Folianten geſchriebene.

---

*) Nichts verzeiht der gemeine Mann weniger als zu große Familiarität, – ſo parador dieſer Satz klingt, berufe ich mich dabei auf die allgemeine Erfahrung, denn er hat den richtigen Inſtinkt der Nothwendigkeit der Erhaltung der militäriſchen Hierarchie.

Es handelt ſich alſo nur darum, daß man mir beweiſe, daß, zumal vor dem Feinde, alle bis jetzt als Surrogate einfacher Leibesſtrafen vorgeſchlagenen Straf- und Repreſſiv-Mittel ihrem Zwecke entſprechen, und ich will gerne von meiner Anſicht abgehen. Noch mehr aber beſtärkt mich in derſelben die Bemerkung, daß, da wo die Leibesſtrafen nicht geſetzlich eingeführt ſind, die Umſtände es endlich dahin bringen, ſie auf ungeſetzliche Weiſe anzuwenden, wie es z. B. jetzt bei der franzöſiſchen Armee in Afrika ſo häufig geſchehen ſein ſoll. Man muß dann den Mißbrauch der Gewalt toleriren, ſtatt daß man auf geſetzlichem Wege demſelben immer ſteuern kann. Wie ſehr die Truppen ſelbſt von der Nothwendigkeit ſtrenger Disziplin überzeugt ſind, beweiſet die Beobachtung, daß ſie nie ſtrenger gehandhabt wird, als wenn ſich die Mannſchaft ohne Offiziere befindet, und ſie den Unteroffizieren und Gemeinen anheimfällt, wie z. B. als am Bord der aufrühreriſchen engliſchen Flotte in Spithead die Matroſen im Jahre 1798 in vollem Aufſtande ſich befanden, um dem Parlamente, das Schwert in der Hand, Conceſſionen abzudringen, ſämmtliche Offiziere an das Land geſetzt,

und die Chargen aus der Mitte des Schiffsvolkes ersetzt wurden.

Man muß zu strafen, aber auch zu belohnen wissen, beides in gleichem und vollem Maaße, — und zu rechter Zeit, — darin liegt das Geheimniß jeder Regierung und zumal jener über große und aus kräftigen Elementen bestehende Massen! Ob es aber menschlicher ist, durch häufige Todes- und lange Freiheits-Strafen die Leibesstrafen zu ersetzen, ist noch die Frage. Ueberhaupt dürfte es erst in Jahrzehenden klar werden, wer es besser mit den Menschen meint, die, welche ihn nehmen wie er ist, oder die, welche nur an den allgemeinen Begriff der Menschheit sich haltend, denselben nach abstrakten Theorien behandeln wollen. *)

Nicht wenig bin ich erschrocken, als ich bemerkte, daß mein gütiger Rezensent sich über meine Gedichte mache! Ich gestehe, daß dieselben, was die Form betrifft, außer, — nämlich unter aller

*) Ob z. B. Pœnitentiary's, — wo die Leute wahnsinnig werden, — ein Fortschritt der Humanität zu nennen sind, wird erst die Nachwelt entscheiden.

Kritik sind. Nichts destoweniger muß ich die Idee vertheidigen, welche ich in einem derselben darzustellen versuchte, denn die Idee gehört zu meiner innigsten Wesenheit, zu meinem Soldatenglauben. Für sie will ich als Märtyrer der Feder einstehen, als Tintenzeuge, wie ich im Nothfall als Blutzeuge dieselben zu besiegeln bereit sein müßte, und in meinem Gedichte vom Pawlowskischen Grenadier einen solchen zu besingen versucht habe. Was bestimmt das poetische einer That? — Wohl der subjektive Werth. — Somit hat jede Aufopferung, am meisten jene des Lebens, zumal in Verbindung mit irgend einer großen Catastrophe, einen poetischen Charakter. Wir wissen alle, daß Curtius, als er sich in den Abgrund stürzte, dadurch nicht unmittelbar die Götter mit der Republik versöhnte. Vielleicht wußte er es selbst. — Nichts destoweniger bleibt sein Entschluß poetisch großartig, und dessen Einfluß durch den moralischen Eindruck auf seine Zeitgenossen und die Nachwelt mächtig und erhebend! Mein Grenadier zog den Flammentod auf seinem Posten dem größten aller militärischen Verbrechen, — nämlich dessen eigenmächtiger Verlassung im Augen-

blicke der Gefahr, — vor. Mein gütiger Rezenſent muß mir zugeben, daß, wenn jeder rußiſche Grenadier ſo dächte, es kein leichtes ſein dürfte, eine ſolche Schaar von ihrem Fleck zu vertreiben, und die Thermopylen keine ſtandhafteren Vertheidiger haben können. Wenn es aber, nach des Rezenſenten Meinung, freiſtehen ſoll, nach eigenem Ermeſſen die Wichtigkeit des Inhalts eines Befehles mit dem „Trieb der Selbſterhaltung" abzuwägen, dürfte bei vielen Gelegenheiten wohl der letztere zu viel in der Wagſchale gelten. Wenn er meint, daß dem Grenadier im Augenblicke der Gefahr der „Inhaltsleere Korporals-Befehl" als füglich zu umgehen hätte ſcheinen dürfen, ſo dürfte conſequentermaſſen auch bis zum Generallieutenant hinauf der „Trieb der Selbſterhaltung" das Unterlaſſen der Befolgung jedes von einem unmittelbaren Vorgeſetzten ertheilten Befehles nach Umſtänden rechtfertigen. Sei dann Feldmarſchall wer da will, wenn dieſer Grundſatz auf allen Stufen der militäriſchen Hierarchie anerkannt wäre! Nein, ich bleibe dabei, mit und ohne Verſe, — Aufopferung des Lebens für das Gefühl der Pflicht, iſt und bleibt ein poetiſches Element, und

mein Grenadier verdient nicht allein Verſe, ſondern vor Allem viel beſſere als die meinigen, und iſt keines Dichtergeſanges unwürdig.

Noch gegen einen Einwurf meines Rezenſenten muß und will ich mich verwahren. Der verehrte Rezenſent ſcheint der Meinung zu ſein, daß ich und meine Mitkämpfer in Spanien nicht fähig geweſen wären, Sympathie für die Einrichtungen und politiſchen Formen der baskiſchen Provinzen zu fühlen, und wir bei ähnlichen Gelegenheiten unſere Degen gewiß nicht zur Vertheidigung faſt republikaniſcher Freiheiten hergeliehen haben würden. Darin irrt der Rezenſent, wenigſtens in Beziehung auf mich. Eben weil mir jedes erworbene, ererbte und angeſtammte Recht heilig iſt, iſt mir das Königsrecht, welches alle zu ſchützen und zu ſchirmen berufen ſind, das Heiligſte! Und eben weil ich im karliſtiſchen Lager die nationale, offene, energiſche Proteſtation gegen den, alles Geheiligte, Erworbene, Ererbte, — zerſtörenden, rückſichtsloſen, ungerechten Nivellirungsprozeß der Revolution zu finden glaubte, hat es mich dahin gezogen. Wie kommt es denn, daß die meiſten Fremden, — nämlich ſogar „Legionen“

derſelben, und zwar nicht im figürlichen, ſondern im buchſtäblichen Wortſinne, — ſich gerade im feindlichen, chriſtiniſchen Lager befanden? wäre daſſelbe der wirkliche überwiegende Ausdruck der ſpaniſchen Nationalität geweſen, ſo hätte man ihrer ja nicht bedürft, und doch wurden ſie herbeigerufen, und mit großen Opfern ausgerüſtet und erkauft, — während man uns, deren es nur wenige gab, nur als freiwillige Waffenbrüder tolerirte, und uns gaſtfreundſchaftlich unſern Theil an Gefahr und Beſchwerde zu nehmen erlaubte, ohne unſerer gerade zu bedürfen.

Mein gütiger Rezenſent verzeihe mir dieſe Erläuterungen, und erlaube mir, ihm bei dieſer Gelegenheit noch meinen Dank für die freundſchaftlichen Aeußerungen auszudrücken, welche meine unbedeutende Perſönlichkeit betreffen, — ſein nachſichtsvolles Urtheil über ein Büchlein, welches, wie geſagt, nicht zur Oeffentlichkeit beſtimmt war, iſt mir eine Beruhigung über deſſen Verbreitung und ein Beweis gütiger Geſinnungen, welche mich eben ſo ſchmeicheln als erfreuen, und welche ich dankbar anerkenne.

Hierauf erſchien in der Beilage Nr. 174 der allgem. Zeitung vom 23. Juni 1847:

Noch ein Wort dem Landsknechte.

Die Beilage zu Nr. 127 der allgemeinen Zeitung enthält eine Gegenkritik meines Aufsatzes über „des Landsknechts Wanderbuch," in welcher dessen Verfasser einige Punkte seiner Schrift gegen die Zweifel vertheidigt, die ich mir gegen die Gültigkeit derselben erlaubt habe. Obgleich ich den Gründen meines verehrten Herrn Gegners die von mir ausgesprochenen Ansichten nicht aufopfern konnte, so war ich doch aus Achtung vor dem Recht der Selbstvertheidigung entschlossen, die von mir angefangene Polemik nicht über die Erwiederung des Angegriffenen hinaus fortzusetzen. Wenn ich jetzt meinem ursprünglichen Vorsatz untreu werde, so geschieht es weil ich muss. Fast sechs Wochen sind vergangen,

seitdem ich die Entgegnung „des Landsknechts“ gelesen, und jeder Tag hat mir einen neuen Einwand gegen mein Schweigen gebracht. Die leise Mahnung ist zum Tadel, der Tadel zum bittern Vorwurf geworden — kurz es ist eine unabweisliche Gewissenspflicht wenn ich abermals das Wort nehme, um das System der militärischen Zucht zu bekämpfen, als dessen Wortführer der „Landsknecht“ auftritt.

Ich meine keineswegs, dass die Ansichten des Verfassers des Wanderbuchs von militärischer Disciplin „auf herzloser Geringschätzung des gemeinen Mannes beruhen,“ und ich glaube ihm nicht nur, sondern ich bin ebenso sehr überzeugt wie er selbst, „dass nicht nachsichtige Schwäche und weichherzige Gutmüthigkeit, sondern ganz andere Eigenschaften die kräftigen, oft edlen, aber auch mitunter rohen Gemüther fesseln, welche die Massen der Heere bilden,“ ich bin ebenso überzeugt wie er selbst, dass eine starke Hand und eine unerbitterliche Strenge die nothwendigen Eigenschaften des Heerführers

sind, welcher das volle Vertrauen und die volle Hingebung seiner Soldaten erwerben will. Das Alles hat aber nichts gemein mit dem eigentlichen Streitpunkt, welchen der Verfasser nur mit den nachstehenden Worten berührt. „Es handelt sich darum, dass man mir beweise, dass, zumal vor dem Feinde, alle bis jetzt als Surrogate der Leibesstrafen vorgeschlagenen Straf- und Repressivmittel ihrem Zweck entsprechen, und ich will gern von meiner Ansicht abgehen. Noch mehr aber bestärkt mich in derselben die Bemerkung, dass da, wo die Leibesstrafen nicht gesetzlich eingeführt sind, die Umstände es endlich dahin bringen sie auf ungesetzliche Weise anzuwenden, wie es z. B. jetzt im französischen Heer in Afrika so häufig geschehen sein soll."

Den Beweis, welchen der Verfasser in den Anfangsworten dieses Satzes fordert, wenn kein anderes Land, so liefert ihn Frankreich. Es thut mir in der Seele weh, kein näherliegendes Beispiel anführen zu können, aber leider hat selbst Preussen, soviel ich weiss,

bis auf den heutigen Tag, wenigstens in den Strafcompagnien, den Stock noch nicht abgeschafft. Bleiben wir also bei Frankreich. Würde mein verehrter Herr Gegner behaupten, dass die Franzosen schlechtere Soldaten sind, als etwa die Engländer, oder gleichviel welches andere Volk, und schlechter weil sie nicht unter der Fuchtel stehen? Haben sich die Franzosen, „zumal vor dem Feinde," während der ganzen Kriegszeit von 1792 bis 1815 unfügsamer, zügelloser, roher gezeigt als andere Truppen, über deren Rücken der Stock mit unbeschränkter Machtvollkommenheit schwebte? Ist während dieser 23jährigen wilden Kriegsperiode eine einzige Stimme im französischen Heer laut geworden, welche die Leibesstrafen vermisst und ihre Einführung verlangt hätte? Ich meine mich nicht zu irren, wenn ich annehme, dass mein Herr Gegner sicherlich keine von diesen Fragen wird bejahen wollen. Aber, höre ich ihn sagen, wir erleben in den heutigen Tagen, dass die Franzosen in Afrika die Leibes-

strafen dem Gesetz zum Trotz anwenden, sie müssen sich doch also wohl nachträglich von der Unentbehrlichkeit derselben überzeugt haben. Es ist wahr, in dem afrikanischen Heer kommen, wenn nicht Stockschläge, doch andere Körperstrafen vor, welche nur von einer henkermässigen Grausamkeit erfunden und ausgeübt werden können. Wenn aber fern von den Augen des Gesetzes unter dem paschamässigen Regiment eines Proconsuls empörende Gewaltmissbräuche möglich sind, folgt daraus, dass man diese Missbräuche zur Regel machen, dass man ihnen die Weihe der gesetzlichen Anerkennung geben soll? Wir können aus jener Erscheinung nur die Folgerung ziehen, dass die afrikanischen Franzosen durch die mehr als barbarische Weise, in welcher sie den Krieg gegen Araber und Kabylen führen, bis zu einem unerhörten Grad verwildert und entsittlicht sein müssen, um dort ohne Scham und ohne Scheu Misshandlungen des menschlichen Körpers vornehmen zu können, deren geringste in Frankreich

selbst bei Volk und Heer ein gleichmässiges Entsetzen hervorrufen, mit gleichmässiger Wuth abgewehrt und gerächt werden würde. Ausserdem übersehe man doch ja nicht, dass die Leibesstrafen in dem afrikanischen Heer vorzugsweise, ja vielleicht sogar ausschliesslich gegen Leute aus der Fremdenlegion angewendet werden, auf welcher bekanntlich eine Verachtung lastet, die nicht ganz unverdient sein mag, und die es zwar nicht rechtfertigt, aber doch erklärt wenn den Mitgliedern dieses Corps durch eine besondere Disciplin die Rechte der militärischen Ehre und der menschlichen Würde abgesprochen werden. Mit einem Wort, wenn Frankreich während 20jähriger Kriege Heere von einer halben Million Soldaten ohne den Stock in militärischer Zucht erhalten konnte, so kann das System der körperlichen Misshandlungen, welches sich jetzt in Afrika eingeschlichen hat, doch wohl nicht füglich als ein Argument zu Gunsten der Leibesstrafen in Kriegszeiten geltend gemacht werden.

Wollte ich mich aber auch überreden

lassen, dass im zügellosen Treiben des Krieges der Stock ein angemessenes Mittel zur Aufrechthaltung der Mannszucht sein könne, so könnte ich meinem Herrn Gegner durch die Berufung auf Frankreich doch immer noch beweisen, dass diess Zwangsmittel wenigstens im friedlichen Garnisonsleben vollkommen überflüssig ist. Sollte man mir etwa einwenden wollen, dass zwischen Franzosen und gewissen andern Völkern ein specifischer Unterschied, oder um deutlich zu reden, dass der französische Soldat von einem edlern Schlag sei? Einen solchen Einwurf möchte ich doch abwarten ehe ich ihn beantworte; ein solcher Einwurf würde überdiess seine Widerlegung in sich selbst tragen, denn die Menschen sind immer das, was man aus ihnen macht, und wen man zum Knecht erzieht, der wird nimmermehr ein Edelmann.

Mein verehrter Gegner sagt, „dass er in jedem Kameraden, der dasselbe Wamms trägt, einen Bruder erblickt.“ Wie ist es mit solchen Gesinnungen vereinbar, dass er dem

Soldaten das Ehrgefühl gänzlich abspricht, das er doch gewiss als die wesentlichste Eigenschaft des Officiers betrachtet? Dem unbedeutendsten Fähnrich gilt die blosse Pantomime einer thätlichen Beleidigung für einen Schimpf, zu dessen Abwehr er zehnmal sein Leben einsetzen würde, und kein Kriegsgesetz würde es jemals wagen, eine körperliche Strafe gegen den Officier zu verhängen. Und der im Feld ergraute Soldat, der bewährte Kriegsmann, dessen Gesicht mit Narben, dessen Brust mit Ehrenzeichen bedeckt ist — dieser soll unbeschadet seiner Ehre und seines Ehrgefühls die Züchtigung des Sklaven über seinen Rücken ergehen lassen? Ich gestehe, dass weder meine Begriffsfähigkeit noch selbst meine Einbildungskraft ausreicht, um die ungeheure Kluft, welche nach solchen Voraussetzungen zwischen Officier und Soldat besteht, so weit auszufüllen, dass mir ein kameradschaftliches oder gar ein brüderliches Verhältniss zwischen beiden denkbar wäre.

Nochmals, Frankreich liefert den that-

sächlichen Beweis, dass die militärische Manns-zucht im Krieg und Frieden keiner Leibesstrafen bedarf, und wenn in Afrika Verletzungen der Gesetze vorkommen, welche die körperliche Misshandlung des französischen Soldaten verbieten, so zeugen dieselben nur von einer durch barbarische Kriegsweise herbeigeführten Ausartung der Menschen und der Sitten, wie sie innerhalb europäischer Verhältnisse nicht denkbar ist. So lange sich in andern Ländern gewohnheitsmässiges Vorurtheil der Abschaffung der Stockprügel widersetzt, so lange wird in den Heeren dieser Länder eine der Behandlung entsprechende Stumpfheit des Ehrgefühls vorherrschen, und zwar zum handgreiflichen Nachtheil des militärischen Geistes und der militärischen Kraft. Dass aber die Abrichtung den Soldaten mache, dass der Soldat nichts sein dürfe als eine Maschine in der Hand seines Vorgesetzten, dass jede Regung der menschlichen Spontaneität im Soldaten eine Versündigung sei gegen die militärische Pflicht, von diesen und ähnlichen Irrthümern sollte

man wenigstens im Laufe der letzten Kriegsperiode zurückgekommen sein.

Doch genug. Die Sache, welche ich hier führe, ist vor dem Tribunal der Civilisation unseres Jahrhunderts bereits gewonnen; es handelt sich nur noch darum den Spruch zu vollstrecken, und wenn ich an denselben erinnere, so geschieht es nicht aus bänglichem Zweifel an seiner Rechtskraft, sondern „um meine Seele zu retten.“

Replik

auf den Artikel der allgemeinen Zeitung 174 als Fortsetzung des in der Beilage 127 abgedruckten.

„Alles Welt-Regiment, muß er wissen,
„Von dem Stock erst hat ausgehen müssen,
„Und der Szepter in d-s Königs Hand
„Ist ein Stock nur, das ist bekannt.
(Wallensteins Lager.)

Ich fühle mich geschmeichelt von dem verehrten Einsender des Artikels „des Landsknechts Wanderbuch" nochmals in Bezug meiner darauf gemachten Gegenbemerkungen auf den Kampfplatz gerufen zu werden. Es ist dieß immer ein Beweis, daß besagte Bemerkungen auch meinem verehrten Herrn Gegner nicht so ganz aus der Luft gegriffen zu sein scheinen, und obwohl er sagt, daß das „Tribunal der Civilisation" — bereits über meine Ansichten den Stab gebrochen habe, so muß er mir vergeben, wenn ich als praktischer Soldat von diesem Tribunal

an jenes der Erfahrung appellire, demzufolge noch in den meisten großen Heeren, das französische ausgenommen, auf welches ich später zurückkommen werde, (und seit neuerer Zeit das preußische,*) welches aber seitdem noch nicht die Probe des Krieges durchgemacht hat,) — körperliche Züchtigungen und Leibesstrafen theils gesetzlich verhängt, theils brevi manu und stillschweigend angewendet oder tolerirt werden. In diesem Falle scheint mir das Erstere bei Weitem vorzuziehen, denn ist die Nothwendigkeit eines Prinzips einmal anerkannt, so muß man auch den Muth haben es auszusprechen, und eben durch das Gesetz selbst der Willkühr Schranken setzen.

Uebrigens spricht sich mein verehrter Herr Gegner so gemäßigt, und in so anständiger Art aus, daß ich, obschon ich mir zum Gesetz gemacht habe, jedem Federkrieg und jeder Papier-Polemik aus dem Wege zu gehen, seiner Theorie etwas aus meiner Praxis zu entgegnen versuchen werde.

Vor Allem glaube ich, muß man wohl das was man wünscht, wohl von dem unterscheiden

*) und so viel wir glauben, auch da mit gewissen Ausnahmen. —

was wirklich iſt. Mein Gegner irrt, wenn er glaubt, daß nicht auch ich, als Anführer einer Kriegerſchaar wünſche, mit jenen Worten, die gerade an das Herz gehen, mit jenen Gefühlen, welche die edleren Triebfedern des Menſchen lebendig machen, dieſe Schaar zu leiten, ich möchte ſagen, meine Seele, meinen Sinn ihnen einzuflößen. Er kann mir es glauben, daß ich das beſeeligende Gefühl kenne, welches den Anführer durchdringt, wenn aus jedem Auge dieſer wackern Krieger der Strahl entgegenblitzt, der ſagt: „Wir haben dich verſtanden.“ Allein es iſt einmal gewiß, daß der Menſch zwei Pole hat, der eine, Kopf oder Herz, iſt der poſitive, der andere, wir wollen ihn den negativen nennen, die Poſteria. — Erſteren haben viele, — Letzteren Alle. Weh' dem Vorgeſetzten, der aus natürlichen Hang oder Bequemlichkeit, es nicht vorzieht den erſteren in Anſpruch zu nehmen, wo aber dieſer nicht entſpricht, muß man letztern in Mitleidenſchaft ziehen, denn das Hauptbedingniß der militäriſchen Disziplin iſt der kategoriſche Imperativ, das unabweichliche Muß. Verſchiedene Naturen ſind unter den gleichförmigen und gleichfar-

bigen Röcken verborgen, und doch müssen Alle einem Ziele zugeführt werden, einen Weg wandeln, — sind nicht also auch verschiedene Mittel nothwendig? — Und gesetzt, man käme auch durch Anwendung lediglicher Ehrenstrafen mit den Ehrliebenden zum Zwecke, was macht man mit den Ehrlosen, deren es in der grosen Anzahl doch viele gibt? — Wird der sich nicht in das Fäustchen lachen, wenn er im Arrest sitzt, während sein braver Kamerad seinen Dienst verrichten muß, und nicht gerne in Eisen mit dem „Stabs-Stockhaus", aber sicher wie in Abrahams Schooß, nachmarschiren, während seine Abtheilung vorn im Feuer steht. Was macht man mit Individuen, welche oft noch auf einer so niedern Stufe der Geistes- oder noch öfter der Herzens-Bildung stehen, daß man nicht eher eine moralische Kur mit ihnen vornehmen kann, bis sie nicht vorher, was man sagt, „den Meister haben kennen lernen"? — Die Armee ist keine Erziehungs-Schule oder Besserungs-Anstalt, deren Zweck ist, die Menschen zu bilden, sondern ihr Zweck ist der — Krieg, gesetzt auch, man könne, woran wir jedoch billigen Zweifel tra-

gen, — im Frieden mit andern Zwangsmitteln auskommen, — so gibt es im Kriege und im Felde nur zwei wirklich wirksame Strafen, — es ist die Kugel und der Stock. — Und eben um — wie wir es bei der französischen Armee nur zu häufig zu bemerken Gelegenheit hatten, — die zu furchtbare Anwendung der ersteren so viel als möglich zu vermeiden, halten wir das Surrogat der letzteren für unentbehrlich.

Es sind nicht gerade die schlechtesten Soldaten, die den Stock, wo nicht empfinden, so doch wie das Schwert des Damokles über ihrem Haupte oder vielmehr über ihrem Gesäß müssen schweben sehen, um tollen Uebermuth, — zügellosem Muthwillen, — tückischer Böswilligkeit, — unbezähmbarer Plünderungs- und unmäßiger Trunksucht Schranken zu setzen, wodurch sie nicht allein selbst allerlei Unfug anrichten, sondern auch bald ihre bessern Kameraden verleiten und anstecken. Da muß der Stock als ultima ratio gelten,

„Denn alles Regiment, muß er wissen,
„Von dem Stock hat ausgehen müssen,
„Und wer zum Korporalen es hat gebracht,
„Der steht auf der Leiter zur höchsten Macht“

eben damit man nicht endlich gezwungen werde Verführer und Verführte zum warnenden Exempel **en masse** zu füsilliren, ein Geschäft, worin man dem Feinde offenbar in das Handwerk pfuscht. Im Felde wirkt eine Strafe nur, wenn sie augenblicklich und zu jedermanns Beispiel angewendet wird. —

Der Plünderer, Feigling oder Subordinations-Verbrecher, der **in via facti** durch die Gasse gejagt wird, ist ein warnenderes und eingreifenderes Beispiel als eine Verurtheilung auf 20 Jahre Galeerenstrafe oder Schanzarbeit, welche nach Monaten der Mannschaft beim Befehl publizirt wird.

Die **Fasces** der römischen Liktoren beweisen, daß trotz Republik und Freiheit der Stock auch bei weltbesiegenden Legionen nicht mangelte, und somit als eine der wichtigsten Stützen des grosen Freiheitsstaates gelten kann. Aber die Römer waren keine Theoretiker, und nicht die Professoren und die Männer des Wortes pfuschten den Männern der That in das Handwerk.

Es ist bezeichnend, daß die strengste, ja eine barbarische Disziplin bei jenen Truppenkörpern ein-

tritt, in denen nach einer Empörung oder sonstigen, die gewöhnlichen Disziplinar-Verhältnisse auflösenden und neue bedingenden Ereignisse, die Anführer aus den Reihen der Mannschaft selbst hervorgegangen sind.

Als die englische Flotte zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Spithead plötzlich revoltirte, ihre Offiziere in Masse an das Land setzte, und beinahe drei Wochen lang das Kommando lediglich von Bootsleuten und Unteroffizieren geführt wurde, bis das Parlament durch gemachte Zugeständnisse die Meuterei beschwichtigte, ergab es sich aus den Dienst-Journalen und Strafprotokollen, daß nie so strenge Disziplin gehandhabt und so viel körperliche Strafen waren angewendet worden, als während dieser Zeit.

Der gemeine Mann hat den richtigen Instinkt der Nothwendigkeit der Strenge, und es ist eine bezeichnende Erscheinung, daß bei den in der kaiserlichen Armee üblichen Kriegsrechten die Stimmen der gemeinen Soldaten meistens auf die strengsten Strafen lauten. Am Bord der Korsaren herrscht eine eiserne Disziplin. Die Flibustiers, welche die Krone

Spaniens und ihre Flotten zittern machten, hatten ein Strafgesetzbuch, welches das strenge Theresianische weit hinter sich zurücklässt.

Mein werther Herr Gegner möge nur in die Lage kommen bei einem Rückzuge in Feindesland z. B. eine halbaufgelöste Truppe, welche in einem Dorfe zerstreut, sich der Plünderung ergibt, — wieder heraus, und dem Feinde entgegen zu führen, oder mit ihr Vorposten zu beziehen, — er möge da in die Keller hinuntersteigen, und mit ehrenhaften Worten die halb und ganz Betrunkenen heraustreiben, — er möge Zeuge seyn, wie trotz Bitten und Drohungen der Offiziere die Leute sogar die Dächer des Dörfleins abtragen, um Holz zum Feuern zu gewinnen, den spärlichen Hausrath herausholen trotz dem Flehen und Winseln der Bewohner, — er möge so manchem Grä[illegible] dieser Art beiwohnen und dann zusehen, was er [illegible] Worten bei der oft entmenschten Soldateska ausrichtet. Oder will er vielleicht eine halbe Kompagnie durch die andere Hälfte erst arretiren und zurückführen lassen, um sie nach acht Tagen durch kriegsrechtlichen Spruch vor dem Gesetze abzuurtheilen? oder vielleicht ein

Dutzend erſchießen laſſen, damit dem Feinde etwas weniger Arbeit zu thun übrig bleibe? — Nein, da iſt ein tüchtiger Fünfziger in loco applizirt, von der Mannſchaft vollzogen, weit wirkſamer. Die Schuldigen werden ſich das Aviſo merken, und die Nachahmungsſüchtigen das Gelüſte verlieren. Oder ſoll der feige oder nachläſſige Reiter, der gefliſſentlich ſein Pferd vernagelt, drückt, oder ſonſt vernachläſſigt, um die künftige kalte Nacht nicht auf dem gefährlichen Vorpoſten zu ſtehen, ganz gemächlich, wenn auch zu Fuße nachmarſchiren und eine heilſame Unterleibs-Bewegung machen, während ſein Kamerad den Säbel am Handriemen ſtatt ſeiner im Sattel ſitzen muß? — Oder ſoll der Feigling, der im Gefecht abſichtlich ſeine Patronen wegwirft, um früher herauszukommen, dieſen Zweck wirklich dadurch erreichen, daß man ihn in Abrahams Schooß, nähmlich in Arreſt ſetzt? — General G**, Oberſt eines vortrefflichen Reiter-Regiments, ſtand in einem der franzöſiſchen Feldzüge einem furchtbaren Artilleriefeuer gegenüber, die Kugeln ſchlugen in die Fronte, und hie und da fingen die Leute an, wie dies bei ſolchen Fällen gewöhnlich iſt, mit dem Pferde rechts und links

zu drücken, um ſich nach und nach Raum zum Umkehren zu verſchaffen. Der Oberſt bemerkt es, heißt die Leute abſitzen, die Korporale heraustretten, und jedem vor der Fronte im Kanonenfeuer fünfzig aufmeſſen. Sie wirkten Wunder, — die Reihen ſchloſſen ſich zur lebendigen unbeweglichen Mauer. — Lord Exmouth, am Bord der „Queen Charlotte", im Kanonenfeuer und auf Piſtolenſchuß-Diſtanz vor den kaſamattirten Hafenbaſteien Algiers vor Anker liegend, als bereits der fünfte Mann todt oder verwundet niedergeſtreckt, das Verdeck mit Leichen und Verſtümmelten bedeckt war, ließ einen Matroſen, der bei ſeiner Pièce gegen den Vormeiſter ſich vergeſſen hatte, am Maſtbaume hundert Peitſchenhiebe herunterhauen, — die weißen Beinkleider der Vollzieher waren unten mit dem Blute der Fallenden, ihre Jacken mit jenem des Delinquenten beſprengelt, — aber die Geſchütze wurden fortan ohne Widerrede und mit der gehörigen Präziſion gerichtet und gebraucht. — Man kann im Prinzip Homöopath ſein, muß aber in ſeiner Arzneibude auch jene allopathiſchen Medikamente nicht ausgehen laſſen, die man da anwendet, wo **Periculum in**

mora eintritt, und wo Aconit-Pülverchen nicht helfen, hat ein gut applizirtes Ziehpflaster, eine Aderlaß, oder ein beißender Senfteig die erwünschte Wirkung. Mag es auch in den Kasernen und in Friedenszeiten möglich sein, die Leibesstrafen, wo nicht ganz abzuschaffen, so doch nur in höchst seltenen Fällen eintreten zu lassen, im Felde, im Lager, bleiben sie meiner Ansicht nach eine Nothwendigkeit, und eben damit sie in keine rohe und willkührliche Mißhandlung ausarten, ist es weit besser, daß sie gesetzlich vorgeschrieben, gesprochen und vollzogen werden. In der kaiserlichen Armee ist streng untersagt, und wird scharf jede persönliche und willkührliche Mißhandlung der Untergebenen (mit Cassation und Degradirung sogar) geahndet, — und nie würde ein Offizier oder Unteroffizier es sich erlauben, gegen einen gemeinen Mann sich in dieser Hinsicht zu vergessen, welches bei den andern Armeen Schreiber dieses selbst nicht einmal zu beobachten Gelegenheit hatte, eben weil in derlei vorkommenden Fällen bei der kaiserlichen Armee erst die Meldung an jene Vorgesetzten gemacht werden muß, welchen das Recht die Strafe zu verhängen

anſteht, während z. B. bei der franzöſiſchen Armee einige **Coups de plit de sabre** und ſonſtige Correktions-Mittel in der erſten Hitze vollzogen werden. Es iſt auch eine beſtätigte Erfahrung, daß die von der Pike auf avancirten Offiziere gewöhnlich weit freigebiger in Anwendung der Leibesſtrafen ſind, als die viel verrufenen „unbärtigen Junker," welche man vorzugsweiſe als Prügelſpender darſtellt, und welche, wie die Erfahrung lehrt, meiſtens eher zu nachſichtig als zu ſtreng gegen die Mannſchaft ſich erweiſen. Man frage den gemeinen Mann, an den ich appellire, und aus ſeinem Munde bin ich gewiß, dieſes Ergebniß einer fünf und dreißigjährigen Dienſtzeit beſtätiget zu finden.

Es iſt auch irrig zu glauben, daß es gerade die ſogenannten moraliſch-guten Individuen ſind, welche vorzugsweiſe gute Soldaten abgeben. Es gibt im Zuchthauſe viele Individuen, welche **a tempo** unter die Zucht des Korporalen geſtellt, an den kategoriſchen Imperativ gewohnt, vielleicht mit der Zeit zu Helden herangereift, und auf den Schlachtfelde einen Spielraum für ihre Kühnheit und Verwegenheit, eine dieſen Eigenſchaften entſprechende

Thätigkeit gefunden hätten, welche in den gewöhnlichen bürgerlichen Verhältniſſen ſie zum Verbrechen führten. Manche Arzenei wirkt unter gewiſſen Umſtänden als Gift, und manches Gift, anpaſſend verwendet, wird zum Heilmittel. Dagegen büßt mancher Deſerteur lediglich für den falſchen Grundſatz: **omnia possumus omnes**, weil er durchaus nicht zum Kriegsmann geſchaffen iſt, und in jedem andern Beruf tadellos und unbeſcholten fortvegetirt hätte.

Die Fremdenlegion, welche in ihren Reihen den Auswurf aller Nationen, Abentheurer jeder Art, aufgenommen hatte, — die franzöſiſchen Strafkompagnien in Afrika, — erwarben ſich als Soldaten und auf allen Schlachtfeldern die Achtung der Gegner und den Dank der Regierungen, denen ſie dienten.

Ich kannte bei dem Uhlanen-Regimente, in welchem ich als Lieutenant diente, einen gewiſſen Korporal K....., einen kleinen, dürren, verſoffenen, aber tollkühnen Mann, der dreimal die goldene Medaille, — (wer da weiß, wie ſchwer ſie damals zu verdienen war, wird zugeben, daß

dies nicht wenig bedeutet, —) verdiente, und jedesmal sie wieder durch kriegsrechtlichen Spruch verlor, das drittemal aber sie bereits als Invaliden Korporal vertrank, — kann man derlei Naturen z. B. blos mit freundlichen Zureden leiten?

Es ist überhaupt mit den Ansichten von Ehre eine eigene Sache; — der Engländer, welcher die Pistole in die Hand nimmt, um ein etwas schroffes **dementi** zu sühnen, und sich deswegen über ein Schnupftuch schießt, macht sich gar nichts daraus, mit einem von einem Faustschlage geschwollenen Gesichte einherzugehen. — Der Franzose ließe sich nicht mit Stockschlägen abstrafen, ohne sich für entehrt zu halten, wird aber, wenn er sich schuldig fühlt einige Fuchtelhiebe und sogar Bakenstreiche hinnehmen, ohne sich besonders darüber zu beklagen, während der Ungar stolz sein wird, seine verschuldete ausgesprochene Leibesstrafe mit stoischem Gleichmuth und Verachtung der Schmerzen als Mann und Soldat zu ertragen, dagegen sich von Niemanden, so lange er unter den Waffen ist, berühren lassen, oder auch nur ein unpassendes Schimpfwort lange dem Vorgesetzten im Herzen

nachtragen wird. Der Russe läßt sich einige Nagaika-Hiebe gefallen, wird aber wüthend, wenn man gegen ihn den Säbel zieht, oder ihn damit bedroht. Jedes Volk, jede Kaste hat ihre eigenen Ansichten — man mag sie Vorurtheile heißen, — von Ehre. Aber eben diese muß man berücksichtigen. Allerdings sobald sich der Mann für unwiederbringlich entehrt hält, wenn ihn der Stock berührt hat, ist die Todesstrafe geringer, als die verhängte Leibesstrafe. Allein diesen Begriff will man erst bei vielen Truppen künstlich lebendig machen, und gerade damit sind wir nicht einverstanden. In der kaiserlichen Armee lag bis jetzt das Entehrende in der Sentenz, und nicht in der Strafe selbst. Der mit Stockstreichen im Disziplinarwege zum warnenden Exempel bestrafte Soldat, behielt seine Ehrenzeichen (Medaille ꝛc. ꝛc.), der durch kriegsrechtliches Urtheil zur Schanzarbeit Verurtheilte verlor sie. Der mit einer Leibesstrafe belegte Soldat konnte vielleicht mit der Zeit selbst Offizier werden, und Gefertigter kannte einen Feldmarschallieutenant, der, als ein junger Offizier einen gemeinen Reiter bedrohte ihn beim Rapport vorzuführen und ihm eine Eska-

drons-Strafe zu verschaffen, — fragte: „haben Sie je 25 erhalten?“ und auf dessen verneinende Antwort erwiderte: „ich aber habe sie als Gemeiner empfunden, und ich versichere Sie, daß es weh thut, und ich Sie daher ersuche sparsam mit dieser Strafe vorzugehen.“ — Gefertigter war mehrere Jahre Rittmeister bei einem Hußaren-Regiment und versuchte, — auch Etwas von der modernen Menschenfreundlichkeit angesteckt, — andere Strafen, wie sie etwa bei der französischen Armee eingeführt sind, — (Wachestehen im Kittel oder mit Stallpantoffeln, — Aufsetzen einer gewissen Mütze ꝛc.) anzuwenden. Nicht wenig [illegible] war er befremdet, als bei der Musterung reglementmäßig zwei Mann sich meldeten um sich zu beschweren und beim Brigadier vorgeführt zu werden. Sich seiner Philantropie bewußt, und höchlich erstaunt, durch seine Abschaffung der Leibesstrafen sich nicht, wie er erwartete die Zuneigung, sondern vielmehr die Abneigung der Mannschaft erworben zu haben, befragte sie der Kommandant: über was sie sich zu beschweren hätten? — daß Sie uns wie Schulknaben und nicht wie Männer und Soldaten stra-

ſen; haben wir gefehlt, ſo laſſen Sie uns ſtrafen, wo Sie dazu berechtigt ſind, aber nicht zum Popanz dienen. An unſerem Leibe dürfen und ſollen Sie uns ſtrafen, wir werden unſere Strafe als Männer und Krieger mit Ergebenheit und Standhaftigkeit ertragen, wenn wir es verdienen, — aber an unſerer Ehre dürfen Sie es nicht!"

Und nach reiflichem Nachdenken fand der Kommandant, daß die Leute Recht hatten.

Der Ungar und zumal der Hußar iſt ausnehmend ſtolz, und muß ſogar mit Worten ſehr ſchonend und vorſichtig behandelt werden, iſt aber über eine verdiente Leibesſtrafe, wenn ſie auch hart iſt, nie empfindlich oder rachgierig, während er oft ein unvorſichtiges Schimpfwort nie vergißt oder verzeiht.

Der Gemeine P.... in der Uhlanen-Eskadron, wo Schreiber dieſer Zeilen diente, war ein verwegener Soldat, und kehrte ſelten aus einem Gepläukel ohne einem erbeuteten Pferde zurück. Bei einer Gelegenheit, wo das Gefecht ſchnell abgebrochen werden ſollte, jagte er trotz Trompetenzeichen und Rufen, während die Eskadron ſich ralliirte,

Bayerische Staatsbibliothek

einem feindlichen Offizier nach, den er auch später herunterstach und dessen Pferd nebst Rüstung als Beute beim Einrücken mitbrachte, nachdem die Eskadron das Lager bereits bezogen hatte. Der Rittmeister hatte ihm bereits 25 diktirt, als er aber des andern Tags beim Rapport erschien, händigte ihm der Rittmeister die für das Beutepferd zuständigen 12 Dukaten ein, und schenkte ihm in Betracht der erwiesenen Tapferkeit die Strafe. P.... aber nahte sich dem Rittmeister und sagte leise: Herr Rittmeister, ich meine „es wäre doch besser Sie ließen mir die diktirten 25 aufzählen." — Warum denn? frug erstaunt der Rittmeister. — „Sehen Sie, meinte P...., wenn Sie mich so leer ausgehen lassen, könnten viele von den Uhlanen Lust bekommen sich so eine Handvoll Dukaten zu verdienen, und dann kriegen Sie beim Rappellblasen gar keinen mehr herein. Bei mir ist es Alles Eins, ich mache mir nicht viel aus der Strafe, und da hohle ich mir wie vor und eh' die Beutepferde und bekomme sowohl die Dukaten als die paar Wire, welche dabei abfallen können. Probieren es aber Viele, so geht die ganze Eskadron auseinander.

Ich rathe es Ihnen, bleiben Sie bei den einmal ausgesprochenen 25en." — *)

Es gibt andere Gelegenheiten wo man dem Soldaten seine Sympathie und Theilnahme zeigen kann, und manche, die glauben, schon eine Probe ihrer Philantropie abzulegen, wenn sie über einen blutigen Buckel seufzen, nehmen keinen Anstand die heiligsten Gefühle des gemeinen Mannes zu verletzen, indem sie glauben ihn von seinen "Vorurtheilen," — die er aber mit der Muttermilch eingesogen hat, — zu heilen. Ein ungarischer Grenadier, welchen der Verfasser dieser Zeilen einst über die Nachtheile und Beschwerden der Wiener Garnison befragte, meinte: „der ärgste und bitterste Mißstand bestünde darin, daß man nicht einmal ein ehrliches Grab haben könne, wenn man im Spital stürbe, da man dann von den „Schindern"

*) Ueberhaupt ist das Gefechtabbrechen und Rallüren zumal in Dörfern, wenn die Leute sich zum Plündern verlaufen, eine von jenen Gelegenheiten wo Stockstreiche und exemplarische Leibesstrafen insbesondere angezeigt und nothwendig erscheinen.

(Aerzten) zerschnitten und zersetzt würde. Daß man so mit den armen Leuten umgehe sei himmelschreiend, und er könne einmal durchaus nicht glauben, daß der Kaiser so arm sei, nicht seinen Soldaten einen Sarg zu gönnen, statt sie stückweise von den Schindern verschleppen zu lassen, welches man in der Heimath selbst an treuen Hunden zu thun Bedenken tragen würde!" — Davon sprach der Mann mit Erbitterung, aber nichts wegen Stockstreichen und Gassenlaufen, die er wohl nie verdient hatte, folglich auch nicht befürchtete. Wenn man viel mit dem gemeinen Manne lebt und umgeht, und Herz für seine Freuden und Leiden gewinnt, in seine oft kindlichen, mitunter auch kindischen Begriffe eingehen lernt, überzeugt man sich, daß man ihm seine Theilnahme und Sympathie weit mehr bei andern Veranlassungen an den Tag zu legen Gelegenheit findet, als durch Abschaffung nothwendiger Strafen, deren Zweckmäßigkeit er oft selbst am besten einsieht. Man berücksichtige z. B. weit mehr als man es im Allgemeinen thut, seine Neigung zu irgend einer Waffe, man mache nicht aus dem Webergesellen

mit Gewalt einen Reiter, und aus dem Gebirgsjäger einen Grenadier, während der Sohn der Ebene, der geborne Reiter, dem das Pferd ein Freund und Genosse ist, als Musketier einherstolzirt, und der Friseur als Trainknecht figurirt, weil der Werbbezirks-Contingent gerade so und so viel Mann zu dieser oder jener Waffe stellt. Oft wäre mit etwas Theilnahme und Berücksichtigung bei so einem Manne ein Kummer zu heben, der ihm das Leben verbittert, und den man in andern Sphären kaum begreifen würde. So ist uns der Fall bekannt, daß ein armer Artillerist, die damals auf Lebensdauer dienten, zur Garnisons-Artillerie nach Venedig eingetheilt wurde. Nun aber war der arme Teufel aus der Bukowina gebürtig, und ihm, dem Gebirgs-Sohne der Gedanke unerträglich „in den Pfützen wie ein Frosch" — meinte er, — leben und seinen Tod erwarten zu müssen.

Er sehnte sich nach Bergluft und Bäumen; — alljährlich vom Heimweh geplagt, meldete er sich bei der Musterung um die einzige Gnade zum Garnisons-Bataillon nach Saczowa übersetzt zu

werden. Er wurde ſtets abgewieſen, und ihm endlich unter Ahndung unterſagt die löbliche Behörde fortan wieder zu behelligen. Der Mann ſtieg auf den Markusthurm, blickte hinaus nach der Küſte, ſchwang ſich über die Baluſtrade, und zerſchellte auf dem Pflaſter vor dem Dogen-Pallaſte. Man hätte ihm, unſerer Meinung nach, ſeine Bitte gewähren und ihn nach Saczowa ſchicken können, aber ein löbliches Commiſſariat begriff dieß nicht. Man lebe und fühle mit dem gemeinen Manne, und man wird ſich überzeugen, daß man nicht bei dem Hintern anzufangen braucht, um ſein Loos zu verbeſſern, und ſich nicht gerade mit den Strafbaren, ſondern mit dem Würdigen vorzugsweiſe beſchäftigen muß, wenn man ihm Gutes thun will. Man klopfe den Muthwilligen, Böswilligen, Widerſpenſtigen, den Säufer und Rauſer, den Nachläſſigen, den Lügner, den Dieb und den Hehler, — aber man ſorge väterlich für den Kranken, Krüppelhaften, man belehre den Unwiſſenden, man habe Geduld mit dem Schwachen, und nicht die verhängten Stockſtreiche werden es ſein, welche einen ſolchen Vorgeſetzten bei der Mannſchaft unbeliebt machen.

Mein Gegner bezieht sich in seinem Artikel vorzüglich auf den Umstand, daß in dem französischen Heere die Leibesstrafen abgeschafft seien. Schreiber dieser Zeilen hat die Ehre gehabt mit dieser Armee einen Feldzug zu machen, und von Achtung gegen dieselbe durchdrungen, läugnet er keineswegs die Sympathie ab, welche er für seine ehemaligen französischen Waffenbrüder hegt. Nichts desto weniger kann er versichern, daß trotz des sehr strengen Militärgesetzes, welches bei der französischen Armee schwere und lange Strafzeit auf den Galeeren, jahrelanges Kugelschleifen, ja die Todesstrafe da verhängt, wo bei der kaiserlichen Armee oft nur eine Leibesstrafe diktirt wird, sich wegen der Unmöglichkeit diese Strafen in ihrem ganzen Umfange geltend zu machen, um nicht zu viele und oft sehr brauchbare Leute zu vermissen, — ein sehr fühlbarer Mangel an Disziplin äußert. General Berthezene war einst gezwungen, des Beispiels wegen, in Afrika an einem Tage siebzehn Volontaires parisiens wegen Subordinationsverbrechen füsilliren zu lassen. — Der Aelteste war 21 Jahre. Bei der kaiserlichen Armee wäre er und seine Kameraden

die Gasse abgelaufen, und lebten vielleicht noch, wenn sie nicht auf dem Felde der Ehre gefallen wären. Sowohl bei Constantine als während des Rückzuges aus Rußland war der Mangel an Disziplin einer der Hauptfaktoren an dem Unheil, welches die französischen Truppen erfuhren. — Dagegen hat die österreichische Armee ihrer strengen Disziplin und Mannszucht, — (F. M. L. Frimont, z. B. ließ im Winter 1821 während des Feldzuges in Neapel für einen umgehauenen Maulbeer- oder Oehl-Baum zu achtzig Stockstreiche geben,) — namentlich im russischen Feldzuge es zu verdanken, daß die Landeseinwohner nie zur Verzweiflung gebracht und zum Widerstande gezwungen, wie dies bei den französischen Truppen geschah, in den durchzogenen Ländern nicht nutzlos ausgesogen und an Hülfsmitteln erschöpft wurden. — Die französischen Offiziere sind oft gezwungen, bei den Land- und noch mehr bei den Seetruppen, entweder selbst oder durch die Hand der Kameraden — (so z. B. die **Savatte** bei den Reiterregimentern, wo die Kameraden den Diebstahl dadurch bestrafen, daß der Schuldige von jedem Reiter mit dem Stallpantoffel abgeblänt

wird;) — Correktions-Mittel in Anwendung zu bringen, welche oft in ungeſetzliche, willkührliche Mißhandlungen ausarten, während da, wo die Leibesſtrafen geſetzlich eingeführt ſind, dieſelben eo ipso wegfallen, und ſtrenge unterſagt ſind. Je kräftiger die Elemente eines Heeres ſind, deſto ſtrenger müſſen die Correctiv-Mittel ſein, die jeden in ſeiner Bahn erhalten. Deswegen ſind auch bei den verwegenen und kühnen „Hearts of oak," den engliſchen Matroſen, die Leibesſtrafen nicht zu entbehren. Ruſſen und Engländer haben eben ſo wenig als die Oeſterreicher ſie abſchaffen können.

Mein Gegner hätte vielleicht recht, wenn das Heer als eine Erziehungsanſtalt anzuſehen wäre, in welcher das Volk zum Selbſtbewußtſein ſeiner Würde, zur Entwicklung ſeiner Männlichkeit und Beförderung ſeiner Sittlichkeit heranzureifen berufen wäre. Nähmlich eine Art phyſiſcher und moraliſcher Exerzier- und Turner-Schule für die Geſammt-Bevölkerung. So einladend dieſe Anſicht in der Theorie iſt, ſo wenig können wir ſie von dem praktiſchen Standpunkte aus theilen. Der Soldat iſt da zum Fechten, um zu ſiegen muß er vor

Allem gehorchen. Wird dies aus edlen Beweggründen erzielt, desto besser, und desto erfreulicher für den Menschen, wenn auch ziemlich auf dasselbe hinauslaufend für den Kommandanten. Wenn meine Batterie schnell und gut bedient wird, ist es mir als Artillerist gleichgiltig, ob Helden oder Maschinen am Protzstock fungiren werden, wenn ich auch als Mensch die erstern bewundern, die letztern nur gebrauchen würde.

Daß das Ziel erreicht wird ist die Haupt-, das Wie die Nebensache. Nicht aber die Moralität ist die Grundbedingung des brauchbaren Soldaten, wenn sie auch dessen Zierde ist. Die englische Armee besteht aus dem Abhub der Bevölkerung, und ist vielleicht die tapferste und disziplinirteste in der Welt, gut bezahlt, und streng geschult. Die französischen Compagnies de discipline, aus Sträflingen bestehend, haben den schönsten Antheil an dem Heldenkampfe bei Mazagran.

Die Fremdenlegion hat sich in Afrika und in Spanien als eine vortreffliche Truppe bewährt. Die ungarischen Infanterie-Regimenter wurden ehemals großentheils aus den Komitats-Strafhäusern

komplettirt, und haben sich einen Heldenruf erworben. Valmaseda's Reiter bei der karlistischen Armee, der Schrecken der Christinos, waren aus den Praesidiis (Zuchthäusern) aus Räubern, Mördern, Schwärzern und Verbrechern jeder Art rekrutirt, aber durch die eiserne Hand ihres Führers disziplinirt. *)

Man braucht nicht eben Schul- und Sittenzeugnisse um ein tüchtiger Soldat zu sein.

Ist man dabei ein braver, redlicher, gebildeter Mensch, desto besser. Aber eben weil ich bei zwei tüchtigen Soldaten, wo der eine bloß dieses, der Andere aber auch nebstbei noch das Andere ist, nicht die nähmliche Strafnorm anwenden kann, so muß ich für ersteren noch einen Persuasionsgrund mehr haben, den ich allerdings bei Letzterem gern entbehren werde und kann.

Ein treffliches Buch: "von einem deutschen (soll heißen von einem kaiserlich österreichischen)

---

*) Er ließ einmal einem Plünderer, der sechs silberne Kaffeelöffeln entwendet hatte, dieselben geschmolzen in den Hals gießen! —

Soldaten„ welches seither einer ächt militärischen praktischen Feder entflossen ist, theilt auch im allgemeinen unsere Ansicht, und scheut sich nicht dieselbe in der nähmlichen Form auszusprechen, obzwar mein Gegner behauptet, über diesen Gegenstand und diese Frage habe bereits „die Civilisation abgeurtheilt und den Stab gebrochen."

Nichts destoweniger ist man weder in England, noch in Rußland, noch in Oesterreich von dem Ursprung des Weltregiments und der Urwurzel jeder Autorität, — „dem Stocke" — gänzlich abzugehen vermögend gewesen! —

Nachlese

aus alten Pergamenten.

Von kaiſerlichen Kriegs-Rechten, Maleſitz und Schuldthändlen, Ordnung und Regiment, und andern hoch oder nidrig Bevelch, Beſtallung, Staht und Empter, zu Roß und Fuß an Geſchütz und Munition, Zug und Schlachtordnung, zu Feld, Berg, Thal, Waſſer und Land, von oder in Beſatzungen ꝛc. ꝛc. gegen oder vor Feinden fürzunemen, welcher Art, ſitten, herkommen und Gebrauch under und bei der Regierung des Allerdurchlauchtigſten, Großmächtigſten, unüberwindlichen und Kriegserfahrnen berühmpteſten Römiſchen Kaiſers Caroli des fünften hochlöblichſter und ſeligſten Gedächtniß, geübt und gebraucht, in Zehen Bücher abgetheilt, desgleichen iſt nie geſehen worden, von neuwen beſchrieben und an tag

geben durch Leonhart Fronsperger. Mit schönen neuwen Figuren und einem ordentlichen Register.

Jetzt von neuwen mit sondern Fleiß übersehen und an vielen Oertern gemehrt und gebessert.

Mit römisch kaiserl. Maj. Freiheyt getrukt zu Frankfurt am Main. Im Jar nach Christi Geburt 1575.

So heißt der Titel dieses interessanten In Folios, das sogenannte „Fronspergerische Regulament der teutschen Landsknechte," — irrig, wegen Aehnlichkeit des Namens des berühmten Helden, Anführers und Prototyps der teutschen Landsknechte, — „Georg von Freundsberg," auch zuweilen das „Freundsberg's Regulament" geheißen.

Es ist sehr beachtenswerth als Denkmal teutscher Volksthümlichkeit und als Beitrag zur Geschichte der Entwicklung des jetzt noch bestehenden Wehr- und Heersystems. Insbesondere ist die Rechtspflege von hohem Interesse. Die Geschwornen (Jury), nähmlich das alttentsche Herkom-

men, daß jeder nur von seines Gleichen gerichtet werden könne, die Oeffentlichkeit der Verhandlungen, — die Verrichtungen des Schultheißes, — jetzt Auditor; — (der Fähnrich war ex officio der Vertheidiger, der Schultheiß der öffentliche Ankläger, und trug auf die Applikation des Strafmaaßes an;) — dies sind höchst merkwürdige Bezeichnungen der damals sich ausschließlich als Zunft darstellenden Kriegskörper, nachdem die Waffe aufgehört hatte allgemeines Volks-Attribut zu seyn, und der Adel nach und nach seine ursprüngliche Bestimmung verlor, oder sich selbst an die Zunft anschloß.

Es ist merkwürdig welcher volksthümliche freisinnige Charakter durch diese ganze Rechtspflege sich durchzieht. Es ist das nähmliche Germanenthum, welches schon zur Zeit der Cherusker die römischen Rechtsgelehrten mit abgeschnittenen Nasen und Ohren fortjagte. — Wollte Gott es wäre noch so! —

Ein schöner Gebrauch war die öffentliche Anklage, welche darin bestand, daß die Fähnriche, im Nahmen der Gemeine, die Unbill klagten, und ihre Fahnen versorgten, — (verhüllten) — bis sie gesühnt

war, wo sie dieselben erst wieder enthüllten und wehen ließen. *) —

Es ist ein schönes Buch wo überall Spuren teutscher Gemüthlichkeit, Männlichkeit und römischen Pflichtgefühls sich aussprechen.

Es verschmelzen sich adeliger Rittersinn mit republikanischen Gemeingeist in diesen Institutionen, von denen noch in dem jetzigen österreichischen Reglement geschriebene, und in dem Geiste der Armee lebendige Ueberreste zu finden sind.

Die Schweizer Regimenter in französischen Diensten hatten noch viele aus dieser Zeit stammende Gebräuche, Gerechtsame und Einrichtungen.

Die verschiedenen teutschen Volksstämme unterscheiden sich merklich auch hier. Die schwäbischen, fränkischen, vorderländischen Landsknechte hatten manche von einander abweichende Gesetze und Gebräuche, obwohl die sogenannten „Kriegsartikel" bei Allen gleich waren.

Die Männer werden gewöhnlich „Hansen" (Hänse) genannt. Hans und Karl (Hänse,

*) Appellation vom Ausschuß an die Gemeine, — vom kleinen an den großen Ring.

Kerle) sind urteutsche, — Männlichkeit und Kraft bezeichnende, — Nahmen.

Der Ausdruck Regiment bezeichnet nicht sowohl eine Abtheilung als das Attribut des Anführers, Obersten, — cui sacratissima Majestas quondam regiminis et jurium Majestatis (Majestäts-Rechte) concessit partem. —

Die taktische Einheit hieß Fähnlein. Ein Oberster konnte deren mehr oder weniger in oder unter sein Regiment vereinigen. Freundsberg führte deren vierzehn. Seydenstiker acht, — Langenmantel von Augsburg zwölf. Sebastian Schärtlein zehn. Lodron gleichfalls. Aus dem Fähnlein ward später das Bataillon.

Es ist dieses die taktische Schlachten Einheit, so wie das Regiment die politische oder administrative.

Die Kompagnie — (Kumpaney) — repräsentirt dagegen die gesellschaftliche (kameradschaftliche) — Einheit (die Gemeinde.) —

Beispiele

unmilitärischer Zucht und Nichtzucht.

Mit Ende des sechzehnten Jahrhunderts war nach und nach bei den kaiserlichen, aus verschiedenen und mannigfaltigen Bestandtheilen bestehenden teutschen, wallonischen, wälschen, spanischen und böhmischen Völkern, theils aus Aufgeboten der Landstände, nach alter volksthümlicher und herkömmlicher Pflicht der Heeresfolge des Adels und seiner Unterjassen, und theils aus geworbenen Fähnleins von Landsknechten, Arquebusirern, Kürassieren, Dragonern, Husaren und Haiduken, — zusammengesetzten Truppen eine große Indisziplin und theilweise Entmuthigung eingetreten. Der Uebergang der ritterlichen Feudalzeit und ihrer Wehrform in jene der stehenden Heere war noch nicht durchgegangen, und somit in seiner Organisation noch sehr mangelhaft und besonders in Hinsicht auf Manneszucht und Subordination sehr unvollkommen. Die einzelnen Führer, an der Spitze verschiedenartiger, unter verschiedenen Bedingnissen

und Verpflichtungen unter die Fahnen gestellten Truppenkörper gehorchten nur bedingungsweise. Ein Wallonen-Oberst, mit seiner Schaar aus dem spanischen Dienste oder dem Solde der Liga dem Kaiser überlassen, stund unter ganz andern Verhältnissen als der neben ihm dienende Führer einer Schaar teutscher Auxilar-Reichstruppen, — neben ihm stand ein Anführer des steirischen Aufgebotes, oder ein von den böhmischen Ständen gestelltes Regiment, — an diese reihten sich ungarische Magnaten mit ihren Banderien, oder wieder andere Kriegsvölker wie die Hußaren und Hayducken. Es mochte also nicht leicht sein diese verschiedenen Bestandtheile mit einem gleichartigen Geiste zu beleben, und sie unter ein gleichförmiges Gesetz zu reihen. Die Folge war, besonders bei der merkwürdig schlechten Verpflegung und unrichtigen Besoldung der Truppenkörper, insbesondere in Ungarn und Kroatien, ein immer mehr um sich greifender Verfall der Mannszucht und Geist der Insubordination, welchem endlich auf ernste Weise gesteuert werden mußte.

Wie weit die Zuchtlosigkeit und Eigenmächtigkeit der damaligen Soldateska zuweilen ging, beweiset der Fall, daß, als der General Roggendorf nach Wien kommen, um vor den Kaiser Quartier zuzurichten; und er, um für das Hoflager Raum zu schaffen, die spanische und teutsche Garnison beorderte sich in die Vorstädt und nächstens herum auf's Feld zu lagern; diese aber unter dem Vorwand rückständiger Bezahlung, durchaus keine Folge leisten wollten. Vielmehr rotteten sich insbesondere die Spanier und Italiener zusammen und besetzten auch ein Thor, — (beim rothen Thurm,) — Roggendorf führte die übrigen teutschen Truppen, und die Burgerschaft wider die Meuterer, und »ließ die Stuck wider sie aufführen.“

„Alles Zusprechen der Obristen, Hauptleute wollte nichts verfangen. Wie man nun wirklich beiderseits angeschlagen, und Feuer geben wollte aufeinander, so hat sich Gott zweifelsohne seiner armen Christen erbarmet, massen beiderseits, als man die Gefahr ersehen die Soldaten in einem Augenblick ihr Gewehr von sich selbst niedergeschla-

gen, zu kapituliren angefangen, und ſo aller Widerwillen in der Güte beigeleget worden."

(Fuhrmanns Alt und Neu Wien).

Eine andere Gelegenheit ein Exempel zu ſtatuiren ergab ſich durch den Fall der wichtigen Feſtung und Stadt Raab, die an Sinen Baſcha durch Kapitulazion, wiewohl nach anfänglich tapferer Vertheidigung übergeben wurde. Da mittlerweile auch Papa, Totis, Veszprim und Palota ohne dringender Noth gefallen waren, ſo erachtete man es für höchſt nothwendig durch ſtrenge Exempel die gelockerten Bande der Disziplin zu befeſtigen, und die Grundſätze der Ehre und des militäriſchen Pflichtgefühls wieder in ernſte Erinnerung zu bringen.

Die gerichtliche Unterſuchung gegen die Raaber Beſatzung wurde durch eine aus dem Kommandanten von Wien, mehreren Hauptleuten der Beſatzung und gewählten Beiſitzern zuſammengeſetzte Kommiſſion begonnen, — und deren furchtbaren Ernſt bewies die am 29. Dezember auf dem neuen Markte bei verſchloſſenen Thoren nach dem Urtheile des „Maleſiz-Gerichtes"

vollzogene Hinrichtung von vier Soldaten, wovon drei beinzichtigt waren ihrem Fähnrich, als man einen Ausfall beabsichtigte, das Fähnlein entwendet und versteckt zu haben, — diesen wurde der Kopf und die rechte Hand abgeschlagen, — der vierte, welcher die Büchse auf den Fähnrich angelegt hatte, wurde einfach enthauptet.

Dies beweiset wie weit die Indisziplin und der Geist der Widerspenstigkeit und Meuterey unter den Truppen eingerissen, und wie nothwendig deren energische Repression geworden war.

1593. Den 20. Mai ward das Urtheil wider Alle, so an der Aufgebung Raabs, Papas, Veszprims, Totis und Palotas schuld waren, publizirt, und darunter an die achtzig Rädelführer und Aufrührer theils zum Strang theils zum Schwert verdammt, und der General-Profos beauftragt, sie — wo er sie betreten könne, zu greifen und zu richten.

„Die andern sind mit ihren Offizieren der kais. Majestät auf gewisse Jahre, in Hungarn wider den Erbfeind zu dienen kondemnirt, und ihnen eine kleine Besoldung ausgemacht worden, deren bei Aufgebung Raab bei 2600 zu Fuß, zu Papa 7 Fähnlein,

zu Totis und Palato 200 zu Fuß geweſen. Aber die 300 Mann Infanterie, — (ſo für ordinari in Raab gelegen,) — weil ihnen von Aufgebung der Stadt nichts mitgetheilt geworden, „wurden frei und losgeſprochen.“ Denen Offizieren, als erſtlich Antoni Zinn von Zinnenburg, Rudolph von Greiß, Gaudenz von Rechberg, Hieronymus Bleichroth und Emerich von Sigersdorff, als die, welche die Uebergabe Raabs unterzeichnet, und von dem unpartheyiſchen Kriegsgericht zum Tod verurtheilt worden, hat der Kaiſer aus angeborner Milde „zur Gnade das Leben geſchenkt, und ihnen allein zur Strafe auferlegt, daß ſie ſämmtlich, und ein jeder inſonderheit ihrer Chargen entſetzet, und Ihrer kaiſ. Majeſtät wider den Türken in Ungarn, auf ihre eigene Unkoſten, ſo lange der Krieg wehrte, (an allen Orten und Enden, wo man ſie hin kommandiren würde, doch ohne Verletzung ihrer Ehren) zu dienen ſchuldig ſein, und ſich hierzwiſchen ritterlich verhalten ſollten, damit Euer Majeſtät Urſach hätten, ſie künftig in ihre Aemter wieder einzuſetzen; doch ſollte ihre hinterſtellige Bezahlung

Euer Majestät heimgefallen sein. Belangend den Hauptmann R. von Priam, und Hauptmann Antoni Maniar, so wegen Verlassung Papa interessirt, hat der Kaiser die Publizirung beider ergangener Urtheile, weil sie Todes verschieden, eingestellt. Weil aber Hauptmann Musler der rechtlichen Erkenntniß von den unpartheyischen Richtern nicht erwartet, sondern neben seinem hohen Verbrechen mit der genommenen Flucht, sich noch mehr verdächtig und strafwürdig gemacht, ward publizirt: So er, Musler, über lang oder kurz betreten würde, so sollte er dem General-Profoßen überantwortet werden, der ihm erstlich einen Beichtvater — (dem er seine Sünden bekennen und ihn mit dem hochwürdigen Sakrament versehen sollte) — zu geben, hernach dem Scharfrichter überantworten sollte, „welcher ihn an gebührliche Richtstatt zu führen, mit dem Strang zwischen Himmel und Erden am Galgen aufhenken, bis er vom Leben zum Tod erwürgt wäre, und seinen todten Leichnam am Galgen drei Tage nacheinander die Sonne anscheinen, alsdann wiederum ablösen und begraben lassen sollte, auch seine rückständige

Beſoldung ſollte Ihro Majeſtät dem Kaiſer heimfallen."

„Als man aber mit denen Abgedankten ihres Abdanks und Bezahlung halber traktiret, iſt in Wien den 11. Juni ein ſtarker Auflauf und unverſehene Meuterey unter den Reduzirten vom Schönbergiſchen Regiment entſtanden als mit welchem man der Bezahlung halber einen Anfang gemacht. Dieſe gaben vor, die Hauptleute hätten das Geld und das Tuch zur Montur zu ſich genommen, und ihnen nicht gegeben, was ihnen gebührt, derowegen ſie den Lieutenant, ſo in dem Leikneriſchen Haus zu Wien logirt, Morgens früh den 12. dito herausgefordert und gedroht, ſie wollten ihn ſammt ſeinen Anhang zu Stücken hauen, welches bis zehn Uhr gewehrt, da ſie aber vermerket, daß er ſich verſteckt, ſind ſie wiederum abgezogen und ſich ferner zwiſchen 11 und 12 Uhr im Steyerhof, als wo die andern Schönbergiſchen Hauptleut über der Tafel geſeſſen, mit bloßem Gewehr für den Tiſch getreten, die Hauptleut mit Schmähworten angegriffen, und in der Stuben ein ſolchen Lärmen mit Hauen, Schießen und Stechen angefangen, daß man nicht anders vermuthet, als daß Alles drüber

und drunter gehen würde, wie dann der Quartiermeister und 3 Gemeine erschossen, und viel verwundet worden."

„Sobald aber solches dem Burgermeister kund gethan ward, hat er ohne Verzug Sturm schlagen lassen, darauf sich die Burgerschaft mit ihren gewöhnlichen Wehren auf die verordneten Plätze gestellt, allda zu erwarten, wo es hinaus wolle. Es ward aber letzlich der ganze Rumor durch Herrn Popeln, Burgermeister, Stadtrichtern und andern bald gestillet, die Rädelsführer gefangen, und in die Eisen geschlagen."

1595. „Den 13. Juni hat man ebenfalls die Zinnischen und Geizeköflerischen, deren von 14 Fähnlein nur noch 600 Fußgänger übrig waren, bei St. Ulrich außer Wien, auf der Wiesen abgedankt. Diese wollte man dahin bereden, daß sie unter den Markgrafen von Burgau sich begeben sollten, welches sie aber nicht eingehen, sondern ungezwungen sein wollten, weil ihnen frei stunde, sich unter einen Obersten zu stellen, der ihnen gefällig wäre. Als ihnen aber ihre Besoldung aufgehalten ward, haben sie sich empört, den Kommissarium, Georg Eckern, in Ring

gesperrt, des Vorhabens, ihn so lang zu behalten, bis ihrem Begehren statt gethan haben würde."

„Als Erzherzog Mathias solches vernommen, hat er bei dem Burgermeister Anordnung thun lassen, daß er in Eil 600 wehrhafte Mann in des Kaisers Spital verordnete, und vier Feld-Stücklein aus ihrem Zeughaus mitzuführen, anbefahle, wie dann auch der Erzherzog den Kapitän von Cärling, und dem Ruber von 30 Pferden sammt der Stadt-Guardi für die Burg zu erscheinen, beordert, und sämmtlich mit dem Herrn Ungnad und Marari zu Roß und zu Fuß bei 1000 Mann stark zum Burgthor hinaus sammt dem Geschütz auf St. Ulrich zugogen, wo die Malkontenten mit fliegenden Fahnen gewart, aber bald zu einer Planken gewichen, doch den Kommissarium unterdessen wohlverwahrt gehalten haben. Darauf Herr Ungnad und Marari das Volk in eine Schlacht-Ordnung gestellt, das Geschütz zum Ernst auf ñe gericht; allein gar bald haben beide Partheien angefangen in der Güte zu traktiren, bis endlich innerhalb drei Stunden durch verschiedene Mittel und Vorschläge die Meuterey gestillt, der Kommissarius losgelassen, beiderseits friedlich

abgezogen und die Mißvergnügten mit Tuch und Geld kontentiret worden."

Nachdem gegen Ende 1559 das Kriegsvolk aus Hungern herauf in Oesterreich kommen, und hier und da an den Gränzen die Winterquartiere bezogen, hat sich solches so ungebührlich verhalten, daß der arme Mann solches länger nicht erdulden können, wie dann zu Fischamend etliche Unterthanen von den Wallonen erschlagen worden und derselben auch etliche auf dem Platz geblieben sind.

So hielten sich die Italiener, so um Oedenburg herumlagen, eben so übel, sie wollten den Wein nicht der Gebühr nach, ja theils gar nicht bezahlen, und als die Unterthanen ihren Wein anderswohin verkauft und zum Wegführen aufgeladen hatten, haben sie mit den Musketen in die Fässer hineingeschossen, daß man den Wein wiederum abladen, und allda lassen müssen. Darum dann die Unterthanen und Bauern an unterschied-

lichen Orten viel tausend sich zusammengeschlagen, und diese üblen Gäste nirgends einlassen, sondern ehe Leib und Leben daran setzen, denn solche Bedrängung und Schaden leiden wollten. Daher Erherzog Mathias verursacht ward an alle Obersten aller Orten zu schreiben, und ihnen der Bauern Meinung zu entdecken mit Vermahnung, daß sie bei ihren Untergebenen, allen bisher geübten Muthwillen, Rauben und Plündern, wie auch die unnütze Verschwendung der Fütterung gänzlich einstellen, und sie dahin halten, daß sie aller Orts fürs baare Geld auszahlen sollten. Aber solche Vermahnung hat bei wenigen stattgefunden. Dann gleich zu Anfang des Dezembers haben sie vier Dörfer geplündert, in Grund verderbt, und sind mit den armen Bauern unmenschlicher Weise umgangen, wie sie dann auf einen einzigen Abend zu Preßburg 14 Wirth, so ihnen nicht nach ihrem Begehren Wein hergeben, und ihres Gefallens traktiren wollen, erschossen haben.

Dergleichen hat das Raitenauische Fußvolk, so in den Vorstädten um Wien herumgelegen, sich auch rebellisch und verwegen genug erzeigt. Denn

obwohl ſie den 13. Dezember 30000 Thaler, und auch kurz zuvor noch andere etliche tauſend Thaler, auf ihre Bezahlung empfangen, ſo wollten ſie ſich doch damit nicht ſtillen laſſen, ſondern wurden noch vermeſſener und halsſtärriger. Wie ſie dann des andern Tages in der Stadt auf'n Graben, wo allerlei Viktualien feil ſtunden, ſothanen Markt zu plündern ſich unterſtanden, und denen Leuten das Ihrige mit Gewalt zu nehmen, ſich auch überdieß noch vernehmen ließen, da man ſie auf gewiſſen Tag nicht völlig auszahlen würde, wollten ſie denen Burgern die Häuſer plündern, und ſich alſo ſelbſten bezahlt machen.

Haben darnach ſich vor dem Kärnthnerthor zuſammengerottet, ihren Fähndrichen, die ihnen widerſprochen, die Fähnlein mit Gewalt abgenommen, dieſelben fliegend nach St. Ulrich getragen, ſich daſelbſt einlogirt, und alſo unter vielerlei Bedrohungen allen Uebermuth getrieben. Ihr Oberſter, der von Raitenau, ließ endlich etliche Rädelführer fangen, ſie in Band und Eiſen ſchlagen, und den 20. Dezember ließ er derſelben sieben, früh Morgens vor Tage, an einem Nußbaum aufhenken, und noch einem

andern, der ſonſt ein erfahrner Kriegsmann und Offizier geweſt, ließ er den Kopf abſchlagen. Des andern Tages darauf kamen 74000 fl. von Hof an, davon denſelben Knechten zwei Monatſold bezahlt, und der Reſt an andern Orten angewieſen ward, worauf ſie endlich geſtillt worden.

(Fuhrmanns Alt- und Neu-Wien.)

Die chriſtliche Armee zog dieſes Jahr unterm Kommando Erzherzogs Marmilion vor die Feſtung **Hatwan** in Oberungarn, welchen Platz ſie endlich auch mit ſtürmender Hand erobert, und obwohl die Türken, auch fürnehmen Standes, ihre Säbel von ſich geworfen, und den Unſern zu Fuß gefallen, und Pardon gebeten, ſo haben ſie doch nichts erlangen können, ſondern herhalten müſſen, ja es ward der Kinder in den Wiegen, und der ſchwangern Weiber nicht verſchonet, und haben ſonderlich die Wallonen gar zu tyranniſch, und auf unerhörte 1596.

Weise, daß es gleichwohl zu erbarmen gewesen, gehandelt, indem sie die schwangern Weiber aufgehauen, daß man die Frucht im Leibe liegen gesehen, zu geschweigen vieler andern unmenschlichen Grausamkeiten.

(Fuhrmanns Alt- und Neu-Wien.)

Als Erzherzog Mathias den General Kollonics 1597.
mit einigen Truppen nach St. Pölten abgeschickt, um den Ort, so die Bauern belagert hielten, zu entsetzen, als wurden die Rädelführer der unter-österreichischen Bauerschaft in den Oster-Feiertagen, als sie St. Pölten verlassen, zu Wilhelmsburg von den Burgern theils gefangen, theils massakrirt, wovon einige Gefangene nach Wien gebracht, und den 21. Oktober auf'm Hof justifizirt worden. Der erste wurde lebendig geradbrecht, der andere um den Kopf kürzer gemacht und geviertheilt, desgleichen zwei andere geköpft, denen übrigen wurden die Ohren abgeschnitten, und nach geschwornen Jurament der Treue, nach ihren Hütten zurück nach Hause geschickt.

(Neustädter Chronik.)

1397. Sonst ist den 7. Januar in diesem Jahr auch ein Büchsenmeister, mit Namen Francesco Diano, so mit Feuerwerk trefflich umgehen konnte, zu Wien justifizirt worden. Darum, daß er mit dem Türken eine heimliche Conspiration gehabt, und mit ihm traktiret, er sollte sich mit etliche tausend Mann in der Schottenau versammeln, so wollte er die Bastei zwischen dem rothen Thurm und Stubenthor*) mit Feuerwerk zersprengen, daß sie ebenen Fußes in die Stadt kommen könnten, welche Verrätherei aber zeitlich offenbaret, und gedachtem Büchsenmeister auf gemeldter Bastei', wo er dasjenige verrichten wollen, erstlich zu großer Gnad der Kopf abgeschlagen, und darnach an einen Spieß gesteckt worden.

*) Dominikaner-Bastei.

Nach der Wieder-Eroberung von Raab (im May 1598) waren 1200 Franzosen und Wallonen von Adolph Schwarzenberg in die Feste Papa als Besetzung gelegt werden.

Allein wegen rückständigen Soldforderungen fingen sie an zu rebelliren und sich wie man damals sagte „zu rotten." Da man nun diese unverlässige Besatzung durch fünf Fähnlein teutsches Fußvolk abzulösen beschloß, weigerten sie sich nicht allein abzuziehen, sondern knüpften mit den Türken Unterhandlungen an, in Folge deren sie ihnen die Uebergabe der Feste gegen eine Geldsumme und sicheres Geleit durch das türkische Gebiet nach Italien (Venedig) — oder an die Meeresküste, — versprochen. Herr von Schwarzenberg erschien im Juni 1600 mit 2000 Mann vor Papa um die Abtrünnigen entweder mit guten Worten zu ihrer Pflicht zurückzuführen oder mit Gewalt zu Paaren zu treiben. Sie aber beantworteten seine Aufforderungen mit Hohn, und das

eintretende Unwetter zwang ihn unverrichteter Sache sich nach Raab zurückzuziehen, von wo er aber nunmehr mit 9000 Mann neuerdings auszog, am 12. Juli vor Papa erschien, und sogleich zum Angriff der Rebellen Anstalten machte. Diese aber setzten herzhaften Widerstand entgegen und Schwarzenberg selbst wurde (am 29. Juli) durch eine Musketenkugel im Laufgraben vor der Feste erschossen. Nichts deste weniger wurde die Belagerung unter Anführung des Freiherrn Melchior v. Redern nachdrücklich fortgesetzt, bis die Feste erstürmt geworden. Redern ließ die meisten dieser meineidigen Soldaten über die Klinge springen, sendete aber zehn der vornehmsten Rädelführer (28. August) in Eisen nach Wien, „wo sie im Amtshause einlogirt" und am 27. Oktober justifizirt wurden, — nähmlich **Lorenz Jacqueney**, so vom guten Adel, wurde auf dem Hof geviertheilt und die vier Vierteln vor den Stadtthoren aufgehängt. Lieutenant **Jean Balde** wurde vor der Stadt am Taber, — Fähndrich **Michel Bauge**, vor dem Stubenthor, Feldwebel **Hisson Revel** auf der Landstraßen „lebendig an einen Spieß gezogen

(gespießt) „denen übrigen höchsten, nähmlich den Lieutenants **De la Visson**, und **du Baghoin**, — dem Feldwebel **Hanns Meyer** und den Soldaten **Jean Caranche, Michael Bandes, Claude Maglier** wurden an dreien verschiedenen Orten, nähmlich am Graben, neuen — und hohen Markt zuerst die rechte Hand, mit der sie den Meineid geschworen, dann mit dem Schwerte der Kopf abgeschlagen" — „der Ursachen, daß sie an Gott und der römisch- kaiserlichen Majestät meineidig worden, männiglich zum Exempel und Abscheu."

(Fuhrmanns Alt- und Neu-Wien.)

Graf Georg Paradeiſer, Commandant zu Caniſcha, übergab den Türken, welche den Verluſt des wichtigen Raabs durch Schwarzenberg wieder einzubringen verſuchten, am 19. Oktober 1690, ohne die „letzte Gewalt“, (nähmlich den Sturm der innern Enceinte auf offenen Wallbruch) abzuwarten, dieſe wichtige Feſte, gegen freien Abzug mit der Beſatzung, welche bei Beginn der Belagerung aus 1400 Ungarn, 1300 teutſchen 400 ſchweren und 100 Carabiner Reitern beſtanden hatte.

Dieſer Abzug geſchah mit Sack und Pack, fliegenden Fahnen, Waffen und Geſchütz, und wurde von den Türken ſelbſt bis an die Muhr eskortirt.

Der Feldmarſchall Herzog von Mercoeur der zum Entſatze heranrückte, war, durch das ſchlechte Wetter aufgehalten an der Muhr ſtehen geblieben, und befand ſich mit ſeinem Hauptquartier in Radkersburg. Er verwies den General Paradeiſer zum Erzherzog Mathias um ſich dort wegen der Uebergabe „ſtandhaft zu verantworten“ da es ſich entſcheiden müßte, ob die Beſatzung oder der Commandant, oder beide

zugleich an der bedauerungswürdigen, schmachvollen Uebergabe des wichtigen Canischa Schuld seien, und dafür zur Verantwortung gezogen werden mußten.

Den 4. Dezember ist also Herrn Paradeiser das Kriegsrecht zu Wien, welches den achten Tag hernach über ihn zu halten angestellt, durch ein Dekret angekündiget, darauf ausgerufen worden: daß er sammt allen teutschen Officieren und gemeinen Soldaten, so in Canischa zu Roß und Fuß unter ihm gedienet, auf bestimmten Tag vor dem Kriegsrecht erscheinen, die Klag, so wegen Aufgebung der Festung geschehen würde, anhören, und sich darauf mit der Verantwortung gefaßt machen sollten. Dawider aber Herr Paradeiser protestirt, indem Erzherzog Mathias aus den vorhin Ihrer Durchlaucht zugestellten Artikeln zwar kurze, jedoch wahrhafte und wohlgegründete Verantwortung, neben den von beiden Fähnlein gegebenen Testimonien, so er der Röm. Kayserl. Majest. Kriegsrath gehorsamlich überreicht, gnädigst ersehen würden, daß er an der Aufgebung Canischa's keine Schuld trage, könne er auch neben denen, so in die Aufgebung, ohne sein Vorwissen, eingewilliget, nicht

in gleicher Verantwortung ſtehen, wollte ſich dero wegen zu Ihrer fürſtl. Durchlaucht unterthänigſt getröſten, Sie werde die perſönliche Erſcheinung ſeiner Perſon für das öffentliche Kriegsrecht allergnädigſt einſtellen, und ihn deſſelben überheben, benebens von Hof aus taugliche Commiſſarien zum mündlichen Verhör beider Partheyen verordnen, gegen denen er ſich der Nothdurft nach verantworten wolle. Auf welche Exceptiones das Kriegsrecht noch auf vier Tag lang bis auf den 12. Dezemb. prolongirt worden. Alsdann iſt den gemeldeten Date der erſte Rechtstag über Herrn Paradeiſer, die Canisischer, Babotscher und Klein-Comorner Soldaten zu Wien auf dem Burgplatz, angeordnet und das Kriegsrecht mit vielen anſehnlichen Obriſten und Hauptleuten in großer Anzahl beſetzt worden. Darauf Herr Paradeiſer, den beide Herren von Kollonitſch, als Oberſten, und ſein Bruder wie auch Herr Leonhard v. Harrach, und andere mehre für Gericht begleiteten, ſelbſt perſönlich ſich gehorſamlich eingeſtellt: wie dann auch alle intereſſirten Soldaten neben ihnen erſchienen, und vom General Profoßen dahin angeklagt worden: Wie daß ſie ihren Eid, ſo ſie der Röm. Kaiſerlichen

Majestät gelobt und geschworen, in Aufgebung der ihnen vertrauten Vestungen, nicht wie sich's gebühret in Acht genohmen. Wie dann der Profoß die eingewendte Klag mit mehrer Schärffe und Ausführung denen unpartheyischen Richtern fürgetragen, und gegen die Verbrecher, wegen ihres Meineyds mit ernstlicher Straff, andern zu einen Exempel, fortzuschreiten begehret hat. Auf welche Anklag der Herr Paradeiser für seine Person um sechs Wochen und drei Tag zur Einbringung seiner Verantwortung gebeten, welche ihm sowohl, als auch andern Officieren und Soldaten, so dabey interessirt, zugelassen, und gewilliget, inmittelst aber er, Herr Paradeiser, allein veramnestirt, aber nicht in Verhafft genohmen worden.

Anno 1601 den 9. Juny seynd die Canischer Babotscher, und Klein-Comorner Soldaten, für das Kriegs-Recht zu Wien, so auf den kayserlichen Burgplatz gehalten, zu Anhörung ihres Urtheils fürgefordert worden, welches Urtheil ihnen fast allen das Leben abgesprochen hat. Sie sind aber alle alsbald auf ihre Knie niedergefallen, und sich gegen der Burg, da ihre fürstl. Durchlaucht Ertz-Hertzog

Mathias zu einem Fenſter herausgeſehen, gewendet, um Gnad und Friſtung des Lebens gebethen. Darauf ihnen Ihre Durchlaucht das Leben geſchenkt, und dahin begnadet, daß ſie auf unterſchiedlichen Grentzen, ſonderlich die Caniſcher auf drei Jahre und fünf Tag lang gegen geringer Beſoldung, die Babotſcher aber ihr Leben lang um die Proviant dienen ſollten; die Klein-Comerner Soldaten aber wurden allerdings ledig geſprochen.

Den Schaden wegen Verluſt der Veſtung Caniſcha haben die Kayſerlichen einigermaſſen durch Eroberung der Veſtung Stuhl-Weiſſenburg in dieſem Jahr erſetzt, und als der Haſſan Baſſa ſolchen Ort mit 50000 Mann entſetzen wollte, mußte er das Feld räumen, und bis 1000 auf den Platz laſſen. So belagerten auch die Chriſten hierauf Caniſcha, der Hoffnung, ſolchen vortheilhafften Ort wiederum zu gewinnen, allein vergeblich, die Veſtung war viel härter zu erobern, als leicht ſie vorhin verlohren gangen.

Unter während ſothaner Caniſcher Belagerung als Herr Paradeiſer geſehen, daß weder er noch ſeine Hauß-Frau und Kinder, ſo den Kayſer zu

mehrmahlen, um Fristung seines Lebens mit unterthänigen Fuß-Fällen, gebethen, keine Gnad erlangen mögen, sondern dem Kriegs-Recht seinem Lauff lassen müssen, daraus er, wie seine Sach einen bösen Ausgang gewinnen würde, spühren, und abnehmen könnte: hat er den 9. Oktober seines Dieners Kleider, welcher ein einfältiger Mensch gewesen, den er bei sich gehabt, und die Speisen ab- und zugetragen, angezogen, und darinnen in der Kayserl. Burg allhier, aus dem Arrest bis an die dritte Stiegen herabkommen. Als aber die Wacht gesehen, daß er angefangen zu lauffen, und nicht derjenige einfältige Mensch, dafür sie ihn gehalten, sein müßte, haben sie ihn ereilt, und in bessere Verwahrung genohmen.

Bald darauf, das ist den 19. Dito, ist er sammt seinen Mit-Consorten wiederum für das Kriegs-Recht gestellet, und die Urtheil, so über ihn, und andere fünf Officier von dem unpartheyischen Kriegs-Recht, zu Wien unter freyem Himmel vor der Kayserl. Burg geschöpft, auf Befehl der Römisch Kayserl. Majestät im öffentlich sitzenden Kriegs-Rath verlesen, und der meisten Ursach, daß er ohne höchst-

dringende Noth dem Kichaia Bassa, zuwider seiner Eyds-Pflicht, die Vestung Canischa aufgeben, alsbald die Execution männiglich zum Exempel und Abscheu, auch daß ein jeder seinen Eyd besser bedenken solle, an die Hand genommen und erequirt worden.

Als erstlichen sollte Herrn Georg Paradeiser als gewesenen Obristen zu Canischa und deren incorporirten Grentzen, wie auch den Georg Rügler, Fähndrichen *) und angesetzten Haubtman zu Canischa, jedem die rechte Hand abgehauen, folgends mit dem Schwerdt vom Leben zum Todt hingericht, und darauf einer mit dem andern zur Erden bestättiget und begraben werden, — und sollte die Execution alsbald in der Stadt Wien auf dem Platz, den Hof genannt, vollzogen werden.

Wilhelm Uhrmüller, Hauptmann zu Babotsch, und Hugo de Basso, Fähndrich, als die Babotsch aus verzagter Kleinmüthigkeit aufgegeben, sollten mit

*) Panierträger.

dem Schwerdt, wie das Urtheil vermochte, von Leben zum Todt hingerichtet, und darauf einem mit dem andern zur Erden beſtättiget, und die Execution alsbald in der Stadt Wien auch auf vorgemeldten Ort würklichen vollzogen werden.

Der Ponkratz Ruſch, Schultes*) und Ober-Wachtmeiſtern zu Caniſcha der zu mehrmalen ſeine Eyds-Pflicht höchlichen vergeſſen, und ſich, als man mit dem Türken Sprach gehalten, darbei finden laſſen auch falſcher Zeugnuß und Schriften überwieſen worden, ſollte vermög des ergangenen Urtheils erſtlichen ſeine Zung zum Nacken herausgeriſſen, und alsdann neben dem Mathias Steckel, (Feldwäbel zu Babotſch,) mit dem Strang am lichten Galgen, bis ſie beyde erwürgt, vom Leben zum Todt hingerichtet; und über das, dem Schultes ſeine Zung oben über ihn am Galgen genagelt werden.

Dann ſollte man ſie beyde drei Tag lang die Sonne beſcheinen laſſen, darnach wiederum ablöſen

*) Arbitor.

und begraben, und sollte die Execution alsbald in der Stadt Wien, auf dem Platz, den Graben genannt, würklichen vollzogen werden. Als solcher Gestallt die Urtheil verlesen und publicirt worden, ist sogleich ermeldtes Tags darauf die Execution ergangen, und zu Wien am Hof, auf einer aufgerichteten Bühn, sowohl auch auf den Graben, beim hohen Gericht, die Uetheil exequirt und ohne aller Gnad vollzogen worden.

Also verlor zwar Paradeiser seinen Kopff, aber die Vestung Canischa bekam man so leicht nicht wieder, weil die Türken ihre Plätze, so sie erobern, mit Beständigkeit zu defendiren wissen, und keine ohne äußerster Noth zu übergeben pflegen.

Es sind in gegenwärtigen Türken-Krieg, unter Kayser Rudolpho, dabero mehrere Commandanten durch Henkers-Hand, als vom Feind die Köpff weggeschlagen worden; und mehr Plätz seynd aus Zagheit, Meineyd übergeben, als mit Gewalt und Tapferkeit erobert worden.

Anno 1604 wurden im Januario über fünfzig Altheimische Soldaten, wegen ihrer Meuterey und Verbrechen zu Wien gefänglich eingebracht, welche nach

kurtzer Zeit das Maleſiz-Recht ausſtehen ſollten. Dieſem zu Folge, ward der 14. Maji zu Wien in der Burg auf dem neuen Saal, über gedachte Altheimiſche Officiers, unter welchem Regiment die Soldaten mit Rauben, Morden und Brennen in den Hungariſchen Grentzen, dem armen beträngten Land-Volk unwiederbringlichen Schaden zugefügt, abermal ein Kriegsrecht, ſo von Morgens fruhe an bis Abends wehrete, angeſtellt und gehalten, welche aber drei Wochen noch Termin zur redlichen Verantwortung, und den dritten und letzten Rechts-Tag, ſo ihnen bewillet ward, begehret haben. Nach Endung deſſelben wurden die Hauptleuthe, und Fähndriche in der Kayſerl. Burg in Verwahrung genommen, die andern Officiers aber zum Profoßen begleitet, und beider Seits ſtark verwacht.

Inmittels haben die Mörsbergiſchen Soldaten, wegen nicht erfolgter Bezahlung zu rebelliren angefangen, haben ihren Obriſten-Lieutenant, Hauptleuthe, und andere Officiers von ſich gejagt, und ſich auf die Schwechat, zwo Meil Weegs von Wien gelägert; damit ſie aber wiederum geſtillt, und zur Ruhe gebracht werden möchten, hat ſich der Herr

Obriſte ſelbſt perſöhnlich zu ihnen verfügt, und ſie ſammtlich gantz vätterlich und treuherzig von ihrem böſen Fürſatz und Meuterey abzuſtehen, ſich ein kleines zu gedulten, und ſeine Warnung in Acht zu nehmen, vermahnet. Es gieng aber alles bei ihnen ohne Frucht ab, und warffen ſie einen andern Obriſten unter ihnen auf, und erzeigten ſich gantz widerſpenſtig.

Zu Abwendung ihres böſen und muthwilligen Fürſatzes, auch daß demſelben geſteuert und gewehret wurde, ward auf Befehl Ertz-Hertzogens Mathias der Stadt-Guardia zu Wien nebſt der Burgerſchafft und andere Soldaten zu Roß und Fuß ihnen entgegen zu ziehen, und Widerſtand zu thun, aufgebotten.

Als nun aber die Aufrührer den Ernſt geſehen, haben ſie ſich, ehe es zum Angriff kommen, gantz demüthig und friedfertig erzeigt, und bey dem Ertz-Hertzog durch einen demüthigen Fußfall, dergeſtalt ſich wiederum ausgeſöhnet, daß ſie ſich von neuem dem Hochlöblichen Haus von Oeſterreich hinführo gehorſam zu ſeyn mit Eyds-Pflicht verbunden, und ihre Rädelführer ausgelieffert, die theils mit dem

Schwerdt hingericht, ihrem neuen aufgeworffenen Obriſten aber, wegen ſeines Verbrechens und Meineyds die Zungen zum Stocken heraus geriſſen ward.

Den 16. Auguſti aber wurden aus den gefangenen Altheimiſchen Soldaten ihrer ſechſe, Morgens in aller Frühe, jedem zween Finger an der rechten Hand abgehauen, und auf die Straßen, allen aufrühreriſchen Soldaten zum Exempel und Abſcheu, aufgeſteckt.

Hernach den 26. dieß, den Haupt-Leuthen, Fähndrichen, und andern Officiers der beſchuldigten Beſatzungen, deren eine ziemliche Anzahl, zu Wien auf den Platz, der Hof genannt, der dritte Rechts-Tag angeſtellt und gehalten, und auf ihr, von dieſen in offenem Kriegs-Rath gethanne Auſſag und Bekanntnuß, das Urtheil ihres Verbrechens, auf des Kayſers Reſolution im offenen ſitzenden Kriegs-Rath abzulegen, welchem, nach alſobald einigen Fähndrichen ihre Fahnen wiederum überantwortet, und etliche Officier frey und ledig geſprochen, bey fünfzehn der fürnehmſten Soldaten aber die rechte Hand und der Kopff abgeſchlagen, theils aber mit dem Brand und Strang hinzurichten verurtheilt wurden.

Dem zu Folge ist am Hof ein Bühn, darauf ein Stock zur Richtstatt stund, auf welchem die gesprochenen Urtheil durch den Scharffrichter, so bereits bestellet war, exequirt werden sollten, aufgerichtet worden, weil sie aber noch vor Gericht gestanden, hat die Hochlöbl. Regierung, neben vielen andern Herren, und Hof Ministern, bey Ihrer fürstlichen Durchlauchtigsten Ertz-Hertzoge Mathiam ihnen Gnad wiederfahren zu lassen, und das Leben zu schenken, hoch angelegt und gebethen. Sothane ansehnliche Fürbitt haben Ihro Durchlaucht zu Gemüth geführt, und ihnen denen Verbrechern Gnad wiederfahren lassen, und das Leben geschenkt; doch daß sie die aufgeloffenen Gerichts-Unkosten bezahlen, und dem Kayser drei Jahre lang zur Straff ohne Besoldung wider den Erb-Feind dienen sollten.

(Fuhrmanns Alt- und Neu-Wien.)

Wallenſtein ließ jene Truppen-Abtheilun-
en, welche ſich bei Lützen — (6. November 1632)
— nicht pflichtmäßig benommen hatten, von einem in
Prag zuſammenberufenen Kriegsgericht aburtheilen.
Nach dem gefällten Spruche wurden in Folge
ahrer oder erdichteter Feigheit viele Offiziere, welche
heilweiſe den angeſehenſten Familien angehörten, ver-
rtheilt. Zwei Obriſtlieutenante, ein Kapitän, ein Ritt-
meiſter, vier Lieutenante, ein Fähndrich und zwei Haupt-
ute von der Artillerie wurden enthauptet, einem Offi-
ier wurde der Degen vom Henker zerbrochen, mehr als
ünfzig Rahmen abweſender Offiziere wurden als
rlos an den Galgen geſchlagen.

Eben ſo wurde auf Anordnung des Erzherzoges
eopold von Oeſterreich über das Reiter-Regiment
Radlo, welches, in der Schlacht bei Breiten-
eld (2. Nov. 1642) zuerſt geflohen war, ein ſtrenges
ericht gehalten. Das Regiment wurde durch die
üraßier-Regimenter Alt- und Neu-Pikolomini, Buch-

heim, Nikolai, Lütichs und Ramsdorf umringt und entwaffnet, — deſſen Eſtandarten zerbrochen, — die Offiziere und Soldaten für ehrlos erklärt. Die Degen der Kornete wurden durch den Freimann zerbrochen, dann der zehnte Mann, ſo wie die Kornete, Wachtmeiſter und Lieutenants erhenkt, dann zwei Rittmeiſter erſchoſſen. Oberſt Madlo ward verhaftet, und am 10. Mai 1643 nach kriegsrechtlichem Urtheil, nebſt dem Oberſten de Four, vor dem Rathhauſe zu Prag enthauptet *).

*) Aus gleichem Grunde ließ der Marſchall von Crequi im Jahre 1675 die Garniſen von Trier, und ſo noch in den neueren ſpaniſchen Kriegen General Mina einige ſeiner Guerillabanden decimiren.

Silhouetten

aus

dem Album der Jugendzeit.

Lieutenant S. und ich saßen mit unserm Rittmeister im traulichen Dämmerlicht in der Wachstube, und das Gespräch kam auf Frau Fortuna, wie dieselbe oft sonderbar ihre Gaben vertheile. — Lieutenant S. gab zum Beleg dessen das nachfolgende Geschichtchen: „Pompeja" zum Besten. —

Nach Beendigung desselben kam es zur Beurtheilung und Bekrittlung des Charakters der schönen Pompeja, und der Rittmeister eröffnete hierbei eine andere Erzählung „**Nandor Julczy**", — die ihren Leichtsinn auf dem Schaffote büßte. —

Bei der Zergliederung dieses Leichtsinnes und seiner Folgen erinnerte auch ich mich eines Erlebnisses, worin der Leichtsinn auch eine Rolle spielte, der aber kindliche Liebe zum Grunde, und wahre uneigennützige Liebe zur Folge hatte, nähmlich „**Justa**", — die Heldin, man mag sie zu den „Unreinen" zählen, blieb, wie manche „Reine" es vielleicht

nicht allezeit ist, eine fühlende Schwester, eine g
Tochter und eine dankbare Geliebte. —

Dies war die Veranlassung zur Erinneru
der drei nachfolgenden nicht uninteressanten G
schichtchen; — **honny soit qui mal y pense!**

Pompeja.

Als ich heute über den Piazzetta wandelte Venedig. fiel mir eine elegante ſchlanke Dame auf, ganz Italienerin, dem ſchwarzen Auge und Haar zu ſchließen, mit zwei wunderhübſchen blauaugigen und blondlockigen Mädchen. Sie kam mir ſehr bekannt vor, doch konnte ich mich durchaus nicht entſinnen, wo ich ſie begegnet hätte. Ich frug den ſie begleitenden kleinen „rothborſtigen Barbaren“ — (ſo nennen die Chineſen die Engländer) — und nachdem ich ihn mit einigen Lire gezähmt hatte, nannte der Knieps mir einen engliſchen Nahmen, den ich gewiß zeitlebens nicht gehört hatte. Es war die Frau eines reichen Engländers mit ihren Kindern. Wohl hatte auch mich die Unbekannte genau betrachtet, als ob ſie ſich auf etwas beſinnen wollte, war aber dann ganz gleichgültig fortgewandelt.

Ein paar Tage darauf war maskirter **Veillone.** Ich wurde bald von einer Maske angesprochen, deren reines Italienisch keinen Zweifel über ihre Nationalität lies, und die mich lichernd fragte, ob ich keine Engländerinn auf dem **Piazzetta** begegnet habe. Bald erkannte ich, daß es dieselbe Person sei. Sie gab sich nun zu erkennen, es war **Signora Pompeja,** *) ehemals **prima Donna assoluta** des Theaters S*** G***, die ich vor mehreren Jahren in R*** gekannt hatte, — und welche damals durch ihre Reize, ihren Geist und ihre Lebhaftigkeit viel Aufsehen machte. Endlich trat sie in ein genaueres Verhältniß mit einem Engländer, den sie vom Spleen kurirte, und der sie zum Traualtare führte, und für den sie eine vortreffliche häusliche Gattin und sorgsame Mutter seiner Kinder geworden war. Wir wandelten lange mit einander auf dem **Piazzetta,** erinnerten uns der Poesie der Jugend, bevor wir beide in die Prosa einer räsonablen Existenz eingetreten waren, erzählten uns unsere Schicksale

* Es versteht sich von selbst, daß dieser Nahme ein erfundener ist.

erfreuten uns noch einmal der wieder aufglimmenden Erinnerungen der Jugend, und trennten uns freundlich als der Morgen der verhüllenden Nacht den Schleier abzog, und die Piazzetta ſich leerte.

Während meiner Anweſenheit in R*** hatte ſich in Bezug auf Pompeja eine ganz beſondere Anekdote zugetragen. Ich befand mich nähmlich, nach einem ſehr heitern und fröhlichen Aufenthalt in der genußreichen Parthenope, als ſehr junger und nicht ſehr wohlhabender Hußaren-Offizier, gerade auf dem Finanzſtadium, in welchem Necker die franzöſiſche Monarchie fand, nähmlich dem Banqueroute nahe. Ich war daher eben im Begriff wieder in meine Garniſon zu B*** einzurücken, als ein Kamerad von mir Oberl. M..... nach R*** kam. Es war dieß ein liebenswürdiger aber unbemittelter junger Offizier, deſſen beſchränkte Vermögensumſtände ihm nicht erlaubten an dem Treiben der reicheren Offiziere Antheil zu nehmen. Seine Ordnungsliebe und Genügſamkeit hatten ihn jedoch ſtets vor Schulden bewahrt, er hatte ein paar gute Pferde, einige hundert Gulden im Vorrathe, und war, was man damals ſo nannte, ein rangirter

Offizier. Uebrigens war er ein origineller Mensch, der über Alles seine eigenthümlichen Ansichten und Begriffe hatte.

M..... war auf einige Tage nach N*** gekommen um die Gelegenheit zu benützen, bevor wir wieder in unsere miserablen Garnisonsdörfer in Ungarn oder Pohlen zurückkehren sollten, einige Züge am Becher des Lebensgenusses in dem üppigen N*** zu machen, — sagt doch der Neapolitaner selbst: **vedere Napoli e poi morire!** Die kleine Summe, welche er auf diesen Aufenthalt verwenden konnte, reichte gerade hin acht Tage in N*** zu verweilen, dabei ziemlich gut zu essen, die Theater zu besuchen, einige Flaschen **Marsalla** zu trinken, den Cicerone zu bezahlen, einige Lava oder Korallenraritäten einzuhandeln, (welche man dann in Ungarn als merkwürdige Reliquien aus dem fernen Auslande zeigen konnte,) und dann mit dem Veturino nach Hause zu fahren. Ich nahm meine lezten Skudi zusammen, um dem guten Kameraden noch die Honneurs zu machen, und so verlebten wir ein paar heitere Tage. Am Vorabend meiner Abreise führte uns der Zufall noch bei **Albergo Reale**

vorbei, wo damals sehr stark Macao und Würfel gespielt wurde. Ich wollte noch von Pompeja, welche ich während meiner Anwesenheit in N*** zwar nur flüchtig aber genug hatte kennen lernen, um ihre wirklich seltene Liebenswürdigkeit und Herzensgüte schätzen zu können, Abschied nehmen, während er mich im Albergo erwarten sollte. —

Das Abschiednehmen war mir immer verhaßt, doch verlängerte es sich dießmal bis gegen Mitternacht, und ich wollte, bevor ich meinen Kameraden abholte, noch in unserm Quartier, denn er hatte das meinige bezogen, etwas nachsehen, — war aber kaum zu Hause, als M..... erschien, den Czako wie eine schwere Last mit beiden Händen tragend, — die Säbeltasche hinter sich schleppend. Er leerte den Inhalt auf dem Feldbette, welches uns zugleich als Tisch und Bureau diente, aus, und wie aus dem Füllhorn, mit welchem man die Fortuna der Mythologie mahlt, rollten aus dem Czako eitel Gold und Silberstücke, aus der Säbeltasche Rollen mit Zechinen, Gold aus allen Taschen und Säcken. M..... hatte gespielt, und durch einige glückliche Coups die Bank des israelitischen Barons, der sie

hielt, gesprengt. Wir zählten den Betrag, der sich ungefähr auf 40000 Lire belaufen mochte. Ich wünschte M..... Glück zu diesem Gewinnst, der ihn so ziemlich aus seiner bedrängten Lage auf immer reißen konnte. Er dachte aber nach und sagte: „Ich bin in meiner Lage immer zufrieden gewesen, diese Summe, auf Interessen angelegt wird mich nicht glücklicher machen als ich bin. Also 10000 will ich beiseite legen, 5000 sollen mir einige Pferde, und der kranken Frau des Wachtmeisters eine kleine Pension verschaffen. — Wenn ich rechne, daß ein reicher Lord 300000 Frs. des Jahres verausgabt, so kommem 25000 auf ein Monat, und ich will einmal in meinem Leben wissen, wie ein reicher Mann lebt, wie diese Leute das Leben genießen." — Ohne mich in weitere Commentarien mit ihm einzulassen, begnügte ich mich ihm **Pompeja** als Gesellschafterin anzuempfehlen, gab ihm einen Brief an sie, und fuhr des andern Tages, ihm alle Freude und Vergnügen wünschend, ab.

Er handelte so, wie er mir gesagt. Tags darauf erschien er bei **Pompeja**. Loge im Theater, Equipage, Landhaus am **Posilippo**, offene Tafel

Künſtler und Fremde, alles ward im großen Stiel eingerichtet. Der einfache M..... war bald der Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit und Bewunderung. Man begriff nicht, wie man ihn hatte ſo lange unbeachtet laſſen können. Die Künſtler nannten ihn ihren **Mäcen**, die Dichter beſtürmten ihn mit Sonetten und Epilogen. Die **Lions** nahmen ihn als Muſter eines Gentlemans in ihren Kreis auf, die Damen der **haute-volée** bedauerten, daß er einen ſo ſchlechten Geſchmack habe, eine Theaterprinzeſſin zur Geliebten zu wählen, die ihn betrügen und ruiniren würde, — (als ob ſie es nicht eben ſo gut verſtünden,) — während jene der **baſſe volée** ihre glühendſten Blicke verſchwendeten um ihn von der begünſtigten Nebenbuhlerin abzulocken.

So verging der Monat; am letzten Tage zahlte M..... pünktlich alle ſeine Rechnungen, ein glänzendes Souper mit einem herrlichen Feuerwerk verherrlichte ein deliziöſes Feſt, bei welchem alle Notabilitäten der eleganten Welt erſchienen, alle Celebritäten des Theaters mitwirkten, — in dem zierlichſten Schlafgemach, duftend von Blumen und Wohlgerüchen, erwartete, als die Gäſte fort waren,

die feurige **Pompeja** im reizenden Negligé den Sultan des Tages. — — —

Als der Morgen graute, holte M..... aus einem kleinen Seitengemach den abgetragenen Husarenspenzer, die lederbesetzten schmutzigen Reitbeinkleider, Stiefel, Pfeife, Tabakbeutel und Säbel. Sein Hußar hielt unten mit dem gesattelten Pferde, und ein Billet auf **Pompeja's** Nachttisch, in welchem er schriftlich Abschied nahm, setzte sie zur Erbin aller zurückgelassenen Meubles und Effekten ein.

M..... kam bald zu uns zurück. Er versicherte, er habe sich das Reichsein noch weit angenehmer vorgestellt. Das Gefühl, daß jedermann nur seinen Beutel honorire, der Verlust seiner Freiheit sei ihm in der großen Welt drückend gewesen, Tabak habe er fast gar nicht rauchen können, endlich Schlaf und Appetit in jeder Beziehung verloren, und er sei weit gesünder und vergnügter bei seinem Gläschen Schnaps, Sauerkraut und Schinken, seiner Pfeife Tabak, und seinem Dienst.

Doch muß **Pompeja** Eigenschaften in ihm entdeckt haben, welche ihr dauerndes Wohlwollen erhielten, denn er traf mit ihr später in K. zusam-

men, wo ſie ohne irgend einem eigennützigen Motiv mit ihm liebenswürdiger war, als je, und ihn ſogar während einer Krankheit mit groſser Liebe pflegte.

Dies iſt die Geſchichte der **Signora Pompeja** und meines damaligen, nun längſt verſtorbenen Kameraden M....., welche ich nur, wie weiland König Midas, meinem Papiere anvertraute, aber jetzt, da bereits, außer mir, alle Perſonen, von welchen es ſich handelt, ſanft ſchlummern, in der Erinnerung wieder aufleben zu laſſen mir erlauben kann."

N*** Julczy.

Es war ein tüchtiges ungariſches Mädchen, — (ſo begann der Rittmeiſter zu erzählen) — die **N*** Julczy**, des Fleiſchhauermeiſters im Städtchen M. im Sz. Komitat, älteſte ſchwarzäugige Tochter! Es war ein Vergnügen ihr nachzublicken, wann ſie Sonntags in die kalviniſche Kirche ging, hoch aufgeſchürzt, mit netten ſchwarzen Cziſmen, welche den hübſchen Fuß gut zeichneten, und dem ſtolzen raſchen Gang etwas Keckes, Entſchloſſenes verliehen, — die hohe ſchlanke und üppige Geſtalt, die bloßen vollen Arme erſt hoch über den Ellenbogen in feinen weißen mit Bändern geknüpften Hemdärmeln eingefaßt, wandelte ſo friſch und

lebenskräftig, daß es eine Freude war, und die glänzenden, ſchwarzen, glatt geſcheitelten Haare, welche in langen Zöpfen geflochten, den Rücken herabhingen, hätten die ganze **Boutique** eines **Artiste Coeffeur** mit Rabenlocken verſehen können! Ihr Feuerblick ſtreifte dann wohl etwas leichtfertig umher, und es bedurfte des Anſehens ihres Vaters, der als Edelmann und Oberälteſter ſeiner Zunft ein Mann von Gewicht im Städtchen war, um ihr die Rüge des kalviniſchen Paſtors, der ſtreng auf Zucht und Sitte hielt, zu erſparen. *)

Nichts deſto weniger konnte **Julczy** ihrer Vorliebe für die Hußaren-Offiziers nicht gebiethen. Ich blickte ihr ſo lange nach, und ſie ſo oft zurück, daß ſie darüber die Lehren des Paſtors vergaß, und nach einiger Zeit kam der Tag oder vielmehr die Nächte, an welchen ſie ſelbſt mich ſcherzend weckte,

---

*) Die Kalviner in Ungarn ſind ſehr ſtolz auf ihre „Confeſſion, und nennen dieſelbe vorzugsweiſe „ungariſchen Glauben." — magyar hid. —

mit den Worten: „Steh auf, sie läuten schon in die Kirche für Euch, und der Viehhirt bläst zum Aufbruch! —“

Vergebens sprach ich ihr, entsetzt über solche Gottlosigkeit, — oft und nachdrücklich an's Herz, — vergebens, — in diesem Punkt war und blieb sie ein kleiner **Voltaire**, — sie lachte und meinte, ich sei zum Galgenvater geboren, und wenn sie je hingerichtet werden sollte, so würde sie mich dann jedenfalls zu ihrem geistlichen Beistand begehren, — einstweilen solle ich mich aber mit meinen weltlichen Attributen begnügen.

Nach einiger Zeit aber verkündigte sie mir, daß ihr Vater durchaus darauf bestünde, daß sie sich mit einem reichen Kirschnermeister, jedoch ein Mann bei Jahren, vermähle. **Julczy** war, wie der ganz kleine Adel im tiefen Ungarn, sehr stolz auf ihre Prärogativen als **nemes leány**, — (Edelfräulein,) — und da der Kirschnermeister auch ein Edelmann war, so zog sie ihn manchem andern jüngern und passenderen Bewerber vor.

Den Abend vor der Hochzeit besuchte ich sie

noch heimlicherweiſe. Ich hatte einige kleine Geſchenke für ſie bereitet. Die größte Freude darunter machte ihr eine rothe Korallenſchnur, welche ich damals noch als Seltenheit aus Neapel mitgebracht hatte. Wir nahmen noch unter glühenden Küßen Abſchied, und ich ſah ſie nur als verheirathete Frau wieder. Verwundert aber war ich, als ſie mir einſt obzwar ſie Putzſachen aller Art, Ringe, Spangen und ſonſtiges Geſchmeide gern annahm und auch ohne Skrupel behielt, das Korallenband, welches ihr liebſter Putz war, und auf ihren ſchwanenweißen Nacken vortrefflich ließ, zurückbrachte. „Es jucke ſie auf dem Halſe, — behauptete ſie, — und wenn ſie ſich damit im Spiegel ſehe, glaube ſie ſtets ſie ſei geköpft, und der Kopf ihr nur auf einen Augenblick zum Scherz wieder aufgeſetzt worden.“

Dieſe trübe dunkle Viſion bei dem ſonſt ſo ausgelaſſenen, lebensfrohen Weibe befremdete mich ſehr. Indeſſen vergaß ich darauf, veränderte bald darauf meine Garniſon, und hörte Jahre nichts mehr aus jener Gegend. Erſt ſpäter erfuhr ich ihr ferneres Schickſal.

Julczy lebte ein paar Jahre recht glücklich mit ihrem Manne, sie scheint sich aber insgeheim dennoch einige kontrabande Zerstreuungen erlaubt zu haben. Mittlerweile war ihr eigener Bruder Pastor geworden, durch Zufall erlangte er die Gewißheit ihrer Ausschweifungen, behelligte sie mit beständigen Lehren und Ermahnungen über ihren Lebenswandel, und drohte ihren Gemahl darauf aufmerksam zu machen. Dadurch erbittert, beschloß sie sich seiner zu entledigen, und nebstbei durch denselben Streich sich auch seinen Antheil am väterlichen Erbe zuzueignen. Unter dem Vorwand einer Familien-Unterredung bestellte sie den Bruder in einen ihr gehörigen Weinberg, wo sie ihren Geliebten, einen jungen kräftigen Fleischhauerburschen, verborgen hatte.

Nachdem sie dem Bruder einige Gläser Wein kredenzt hatte, rief sie ihren Galan herbei, beide warfen sich auf den Pastor, der Fleischhauer drückte ihn am Boden nieder, sie schlang eine zu diesem Zwecke mitgebrachte Schnur um seinen Hals, und als er erdrosselt war, wurde der Körper in ein Kellerfaß gesteckt und mit Weinreben bedeckt. Beide

Mitschuldige brachten den Rest der Nacht im Weinberge zu, und tranken noch den übrigen Wein, wie die Untersuchung bewies.

Hunde witterten den Leichnam. Man zog den Burschen als verdächtig ein, erkannte die Schnur, und verhaftete auch **Julczy**. Sie beging die Ungeschicklichkeit die ganze Schuld auf ihren Helfer schieben zu wollen. Dieser, dadurch erbittert, überwies sie durch sein Zeugniß. Er wurde aufgeknüpft; — Sie, als adelige Person, zum Schwert verurtheilt. Als man sie, schön wie sie war, und festlich geputzt zum Tode führte, sagte sie: „Schade, daß ich jetzt die Korallenschnur nicht habe, welche mir einst der Rittmeister geschenkt hat, und welche mir voraus bedeutete wie ich sterben würde! Nun, in balden werden sie mit einer andern Schnur meinen Hals zieren? — Schade, daß der Rittmeister nicht da ist, jetzt könnte er mir nach seinem Gelüste zusprechen!" —

Sie starb, voll Fassung und kokett bis auf dem Schaffott, den Tod, welchen sie sich selbst vor sieben Jahren prophezeit hatte. Dießmal wurde sie

im Ernſte geköpft, und der Kopf nicht wieder aufgeſetzt, und noch lange Jahre ſprach man von der ſchönen geköpften Mörderin im Städtchen. Ich aber ſehe die, noch in meinen Händen befindliche Korallenſchnur nie ohne einen heimlichen Schauer, wegen ihrer prophetiſchen Eigenſchaft an. —

Justa.

Das wahre Elend dünkt mir weit weniger in den phyſiſchen Leiden zu liegen, als in jener moraliſchen Depreſſion, die endlich entſteht, wenn die Seele, durch körperliches Leiden ihrer Selbſtſtändigkeit beraubt, endlich anfängt an ſich ſelbſt irre zu werden, und, unfähig das Steuer zu führen, kaum mehr im klaren Bewußtſein von dem, was ihr früher Recht oder Unrecht, erlaubt oder verboten geſchienen, endlich willenlos ſich den gebietenden Umſtänden fügt, jeden Widerſtand gegen das Geſchick aufgibt, — und die Herrſchaft über ſich ſelbſt dem materiellen Druck der Nothwendigkeit übergibt, in Folge deſſen manches, was uns früher unerhört, — ungeheuer — weit, weit entfernt geſchienen, plötzlich der Einbildungskraft ganz nahe,

und in den unmittelbaren Bereich der Möglichkeit gestellt wird. Man denke sich z. B. bei dem Schiffbruch der Medusa, — als nach und nach der Gedanke: einige der Gefährten zu opfern, im wüthenden Hunger zur Fristung des eigenen Lebens aufdämmerte, — und dann schnell zur Ausführung gelangte, — was jeder der dabei anwesenden und Mitwirkenden gesagt haben würde, hätte man vierzehn Tage vorher, nach gut gehaltener Mahlzeit ihm die Möglichkeit vorgestellt, daß er statt der jetzt ihm vorliegenden Côtelettes in vierzehn Tagen den neben ihm sitzenden schwächern jungen Tischnachbar zwischen die Zähne nehmen würde! — Ich habe viele Verbrecher aller Art gesehen und gekannt, die mir versicherten, daß sie 24 Stunden vor der Ausführung ihrer That gar nicht an die Möglichkeit derselben gedacht hätten, als sie aber einmal mit dem Gedanken sich vertraut gemacht hatten, blitzesschnell zur Ausführung desselben geschritten wären.

Deswegen danke jeder, der steht, Gott, daß er nicht gefallen ist, und bedaure und helfe dem strauchelnden, sinkenden oder gefallenen Bruder,

ohne ſich viel auf ſeine eigene Kraft einzubilden, welche ohne den Beiſtand von Oben, in jeder Sekunde gelähmt oder gebrochen werden kann.

Die Geſchichte, die folgt, taugt nicht für alle, am wenigſten für Damen-Ohren, aber eben weil ſie wahr iſt, als Beleg zu dem oben Geſagten, von Bedeutung.

Im Anfange des Winters im Jahre 1838 trieb auch ich mich in Bordeaux herum, welches mit ſpaniſchen Flüchtlingen aller Art angefüllt war. Ein junger ehmaliger carliſtiſcher Offizier, deſſen Lebensluſt und Heiterkeit mich beſonders anſprach, war mir eine willkommene Begegnung, deren glückliches Zuſammentreffen ich um ſo mehr benutzte, als wir durch unſere politiſche Situation ſo ziemlich von den übrigen geſellſchaftlichen Reſſourcen ausgeſchloſſen waren. Abends machten wir gewöhnlich einen Spaziergang durch die Straßen. Mir fiel auf, daß er mich meiſtens durch ein ziemlich abgelegenes Stadtviertel und eine, nur von ärmlichen Wohnungen gebildete Gaſſe führte. Endlich bemerkte ich, daß wir häufig vor einem kleinen unanſehnlichen Hauſe eine Familie von drei Frauen, die

Mutter mit zwei Töchtern sitzen sahen, denen mein Freund ein vertrauliches **Buenos noches** zurief, welches von denenselben mit innigen Ausdruck zurückgegeben wurde. Die Mutter war nicht alt, schien aber sehr gebrechlich, — die Töchter, die ältere etwa achtzehn die jüngere sechzehn Jahre, der Typus spanischer Mädchen, zart, schlank, das herrlichste schwarze Haar, Hände und Füße als wären sie als **Modelle** gedrechselt; die ältere fiel mir besonders auf, blaß und abgemagert war ihr ausdrucksvolles, nicht eben schönes Gesicht, aber aus dem blaßen Angesicht funkelten zwei Sterne, die einen ganzen Himmel hinter dem Nebel von Kummer und Dürftigkeit, der die ganze Person umhüllte, errathen ließen.

Mein Freund setzte einmal seinem Abendgruße, der gegen das ältere Mädchen gewendet, die nahmentliche Bezeichnung **„Justa"** (Justine) bei. Ich entnahm daher, daß er die Familie genauer kenne, — befragte ihn, — und wie man in derlei Angelegenheiten unter Kameraden und **Garçons** nicht eben sehr zurückhaltend ist, erzählte er mir Folgendes, ohne viele Umstände zu machen.

Er habe bei seiner Ankunft in Bordeaux sich gelangweilt, und sei endlich mit einer Frau bekannt gemacht worden, deren sehr einträgliches Geschäft darin bestand, den zahlreichen Fremden in dieser lebhaften Seestadt, so wie auch den reichen jungen Einwohnern, welche ihr die Sorge für ihre Liebesbedürfnisse anvertrauten, Bekanntschaften mit den minder strengen hübschen weiblichen Individuen zu verschaffen, welche weniger auf die Dauer als auf die momentanen Liebes- und Erkenntlichkeits-Demonstrationen berechnet waren.

Mein Freund, der in diesem Punkte ein Kenner war, glaubte zu bemerken, daß man ihn oft mit etwas abgetragener, wenn auch geschickt aufgeputzter Waare bediene, und äußerte gegen Mad. A***, — so hieß die Seelen oder Körpernegoziantin, — sein Mißvergnügen, mit dem Bedeuten: im Wiederholungsfalle sich anderswohin zu verwenden. Der Freund war aber, mit Jugendfülle und einigen Geld versehen, kein zu verachtender Kunde, und Madame A*** versicherte ihn endlich, sie würde ihm noch denselben Abend ein **Rendezvous**

mit einem wirklich beinahe noch ganz unverdorbenen Mädchen verschaffen, eine Spanierin, Tochter eines gebliebenen carlistischen Offiziers, mit ihrer Schwester und kranken Mutter zuerst nach Bayonne geflüchtet, eine sehr interessante, aber etwas stolze und kuriose Person. Die Familie sei im größten Elend. Vor einigen Wochen habe sie deren Bekanntschaft gemacht, natürlich unter Geheimhaltung ihres eigentlichen Gewerbes. Als sie später ihre Plane enthüllte, sei sie von der beleidigten stolzen jungen Spanierin fast, trotz ihres schönen Crispin, zur Thüre hinaus, und ihr Zobel-Muff nebst den Krücken der preßhaften gichtischen Mutter und den Pantoffeln der Tochter über die Stiege nachgeworfen worden. Als aber der Winter vorgerückt und die Kälte zugenommen hatte, sei endlich das älteste Mädchen bei ihr erschienen, und habe sich selbst mit kurzen Worten zu ihrem Befehl und Diensten gestellt. Sie war aber so blaß und leidend, und so dürftig in Lumpen gehüllt, daß Madame A***, worauf sie sich sehr viel einbildete, sie erst durch einige Ruhe und gute Kost in einen etwas minder erbärmlichen Zustand versetzte. Dann

wurde ihr Jungfernkranz, — wahrhaftig das dumme Ding hatte ihn durch all das Elend noch richtig erhalten, — einem durchreisenden reichen israelitischen Banquier verhandelt. Der Preis war fünfhundert Franken, wovon Madame A*** für Kost, Nahrung und Kleidung vier Fünftheile für sich behielt. Justa aber, von ihr ist die Rede, flüchtete mit den übrig gebliebenen fünf Napoleons wieder nach Hause, und seit langer Zeit glühten wieder Kohlen im Kamin und dampfte die kärgliche Chokolade für die armen Frauen. Ich vermuthe und weiß auch, setzte Madame A***, hinzu, daß sie mit diesen hundert Franken schon zu Ende sein müssen. Jetzt muß das Mädel die Waare auch schon wohlfeiler geben. Kommen Sie nur um 7 Uhr. Es ist kein schönes aber ein sehr interessantes Subjekt, — nur bitte ich Sie, nicht viel mit ihr zu sprechen, insbesondere nicht spanisch, denn ich mußte ihr versprechen, daß ich sie nie einem Landsmanne vorstellen, überhaupt keine Gespräche von ihr gefordert werden sollen; den Körper habe sie verkauft, aber ihr Denken und Fühlen, ihre Sprache wolle sie nicht feil geben.

Mein Freund erzählte nunmehr weiter wie er denselben Abend die neue Bekanntschaft bei Madame A*** erwartet habe. Er saß am Kamin als das blaße schlanke Mädchen, es war Justa, ernst und still hereinschwebte, ohne einen Laut zu geben, Anfangs Hut und Tuch ablegte, dann langsam Nadel und Schleifen mechanisch von ihrer Kleidung nestelte, und endlich halb entkleidet, schweigend ernst, nicht wie ein bekränztes, sondern wie ein entblättertes Opfer sich dem fremden Käufer gegenüber setzte.

Mein Freund, sonst ein ziemlich leichtsinniger Kumpan, konnte sich der Rührung nicht enthalten, er sprach sie spanisch an.

Justa sprang erzürnt auf, und meinte, das sei gegen die Abrede mit Madame A***, sie verbiete sich alle Fragen, und meinte spöttisch: ob man sie habe kommen lassen um Conversationen zu halten, und nach einer guten Mahlzeit beim warmen Kamin durch Beschreibung ihres Elendes einen interessanten Contrast und größeres Wohlbehagen oder Nervenkitzel sich zu verschaffen.

Mein Freund beruhigte und beſänftigte ſie endlich, legte ihr zehn Napoleons auf den Kamin für ſie und ihre Mutter, drückte ihr die Hand, und verſicherte ſie, er würde nie ſo unwürdig handeln, das Elend der Wittwe und der Familie eines in denſelben Reihen als er geſtandenen Offiziers zu deren Entwürdigung zu benützen. Er bath alſo Juſta ſich wieder anzukleiden, und dieſes Gold nicht als Sündenſold, ſondern als eine von einem Kameraden herzlich dargebrachte Gabe anzunehmen. Da fiel ihm Juſta zu Füßen, küßte ſeine Hände, und ihre Thränen floßen ſtromweiſe, indem auch ihre Sprache wieder Worte fand! Da erzählte ſie wie ſie, nachdem ſie Wochen im bitterſten Mangel mit dem Elend gekämpft, — endlich als die Mutter halb erfroren und erhungert täglich mehr zuſammenſchwand, ſie endlich mit der Schweſter Concha beſchloſſen habe, den frühern perhorreszirten Anträgen der Madame A***, welche ſchon lang auf das lockende jagdbare Wild ein Auge behielt und Jagd machte, mehr Aufmerkſamkeit zu ſchenken, da kein Sous, kein Stückchen Kohle, kein Biſſen Brod mehr im Hauſe zu finden war, als die Mutter auf ihrem

Krankenlager und Schmerzenbett stöhnte und winselte, entschlossen sich die armen Mädchen zum Opfer ihres heiligsten Gutes, ihrer Ehre und Unschuld; sie loosten, — welche sich verkaufen sollte. Das Loos traf Concha.

Aber als sie den schweren Gang zur Seelenverkäuferin unternehmen sollte, an einem trüben kalten Dezemberabende, folgte ihr Justa, und ereilte sie noch am Hafenwerfte, eben als sie im Begriffe war in die Wogen der Gironde zu springen, und ihren Jammer zu enden, da sie, zur Klosterfrau in einem Kloster erzogen, und schon als Noviz eingekleidet, erst durch die Kriegs-Ereigniffe aus dem stillen Asyl wieder in die Welt hinausgestoßen, sich durchaus nicht zu dem Opfer entschließen konnte, welches das gefallene Loos ihr anwies. Da ergriff sie die Schwester am Arme, — „ich war immer leichtsinniger als Du, und doch wenigstens nie bestimmt, wie Du, meine liebe Schwester, einst den Schleier zu nehmen;" — und opferte sich selbst statt der geliebten Schwester, — Concha schlich nach Hause zur Mutter zurück, und Justa wankte zu Madame

A***, um ein paar Tage darauf verhandelt zu werden. —

Nachdem ſie vollends angekleidet war, und das erhaltene Gold zu ſich geſteckt hatte, küßte ſie des Freundes Hand und ſchlüpfte zur Thüre hinaus.

Madame A*** trat bald darauf herein und bekomplimentirte den in ziemlich ernſter Stimmung trotz ſeiner gewöhnlichen leichtſinnigen Heiterkeit Zurückgebliebenen. „**Vous avez fait des merveilles,**“ ſagte ſie: „**cette petite mijaurée qui ne faisoit que pleurer et prier le bon Dieu, est partie gaie comme un pinson et chantant comme une cigale.**“ Mit einer Art von Ekel entfernte ſich der Freund.

Doch konnte er dem Drange nicht widerſtehen, das Mädchen wiederzuſehen, er entdeckte glücklich ihre Wohnung, und kleine Unterſtützungen, von Zeit zu Zeit verabreicht, ſetzten ſie in den Stand in Verbindung mit ihrer Hände Arbeit ſich mit Mutter und Schweſter zu erhalten, ohne wieder den betretenen Sündenpfad einſchlagen zu müſſen. —

Zur Ehre meines Freundes sei es gesagt, daß er seine Handlungsweise durch kein unedles oder eigennütziges Ansinnen befleckte, ja sogar, — um in diesem seinem Vorsatze nicht wankend zu werden, — das Mädchen sehr selten nur in Gegenwart von Zeugen sah, und ihr seine kleinen Unterstützungen meistens durch fremde Hände zukommen ließ.

Endlich reisete mein Freund von Bordeaux ab. Als ich früh Morgens bei ihm mich einstellte, um noch Abschied zu nehmen und ihn zum Postwagen zu geleiten, schlüpfte eine schlanke Mädchengestalt im Frühdunkel an mir vorüber; obwohl ein Tuch das hörbar schluchzende Antlitz verhüllte, konnte ich doch Justas Gestalt nicht verkennen.

Ich fand meinen Freund kaum angekleidet, ziemlich schweigsam beendigte er seine Toilette, auf seinem Tische lagen fünf Napoleons und ein gesticktes Cigarren-Etui, das er zu sich steckte. Ohne ihn über Justas Begegnung zu befragen, begleitete ich ihn zum Postwagen.

Es war noch zu früh zur Abfahrt, und wir wandelten Arm in Arm in den Hallen auf und ab. Endlich ſagte er: „Es gibt doch ſonderbare Geſchöpfe, und nahmentlich unter dieſen Spanierinnen, und gerade da findet man ſolche, wo man es am wenigſten erwartet. Erinnern ſie ſich an die Juſta, die ich bei der A*** kennen lernte und Ihnen einmal zeigte?“ — Ich bejahte ohne meiner matinalen Begegnung zu erwähnen. — „Nun denn, geſtern Abends als ich heimkehre, finde ich das Mädchen mich erwartend, — in mein Zimmer gelangt legt ſie mir fünf Napoleons und ein von ihrer Hand geſticktes Zigarren-Etui auf den Tiſch; ich habe mir das von Ihren Wohlthaten erſpart, um Ihnen den Sündenſold zurück zu zahlen, das kleine Etui bringe ich Ihnen zum Andenken; jetzt bin ich wieder ein freies Mädchen, und durch Wohlthaten an Sie geknüpft ihnen gegenüber. Jetzt darf ich mich ſelbſt hingeben. Leider kann ich Ihnen nicht die Erſtlinge meiner Liebe biethen, aber kommen ſie in meine Arme, und meine Küße ſollen Ihnen zeigen, daß in meinem Herzen der Dank

noch Platz für andere Gefühle gelassen, und daß Justa auch lieben kann, che Justa sabe quierier. Und Freund! ich habe eine Götternacht in diesen Armen und an diesen Lippen verlebt. Umsonst wollte ich diesen Morgen ihr die fünf Napoleons wieder aufdringen, sie nahm nur mein Foulard-Schnupftuch, und damit ihre Augen trocknend, stürzte sie zur Thüre hinaus, — mit den Worten: „O, wäre ich nicht so erbärmlich, und Ihrer Liebe nicht unwerth, Sie würden erst von mir lernen, wie eine Spanierin zu lieben versteht.“ —

Nach Jahren fand ich meinen Freund im Bade zu G. wieder. Wir waren ob des Wiedersehens erfreut und sehr heiter. Abends aber fand ich ihn sehr verstimmt. Auf meine Frage erwiederte er: „Sie werden lachen, wenn ich Ihnen die Ursache meiner wirklich peinlichen Verstimmung sage, ich habe ein Cigarren-Etui verloren, an welchem mir sehr viel gelegen war, als ich Comteße Heloise zum Wagen geleitete, ich hätte es sicher wiedergefunden, wenn ich gleich zurückgegangen wäre, ich konnte mich aber nicht entschließen der Comteße Arm zu verlassen, und so ist es jetzt unwiederbringlich ver-

loren und eingebüßt." — Gewiß dasjenige, welches von Justa stammt; rief ich. — „Ja richtig, Sie wissen ja die Geschichte von der kleinen Spanierin im Bordeaux!" — Haben Sie seitdem Nichts von ihr gehört? — Mein Freund blickte lange in den kräuselnden Rauch der Cigarre, und erwiderte langsam „Nichts!" —

Ich habe aber seitdem Viel von Comtesse Heloise gehört, und möchte ihn jetzt nicht fragen, welche von beiden ihn wohl mehr oder inniger geliebt haben mag!

honny soit qui mal y pense.

Bayerische Staatsbibliothek München

3. Faszikel.

Literarische Aphorismen und Paradoxen.

Nachlese aus alten Pergamenten.

Silhouetten aus dem Album der Jugendzeit.

Gedruckt bei Leopold Grund.

Druckfehler.

Seite 7 in der 12. Zeile ſollen nach dem Worte: Civiliſation die Worte: „im Allgemeinen“ eingeſchaltet ſein.

„ 7 ſoll das in den Zeilen 15 und 16 vorkommende Wort: Condollieri richtig „Condottieri“ heißen.

„ 10 in der 4. Zeile iſt anſtatt: Zukunft, „Zunft“ zu leſen.

„ 11 in der 11. Zeile anſtatt: aber „über.“

„ 35 in der Anmerkung *) ſoll das in der 5. und 6. Zeile vorkommende Wort: Kommandeur beſſer „Kommandirender“ heißen.

„ 46 in der Anmerkung, Zeile 12, kommt anſtatt: dieſes, „jenes“ zu leſen.

„ 53 in der Anmerkung Zeile 6 ſoll es anſtatt: quaray auti richtig „Quasi-Royauté“ heißen.

„ 89 in der 3. und 4. Zeile muß anſtatt: von der Mannſchaft, „in Gegenwart der übrigen Mannſchaft“ geleſen werden.

„ 92 in der 2. Zeile muß es anſtatt: plit, richtig „platheißen.

„ 101 letzte Zeile iſt anſtatt Saczowa „Suczava“ zu leſen.

„ 104 in der 2. Zeile ſollen zwiſchen den Worten: nicht und auf die Worte: „etwa mittlerweile“ eingeſchaltet ſein.

„ 183 in der letzten Zeile ſoll es anſtatt: zeigen, beſſer „beweiſen“ heißen.

Ante-diluvianische

FIDIBUS-SCHNITZEL

von

1842 BIS 1847.

4TES „ FASCIKEL.

Als Manuskript für Freunde

1850.

Rundköpfe und Cavaliere —!

Prinz Rupert.

(Geschrieben im Mai 1847.)

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wenn mich die Betrachtung unſerer farbenloſen Zeit, in welcher nur Maſſen ſich bewegen, aus welchen höchſt ſelten eine bezeichnende Individualität hervorleuchtet, recht ſattſam angeeckelt hat, flüchte ich mich in die geſchichtlichen Erinnerungen, welche mir das 16te, 17te und 18te Jahrhundert biethen. Da gibt es noch einzelne Geſtalten — gepanzerte, gelockte, befiederte Figuren, wie ſie auf den Bildern jener Zeiten abgeſchildert ſind. Was läßt ſich alles aus dieſen markigen, ausdrucksvollen, — oft feinen, — immer bedeutenden, — wenn auch zuweilen rothnaſigen und benarbten — Geſichtern herausleſen? Die faltigen Halskrauſen und bunten Schleifen, ſo wie der ſtrahlende Küraß, der kunſtreiche Degengriff, der geſchmückte Helm oder befiederte Hut zeugen von den verſchiedenartigen Lebens-

dramen, bei welchen ihre Träger wohl mitgespielt haben mögen!

Wie trocken und farblos nehmen sich dagegen die Bilder unserer Zeit aus! Ein schwarzer Frack, oder eine zugeknöpfte Uniform, höchstens ein Bändchen daran, das moderne weiße Halstuch, oder ein umgeschlagener Kragen, der einen tüchtigen Adamsapfel zur Schau trägt. — (Lieblingskostüm des deutschen Gelehrten oder Volksmannes. —) entweder ein glattgeschorenes Gesicht, welches den bureaukratischen — oder ein vorschriftsmäßig gestutzter Schnur- oder Spitzbart, — welches den kriegerischen Mandarin der Jetztzeit bezeichnet; — oder der israelitisch modernisirte Collier grec, — oder der deutsche Wühlerbart. — (richtig Parc aux poux benamiet)! — was läßt sich dabei anders denken, als was bereits in den Zeitungen steht! — Damals aber wehte ein wärmerer Geist durch die Gemüther der Menschen, und andere Sympathien, als die gegenwärtig durch die Presse angekündigten und durch die Eisenbahn verkürzten, wußten sich geltend zu machen! Es waltete noch im Staats- und Privatleben, in Liebe, Politik, Scherz und Ernst, der Zauber des Geheimnisses,

Ohne Geheimniſſe, ohne Liebes-Abentheuer, ohne Räuber oder Werber, ohne Duellanten oder Entführer, ohne Liebe, Spiel und Kampf, — beſchirmt, bevormundet und bewacht von Polizei, Cenſur und Gensdarmerie, bewegt durch Dampf ſtatt durch Roß und Muskelkraft, fliegt die jetzige Zeit mit ihren Paſſagieren zwar viel ſchneller, aber auch viel langweiliger dem Endziel alles irdiſchen Wollens — dem Grabe und der Vergeſſenheit zu.

Damals aber lebten, dachten und kämpften die Menſchen noch für Ueberzeugungen. Man focht für das katholiſche Kreuz oder den utraquiſtiſchen Kelch, — für die Standes-Ehre oder das Panier des Kriegsherrn, — kurz man nahm noch perſönlichen Antheil für die Farbe jeder Art, die man gewählt für das Lager, dem man ſich beigeſellt hatte. Jetzt iſt die Parthei, der man angehört, meiſtens nur ein Reſultat der zufälligen Stellung; man glaubt eben ſo wenig an ſeine Sache als man ſupponirt, daß der Gegner davon wirklich durchdrungen ſei. Iſt ja doch beim „modernen Vernunftſtaat" jede individuelle Perſönlichkeit, — Familie, — Raſte, — Stand, — ja ſogar Nation, —

Volk, — Race und Confession dergestalt in den Hintergrund gedrängt worden, daß das administrirte Objekt, — Staatsbürger genannt, — eigentlich beinahe geschlechtslos nur als infima fractio — der großen besteuerungsfähigen und zu administrirenden (von der hohen Unterrichtsbehörde zu belehrenden und zu erziehenden, von dem hohen Sanitäts-Collegium zu kurirenden, von der hohen Polizei zu beaufsichtigenden, von der wachsamen Gensdarmerie zu bewachenden, mittelst Dampfschiff und Eisenbahn zu transportirenden, — in öffentlichen Belustigungsorten unter Aufsicht zu divertirenden) — Gesammt-Masse, — keine Bedeutung hat und keine Erwähnung verdient. Es liegt demselben also auch blut- und gutwenig daran, was mit dieser unfreiwillig zusammengestoppelten Gesellschaft vorgeht, außer in so fern als sein persönliches Interesse damit unmittelbar betheiligt ist. Am Ende läuft die große Frage der jetzigen Politiker ohnehin nur darauf hinaus, ob die Schafe von oben herab, oder von unten hinauf am besten geschoren werden, was den Schafen so ziemlich einerlei sein kann. — Deßwegen thut es mir immer so wohl, wenn

ich aus dem centraliſirten Frankreich, aus dem adminiſtrirten und tabellariſch militäriſch kaſernirten Preußen, aus all' den Wälſch- und Deutſchländern heimkehre in die kaiſerlich-königlichen Erblande! da finde ich doch noch die große, wie die kleine Familie, — das Volk, — die Zunft, — die Innung, — den Stand, — endlich den einzelnen Menſchen wieder! Da abſorbirt nicht das papierene, hohläugige und lebloſe Wort „Staat" alle Pflichten, Rechte, Erinnerungen, Traditionen, da pulſirt noch wirkliches Leben in den Gliedern des großen Körpers, deſſen Haupt die Dynaſtie, — die hier nicht bloß als Staats-Oberhaupt den Völkern gilt, — ſondern aus der der angeſtammte Landesvater hervorgeht! Da gibt es noch National-Trachten, Kennzeichen, welche erkennen laſſen, daß die Menſchen von Gott dem Herrn nicht ganz gleichförmig, wie die Patrontaſchen in der Monturskommiſſion geſchaffen werden! da ſehe ich noch einen Tyroler, — einen Ungar, — einen Kroaten, — erkenne den Landmann, — verehre den Geiſtlichen, — achte den Krieger, — ſchätze den Edelmann ſo wie den Bürger, —

kurz, ich begegne, noch irgendwie bezeichnet, Gestalten, ich fühle mich als Mensch zu einem andern Menschen, eben weil er mir entweder durch gleiche oder durch von mir verschiedene Attribute schon beim ersten Erscheinen Interesse einflößt, angezogen, — während im Ausland der Mensch — nur als Staatsbürger — ohne Volk, Stand, Religion, Beschäftigung — **a peu près** wie die Säuge- oder eierlegenden Thiere klassifizirt, — nur in so fern unterschieden wird, als er Geld hat oder nicht, — und in Folge dessen welches auszugeben oder welches zu verdienen sucht. Kurz ich bin froh, wenn ich auf eine Zeit dem Eisenbahn-Dampfgetrieb, dem Zeitungsgefasel, dem Gewimmel der Millionen gleichbefrackter Einzeltheilchen des großen Ameisenhaufens, den man Staat nennt, entkomme, um mich daheim zu erquicken, wo es noch Völker gibt, das Staatsoberhaupt der Landesvater heißt, der Krieger seine Nationaltracht und nicht, wie andere Hanswursten, eine fremde trägt, wo noch hie und da etwas von der Romantik des Lebens geblieben ist. Man sagt, „wozu Romantik nöthig sei?" — fragt mich lieber: wozu das Salz nothwendig ist, ohne welchem endlich keine Speise in der Länge genußbar bleibt. Wenn

der Yankee ſich recht abgemüht und abgetrieben, ſich endlich brav Geld verdient, mit Roſtbeef und Brandy ſich den Magen gefüllt hat, und ſich ſo langweilt, bis er nicht wieder fortgetrieben wird, um wieder Geld zu verdienen, — iſt er dann glücklicher als der ſpaniſche Majo oder der neapolitaniſche Lazaroni, der ſeine Cigarette in die warme freie Luft hinausraucht, und trotz ſpärlich gefüllten Magen ſich frei und unabhängig fühlt?

Doch ich bin weit von meinem Gegenſtande abgekommen. Ich wollte eigentlich nur von den Bildern reden, welche mir die merkwürdigen Figuren aus den Zeiten der Ligue und Fronde Frankreichs, des dreißigjährigen Krieges in Teutſchland, — des Geuſenkrieges in den Niederlanden, — darſtellen.

Auch England hat deren in reichlichem Maaße aufzuweiſen. Die Schickſale der Stuarte gewähren unerſchöpfliches, ich möchte ſagen, — ein wehmüthig anziehendes Intereſſe. Sie ſind dergeſtalt mit allen hohen religiöſen, politiſchen, nationalen und ſozialen Zeitfragen ihrer untergehenden Epoche und der einbrechenden neueren verwoben, daß auch ihre Perſönlichkeiten als Repräſentanten derſelben eine individuelle

Bedeutung gewinnen, ohne ihre allgemeine zu verlieren. Deßwegen werden Maria Stuart, Karl I., sogar Karl II. und der Prätendent, so wie ihre Anhänger, — die Jakobiten und schottischen Hochländer, — stets Gegenstand historischer Romantik bleiben. Der unerreichbare Barde jener Zeiten und des hochtragisch historischen Dramas, welches sich während des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts in England, Schottland und Irland durchspielte, Walter Scott, hat großentheils dem dankbaren Stoffe, auf den er angewiesen war, seine verdiente Berühmtheit zu verdanken. Seine Romane sind Geschichte, und Romantik ist die Geschichte jener Zeit. Sind die Thatsachen poetisch, so wird der Geschichtschreiber zum Poeten, und nur der Poet hinwiederum vermag es, Geschichtschreiber zu sein, denn die Ereignisse sind dergestalt mit der Farbe ihrer Erscheinung verschmolzen, daß, wer sie ganz nüchtern und nackt darzustellen unternähme, ein falsches Bild, bloße Gerippe statt lebenswarmen Gestalten zu Tage fördern würde.

Die Geschicke der Menschen und Geschlechter werden durch zwei Faktoren bestimmt. Der Gedanke und die materielle Gewalt. Die bloßen

Denker haben stets vermeint, daß der Gedanke allein herrschen, und seine ebenso unsterbliche Nebenbuhlerin, die materielle Kraft, vollständig entbehren könne. Aber das Uebermaß, das unnatürliche Uebergreifen der Theorien, hat stets wieder das Eingreifen der praktischen, handelnden, wirkenden materiellen Gewalten herbeigeführt.

Das Uebergreifen und Ausbreiten der Contraverse und Disputirwuth verwandelt endlich die meisten Menschen in Derwische, welche heulend auf demselben Punkt sich herumdrehen und ihren größten Stolz dabei darauf setzen, lauter zu brüllen als ihr nächster Nachbar. Dann kommt endlich der Zeitpunkt, wo diese Verwirrung der Stimmen und Laute unverständlich und unerträglich wird, und man allgemein nach einer faktischen Entscheidung und Schlichtung dieser Confusion sich sehnt. Dieß kann aber dann nur durch eine Art Gottes-Gericht, durch das Recht des Stärkeren herbeigeführt werden, und wem dieses Recht zustehe, entscheidet nur der vorhergehende Kampf, dann schweigt plötzlich die entnervende Einwirkung der polemischen Worte. Man athmet wieder in der kräftigen belebenden

Athmosphäre der That. Der Streit veredelt sich, denn nicht mehr mit dem Worte wird er gefochten, sondern mit dem scharfgeschliffenen Stahl, — und jeder muß für seine Sache mit dem Muthe des Kriegers, mit der Selbstverläugnung des Märtyrers einstehen. Dann stürmen entfesselt die Gewalten auf den Kampfplatz, Edles und Schlechtes fällt zum Opfer, Hohes und Niederes, Gutes und Böses, wogt abwechselnd auf und ab, mit Schmerz und Leiden wird manches Verbrechen, mancher Fehler gesühnt, bis endlich aus dem Chaos eine neue Gestaltung der Dinge hervortritt.

So mag für viele brave Männer in England der 22te August 1642, an welchem Tage Karl I. sein Feldpannier bei dem kleinen Städtchen Nottingham aufpflanzte und seine Getreuen aufrief, sich um dasselbe zu schaaren, ein ersehnter Zeitpunkt gewesen sein. Mit ihm wird endlich dem langen Zweifeln, Zagen, Zaudern, Täuschen und Schwätzen ein Ende gemacht. Seit vielen Jahren dauerten bereits die Zwistigkeiten zwischen König und Parlament. Es wußte endlich keiner der beiden Gegner wer Recht hatte. Es handelte sich für eine jede der

beiden Partheien nur darum, nicht allein ſo wenig als möglich von ſeinen Rechten aufzugeben, ſondern auch nach Möglichkeit die Umſtände dazu zu benützen auch das wirkliche Recht des Gegners anzugreifen und ſtreitig zu machen. Bereits hatte der König die Nachgiebigkeit ſo weit getrieben, daß er nicht einen Schritt mehr zurück machen konnte, ohne die Krone von ſeinem Haupte fallen zu laſſen. Er büßte jetzt ſchwer ſeine frühere Schwäche, — die ihn zwiſchen Uebermuth, — Zaghaftigkeit, — Doppelzüngigkeit und Unentſchloſſenheit nie den wahren Augenblick zum Handeln, nie das männliche offene Wort zum Sprechen finden ließ! er war ſchwach und nachgiebig, wo Feſtigkeit, — eigenſinnig und ſtarrköpfig, wo gütliches Entgegenkommen zweckdienlich und angemeſſen war. Dagegen benützten die religiöſen und politiſchen Wühler die Lage meiſterlich um die Dinge auf die äußerſte Spitze zu treiben. Es blieb kein anderer Ausweg übrig, — das Schwert mußte fortan entſcheiden. Aber Karl war kein Feldherr, nicht einmal ein Soldat. In den Zeiten, wo der Szepter zum Schwerte wird, die Krone ſich wieder in ihre urſprüngliche Form, in den Lorbeerkranz

verwandeln muß, um Geltung zu erlangen, büßen die Kronen- und Szepterträger schwer die angestammte Würde, sind sie nicht des Schwertes mächtig! Wären Karl I. und der XVI. Ludwig Feldherren gewesen, ihre Köpfe wären nicht auf dem Schaffote schmählich gefallen! Wäre Don Carlos Feldherr gewesen, er hätte keines Marotto's bedurft und kein Verrath von Bergera wäre möglich gewesen! der Meister eines Kriegsheeres, selbst Krieger, hat kein Parlament und keine Convention nationale zu fürchten. Man zieht ihn vor kein weltliches Gericht. Die Nachfolger auf den Thronen der beiden gemordeten Fürsten, — Cromwell und Napoleon, — setzten das Schwert dem Beile entgegen. Es hat kein Mensch daran gedacht sie zu köpfen.

„Ein König, ich meine einen, der es ist,
Ward niemals noch besiegt
Als nur durch seines Gleichen"

sagte Wallenstein, ich möchte sagen:

„Ein König, der ein Feldherr ist, —
Ward niemals noch besiegt
Als nur durch seines Gleichen."

Doch ich kehre zurück zu der Schild-Erhebung Karls in Nottingham.

Es war dieß eine trübe Feierlichkeit, von ungünstigen Vorzeichen begleitet. Seit Monaten hatte Karl bereits London verlassen, alle Fäden der Regierung, alle Kräfte der Landesverwaltung in den Händen seiner Feinde zurücklassend. Von einer nur kleinen Anzahl treuer Anhänger begleitet, hatte er seine Zweifel, seine Unentschlossenheit von Stadt zu Stadt, aus einer Burg in die andere getragen, gastliche Aufnahme begehrend. Zuweilen ward selbst diese nicht gewährt, und die Einwohner verweigerten ihre Thore dem königlichen Herrn zu öffnen, oder drangen mit ungestümen Bitten darauf, man möge so bald als möglich sie der Gegenwart des königlichen Gastes entledigen, welche die Gefahren des Krieges und den Unwillen des Parlamentes ihnen zuziehen könnte! Endlich entschloß sich Karl dazu, in Nottingham die Kriegsfahne zu entfalten. Am bestimmten Tage (22ten August 1642) strömten Tausende von Neugierigen in das Städtchen. Es war ein trübes, stürmisches Wetter. Schwere Gewitter lagen am Horizont. Karl langte spät am

Tage an. Von der alten verfallenen Burg aus sah man durch die bereits mit Schnittern bedeckten Felder den ziemlich unansehnlichen Zug längs des Ufers der Trent herannahen. Es zogen schweigend heran die königlichen Edelleute, so sich ihrem Herrn angeschlossen, auf ihren Streitrossen, die eiserne Pickelhaube auf dem Kopfe! den Küraß auf dem Lederkoller, mit den Reitermänteln umhüllt, aus denen die schweren, bespornten Reiterstiefeln und die langen Degenscheiden hervorblickten. So schildert sie ein altes gleichzeitiges, dieses Ereigniß vorstellendes Bild. Auf Karl's Antlitz liegt der Ausdruck tiefer Melancholie. Jener der fröhlichen Kampflust, — ja selbst rachedürstigen Ingrimmes, — wäre meines Erachtens den Umständen angemessener, und für den Erfolg vielversprechender gewesen! Gleich nach der Ankunft hielten des Königs vertrauteste Begleiter mit ihm Rath auf der, kaum zur Noth zu dem Empfang des Königs hergerichteten Burg. Mit der, schwachen und unentschlossenen Charakteren eigenthümlichen Heftigkeit, welche, wenn sie einmal auf Augenblicke ihrer Zweifel und Bedenklichkeiten ledig, zu irgend einem Entschluß ge-

langt zu ſein glauben, — beſtand Karl auf der augenblicklichen Vollziehung der Ceremonie, nämlich der unverzüglichen Entfaltung des königlichen Kriegsbanners und Verleſung der darauf bezüglichen Kundmachung. Er bedachte kaum, daß dieſe Handlung einer vollkommenen Kriegserklärung gleichkomme, und er, der König ohne Soldaten, ohne Geld, ohne Macht, — dem Parlamente unwiderruflich den Fehdehandſchuh hinwerfe. Man begab ſich ohne Verzug in den im Thale liegenden Park. Auf einer kleinen Anhöhe wurde die Fahne aufgepflanzt. Während der Sturmwind ſie in den Lüften entfaltete, umſtanden des Königs Ritter ſie im Kreiſe, und las ein Herold des Königs Kundmachung ab; des andern Tages hatte der Sturmwind die Fahne umgeriſſen. Karl ließ ſie wieder an einem andern Orte aufrichten. Um ſie im Boden zu befeſtigen, mußten die Herolde mit ihren Seitengewehren ein Loch in die ſteinige Erde graben. Vier Ritter mußten ſie mit den Händen aufrecht halten; während des Königs Proklamation abermals abgeleſen wurde. — Trübe, ungünſtige Vorbedeutungen! — Ober der Fahne flatterte das eigentliche rothe Kriegspanier, auf

welchem eine blutige Hand auf die Krone deutete, mit der Inschrift: „Gebt dem Caesar was des Caesars ist" — give Caesar his due. —

Aber des Königs Ruf ward dennoch gehört von jenem kräftigen, frischen, ritterlichen Geschlecht, welches unter dem Namen der Cavaliere — (Reiter, — Ritter, — Chevaliers, — Männer des Schwertes und hoch zu Roß trabend vom Vater auf den Sohn, —) durch so viele Jahre die königliche Sache zu der ihrigen gemacht, mit Blut und Gut für dieselbe eingestanden ist. Die meisten fielen als Märtyrer dieser Religion der Treue und Ehre. Und selbst als nach langem, hartnäckigem Kampfe ihre endliche Niederlage denselben beendigte, vererbten sich die Gefühle, welche sie belebt, dergestalt, daß gegenwärtig noch in England deren Fortbestehen und ihre Macht und Einfluß nicht verkannt werden mag. Die meisten dieser braven Leute sahen eben auch nicht sehr klar in dem Labyrinth religiöser und politischer Polemik, welche damals nicht allein England, sondern die halbe Welt beschäftigte und verwirrte, und hätten nicht geringe Mühe gehabt, sich in den Winkelzügen jener

sophistischen Casuistik, mit welchen die damaligen Zeitfragen behandelt wurden, zurecht zu finden. Als aber endlich das königliche Banner frisch in den Lüften, den Feind herausfordernd, den Freund einladend, flatterte, da fiel ihnen ein Stein vom Herzen. Der Weg der Ehre und Pflicht war deutlich bezeichnet, und sie fühlten sich fortgezogen durch ein klares, warmes, lebenskräftiges Gefühl, wie es jeden überkömmt, der endlich berufen wird, aus der Sphäre der Worte in jene der That überzutreten. — Sie nahmen ihre rostigen Rüstungen und Kriegswaffen von der Wand, und als Schwert, Schild und Helm wieder hellglänzend im Sonnenstrahl funkelten, war es auch in ihrem Innern hell und klar in dem Gefühl treuer Hingebung und frischer Thatkraft. Diese Stimmung ist kurz und männlich ausgedrückt in dem Briefe, welchen einer von ihnen, — Sir Levil Grenvil, — einem seiner Freunde, welcher warnend ihm Klugheit und Vorsicht angerathen hatte, folgendermaßen schreibt: „Was meine Reise — (zum königlichen Heere) — anbetrifft, mein werther Herr, so ist diese unwiderruflich beschlossen. Ich vermag es nicht, zwischen meinen vier

Pfählen zu bleiben, wenn das Banner des Königs von England für eine so gerechte Sache im freien Felde flattert! Sie ist so heilig, daß die, welche für sie fallen, den Märtyrern gleich zu achten sein dürften. Was mich anbetrifft, so hoffe ich, mir einen ehrlichen Namen zu bewahren, oder ein ehrliches Grab zu erwerben. Ich habe nie mein Leben oder meine Behaglichkeit so hoch angeschlagen, als daß diese Betrachtungen mich vermögen könnten eine ähnliche Gelegenheit vorübergehen zu lassen. Ich würde in diesem Falle meines Standes, meiner Ahnen und Vorältern mich unwürdig erweisen, deren so viele während mehrerer Jahrhunderte bei der Vertheidigung und Verherrlichung desselben Banners ruhmvoll das Leben gelassen haben. Die unversöhnlichen und barbarischen Feinde, trotz des gnädigen und nachsichtsvollen Benehmens Sr. Majestät ihnen gegenüber, beharren nichts desto weniger mit noch größerer Insolenz und Hartnäckigkeit in ihrer Rebellion. Sie sind zu einer großen Macht bereits vereint und wir müssen nur erwarten, wenn wir ihnen nicht zuvorkommen und sie aufsuchen, in kurzem selbst von ihnen angegriffen zu werden.

Ich habe von Ihnen, mein sehr werther Herr, nichts zu erbitten, als meiner in Ihrem Gebete eingedenk zu bleiben, und im Falle ich am Leben bleibe und je heimkehren sollte, mich wie vordem noch unter die Zahl Ihrer ergebensten Diener stets einzuschließen ꝛc. ꝛc.

Euer Herrlichkeit

treu ergebener Sir Bevil Grenvil."

In unseren Zeiten würde vielleicht der Schreiber eines solchen Briefes für einen hohlköpfigen **Don Quixote** gelten. Es ist ja nicht vom Vernunftstaate und dessen Oberhaupt die Rede. Der treue Ritter will nur seinen Bannerherrn, den Landesvater, den gesalbten König vertheidigen. Er tritt als freisamer Ritter, nicht als reflektirender Staatsbürger auf, — der Zopf!

Aber in Karls Umgebung suchen wir, — ein wahres Mißgeschick, — fruchtlos einen erfahrenen, erprobten Feldherrn oder Staatsmann. Seine beiden Minister, Erzbischof Land und Strafford, waren bereits auf dem Schaffotte gestorben. Wie die Aepfel der Atalante waren ihre Köpfe mit unverzeihlicher Schwäche und feiger Nachgiebigkeit vom König dem Aufruhr als augenblickliche Beschwichtigung zuge-

worfen worden. Dieſe des Königthums unwürdige That büßte der König ſelbſt. Mit den beiden erlangten blutigen Aepfeln, der Hydra der Rebellion in den Rachen geſchleudert, begnügte ſich die Unerſättliche nicht. Das eigene Haupt mußte Karl hergeben, um ihr Gelüſte zu befriedigen, bis dann Cromwell endlich mit der Eiſenfauſt ihr den Maulkorb anlegte.

Doch trabt unter des Königs Begleitung eine jugendliche Heldengeſtalt mit. Nur drei und zwanzig Jahre zählt der kühne, kräftige Reitersmann, aber ſein faſt noch unbärtiges Antlitz iſt bereits gebräunt durch die Sonnengluth des Feldlebens und gefurcht von den Strapazen des Krieges. Es war dieß der Pfalzgraf Rupert, des böhmiſchen Winterkönigs Friedrich von der Pfalz, und der eben ſo ſchönen als unglücklichen engliſchen Eliſabeth, — Karls Schweſter, — Sohn. Er erblickte das Licht der Welt im Hradſchiner Königsſchloſſe zu Prag. Keine freundliche Fee ſtand an ſeiner Wiege, welche der Donner der Kanonen von der Schlacht am weißen Berge umbrüllte. — Unter Kanonendonner und Sturmgeläute, bei Pulverdampf und Kriegsgeſchrei mag das erſte Lächeln des Kindes, ſein erſtes Lallen

begrüßt worden ſein. Aber jedenfalls gereicht es der allerdings an Helden fruchtbaren böhmiſchen Erde zu Ehren, daß auch dieſer junge Held aus ihr entſprungen iſt. Mit Mühe ward Rupert von ſeiner böhmiſchen Amme auf der Flucht nach der Weißenberger Schlacht gerettet. Er wuchs in Holland heran, wo ſeine Mutter Aufnahme gefunden hatte. Der damalige dreißigjährige Krieg war die Schule, in welcher faſt alle die engliſchen und ſchottiſchen Offiziere ſich heranbildeten, die in den ſpätern engliſchen Kriegen erſcheinen. Auch bei Prinz Rupert war dieß der Fall. Er diente im Alter von vierzehn Jahren unter Marſchall Brézé in gleicher Eigenſchaft mit einem andern jungen, ſpäter berühmten Volontär, — Turenne. — Später begleitete er ſeinen älteren Bruder, den Erbpfalzgrafen Moritz, nach England, und zog bald an dem dortigen Hofe ſehr die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Man wünſchte damals, ihn mit der Prinzeſſin von Rohan, der Erbtochter jenes großen Herzogs von Rohan, der damals als das Oberhaupt der calviniſtiſchen Parthei in Frankreich galt, zu vermählen. Lange dauerten die Unterhandlungen über dieſen Gegen-

ſtand. Endlich zerfielen ſie durch des Prinzen Weigerung. Die Prinzeſſin hatte mittlerweile ſehr hohe Verbindungen ausgeſchlagen. Der Hof Karls I. ſtand damals in ſeiner glänzendſten Epoche, die franzöſiſche Prinzeſſin Henriette hatte franzöſiſche Heiterkeit, ja leichtſinnige Frivolität aus der Heimath mitgebracht, und zu nicht geringem Verdruß der Puritaner auf den ernſten Boden Alt-Englands verpflanzt. In einem Strudel tändelnden Zeitvertreibes verging dem jungen Prinzen die Zeit ſeines Aufenthaltes am königlichen Hofe*). Aber bald wurde er zu ernſteren Beſchäftigungen abgerufen. Seine Familie ſtand in den vorderſten Reihen der Vertreter proteſtantiſcher Intereſſen in Teutſchland. Während Teutſche, Schweden, Dänen, Holländer, Böhmen, in Teutſchlands Ebenen mit abwechſelndem Glück ſich bekämpften, konnte der Sohn des vertriebenen Böhmenkönigs wohl nicht ſeine Jugend damit zubringen, in dem Park von Windſor Damhirſche zu erlegen, oder den Hofdamen der Königin Schmeicheleien zu

*) Aus dieſer Zeit ſtammen viele der herrlichen Portrats van Dyk's, welche uns mit ſo trefflichen Pinſelſtrichen die bedeutenden Geſtalten jener Zeit vergegenwärtigen.

fagen. Er begleitete ſeinen ältern Bruder nach Holland, wo ſie eine Streitmacht von etwa 3 — 4000 Mann anwarben, in der Abſicht, damit zu den ſchwediſchen Truppen zu ſtoßen, die eben damals zu Hannover ſtanden. Sie trafen jedoch früher, als dieſe Vereinigung ſtattfinden konnte, bei Emden auf kaiſerliche Truppen, welche die neugeworbene Schaar verſprengten. Prinz Rupert focht an der Spitze ſeiner Reiter wie ein Held. Das Pferd wurde ihm unter dem Leibe erſtochen und er fiel in die Hände der Kaiſerlichen, — der Oberſt Tereraux; derſelbe, der bei dem Wallenſteiniſchen Drama in Eger eine thätige Rolle geſpielt hat, nahm ihn gefangen. Er wurde nach Linz gebracht, dort in ritterlicher Haft gehalten. Ein Liebesverhältniß mit einer jungen Dame daſelbſt erheiterte die trübe Zeit der Gefangenſchaft, welche jedoch an die drei Jahre währte. Bei Gelegenheit einer Jagdparthie ward er dem Kaiſer Ferdinand III. vorgeſtellt. Es ſollen ihm Anträge gemacht worden ſein, in kaiſerlichen Dienſten verwendet zu werden, wenn er den proteſtantiſchen Glauben ablegen und katholiſch werden wolle, er jedoch jeden Antrag dieſer Art abgelehnt haben.

jedenfalls aber hatte er der kaiserlichen Huld seine Freigebung zu verdanken. Er verließ das kaiserliche Hoflager in Wien und selbst die Bande zarter Liebe konnten ihn nicht mehr auf dem Continente festhalten, denn schon bedurfte der hartbedrängte Oheim in England seines treuen Stahles. Er traf mit der Königin Henriette in Landres zusammen, die eben im Begriffe war, Geld und Waffen aus Holland herbeizuschaffen. Sie sendete ihn ihrem Gemahl zu, welchen er wenige Meilen von Nottingham traf. Der König ernannte ihn zum General seiner Reiterei.

In jener Zeitepoche stand Karl unbestreitbar in seinem vollen Rechte. Er hatte dem Parlament alle nur möglichen Zugeständnisse gemacht, er konnte sich nicht weiter drängen lassen. Auch sehen wir die edelsten und reinsten Charaktere Englands damals, — selbst aus den Reihen der Opposition hinweg, — sich ihm zuwenden. So der treffliche Falkland, — so der ehrenwerthe Hyde!

Im Parlament selbst gab es einige gemäßigte einsichtsvolle Männer, welche dessen Übermuth tadelten und vor dem Bürgerkriege warnten. Whitelake

ſagte mit Prophetenworten: — „wir werden unſer Eigenthum und unſer Leben der Macht übermüthiger Soldaten überliefern: — Vernunft, Ehre, Gerechtigkeit werden aus dieſem Lande fliehen! Der Unedle wird über den Edlen herrſchen. Niedrigkeit die Tugend, Gewaltthat die Unſchuld unterdrücken! Aus einem mächtigen Volke werden wir zu einem ſchwachen werden, und die Werkzeuge unſeres eigenen Unterganges ſeyn! Wir werden unſere eigenen Häuſer in Brand ſtecken, unſere eigenen Saaten verheeren, unſere eigenen Adern öffnen, unſere eigenen Eingeweide verzehren. Das Reſultat des Bürgerkrieges wird Brand und Mord, und die Herrſchaft viehiſche Rohheit ſeyn.“ —

Bei allen Gelegenheiten, wo die Menſchen ihrem eigenen Untergange entgegenſchreiten, hat es nie an Warnern gefehlt, welche den Raſenden den Abgrund, dem ſie zueilen, gewieſen haben, ohne jedoch jemals mehr damit erzweckt zu haben, als die traurige Genugthuung, post festum als richtige, aber nichts deſto weniger unbeliebte Propheten zu gelten. Wenn die Menſchen ein thörichtes Gelüſt haben, haſſen ſie jene, welche dem Lieblingsphantom

die einladende Hülle abreißen und es in seiner widrigen Gestalt sehen lassen. Ist man aber endlich auch selbst zur Erkenntniß der eigenen Thorheit gelangt, so ist uns jener unbeliebte Rathgeber, der nie unsere Täuschung getheilt hat, noch verhaßter, eben weil er Recht hatte. So hatten auch Whitelake's und der mit ihm gleichdenkenden Parlaments-Glieder Ermahnungen durchaus keinen Einfluß.

Man rüstete sich im Stillen und öffentlich auf beiden Seiten. Sir Henry Killigrew antwortete, als man ihn aufforderte sich zu erklären, was er von der „guten Sache" halte, — „ich werde mir ein tüchtiges Pferd, einen guten Büffelkoller, ein paar gute Faustrohre anschaffen, und dann nicht viel weiter fragen, die „gute Sache" wird sich dann wohl von selbst finden." — Dieß mochte wohl die Stimmung der meisten Royalisten gewesen sein. Als einmal die Sache zur Entscheidung gekommen war, dachte jeder nur daran ein gutes Pferd, gute Waffen und die nothwendige Ausrüstung für sich selbst und seine Hintersassen aufzutreiben. Die Reichen warben Regimenter auf eigene Kosten, die Armen brachten sich selbst, ihren Degen, ihren Muth,

Ruperts kriegerischer Eifer belebte sie, und jedermann sehnte sich darnach sich endlich mit den verhaßten Gegnern auf Schwertlänge zu messen. Von ihren Feinden, den Puritanern, wurden sie Cavaliers, Spitzhüte, auch „Malignans" genannt, und vielfach der Gottlosigkeit, des Unglaubens und aller denkbaren Ausschweifungen angeklagt. Allerdings waren es keine trüben Kopfhänger, Heuchelei war ihnen eben so fremd als ihren Gegnern eigen.

Es waren mehrentheils heitere, sorglose Gesellen, deren fröhliche Sitten und zierliche ritterliche Formen ihren schwarzgalligen Feinden eben so verhaßt waren, wie noch jetzt die „noblen Passionen des Adels," — Roß — Minnespiel — Jagd — Frauendienst, — dem teutschen Professorenthum ein Dorn im Auge sind. Allerdings mag es wohl auch unter ihnen Leute gegeben haben, deren Lebenslauf und Gewohnheiten nicht eben tadelfrei gewesen seyn mochten. So der prunksüchtige, wollüstige, ausschweifende, aber tapfere Marquis von New-Castle, der jedoch keinen Augenblick zögerte ein üppiges Genußleben, in welchem er inmitten eines ungeheuern Vermögens schwelgte, zu verlassen, und

seine Reichthümer und seine Person dem königlichen Dienste zu weihen. Wohl fanden sich auch im Feldlager die Schranzen und Höflinge, die Schmeichler und Speichelecker und bösen Rathgeber ein, welche am Hoflager nicht gefehlt hatten; so Goring und Digby, letzterer der abgesagte Feind des tapferen Pfalzgrafen Rupert. Außerdem wimmelte das königliche Heer, so wie jenes des Parlamentes von einer Menge tapferer, aber Grundsatz- und Sittenloser, in der Schule des dreißigjährigen Krieges auf dem Continente unter aller Herren Fahnen heran gewachsener Haudegen, abentheuerlicher, geld- und kampflustiger Gesellen, zuchtloser Raufbolde, denen wohl viel an dem Sold, der gezahlt wurde, wenig um die Sache wofür, gelegen war.

Von derlei Offizieren gab es damals in großer Anzahl in allen europäischen Heeren, und waren auch ihre Sitten und Denkungsweise nicht immer eben lobenswerth, so war es doch nicht zu läugnen, das es tüchtige Kriegskämpen und wackere Degen unter ihnen gab, und aus ihren Reihen die erprobtesten, kriegserfahrensten Anführer genommen wurden. Vortrefflich schildert Walter Scott einen dieser im

Kriegs- und Lagerleben verwilderten, aber kräftigen Raufbolde, welche ein natürliches Produkt der damaligen Periode des Überganges des Ritterwesens in jene der stehenden Heere waren. Gränzbewohner in Raum und Zeit sind gewöhnlich, so wie Mestizzen und Racenmischlinge etwas störrischer Natur. So mag ich es denn eben auch nicht läugnen, daß in den Feldlagern der Cavaliere etwas von dem Bilde, welches Schiller in Wallensteins Lager gibt, zu finden war; daß Spiel, Wein, Weiber, Würfel und Raufdegen zuweilen dabei nicht gefehlt haben mögen, aber dieses Zugeständniß kann mich nicht hindern, deßtomehr jene Charaktere und Persönlichkeiten hervorzuheben, welche in großer Anzahl, ja ich möchte behaupten in der unbestreitbaren Mehrzahl sich im königlichen Heerlager vorfanden, durch die Reinheit ihrer Gesinnungen, durch ihre hingebende Treue, durch ihre makellosen Sitten, — wie der Herzog von Richmond, der Marquis von Hertfort, der Graf von Northamton und andere Tausende, von dem Schlag, Schrott und Korn des obenangeführten Sir Bevil Grenvil die höchste Achtung verdienen, und mit Recht

die Achtung der Nachwelt für sich sowohl als für die Sache, welche sie so standhaft vertheidigten, in Anspruch nehmen dürfen.

Die Revolutionäre, die Wühler aller Zeiten sind ihrer Natur nach eben nicht heiter. Sie können ihren Gegnern eben nichts weniger vergeben als die Fröhlichkeit. — Sie sind selten einnehmender Natur; daher ihr Haß gegen alle Liebenswürdigkeit, gegen alle feinen und zärtlichen Formen und Gebräuche; — Verderbniß, Tändelei, leichtsinniges Flitterwerk wird von ihnen Alles genannt, was nicht in ihren Kram paßt, und nicht auf jenen selbstsüchtigen Altar der Bewunderung gelegt werden kann, welchen sie ausschließend für sich und ihre Träumereien in Anspruch nehmen. Ihnen liegt nichts an der Verschönerung des gesellschaftlichen Lebens, welches sie zuerst zerstören zu müssen glaubten, bevor sie auf dessen Trümmern den Tempel erbauen können, in welchem sie für sich und ihre Träumereien den Cultus erwarten, welcher nach ihrer Ansicht das Endziel und die Bestimmung aller je kommenden Generationen ist. Aus diesen Gründen läßt sich die Bitterkeit der verläumderischen Anklagen erklären, mit

welchen die Puritaner jener Zeit die Anhänger des Königthums verfolgten.

Die Royaliſten fuhren fort, ihrer Sache die umfaſſendſten Opfer zu bringen. Der Herzog von New-Caſtle verausgabte über 700000 Pf. Sterling, der Herzog von Worceſter über eine Million. Bei den Geldverhältniſſen jener Zeit iſt dieſe Summe im Verhältniſſe der Jetztzeit zu vervierfachen, wenn man ſich von der Bedeutung derſelben einen richtigen Begriff machen will. Anfangs mangelte es der royaliſtiſchen Parthei an Allem, was zu einem Kriegsheer gehört; an Kriegsbedarf, Kriegserfahrung und Kriegszucht. Sie brachten nichts mit in das Lager als das angeerbte Gefühl von Treue und Hingebung. Aber dieſe genügten, um aus ihnen jene tüchtigen Kämpfer zu machen, welche anfangs durch glückliche Erfolge dieſes edle Selbſtvertrauen rechtfertigten; ſpäter aber, als die Gunſt des Schickſals ſich wendete, mit dem Muth der Verzweiflung und der Hartnäckigkeit treuer Ueberzeugung, als ſchon Alles verloren war, auch der verlornen Sache noch mit gleicher Hingebung ergeben blieben. Im Glück und im Unglück behielt der Cavalier dieſelbe heitere

Laune. Er hatte den Wahlspruch vor Augen, welchen Cardinal Turpin im Rolands Liede ausspricht: „Nimm weder das Leben noch den Tod zu sehr zu Herzen." Wir sehen ihn in Wouwerman's Bildern auf dem großen flamischen Streithengste — (sehr verschieden vom jetzigen Vollblut —) mit wehenden Federn, in seinen hohen Reiterstiefeln, die von zarter Frauenhand gespendete Schleife am Hute, unter dem die reichen Locken hervorquellen, den tüchtigen langen Raufdegen an der Seite, das Faustrohr in der Hand, frisch und fröhlich durch Pulverdampf und Staubwolken in das Leben oder dem Tod entgegen traben. Ueber seinen Büffelkoller oder seinen Küraß schlingt sich die bauschige, von Rosenfingern gestickte Feldbinde und kreuzt sich mit dem schmuckreichen Wehrgehänge. Er lächelt unbekümmert um das Schicksal der künstlich gefalteten Halskrause von kostbaren Niederländer Spitzen, welche dem Staub und Regen, so wie er selbst von seinem muthigen Hengste dem Schlachtfeld entgegengetragen wird. Er lächelt vielleicht über das anfänglich zerlumpte, trübselige Aussehen seiner geschworenen Gegner, den Puritanern, die sich aber

ſpäter in die „Eiſenrippen“ *) Cromwell's und die Seekrebſe“) Hazelrig's verwandelten, und durch Kriegserfahrung und Disziplin, — welche letztere leider bei den Cavalieren nie im gehörigen Maaße gewürdiget wurde, — zu furchtbaren Gegnern erwuchſen.

Allerdings gewährte anfangs das Feldlager der Puritaner und dieſe ſelbſt keinen vortheilhaften Eindruck. Die beſſeren unter ihnen, die aufrichtigen religiöſen Fanatiker und politiſchen Patrioten, waren größtentheils düſtere, eitle Träumer, welche ſich als von Gott auserſehene Werkzeuge zur gewaltſamen Umwälzung aller bis jetzt beſtehenden kirchlichen und ſtaatlichen Gebräuche und Formen hielten, — berufen, das „Reich der Frommen,“ ſei es auch mit Blut und Feuer, auf dieſer Erde zu gründen! An dieſe reihten ſich die Heuchler, welche ſich dieſes Vorwandes bedienten, um ihrer Hab- oder Herrſchſucht ein ergiebiges Feld in Ausſicht ſtellen zu können. Einladend winkten dieſen edlen Seelen die Zinnen der adeligen Schlöſſer und die Kirchthürme der Abteien. Hinter den Geberden und Worten des

*) Küraßiere.

“) Wegen ihrer rothen Waffenröcke ſo genannt.

religiösen oder politischen Schwärmers verbarg sich mühsam der raublustige Blick und die herrschsüchtige Sprache des ehrgeizigen oder habsüchtigen Weltmannes. Desto eifriger mußte er düstere, ernste, rauhe Formen an den Tag legen. Dazu kam eine Menge pedantischer, lehr- und streitsüchtiger, wortreicher Pastoren und Predikanten aller Art, welche mit näselndem Ton Tag und Nacht ihre Lehren und Ermahnungen zum Besten gaben und keine Gelegenheit vorüber gehen ließen, durch beständiges Herabkanzeln und Predigen sich breit zu machen und ihrem Einfluß Geltung zu verschaffen. Diese Gäste konnten auch nicht beitragen, den puritanischen Lagern eine kriegerische, lebensfrohe Physiognomie zu geben. Auch waren in den ersten Zeiten, da noch die Puritaner, was bei dem meisten anfänglichen Zusammentreffen fast durchgängig der Fall war, den Rücken kehrten und Fersengeld gaben, diese schwarzen, steifen, unbeholfenen, übellaunigen, gallsüchtigen, monosen und psalmodirenden, schlecht bewaffneten und berittenen Gegner, mehr ein Gegenstand des Spottes als der Furcht für die Cavaliers. Als aber später aus ihnen jene streitbaren Kürassiere

und Dragoner in den rothen Röcken und eisernen Pickelhauben wurden, welche zuerst gehorchen und entbehren, dann fechten und siegen lernten, und welche Fairfax und Cromwell auf das Schlachtfeld führten, — lernten die leichtsinnigen Cavaliere wohl einsehen, daß ihnen das fehle, was jene besaßen, „Disziplin" — und daß man recht gut Psalmen singen und zugleich ein tüchtiger Soldat sein kann. Durch die kirchliche Zucht war in dem Heere des Independenten allmählig die militärische vorbereitet und eingeführt, und durch sie der Sieg über die Royalisten ermöglicht worden. „Diese Leute singen wie die Heiligen, — fechten aber wie die Teufel," sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller, — trotz ihrer strengen Formen und bis zur Affektation getriebenen Einfachheit in Sitte, Sprache und Tracht, trotz der Schwulstigkeit und Ziererei in ihrer Rede, welche nach Möglichkeit mit biblischen Sprüchen untermengt wurde, sind aus ihnen am Ende doch tüchtige Soldaten geworden. So wie man später in der französischen Revolution das heidnische Alterthum nachäffte so war es vor und während des dreißigjährigen Krieges und bei der englischen Revolution Sitte, das

Bibliſche nachzuahmen. Wie man ſich ſpäter Brutus, Scävola ꝛc. nannte, ſo wählte man damals vorzüglich Namen aus dem alten Teſtament. Adam, Eſau, Daniel, Sara, Judith ꝛc. ꝛc. Trotz ihrem Schaugepräge religiöſer Schwärmerei waren die Rundköpfe eben ſo wenig von den Fehlern und Untugenden frei, welche ſie ihren Widerſachern vorzugsweiſe vorwarfen, die, wenn ſie auch hie und da etwas liederlich waren, wenigſtens freimüthige Heiterkeit vor ihnen voraus hatten. In den Reihen ihrer heiligen Genoſſenſchaft finden wir ziemlich freidenkende, ausſchweifende, wenigſtens nicht eben ſehr gewiſſenhafte Individuen, an Sym, Marton, Whaiton, Warwik, Pembroke, obzwar ſie es ſich zur Aufgabe gemacht hatten, „den Tempel des Baals zu zerſtören" und „die Söhne Beliaß" zu vernichten. Ein geweſener Puritaner, Denzil Holles, ſagt von ſeinen frühern Genoſſen: „Die mittelmäßigſten Menſchen, um nicht zu ſagen, die ſchlechteſten und niedrigſten, haben die Macht in ihre Hände genommen. Sie haben die Krone unter ihre Füße getreten, das Parlament entwürdigt, den Adel und die Freiſaſſen unterdrückt, des Volkes Freihei-

ten und Gerechtſamen vernichtet, alle Bande der Religion, des Gewiſſens, des Vertrauens, des Pflichtgefühls, der Redlichkeit und Sitte zerriſſen, zurückgewieſen jede Scheu vor Gott und Menſchen, aus ihrem Willen das Geſetz machend, die Gewalt als Recht annehmend. Um zu ihren Abſichten zu gelangen, ſcheuten ſie ſich nicht, ein neues Babel zu gründen." — Der ehrliche Fairfax ſchreibt ſpäter: „Wenn ich die traurigen Folgen und die Mittel in Betracht nehme, welche ſchlaue und ehrgeizige Menſchen gefunden haben, um aus unſeren erſten ſchuldfreien Unternehmungen Nutzen zu ziehen, ſo ſcheint mir, als müſſe ich das Vertrauen, welches ich in Gott geſetzt habe, verlieren und mit Job ausrufen: „Warum doch bin ich nicht geſtorben!" Unſere Erfolge ſind mit ſchändlicher Heuchelei ausgebeutet worden, ſelbſt durch jene Menſchen, welche beigetragen haben, dieſen Krieg zu Ende zu bringen. Die Wühler haben ihren Zweck erreicht, auf den Trümmern des allgemeinen Wohls ihr eigenes zu gründen." — Henry Vane nennt Cromwell „einen Schuft," der die verdammte Sache zu ſeiner eigenen gemacht hatte, und Cromwell hinwieder, als er das Rumpfparlament

austreibt, nennt Henry Marten „einen Lüstling," Peter Wertworth „einen Ehebrecher," den Aldermann Allen „einen Wucherer," Challonix „einen Trunkenbold," und ruft bei Sir Henry Vane aus, als wisse er kein Laster mehr: — „Gott befreie und behüthe mich vor Sir Henry Vane." — Die Revolution war ihren natürlichen Weg gewandelt! Der redliche Hampden war früh genug gestorben, um nicht die Enttäuschung seiner liberalen Erwartungen zu erleben. Der volksthümliche Pym, Straffords Ankläger, hatte die Londoner Stickerinnen noch ausrufen hören: „Gebt uns heraus den Verräther Pym, den Hund Pym, daß wir ihn in Stücken zerreißen mögen!" Der Knoten des Dramas war geschürzt. Die Gewalt allein konnte dann ihn lösen. Dieß Geschäft übernahm seiner Zeit dann Cromwell.

Als Prinz Rupert beim König angelangt war, nahmen die Dinge schnell eine den Cavalieren günstige Wendung. Zwar stand eigentlich das Befehlshaber-Amt über das Heer des Königs dem alten Grafen Lindsay zu, aber Prinz Rupert war die Seele aller militärischen Angelegenheiten und Unternehmungen. Sir Philipp Warwik, der seine Er-

innerungen aufzeichnete, meint, das ſei daher gekommen, weil Prinz Rupert „allezeit und überall ein wahrer Soldat ſei.“ — Für die Thätigkeit des Prinzen war auch der Umſtand ein günſtiger zu nennen, daß er, als nicht in England geboren, als zwar dem Hofe, nicht aber dem Lande angehörig, an keine der vielen Partheien und Faktionen geknüpft war, deren Intriguen ſich gegenſeitig durchkreuzten und am Ende zu ſo traurigen Reſultaten führten. Er war, wie Warwik ſagt, vor Allem und ausſchließlich Soldat, und hatte ſich um Manches nicht zu kümmern, was bei andern Führern lähmend und beirrend ſich geltend machte.

Ein Brief der Gräfin Derby an den Prinzen gibt einen Beleg zu dem Vertrauen, welches der Prinz gleich bei ſeinem Erſcheinen der royaliſtiſchen Parthei einflößte. Die Gräfin Derby war eine geborne **La Tremouille** — eine der Heldinnen dieſes Krieges. Folgendes ſchreibt die engliſche Vendéerin dem kaum in England angelangten Prinz Rupert: „Gnädiger Herr! Niemand freut ſich über Ihre Ankunft in dieſen Gegenden mehr als ich, und niemand hat ſich mehr die Gefahren zu Herzen

genommen, welche Sie durch die Nachstellungen des Grafen Warwik bedrohten, Gott hat Sie vor denselben zum Heil der Sache des Königs und zum Wohl dieses Landes bewahrt, welches seit dem Beginn der Rebellion sehr unglücklich ist, besonders seit man davon spricht, daß Sr. Majestät Kriegsleute sich zurückgezogen hätten. — Dieß hat die Kühnheit der Aufrührer dergestalt vermehrt, daß ich die Möglichkeit ihrer Entwaffnung bezweifle, wenn nicht der König sich herbeilassen wollte, einige Reiter-Compagnien in diese Provinz abzusenden. Dieses dürfte für den Dienst Sr. Majestät sehr ersprießlich sein, denn man würde diese Reiter-Compagnien nur auf kurze Zeit bedürfen, um während dieser Zeit das Fußvolk für des Königs Dienst auszurüsten, welches ohne dem, wie ich befürchte, nicht thunlich wäre, da man in unserer Gegend genug zu thun haben wird, sich unserer einheimischen Feinde zu erwehren, und weiß ich nicht, wie man mit einiger Sicherheit ohne die begehrte Unterstützung hier wird aushalten können. Dagegen wird diese dazu dienen, alle umliegenden Cantone Sr. Majestät zu bewahren, welches von nicht ge-

ringen Belang wäre. Verzeihen Sie meiner Freiheit und Zudringlichkeit, aber die Ehre, die ich anſpreche, Ihnen anzugehören, hat mich dazu aufgefordert, und ich hoffe von Ihrer Güte, daß Sie dieſe Sache nach Möglichkeit beſchleunigen wollen. Ihre gehorſamſte und ergebenſte Dienerin.

London, 31ten Auguſt 1642.

Charlotte de la Tremouille.

Sr. Gnaden dem Prinz Rupert."

Das Parlament hatte ſeinerſeits den Grafen Eſſex an die Spitze ſeiner Truppen geſtellt. Als Rupert mit ſeiner Reiterei im Angeſicht der Geſchwader des Grafen ſich befand, ſendete er ihm folgenden Brief durch einen Trompeter zu. Er trägt den Stempel der damals noch waltenden Ritterſitte, bezeichnet den Charakter des Prinzen und eröffnet die Fehde auf würdige Art. "Mylord! ich erfahre, daß Sie als General an der Spitze eines auf Beſchluß der beiden Häuſer des Parlamentes abgeſendeten Heeres ſtehen, als deſſen Beſtimmung die Unterwerfung einiger „malignanter" — Perſonen angegeben wird. Wir befürchten aber, daß Sie es höher abgeſehen haben, nämlich die Oberherrſchaft

vollends an ſich zu ziehen. Wenn aber dieß Ihre Abſicht ſein ſollte, ſo ſetzen Sie mich davon in Kenntniß, und ich werde bereit ſein, an einem gewählten Orte, bei Dunsmare Heath, am 16ten Oktober, zu des Königs Hülfe, Ihnen zu begegnen. Oder wenn Sie glauben, daß es der Mühe und Unkoſten zu viel wäre, Ihre Völker ſo weit zu führen, ſo bin ich meinestheils bereit, nach Ihrem Belieben perſönliche Genugthuung in einem Duell zu geben. Wenn es Ihnen gefällig ſein ſollte, dieſes Anerbiethen anzunehmen, werden Sie mich nicht ſäumig finden, das zu halten, was ich geſagt und verſprochen habe. Ich bin von der Gerechtigkeit meiner Sache ſo überzeugt, daß ich nichts fürchte. Was ich thue, iſt zugleich ſowohl den göttlichen als menſchlichen Geſetzen entſprechend, nachdem ich die wahre Religion, die Prärogative der Krone, die Rechte eines Oheimes, das Wohl eines Reiches vertrete.

Ich habe genug geſagt, — das Weitere können Sie erfahren auf einem geräumigeren Raume als der iſt, welchen dieſes kleine Blatt Papier mir biethet, und zwar mittelſt meines Degens und nicht

durch meine Feder. Einſtweilen bleibe ich Ihnen freundſchaftlich zugethan, bis zu unſerer nächſten Begegniß."

Rupert.

Man muß dieſen Brief nicht nach dem Maaßſtabe unſerer Zeit beurtheilen, er würde ſeiner Form ſowohl als ſeines Inhalts wegen ſchwerlich aus einem diplomatiſchen Bureau noch aus einer Generalſtabskanzlei neuerer Zeit das „Expediatur" erhalten. Ich habe ihn nur deßwegen angeführt, um zu zeigen, daß was in einer Zeit Unſinn ſcheint, in einer andern eben ganz zeitgemäß geweſen ſein könne, und weil eben dieſer Brief die Anſichten jener Epoche, den Charakter des Prinzen, die Art des Kampfes, in welchem er auftritt, bezeichnet.

Auch Eſſex ſcheint ſeinerſeits in dieſer Hinſicht nicht einerlei Meinung, und ſomit vielleicht in dieſer Beziehung „ſeiner Zeit vorausgeſchritten" wie man ſich jetzt ausdrückt, — ſomit ein Mann des Fortſchritts geweſen zu ſein; obzwar er es für beſſer hielt, mit ſeinen Truppen ſtehen zu bleiben, es auch für angezeigt hielt, für ſeine Perſon keineswegs auf dem angegebenen Kampfplatze zu erſcheinen.

Dieß erſparte ihm aber nicht das unerwünſchte Zuſammentreffen mit ſeinem heißblutigen Gegner. Rupert ſuchte ihn auf. Er begegnete ihm bei Worceſter, dort hieb er den beſten Theil der parlamentariſchen Reiterei im ungeſtümen Angriff in die Pfanne.

Ein ſolches erſtes Auftreten konnte nicht ermangeln das Selbſtvertrauen der Cavaliere zu begründen. Unſer alter Freund — Sir Bevil Grenvil, ſchreibt bei dieſer Gelegenheit ſeiner Frau „ſeiner beſten Freundin“ Lady Grace Grenvil. — „der tapfere Prinz Rupert ſchreitet glorreich im Dienſte ſeines Oheimes vorwärts. Er hat dem Feinde noch eine derbere Schlappe verſetzt, als die erſte war (bei Nottingham). Er hat deſſen Reiterei mit der ſeinigen ſo zu ſagen vernichtet, ſo zwar, daß der große Cackold, — (er meinte damit Eſſex. —) gezwungen wurde mit ſeinem Fußvolke hinter den Mauern von Worceſter ſich zu verbergen. Ich hoffe, daß wir bald gute Tage wiederſehen werden!“

Damals vereinigten ſich die königlichen Streitkräfte bei Schrewsbury. Sie waren noch ſehr unvoll-

kommen bewaffnet und ausgerüſtet, da alle Magazine und Arſenale ſich größtentheils in den Händen des Parlaments befanden. Karl hielt Heerſchau über ſeine Truppen. Bei dieſer Veranlaſſung hielt der Hofprediger des Königs eine Predigt, welche am beſten beweiſet, daß der den Cavalieren von ihren Gegnern oft gemachte Vorwurf der Gottloſigkeit wohl eine der vielen, gegen ſie geſchleuderten Verläumdungen iſt. War ja doch ſeit jeher die Lüge eine der gewöhnlichſten, wenn auch gefährlichſten Künſte der Wühlerei! — In ſeiner Rede wendet ſich der Prediger an jede der beiden Fraktionen, aus welchen die königlichen Schaaren beſtanden, den leichtſinnigen, zwar tapfern, aber wenig gewiſſenhaften Raufbolden, nach Art Larksfordt, von denen es damals in allen Heeren wimmelte, (Walter Scott ſchildert einen ſolchen in der Perſon des Oberſt Dalgerthy in **Adventures of Montrose** mit meiſterhaften Pinſelſtrichen) — und den wirklich für ihre Sache glühenden, von dem Recht durchdrungenen Edelleuten, welchen nicht Kampf- oder Soldluſt, ſondern das reinſte Pflichtgefühl die Waffe in die Hand gedrückt hatte, wie ſie ſich uns in der Perſon

Falkland's oder Sir Bevil Grenvil's darstellen. Den erstern sagte er: „Tapfere Herren, ihr „wißt, daß es zu viele und gewichtige Ursachen gibt, „welche einige von euch unsern Feinden an die „Hand gegeben haben, um uns und unsere Sache „zu verunglimpfen. Deßhalb ermahne ich euch zur „Gottesfurcht und Frömmigkeit, damit ihr euch wür„dig erweiset, als wackere Streiter für Gottes Sache „zu gelten. Ihr, die ihr Kriegs-Obersten und An„führer seid, — Euch kommt es zu, die Sünde und „das Laster strenge zu bestrafen, den Kriegsgesetzen „gemäß, welche Seine Majestät, euer gottesfürch„tiger Herr, bereits erlassen hat." *) — An die letzteren richtete er folgende ergreifende Worte: „Ein vollkommener Cavalier muß ein Sohn der „Ehrenhaftigkeit sein und bleiben! Er ist der letzte „Hort englischer Ehre und Edelmuths, er hat es „vorgezogen, sich selbst ein ehrliches Grab zu bereiten,

*) Auch bei dem schwedischen Heere wurden derlei Ermahnungen fleißig während des dreißigjährigen Krieges gehalten. Hat wohl auch nicht immer genützt. So wenig als in Wallenstein's Lager die Predigt des Kapuziners. Tilly's bewährter „General-Profoß" gelangte früher zum Ziele.

„als zuzugeben, daß der Adel ſeines Landes ent-
„würdigt und geknechtet, die Würde ſeines Volkes
„durch einen niedrigen Feind im Innern oder durch
„einen oft überwundenen Fremden“ (er meint die
Schotten, damals in Waffen gegen Karl I.) „nieder-
„getreten werden. Vielleicht erwartet ihr jetzt, daß,
„den Gewohnheiten eines Feldpredigers nachkommend,
„ich euch zum Grimm und zur Grauſamkeit aneifern
„ſolle!? Aber, edle Gentlemens und Soldaten,
„würde ich dieſes thun, ſo müßte ich vergeſſen, daß
„ich ein Diener des Gottes der Gnade und ein Un-
„terthan des großmüthigſten der Könige bin, deſſen
„ſanftes und liebenswürdiges Gemüth von uns Allen
„ſo erkannt und bewundert wird, daß wir Alles
„aufbiethen müſſen, ihm nachzuahmen. Ich preiſe den
„Himmel, daß mir jene Sprache der Mordſucht,
„Blutgier und Zerſtörungsſucht, welche den Predi-
„gern der Rebellenparthei ſo geläufig und mund-
„gerecht geworden, mir noch fremd geblieben iſt. Ich
„habe es noch nicht gewagt, Menſchen aufzufordern,
„ſich des Blutes wegen zu ſchlagen. Der Geiſt des
„Evangeliums iſt kein Geiſt des Blutdurſtes.“ *) —

*) Sehr ſchön geſagt; ſcheint mir aber den damaligen Ver-

Der Prediger schließt, indem er seinen Zuhörern Schonung und Erbarmen mit den Ueberwundenen anempfiehlt, — *) sie ermahnt, sich des Fluchens zu enthalten, dem Gotteslästern eine Buße aufzuerlegen, und zwar im Gelde, mit welchem den armen Gefangenen einige Erleichterung zugewendet werden könnte! — Welcher Abstand gegen die leidenschaftlichen, wuthschnaubenden Anreden der meisten rundköpfigen Prädikanten! Ob aber eben es gerathen sei, vor oder während des Kampfes Versöhnung zu predigen, will ich dahin gestellt sein lassen! Aber edler, vor allem christlicher, ist es jedenfalls. Das Recht der Kanonen ist nicht immer gleichlautend mit dem namensverwandten **jus canonicum**!

Diese Denkungsweise paßt wohl zusammen mit den Worten, mit welchen ein gleichzeitiger französi-

---

hältnissen und dem Zweck der Rede nicht anpassend. Der Soldat darf kein Märtyrer sein wollen. Der Muth der Resignation ist ein lähmender und für die Thatkraft gefährlicher als die Feigheit selbst, welche am Ende in der Verzweiflung oft dieselben Resultate, als der Muth selbst, herbeiführen kann.

*) Um ihn aber vorerst zu überwinden, schadet vorher einiger Grimm und Haß nicht. —

ſcher Schriftſteller den wahren Cavalier ſchildert, deſſen Worte und Thaten immer auf dem geraden Weg geblieben, der nie Einverſtändniß oder Freundſchaft mit den Feinden ſeines Herrn und Königs gepflogen hatte, und der nur verlangt zu ſterben in dem reinen, weißen, unbefleckten Gewande der Treue und loyauté. — (Weiß dafür kein richtiges teutſches Wort.)

Die Rundköpfe waren wohl fanatiſcher, aber nicht gottesfürchtiger als die Cavaliere. Sie beſudelten ihre Sache durch argen Frevel. Sie entheiligten die Kirchen mit einem Grimm, deſſen Heiden und Türken kaum fähig geweſen wären. Darin ſtanden ſie den Rom zerſtörenden Barbarenhorden um kein Haarbreit nach. Aus Spott tauften ſie in den Hallen jener alten Abteien, die noch gegenwärtig zur Andacht auffordern und zum Gebete einladen, ihre Roſſe am Taufſteine. Sie durchwühlten die Grüfte und ſtreuten die Aſche der Verſtorbenen in den Wind. In Sudley verwandelten ſie das Heiligthum in eine Schlachtbank, zerſtückten das Vieh auf dem Altar und warfen die Gedärme in die Gruft der Chandos. In der ehrwürdigen Abtei von Weſtminſter, unter den Augen des

Parlaments, saßen die Soldaten, die Tabakpfeife im Munde, die Bierkanne in der Hand, auf den Altären. Ueberall zerschlugen sie die herrlichen Glasfenster, verstümmelten oder beseitigten die Bildsäulen der Heiligen, zerfetzten die Bilder, durchwühlten die Gräber, zerstörten die Monumente, verletzten die kostbaren Orgeln, um das dabei gewonnene Metall in den Tavernen zu verkaufen, kurz benahmen sich in dieser Hinsicht nicht besser, ja vielmehr zerstörungssüchtiger, als etwa die Janitscharen oder Tartaren. Wer aber wahre Gottesfurcht hegt, ehrt unwillkührlich die Gegenstände, welche jede Gottesverehrung bezeichnen. Ihre Anführer entblödeten sich keineswegs, sich durch den Raub des Kirchengutes auf das Ungebührlichste zu bereichern. Arthur Hazelrig hatte sich einer so großen Menge von Abteien und Pfründen bemächtiget, daß man ihn allgemein den Erzbischof von Durham nannte. Allerdings gingen die Rundköpfe unter Absingung von Psalmen in das Feuer. Die Cavaliere verrichteten gleichfalls, wenn auch mit weniger äußerem Gepränge, ihr gemeinsames Gebet, bevor sie in das Gefecht rückten. Einer ihrer Anführer, Sir Jakob Astley,

ſprach vor dem Gefechte bei Edgehill ein Stoßgebet, wie es aus einem ächten Soldatenherzen entſpringt: „O Herr! Du weißt, was mir heute noch für eine ſchwere Arbeit bevorſteht! Sollte ich Deiner etwa nicht genug eingedenk ſein, ſo vergiß Du wenigſtens meiner nicht!“

Dieſer Ausruf erinnert an jenen Lahires: „Mein Gott! ich wollte, Du thäteſt heute für mich, was ich ſelbſt thun würde, wenn ich unſer Herr Gott und Du Lahire wäreſt!“ *)

*) Als charakteriſtiſcher Ausdruck der oft den Kriegsleuten jener Zeiten eigenen Frömmigkeit können auch die rückgelaſſenen Schriften und Erinnerungen des tapfern Montluc gelten, der ſeiner Zeit ſich mit den franzöſiſchen Hugenotten, — in vielem ihren Nachfolgern, den Rundköpfen, ähnlich, — wacker herumgeſchlagen hat. Er war vom gemeinen Reiter zum Marſchall von Frankreich emporgeſtiegen, hatte fünfundfünfzig Jahre den Küraß getragen, und Eintauſend einundfünfzig größeren oder kleineren Gefechten beigewohnt, „me voyant stropiat presque de tous mes membres, d'arquebuzades, coups de pieque et d'epée, ça demi inutile, sans force et sans éspérance de recouvrer guerison de cette grande arquebuzade que j'ay au visage, ſagt er von ſich ſelbſt, ergriff, um ſeinen Müßiggang, wie er meinte, abzukürzen, die Feder. (Wahrlich, der Mann hatte das Recht, Erinnerungen aufzuzeichnen; gegenwärtig ſchreiben

Es wäre zu weitläufig und iſt nicht der Ort, den Lauf dieſes langen Krieges und der ihn bezeich-

---

die am meiſten, die wenig erlebt haben, und jene, die was erfahren haben, ſchreiben ſelten.) — Montluc ſchreibt von ſich: „Obwohl auch mir viele Laſter und Untugenden mögen angeklebt haben, und ich wohl auch nicht heiliger als ein anderer geweſen ſein mag, — (die Hugenotten ſind trotz ihrer Gleißnerei auch um kein Haar beſſer —) ſo habe ich doch immer ſtandhaft auf unſern lieben Gott mein Vertrauen geſetzt. — Ich kann eingeſtehen, daß ich zuweilen bei feindlichen Gelegenheiten von ſolcher Zaghaftigkeit befallen wurde, daß mir das Herz bangte und alle meine Glieder zitterten. Machen wir uns nicht tapferer, als wir ſind. Der Tod hat zuweilen ein garſtiges Angeſicht! — Wenn ich aber mein Gebet verrichtet hatte, fühlte ich meine Kräfte wiederkehren. Mein Gebet, welches ich gleich beim Beginne meines Waffenhandwerkes gelernt hatte, war folgendes: Mein Gott, der Du mich erſchaffen haſt, erhalte mir meinen klaren Verſtand und Einſicht, daß ich ſie heute behalte und benütze, denn Du haſt ſie mir gegeben. Haſt Du etwa für heute meine Sterbeſtunde beſtimmt, ſo laß mich mit Ehren ſterben. Ich bete nicht um mein Leben, denn ich bin zu Allem bereit, was Du befiehlſt. Dein Wille geſchehe und Deiner himmliſchen Güte empfehle ich meine Seele. Dazu ſagte ich noch einige kurze lateiniſche Gebetſätze vor mich hin, und ich kann vor Gott und Menſchen betheuern, daß ich oft plötzlich empfand, wie mir das Herz wieder warm wurde, und bevor ich noch zu Ende gekommen war, fühlte ich mich bereits in

nenden Ereigniſſe umſtändlich zu verfolgen, ja auch nur ſummariſch zuſammen zu faſſen. Es war mehrentheils ein Partheigänger Krieg, wie er im ſechszehnten Jahrhundert meiſtens, im ſiebzehnten jedoch ſchon wenig mehr geführt wurde. Beſtändige und unzählige Scharmützel, Streifzüge, Ueberfälle füllen die Geſchichte dieſer Kämpfe. Seltener ſind größere und allgemeinere Schlachten. Das Blut wird mehr als kleine Münze ausgezahlt, aber am Ende iſt die Summe ſo ziemlich dieſelbe. Häufig kommen auch Belagerungen, Stürme, langwierige Vertheidigungen mehr oder minder feſter Plätze vor. Auch in den größeren entſcheidenden Treffen ſtunden ſich ſelten über fünfzehn bis zwanzigtauſend Streiter gegenüber. Anfangs neigte ſich die Wage meiſtens auf Seite der königlichen Waffen. Gewöhnlich warf die Reiterei des Flügels, welche Rupert führte, die entgegenſtehenden feindlichen parlamentariſchen

---

einer ganz verſchiedenen Stimmung, als jene war, in welcher ich mein Gebet begonnen. Trotzdem habe ich auch mit meinem Degen tüchtig dareingeſchlagen, und vielleicht beſſer als mancher, der ſich das Gebet wohl erſpart haben mag

Abtheilungen. Dagegen trat das umgekehrte Verhältniß da auf, wo Fairfax, Hamden oder Cromwell das Kommando führten. Selten standen sich diese Führer unmittelbar gegenüber. Mit der Zeit erlangten die Rundköpfe Erfahrung, Disziplin und sogar eine für jene Zeit nicht zu verachtende taktische Ausbildung, während die Cavaliere ihrer anfänglichen, zwar ungestümen, aber wenig geordneten Kampfesart treu geblieben. Obzwar ihre Angriffe meistens von dem glänzendsten Erfolge gekrönt wurden, waren die Cavaliere nach denselben auf dem Schlachtfelde nicht mehr*) zu sammeln, sie schwärmten umher, ließen sich durch ihre Hitze zu gewagten Verfolgungen verleiten, und mußten sich den oft schon errungenen Sieg durch Cromwell's und Fairfax's wohlgeführte Dragoner und Eisen-

*) Etwas Aehnliches war bei den Gastisten der Fall; ihr Bajonnetangriff, namentlich auf die Engländer, gelang meistens. Aber unmöglich war es dann durch längere Zeit, sie in Reihe und Glied zu bringen. Sie schwärmten auf dem Schlachtfelde herum, plünderten und entkleideten die Todten, trachteten Gefangene zu machen, verfolgten die Fliehenden, waren aber lange nicht in Ordnung zu bringen.

rippen, (Küraßiere) wieder entreiſſen laſſen. Dagegen waren ſie faſt immer glücklich in Überfällen, Streifzügen, Handſtreichen aller Art. Carlyl ſagt: „Ganz England glüht in einem düſtern, dunklen Feuer, zuweilen aber durch Gluth und Rauch leuchtet ein heller Strahl, das iſt der Prinz Rupert.“ — Dieſer raſtloſe Ungeſtüm, dieſes unerwartete blitz- und donnerähnliche Erſcheinen und Verſchwinden hatte eine tiefe und unheimliche Scheu vor dem Namen des Prinzen Rupert*) den Rundköpfen eingeflößt, namentlich den würdigen Bürgern der Stadt London, welchen ſich Rupert bereits bis Windſor genähert, und ihnen einen Beſuch zugedacht hatte. In der Volksſage wird oft Prinz Ruperts rother Mantel, den er gewöhnlich trug, Erwähnung gemacht.**) Man wollte ihn überall gleichzeitig an den verſchiedenſten Orten, geſehen haben. Eben ſo unzertrennlich im Munde des Volkes von Ruperts Andenken iſt der große ſchöne Hund, der auf allen

*) Ich finde eine Ähnlichkeit in ſeinem kriegeriſchen habitus mit Cabrera. Jung, kühn, tapfer, ungeſtüm, raſtlos, Freund der Weiber, unverſöhnlich und rachedürſtend auch nach erlittener Niederlage.

**) Eben ſo war Cabrera's weißer.

Bildern neben ihm abgebildet ist. Die Cavaliere brachten dem treuen, riesenhaften, vierfüßigen Begleiter und Beschützer ihres Lieblingshelden im fröhlichen Becherkreise ein heiteres Lebehoch, — weshalb die Rundköpfe ihn für einen höllischen Geist, einen Teufel (wie den Pudel des Dr. Faust) erklärten. Die royalistischen Streifpartheien fügten den Parlamentarischen viel Schaden zu. Diesen Expeditionen wohnte ein abentheuerlicher Charakter bei, welcher beitrug sie bei den Cavalieren beliebt zu machen. Sie gaben Gelegenheit sich Hülfsmittel an Geld, Mundvorrath und Kriegsbedarf beizuschaffen, mitunter auch das Vergeltungs-Recht auszuüben, — feindlich gesinnte Städte oder Individuen einzuschüchtern. Oft, bei Sonnenuntergang, bliesen die Trompeter zum Aufbruche, und kleine Reitergeschwader der Cavaliere durchstreiften die Gegend; — inmitten der nächtlichen Stille ertönte plötzlich der Hufschlag ihrer Rosse auf dem Pflaster irgend einer der parlamentarischen Sache ergebenen Stadt, zu nicht geringen Schrecken der guten Einwohner; — Bürgermeister und Schöffen saßen bald, oft nicht eben reisemäßig gekleidet, hoch zu Roß und machten unfreiwillig die Cavalkade

mit, welche ſie in die Quartiere der Royaliſten brachte, wo ſie, — bis ſie nicht mit Geld oder Viktualien ausgelöst, — als Geiſel verblieben. Mit Tagesanbruch waren die flüchtigen Schaaren bereits verſchwunden und die zu Hülfe herbei eilenden Truppen des Parlamentsheeres ſahen höchſtens in der Entfernung auf irgend einem Hügel noch die letzten Reihen der fortziehenden Reiter, auf deren Küraßen ſich die erſten Strahlen der aufgehenden Morgenſonne ſpiegelten. Auf ähnliche Weiſe überfielen die Cavaliere die Vorpoſten oder die Nachhuth ihrer Feinde, gerade wenn dieſe ſich am ſicherſten wähnten, — erbeuteten die Zuzüge an Lebensmitteln oder ſonſtigen Bedürfniſſen, wodurch ſie ihrem eigenen Mangel an dieſen Gegenſtänden reichlich abhalfen.

Oft gingen ſie plötzlich aus der größten Unthätigkeit in raſtloſe Beweglichkeit über. — „Bald ſchließt man drei bis vier Tage kein Auge, und bald hebt man ſich drei bis vier Tage nicht von der Streu. Man ſchwelgt, oder man ſtirbt ſchier vor Hunger," ſagt einer der royaliſtiſchen Cavaliere in ſeinen Briefen an ſeine Gattin.

In der erſten Periode des Krieges, bevor noch

die Truppen des Parlaments durch sogenannte „Heilige" nämlich der fanatischen Puritanerpartei angehörige Generale befehligt wurden, fanden zuweilen zwischen den beiderseitigen Truppen ritterliche Beziehungen statt. Im Westen befehligte Sir Ralph Hopton für den König, Sir William Walter für das Parlament. Sie waren persönliche Freunde und stunden durch geraume Zeit einander gegenüber. William Walter schreibt an Hopton. „Meine Zuneigung für Sie ist so unveränderlich, daß selbst der Krieg keinen Einfluß auf die Freundschaft ausübt, mit welcher ich Ihrer Person ergeben bin. Ich muß aber dennoch der Sache, der ich angehöre nichts destoweniger treu und redlich dienen. Der alte Spruch, usque ad arma, behält seine Geltung. Der große Gott, der mein Herz kennt, weiß mit welchem Widerwillen ich meine Pflicht erfülle, und mit welcher Abneigung ich einen Krieg führe, in welchem ich eigentlich keine Feinde erkenne. Aber ich muß ihn als opus domine betrachten, — genug um jeder anderen Bewegung meines Herzens Stillschweigen zu gebiethen. Möge der Gott des Friedens bald den Frieden und eine gute Zeit

ſchicken, und uns würdig machen, dieſe Wohlthat zu empfangen. Wir beide ſtehen aber auf der Schaubühne, und müſſen gewiſſenhaft die Rollen ſpielen, welche uns in dieſer Tragödie angewieſen ſind. Das wollen wir beide auf dem Wege der Ehre und ohne perſönlichen Haß vollbringen." — Hopton ſchlug ſeinen Freund Walter bei mehrfachen Gelegenheiten. Bei einer derſelben fiel der wackere Sir Bevil Grenvil, als er eben ſein Regiment zum dritten Mal an den Feind führte.

Prinz Rupert ſchreibt einmal an Lord Eſſex, um ſich um den Namen eines „Gentlemens" zu erkundigen, welcher bei der lebhaften Verfolgung einer royaliſtiſchen Reiterſchaar mit Herrn O'Neale und noch einem andern rüſtigen Reiter zuſammen traf, dieſen niedermachte, O'Neale den Schenkel durch einen Schuß mit dem Fauſtrohre zerſchmetterte und erſt bei dem Herannahen einer zu Hülfe eilenden Truppe Cavaliere ſich zum Rückzug entſchloß. — „Es ſcheint dieß" — ſo ſagt Prinz Rupert, „eine Beſcheidenheit kund zu geben, die nur durch Thaten ſich bemerkbar machen will, nicht aber durch den Namen, denn Niemand weiß, wer der tapfere

Gegner gewesen ist." — Erinnert dies nicht an ein Turnier, wo man den tapfern Kämpfer erst nach dem Siege ersucht, sein Visir zu lüften!? Die Puritaner befaßten sich wenig mit derlei ritterlichen Aufmerksamkeiten. Der royalistische Oberst Bagot befehligte in Lichfield, der Rundkopf Capitän Hunt, der für das Parlament in Tamworth kommandirte schrieb ihm eines Tages folgende brutale Herausforderung. „Bagot, du Sohn einer Zigeunerin, begegne mich auf halbem Wege zwischen Lichfield und Tamworth, wenn du den Muth dazu hast. Widrigenfalls wird meine Peitsche dich züchtigen, wenn ich sonst wo etwa noch mit dir zusammentreffen sollte." — Bagot aber erschien bei dem Rendezvous und erschlug den Grobian.

Nach den unglücklichen Tagen von Marston Moar und von Naseby rieth jedoch selbst Prinz Rupert nachzugeben und den Weg der Verhandlungen einzuschlagen. Aber Karl, der früher nur zu oft und zu viel verhandelt und in diplomatischen Künsten seine Zuflucht gesucht hatte, wollte gerade dießmal nicht darauf eingehen. Nach der Niederlage von Naseby, welche das königliche Heer fast vernichtete,

zog Karl sich in das große alterthümliche Schloß des Marquis von Worcester, — Ragland Castle, zurück. Der getreue und edelmüthige Hausherr empfing und beherbergte seinen König im Unglück mit aller Ehrfurcht und der Fülle und der Pracht feudaler Gastfreundschaft, eben so wie er es in den Tagen des höchsten Glanzes gethan haben würde! — Der ganze Adel von Wales versammelte sich und bildete dem flüchtigen König einen Hofstaat. — Ein tüchtiges Heer scheint mir wäre zweckdienlicher gewesen!? — Dort blieb der König mehrere Wochen, und man vertrieb sich die Zeit mit Jagden und allerhand Vergnügungen, während die königliche Sache immer mehr ihrem Untergange entgegenging, und der Weg sich öffnete an dessen Ziel das Schaffot und das Henkerbeil den unglücklichen König erwarteten.

Zweifelsohne ist die Persönlichkeit der Königin Henriette Marie, Gattin Karls I. zu den ungünstigen Faktoren zu zählen, welche viel zu dem traurigen Resultate des Kampfes beitrugen. Ihre bezaubernde Liebenswürdigkeit, ihre in vielfacher Hinsicht ausgezeichneten Eigenschaften verschafften ihr einen

bedeutenden, oft entscheidenden Einfluß nicht allein auf den König, sondern auf Alles, was sich ihr näherte. Sie übte denselben Zauber, welche eine reizende, weibliche und noch dazu gekrönte Persönlichkeit immer auf ihre Umgebung äußert, wie dieß bei Maria Stuart, Marguerite von Anjou, auch bei der so liebenswürdigen und doch so unglücklichen Marie Antoinette der Fall war. — Unwiderstehlich wirkten sie auf alle jene, welche in ihren Zauberkreis gezogen wurden, aber zu jener und dem eigenen Verderben! — Sie besaß den ritterlichen Muth ihres Vaters, des vierten Heinrichs, aber auch etwas von dem ränkesüchtigen Wesen, dem Ehrgeize, der Herrschsucht, der rastlosen Unruhe der Medizeer, von denen sie durch ihre Mutter abstammte. Sie war über die Maaßen liebenswürdig, aber wer sie liebte, gerieth ins Verderben, nicht minder Alles, was ihr selbst lieb war! So lange sie in Holland weilte, leistete sie der königlichen Sache vielen Nutzen, unabläßig bemüht, Offiziere, Waffen, Geld, Bedürfnisse aller Art beizuschaffen und nach England hinüber zu senden. Endlich aber erschien sie selbst, geleitet von dem

berühmten holländischen Seehelden Van Tromp. Ein heftiger Sturm überfiel die Flotte, sie tröstete ihre zitternden Hofdamen mit der Versicherung, „Königinnen ertränken nicht.“ In Yorkshire betrat sie Englands Boden. Wer in dieser Gegend einen Funken ritterlichen Sinnes im Busen fühlte, ergriff die Waffen und eilte ihr zu. Bald folgte ihr ein kleines Heer, zu dessen Generalissima sie sich selbst ernannte (she majèsty generalissima). Im Triumphzuge erreichte sie York, wo Goring und New-Castle befehligten. Manche, die sich bereits von der Sache des Königs abgewandt und jener des Parlaments zugeneigt hatten, verließen dieselbe, um sich der jungen, reizenden, kühnen Frau anzuschließen, welche nebstbei auch noch Königin war. Der tapfere Montrose, welcher sich eben in York befand, eilte ihr entgegen, und nie stand es besser um die königliche Sache. Hier aber fingen die Zwistigkeiten und Mißgriffe an, die durch der Königin Anwesenheit herbeigeführt wurden. Der König, der sich in Oxford befand, bestand dringend darauf, daß sie sich dorthin begebe.

Die Grafschaften, welche die Königin auf ihrer Reise berühren mußte, waren von den Truppen des

Parlaments beſetzt. Um ihr einen Weg zu bahnen, mußte Prinz Rupert mit einem Theile der beſten Streitkräfte von dem eigentlichen Kriegsſchauplatze entſendet werden. Ihrerſeits zögerte die Königin einigermaßen, dem Wunſche ihres Gatten nachzukommen, — aus welchen Gründen, iſt unbekannt. Das Gerücht, als hätte ſie ſich ſchwerer, als ſie es wohl eingeſtehen durfte, von dem jungen und tapfern Lord Charles Cavendish (der in einem Treffen gegen Cromwell bald darauf fiel) getrennt, entbehrt jeder Beſtätigung. Begreiflich iſt es, daß die kühne, etwas herrſchluſtige und abentheuerliche Königin ſich in ihrer unabhängigen Lage gefiel, mit wehmüthiger Bangigkeit aus dem Kreiſe ihrer Anhänger in Yorkshire ſchied, und von jenen Getreuen ſich trennte, welche ſo willig und hingebend, durch ihre Erſcheinung bezaubert, ſich ihr angeſchloſſen hatten. In Stratford upon Avon traf ſie mit dem entgegen gekommenen Prinzen Rupert zuſammen, und zwar in Shakeſpeare's Hauſe bei deſſen Enkelin.

Der Einfluß, welchen die Anweſenheit der Königin im Kriegslager äußerte, war bald unverkenn-

bar. Sie verwirrte die bereits gefaßten Kriegspläne, brachte Hofintriguen und den Leichtsinn des Hofes in das Hoflager, welches eigentlich nur ein Feldlager hätte bleiben sollen. *) Henriette Marie besaß Eigenschaften, welche sie hätten zur Heldin stempeln können, aber in der Staatskunst machte sie nichts als Verwirrungen, und ihr Einfluß auf die Kriegsentwürfe war vollends verderblich. Sie feindete den tapferen Rupert an und wollte den Reitergeneralen durch ihren Schützling — den unfähigen Hofmann Digby — ersetzen. Das erste Ereigniß ihrer Intrigue war, den Marsch Ruperts gerade auf London, welchen er gleich nach der Einnahme von Briſtol beabsichtigte, zu verhindern.

---

*) Damen waren damals auch zuweilen nicht zu verachtende Kämpfer für ihre Sache. Lady Arundel von Wardour mit ihrer Dienerschaft und die Gräfin von Derby in ihrem Schloße Lathem hielten eine förmliche Belagerung der Rundköpfe aus, welche ſich vor den tapfern Frauen endlich zurückziehen mußten. Lady Arundel, wenn ihr Portrait nicht lügt, muß die schönste und herrlichste Burgfrau gewesen sein, welche je von einer Warte herab geblickt hat.

Hätten die Königin und ihre Günstlinge sich nicht diesem kühnen, aber wahrscheinlich sehr erfolgreichen Entschluß widersetzt, wäre der Krieg vielleicht mit einem Streiche beendet gewesen. Nie trat für Karl eine ähnliche günstige Gestaltung der Dinge ein. Man ließ sie unbenützt vorübergehen und verbrachte die Zeit mit diplomatischen Spitzfindigkeiten und Hofständeleien. Ja, von hier an wendete sich das Kriegsglück, und wir begegnen einer fast ununterbrochenen Reihe unglücklicher Gefechte, nur durch Montrose's vorübergehende Erfolge in Schottland theilweise unterbrochen. —

Auf einen ausdrücklichen Befehl des Königs lieferte Rupert die Schlacht von Morsten Moore, und verlor sie. Karl wurde in Person bei Naseby geschlagen. Henriette Marie, vierzehn Tage nach ihrer Niederkunft mit der Prinzessin Henriette — (später Herzogin von Orleans) — war gezwungen, wieder das Meer zu durchschiffen und Frankreichs gastlichen Boden aufzusuchen. Prinz Rupert mußte nach kurzem Widerstande Bristol — damals nach London die wichtigste Stadt in England — an die Rundköpfe übergeben. Jetzt trat auch, wie es im

Unglücke bei beſiegten Partheien mehrentheils der Fall iſt, Uneinigkeit und Gehäßigkeit unter den ohnehin bereits vom Unglück verfolgten Royaliſten ein. — Einer verdächtigt den Andern und ſucht die Schuld auf den Genoſſen des Unheils zu wenden. — Das iſt der Fluch der beſiegten Partheien in Bürgerkriegen, wahrlich nicht einer der wenigſt ſchmerzhaften Stacheln, welche in die Dornenkronen der Ueberwundenen geflochten werden.*) Die beſiegte, unterliegende Parthei, ſtatt nach der Niederlage um ſo mehr durch Einigkeit und Verſöhnlichkeit ſich zu erkräftigen, zerfleiſcht ſich mehrentheils ſelbſt in wüthender Troſtloſigkeit und Verzweiflung! — **)

König Karl, durch Ruperts Feinde und Neider angeregt, entzog ihm das Amt eines Befehlshabers und übertrug das Kommando an Goring. Es ging immer ſchlechter. — Endlich, in Oxford

---

*) Schreiber dieſer Zeilen hat Gelegenheit gehabt, in ſeinen Erlebniſſen im ſpaniſchen und Schweizer-Sonderbund-Kriege dieſe Erfahrung nur zu ſehr beſtätiget zu finden.

**) Royaliſtiſche und revolutionäre Emigrationen aller Länder geben dazu noch jetzt geltende Belege.

bedroht, — entkam er verkleidet, um sich den Schotten zu übergeben. Diese lieferten ihn treu- und ehrlos den Independenten aus. Nun folgte des Königs Gefangenschaft, — sein Tod, und endlich als burlesker Schluß der Tragödie Cromwell's Gebahren mit dem Rumpfparlament! — dessen Darstellung meine Sammlung der interessantesten Porträte und Kupferstiche jener Zeit beschließt.

War auch für die Parthei der Cavaliere der Ausgang des Kampfes ein ungünstiger, gab es auch für sie der Leiden und Mißgeschicke viele, so hat an ihr Andenken sich doch unzertrennlich die Weihe der unerschütterlichsten Treue, der standhaftesten Hingebung geknüpft. Schön sterben ist zur Zeit großer religiöser oder politischer Katastrophen eine nicht ungewöhnliche Erscheinung. Die Cavaliere exzellirten in dieser Feuerprobe des Charakters und der Ueberzeugung, so daß man fast vergißt, sie zu bedauern, um lediglich der Bewunderung sich hinzugeben. Sei es auf dem Schlachtfelde, auf dem Schaffotte, oder wenn sie als Gefangene unter den Kugeln der Sieger ihr Leben aushauchten, sie gingen fast Alle mit religiöser Erhebung und mit

heiterer Stirn dem Tode entgegen. Strafford hatte den Ton angegeben; Karl I. selbst war nie so würdevoll als in dem Augenblicke, als er das Schaffot bestieg, und das Henkerbeil gab der Krone einen erhöhten Glanz, die Krone des Märtyrers.

Es wäre zu weitläufig, den langen Reigen der nachstehenden Blutzeugen hier zu beschreiben. Doch sei es uns vergönnt, als Beispiel den Tod zweier Cavaliere, Sir Charles Lucas und George Lisle, zu erwähnen. In einer der Expeditionen, welche kurz nach der Hinrichtung des Königs, seinen Tod zu rächen, statt fanden, fielen beide in die Hände der Rundköpfe. Fairfax befahl gleich nach dem Treffen sie zu arquebusiren. Sie erbathen sich Frist bis auf den nächsten Morgen, um noch einige Geschäfte für diese Welt abzuthun, und sich für die andere vorzubereiten. Man ließ ihnen nur die Zeit zu einem kurzen Gebete. — „Diese blinden Hunde wüßten ohnehin nicht zu beten," meinten die christlichen Puritaner. Mit Sonnenaufgang führte man sie auf einen Rasenplatz in der Citadelle von Colchester. Mit Sir Lucas

ward der Anfang gemacht. Er kniete nieder und betete inbrünstig einige Augenblicke, dann erhob er sich mit heiterer Miene, knöpfte seinen Oberrock auf, und seine männliche Brust entblößend, sprach er: „Rebellen! ich bin bereit; macht, daß ihr fertig werdet." Und er fiel, von vier Kugeln durchbohrt. Nun kam die Reihe an Sir George Lisle. Er kniete neben dem entseelten Körper seines Waffenbruders nieder, küßte dessen erblaßtes Antlitz, und mit einem Blick die Reihe der Musquetiere musternd, bemerkte er: sie stünden in zu weiter Entfernung. „Seid unbesorgt, Herr! — meinte einer der Soldaten, — wir werden Sie nicht fehlen." — „Dummkopf, — sagte lächelnd der unerschrockene Cavalier *), — ich bin euch oft viel näher gestanden, und ihr habt mich doch bis jetzt nicht getroffen!" — Er verrichtete noch ein kurzes Gebet. Seine letzten Worte waren: „Ich bin bereit, — ihr Schurken, Feuer!" Wohl denen, welche wie diese beiden Männer in der feurigen Gluth ihren Überzeugungen denselben

*) Dieselbe Antwort gab Charette bei seiner Hinrichtung einem Gensdarmen.

ihr Leben zum Opfer brachten, und mit ihrem Blute ihren Glauben beſiegelten! Oft ſind ſie minder zu bedauern als die Überlebenden. In dem herrlichen Rauſche glühender Begeiſterung erſcheint ihnen der Tod wie ein willkommener Engel, — willkommener als dem Überlebenden, — das Leben, in welchen er in troſtloſer, früh oder ſpät eintretender Nüchternheit dahinſiecht, — fremd und unverſtanden in einer Welt, welche die Intereſſen, die ſeine Zeit belebten, vergeſſen hat oder wohl noch gar beſpöttelt und verhöhnt! —

Unſerem Prinz Rupert ging es nicht viel beſſer. Nach Beendigung des Bürgerkrieges übernahm er die Führung der Schiffe, welche in den Händen der königlichen Parthei geblieben waren. Mehrere Jahre hindurch fügte er der Marine der Republik und deren Handelsfahrzeugen unſäglichen Schaden zu, — alle Meere und Zonen auf ſeinen kühnen Korſarenzügen durchſchiffend. Heldenmüthige Kämpfe und vielfache Abentheuer beſtand er, bis er endlich, wahrnehmend, daß er nur mehr das Gewerbe eines großartigen Freibeuters, nicht aber das Amt eines Admirals der Krone führen könne, ſich

nach Frankreich zurückzog. Mit seinem Gefolge von Mohren, Indianern, — allerhand der fremdartigsten und abentheuerlichsten Gestalten, — mit Affen, Papageien und Wunderthieren aller Art, — erschien er in Paris, wo er einige Zeit hindurch die öffentliche Aufmerksamkeit nicht wenig auf sich zog. Später beschäftigte er sich in seiner Zurückgezogenheit eifrig und erfolgreich mit Chemie, Mathematik, und Natur-Wissenschaften überhaupt. Eine Verbesserung und Vervollkommnung der Kupferstecherkunst wird ihm zugeschrieben. Nach der Restauration kehrte er nach England zurück, wurde glänzend aufgenommen und mit Würden und Ehren überhäuft. Aber unter der liederlichen Regierung eines gehaltlosen und leichtsinnigen Regenten wie Karl II., konnte eine Gestalt wie jene unseres Helden nur als eine aus ferner Zeit stammende Merkwürdigkeit gelten, nicht aber als in die neuen Verhältnisse und Formen passend sich darstellen. Auch geschah dem Prinzen, was mit vielen geschichtlichen Charakteren geschieht, welche ihre Zeit überdauern, — er überlebte sich selbst. Derlei großartige Figuren müssen in ihrem Glanze untergehen, sonst erblassen sie nach

und nach, und verſchwinden wie erbleichende Sterne im Meere der Vergeſſenheit. Den jugendlichen, feurigen; tapfern Reiterfeldherrn, den kühnen Segler — deſſen Bilder ihn in ſeiner Jugend in den ſchweren Reiterſtiefeln, in Küraß und Helm darſtellen, — finde ich an dem tändelnden ausſchweifenden Hofe Karl II. als alternden Mann im zierlichen Stutzergewand, ein Gegenſtand ſtillen Spottes der damaligen Hofleute und Modelöwen. Wer erkennt unter dieſen Prunkgewändern den ritterlichen Vorkämpfer der Cavaliere, den gefürchteten Seekönig wieder! Zuletzt verliebte ſich unſer Held, — ſein Herz war nicht gealtert, — in eine niedliche Komödiantin, Miß Hughes, einer Schauſpielertruppe angehörig, welche die Königin nach Tunbridge hatte kommen laſſen. Die kleine Zauberin wußte den ſtarken Helden vollends zu zähmen und nebſtbei ziemlich lächerlich zu machen. Sie ließ ſich nach allen Regeln belagern, wies anfänglich Geld und alle Geſchenke zurück, um mit deſto größeren Ehren zu capituliren. Unſer Held vergaß Schwert und Rüſtung, — chemiſche Deſtillirvaſen und mathematiſche Quadranten, — ließ ſich bügeln und ſchniegeln und verlebte ſeine

letzten Jahre in den Fesseln eines Mädchens. Er, welcher der Schrecken der Rundköpfe zu Land und zu Wasser gewesen! — König Karl II. und der Hof hatten ihre Freude daran; war ihnen doch der Anblick des gefürchteten Kriegshelden immer unheimlicher in seiner ursprünglichen Gestalt gewesen. So paßte er besser in ihre Umgebung. Man spöttelte wohl im Stillen, aber wagte nicht, es laut zu thun, und so verschwindet in tändelnder Unbedeutenheit das Bild des letzten Cavaliers! „unter Pulverdampf und im Gepraſſel des Geschützes strahlend, — erbleichend unter Puderstaub und im Wohlgeruch duftender Essenzen!“

Erſte Belagerung Wiens

durch

Soliman. *)

*) Nach Pater Fuhrmann.

Wenn in den erſten Frühlingstagen eine Menge heiterer und geputzter Menſchen auf den Baſteien Wiens auf und ab wogt, ſich labend an den wärmenden Sonnenſtrahlen, ſo gedenke ich oft jener Zeiten, wo die Strahlen dieſer ewig leuchtenden und wärmenden Sonne abprallten an den Rüſtungen und Pickelhauben der tapfern Krieger, die auf denſelben Baſteien ſich drängten, aber nicht luſtwandelnd wie ihre Nachkommen, ſondern in Reihe und Glied geſchaart, entſchloſſen zum Kampf und Tod gegen den damaligen ſo mächtigen und gefürchteten Erbfeind, den Türken! Die Sonne in ihrem immer wiederkehrenden Kreislauf, die Mauern in ihrer Stätigkeit ſind dieſelben geblieben, aber Chriſtenritter und Türken ſind längſt hinabgeſtiegen, und kaum leben noch ihre Thaten in der Erinnerung.

Und doch war es eine große bewegte Zeit, in welcher noch die Frage im Schweben stand, ob Wien ein türkisches Paschalik wie Buda werden, oder ob der Islam an dieser Vormauer der Christenheit zerschellen solle! — Die zweite Belagerung Wiens unter Kara Mustapha fand schon in jener Periode statt, wo der türkische Halbmond im Abnehmen stand, — und doch war die Gefahr noch drohend, und nur der heldenmüthigen Vertheidigung blieb es zu danken, daß nicht das mächtige, wenn auch schon erbleichende Gestirn des Islams das Kreuz vom Stephansthurm verdrängt hat. Was aber stund damals erst auf dem Spiele, als der mächtige Türkenkaiser, — der siegreiche Padischah, — der ruhmumgläntte Soliman, die Mauern Wiens berannte, nachdem der junge Ungarkönig Ludwig II. mit der Blüthe seines Adels bei Mohacs (1526) den Heldentod gefunden hatte! In Folge seines Ablebens wurde Ferdinand, der Gemahl Annens, des gefallenen König Ludwigs Schwester, in Stuhlweißenburg als ungarischer König gekrönt. Aber auch Johann Zapolya, Graf von der Zips, war von einer dem Hause Österreich feindlichen

Parthei zum König gekrönt und ausgerufen worden. Unfähig, sich durch die Waffen zu behaupten, entblödete sich Johann Zapolya nicht, den Erbfeind der Christenheit zu seiner Hülfe anzurufen.*) Der Teufel und der Türkenkaiser erhörten den Frevelspruch, aber wie gewöhnlich zum eigenen Untergange des frevelnden Magiers sich wendend.

Soliman zog mit ungeheurer Heeresmacht im April nach Ungarn. Ofen fiel, — die Stadt erst nach wiederholten Stürmen, — die Festung durch die Meuterei der teutschen Besatzungstruppen, welche trotz der Bemühungen des tapfern und standhaften Feldobersten Thomas Nadasdy auf der Uebergabe bestanden. Als Soliman dieses in Erfahrung brachte, ließ er die abziehende Besatzung niedermachen, zum Lohn ihrer Untreue, — „da derlei „gegen ihren Kriegsherrn eidbrüchiges Volk nicht als „ehrliche Kriegsleute zu behandeln seien, und dafür

*) Er soll bei dieser Gelegenheit ein leider eben so unheilvoll für Ungarn sich bewährtes Citat:

„— — — — Flectere si nequeo superos
„Acheronta movebo,“

ausgesprochen haben.

„zu büßen verdienten, nicht aber den Lohn ihres „Treubruches in sicherer Ruhe einzuernten. Dieß „sei des Exempels wegen für andere Kriegsvölker.“ — Anderseits aber ließ er den tapfern Oberst Radasdy vor sich kommen, gab ihm die Freiheit und lobte seine standhafte Treue und Ergebenheit für seinen Kaiser, dem er zu so tapfern und treuen Dienern Glück wünschte.*) Solimans nothgedrungener Aufenthalt vor Ofen war für Wien ein großes Glück, und die standhafte Vertheidigung der Stadt ein großes Verdienst Radasdy's, indem man kaum mit der ersten Vorbereitung zum würdigen Empfange des ungebetenen, aber mächtigen Gastes

*) Damals wußten noch die Fürsten und Regenten untereinander die Treue auch an jenen Dienern zu schätzen, die ihre Pflicht auch ihnen gegenüber bewiesen. Sie wußten, daß das Princip dieser Tugend ihnen gemeinschaftlich zu Gute kam, — dagegen Verrätherei und Wankelmuth gegen den eigenen Herrn, — wenn auch für den Augenblick zuweilen nützlich, — als allgemeiner Grundsatz zum Untergang aller Reiche und Ordnungen führen müßte; man benutzte wohl den Verrath, man verachtete aber den Verräther, — man zahlte ihn zuweilen, — aber man reichte ihm nicht, — wie es seither nur zu oft geschehen ist, — die fürstliche Hand! — und verlieh ihm Ehre und Huld! —

fertig geworden war. Die türkiſchen Heeres-Maſſen wälzten ſich nun die Donau entlang hinauf. Wiſſehgrad, Totis, Gran, ſchwach beſetzt, fielen nach kurzem Widerſtande. Etwas länger hielt ſich Ungariſch-Altenburg, weil ſich, wie die Chronik ſagt: „die böhmiſchen Knechte“ — aus denen die Beſatzung beſtund, — „gar ſehr tapfer gewehrt.“ Als die Türken die Stadt beſetzten, fanden ſie darin dreihundert Böhmen, welche ſie auf dem Weitermarſche mitnahmen, da der Sultan, die Tapferkeit auch am Feinde ehrend, befohlen hatte, ſie glimpflich zu behandeln. Er ließ deren auch einige vor ſich kommen, und befragte ſie, „wie viel Städte oder Feſten etwa noch auf ſeinem Wege liegen, die vermeſſen genug ſein dürften, Widerſtand leiſten zu wollen, und ob Wien dieß wohl vermögen würde?“ — Die Gefangenen meinten, „von andern Städten habe er nicht viel zu befürchten, ob Wien ſich gegen ihn halten könnte, wüßten ſie wohl nicht, glaubten aber wohl, es ſei „dieß eine Nuß, nicht gar leicht aufzuknacken.“ —

Mittlerweile wurde der Schrecken im flachen Lande ſehr groß, und Alles flüchtete über Hals und

Kopf den steyrischen Gebirgen und der obern Donau-Gegend zu. In Wien selbst aber herrschte maaßlose Verwirrung. Nur auf Genußleben und Wohlstand bedacht, hatte man den bewährten Grundsatz: „si vis pacem para bellum“ schon seit lange her als ein Großmutterspröchlein ohne Sinn sich anzusehen gewöhnt. An Munition, an Vorräthen aller Art war Mangel. — Die Ringmauern, Bastein und Wälle in Verfall. — Erstere mußten nun über Hals und Kopf herbeigeschafft, — letztere in der Eile ausgebessert werden.

Der auf dem Reichstage zu Speier zum obersten Feldhauptmann der Reichstruppen ernannte Pfalzgraf bei Rhein war mittlerweile bis Krems gekommen, konnte aber nicht mehr in die Stadt gelangen. Dagegen hatte dessen Vetter, Herzog Philipp bei Rhein, ein kriegserfahrner, tapferer Herr, noch glücklich mit seinen Truppen in das bedrohte Wien sich hineinwerfen können. — Auch wohl gerade zur höchsten Zeit, denn den Tag nach seiner Ankunft ward die Stadt vom Feinde, dessen Schaaren über Simmering wie Heuschreckenschwärme heranwogten, berannt. Er ward auch sogleich zum

Obriſten über die geſammte Beſatzung und zum Stadt-Commandanten erwählt.

Die Beſatzung beſtand aus ſpaniſchen, ungariſchen, ſteyriſchen, böhmiſchen und teutſchen Reiſigen — („Knechten" wie man dieſe Kriegsleute nannte,) — unter bewährten, kriegserprobten Führern, als: Niklas von Salm, Johann Graf von Hardegg, Wilhelm von Rogerdorf, Leonhard von Wels, Johann Katzianer, Niklas von Thurn, Sebaſtian Schertlin u. a. m. und belief ſich auf etwa zwanzigtauſend Mann Fußvolk und beiläufig zweitauſend Pferde. Es wurde ein Kriegsrath gehalten, in Folge deſſen es anerkannt wurde, daß man zwar nicht ſtark genug ſei, dem Feinde im offenen Felde mit den zu Gebothe ſtehenden Kräften die Spitze zu biethen, dagegen aber beſchließe, die Stadt Wien zu behaupten und „bei einander zu verbleiben, ſo lange Leib und Leben währet." —

Es wurde aber bald erſichtlich, daß die Beſatzung nicht ſtark genug ſei, die äußere Umfaſſung der Stadt — (Linienwall) — gegen den feindlichen Angriff zu behaupten, und die Vertheidigung auf die Werke der innern Stadt ſich beſchränken müſſe. In

Folge dessen faßte man den Entschluß, die Vorstädte preis zu geben und selbst zu zerstören, damit der Feind nicht Unterkunft und Schutz in ihren Mauern fände. Man wollte wohl vorher den Einwohnern Zeit gönnen, ihre werthvollste Habe zu retten. Nichtsdestoweniger büßte ein großer Theil derselben die seinige bei der vier Tage währenden Zerstörung der Vorstädte ein. Die damalige sehr zügellose Soldateska machte sich auch diesen Umstand zu mannigfaltigen Plünderungs-Versuchen und Exzessen zu Nutze. Wäre es ja doch besser, meinten die Landsknechte, — „den Wein" — der stromweise aus den Fässern auf die Straße floß, — „durch die Gurgel rinnen zu lassen, als daß derselbe den ungläubigen Heiden, welche die Gottesgabe doch nicht zu gebrauchen wüßten, dazu dienen sollte, ihre Rosse darin in die Schwemme zu reiten." — Ueber achthundert Häuser, viele Kirchen und Klöster wurden binnen dem vier Tage währenden Brand der Vorstädte eingeäschert, und als Soliman endlich von Bruck an der Leitha heranrückte, fand er nur Schutt und Trümmer, zwischen denen er lagerte.

Die Rauchwolken stiegen noch aus den Schutt

haufen der Vorstädte empor, als Solimans Vortrab, dreißigtausend Mann stark, befehligt von Michael Oglu, am 21ten September (St. Mathäi Tag) früh Morgens vor Wien anlangte, und sogleich die Einschließung der Stadt begann. Die leichte Reiterei der Türken, Tartaren und Hußaren, umschwärmten die Ufer der Wien und die nächsten Umgebungen, während die Belagerten diese letzte Vorbereitungsfrist dazu benützten, vor dem Kärnthnerthore noch ein kleines Bollwerk aufzuwerfen, alle Stadtthore, das Salzthor ausgenommen, durch welches der Zugang zum Donau-Ufer offen blieb, — fest zu verrammeln, und die Ausbesserung der schadhaften Stellen an den Wällen mit Nachdruck fortzusetzen.

Am 23ten September machten fünfhundert Pferde einen Ausfall bei St. Marx. Sie stießen auf die mächtigen Reiterschaaren der heranrückenden Hauptmacht des Sultans und wurden zurückgeworfen. Der tapfere Fähnrich des Grafen Hanns Hardegg, Christoph Zedlitz, verlor sein Pferd; vor Allem bedacht auf die Sicherheit des ihm anvertrauten Ehrenpfandes, schickte er die Standarte durch einen

andern Reiter zurück, fiel aber nach mannhafter Gegenwehr mit sieben Andern in feindliche Gefangenschaft. Sie wurden insgesammt nach Bruck dem Sultan entgegengeführt. Jeder, Zedlitz ausgenommen, mußte einen abgeschnittenen Christenkopf vor sich hertragen. Soliman ließ sie vor sich kommen, und sie wurden über Manches, unter andern auch darum befragt, ob die Stadt Willens sei, sich standhaft zu vertheidigen. Der tapfere Zedlitz antwortete muthvoll: die Besatzung und Bürgerschaft sei Willens, sich bis auf den letzten Mann zu wehren. — Am 25ten wurden zwei gefangene Türken aus der Stadt freigelassen, wogegen Soliman von den sieben Gefangenen viere, jeden mit drei türkischen Dukaten beschenkt, zurücksendete, durch dieselben die Besatzung zur Uebergabe, mit dem Versprechen, Leib und Leben zu sichern, im entgegengesetzten Falle unter Androhung gräuelhafter Zerstörung auffordern ließ. „Es gebe nur einen Gott im Himmel, könne also auch nur einen Kaiser auf Erden geben, und nach Wiens Falle würde er bis mitten in das teutsche Reich ziehen, um den Kaiser der Christen zu überwältigen." — Hierauf ließ der

Pfalzgraf antworten: „Er, Soliman, möge sein „Glück so gut er könne, versuchen, — die Besatzung „wie die Stadt aber wollten sich so lange wehren, „als sie ein Schwert zu führen vermöchten, und bei „einander ritterlich leben und sterben." — Soliman ließ ihnen zum Spotte entbiethen, daß er in Anbetracht der Schwäche seiner Gegner Willens sei, ihnen auch die gefangene Altenburger Besatzung von dreihundert Mann in die Stadt zu schicken, damit er doch seiner Feinde sich nicht zu schämen brauche. Der Pfalzgraf aber erwiderte: „Er habe Volks genug in der Stadt und stünde um diese dreihundert Mann, die sich bereits einmal ergeben hätten, nicht an. Er habe standhaftere Krieger, und da der Sultan sie einmal habe, mag er mit ihnen machen, was er wolle." Statt dessen gelang es noch zwei wohlgerüsteten Fähnlein Nürnberger Knechte, mit fliegenden Fahnen in die Stadt zu ziehen. Sie hatten bei Tuln noch einem großen Haufen Flüchtlinge begegnet, die zu Wasser nach Linz sich zu retten vermeinten, von den Streifpartheien des Feindes aber ereilt und sämmtlich niedergemacht wurden.

Nun ward aber die Stadt völlig eingeschlossen.

und auf den Trümmern der Vorstädte von der Landstraße bis zur Roßau sich ausdehnend, ragte eine neue Stadt türkischer Gezelte empor, des Sultans Hauptquartier und kaiserliches Zelt war bei St. Marx (da, wo gegenwärtig das Neugebäude steht), neben der Straße, die nach Schwechat führt, aufgeschlagen. Um dasselbe herum lagerten die Janitscharen, der Kern des Türkenheeres. — Bei Nußdorf, gegen die Abfälle des Kahlenberges, lagerte Ibrahim, der Großvezier, — bei St. Ulrich Beiram Bey, — bei Hietzing und St. Veit Michael Oglu. — An fünfundzwanzigtausend Gezelte soll das feindliche Lager gezählt haben, und dessen Ueberblick mochte vom Stephansthurm aus einen großartigen Anblick, wenn auch für die Belagerten nicht eben ergötzlich, gebothen haben; ohne jedoch ihren Muth und ihre Standhaftigkeit zu beugen. Wer die Chroniken jener Zeit liest, erfreut sich an dem warmen Glaubensmuth, an der freudigen Krieger-Zuversicht, mit welcher damals in den Kampf gezogen ward. Keine pomphaften Journal-Artikel, keine pausbackige Presse glaubte damals, das Feuer anblasen zu müssen, welches auf den Schlachtfeldern gegen den Erbfeind

loderte. Aber mit wenigen und kernigen Worten, zeichnete irgend ein schriftkundiger Mann, ein emsiger Mönch, die Thaten seiner Zeitgenossen auf, mit Worten, die so frisch und geharnischt auf dem Papier heraustreten, wie die Männer und freudigen Kämpen, von denen sie Bericht geben! —

Obzwar der Commandant zu Preßburg, Wolfgang Oeder, der vorüber fahrenden türkischen Flotille vom Schlosse aus vielen Schaden zuzufügen beflissen war, ja manches Schiff davon mit seinen zwei langen Karthaunen glücklich in den Grund schoß, so gelang es dem Feinde doch, bei vierhundert derselben glücklich bis gegen Nußdorf heraufzubringen. In den Donau-Inseln lagerten bereits auch zahlreiche Türkenschaaren, und somit war die Stadt nun vollkommen eingeschlossen und jede Zufuhr gesperrt. Auch versuchte der Feind die Quellen und Brunnen in der Umgebung der Stadt zu vergiften; scheint aber ohne Erfolg geblieben zu sein, da nichts von einem solchen verlautet. Desto größeren Schaden richteten seine zahlreichen und geschickten Schützen mit ihren langen Handröhren an, denn die Janitscharen hatten sich in den nahe am Walle

liegenden Ruinen der Vorstädte eingenistet, namentlich auf der Wieden und Landstraße, und unterhielten aus diesem sichern Verstecke ein fortwährendes und nachdrückliches Feuer gegen die Wälle, und zwar mit solcher Geschicklichkeit, daß sie die einzelnen Konstabler oder Hakenschützen, welche sich unvorsichtig zwischen den Schießscharten oder Blendungen sehen ließen, sogleich „wegbürsteten" wie der ehrliche Pater Fuhrmann sich ausdrückt. Außerdem flogen zahllose Pfeile durch die Luft, und man konnte ohne Pickelhauben sich weder auf Gassen noch Plätze wagen.

Am 27ten September entstand ein großer Allarm in der Stadt, da man einen ernsthaften Angriff des Feindes zu erwarten Ursache zu haben vermeinte. Dieser unterblieb zwar; es stellte sich aber bei dieser Gelegenheit die Nothwendigkeit heraus, die verschiedenen Vertheidigungspunkte den in voraus bestimmten Truppenabtheilungen und deren Anführer anzuweisen, — (eine **ordre de bataille** zu definiren) — um zwecklosen und zeitraubendem Umhermarschiren und daraus entspringenden Verwirrungen im Augenblicke der Gefahr vorzubeugen.

Demnach übernahm die Wallſtrecke vom Stubenthor bis zum halben Kärnthnerviertel der Pfalzgraf ſelbſt mit vierzehn Fähnlein Fußvolk und hundert Reitern; — vom Kärnthnerthor, dem bedrohteſten Punkt, bis zu den Auguſtinern befehligte Herr Eck von Reiſchach dreitauſend öſterreichiſche Lanzknechte. Im Auguſtinerkloſter lagerte Abel von Hollenek, der das ſteiriſche Volk führte und beſetzte die Auguſtinerbaſtei bis zum Burggarten. Dieſer und die Burg ſelbſt ward Leonharden von Wels mit ſeiner bereits in Ungarn altverſuchten Mannſchaft anvertraut. Von der Burg an bis gegen das Schottenthor befehligte Maximilian Leiſer.

Zwei Viertel der Bürgerſchaft, unter dem Greiſeneker und Johann Hauſer hatten die Vertheidigung des Schottenthores übernommen. Die zwei andern Viertel wurden unter Befehl des Bürgermeiſters und Stadtrichters en reserve behalten, und wurden zugleich beſtimmt bei etwa eintretender Feuersgefahr zum Löſchen verwendet zu werden. Am Elend ſtationirte Ruprecht von Eberſtorf mit zwei öſterreichiſchen Fähnlein und

besetzte den Judenthurm. Anfangs waren auch die Spanier in dieser Gegend eingetheilt, wurden aber, als sich die Hauptangriffe des Feindes hauptsächlich gegen die Kärnthner und Augustinerbastei richteten, dorthin zur Unterstützung verwendet. Beim Werder- und Salzthor bis zum rothen Thurm lagerte Ernst von Brandenstein mit zweitausend Böhmen und Graf von Hardegg mit zweihundert Reitern. Fünfhundert teutsche Reiter wurden auf die vier Hauptplätze der Stadt (Neumarkt, Hof, hohen Markt und Graben) angewiesen, um von da aus überall disponirt zu werden, wo Unterstützung nothwendig sein könne, oder bei Ausfällen und Verfolgung des Feindes mitzuwirken. Später ward auch der in spätern Türkenkriegen vielbenannte Hans Katzianer mit seinen unterhabenden Steyrern und Kärnthnern, desgleichen Kaspar Riczan mit seinen Böhmen und Sigmund Leiser mit zwei Fähnlein Fußvolk den bedrängten Posten am Stuben- und Kärtnerthor zur Unterstützung zugewiesen. Das Geschütz wurde folgendermaßen vertheilt: — in der Burg ein Doppelhaken und fünf Falkonete, — auf einen

zunächſt auf der Burgbaſtei errichteten Bollwerk (eine Art Cavalier, vermuthlich in der Nähe der jetzigen Pellaria) eine Karthaune, — längs der Schottenbaſtei drei Halbſchlangen*), auf dem Ravelin vor dem Schottenthore eine Halbſchlange und eine Singerin, — auf dem Schottenthurm zwei Falkonete, und auf einem von den Spaniern zunächſt aufgeworfenen Cavalier eine Karthaune und der ſogenannte „Greif" — eine große „Rothſchlange" **). In einem Garten beim Salzburgerhofe ſtanden gegen die Donau gerichtet eine Singerin und eine Halbſchlange. Auf dem Ravelin am Werderthor zwei Falkonete. An der Ecke beim Biberthurm eine Rothſchlange, eine Singerin und zwei Falkonete, und im Biberthurm ſelbſt waren zwei der Stadt gehörige Falkonete angebracht. — In dem Graben des Dominikaner-Kloſters wurde ein Bollwerk — (der erſt ſeit 1848 abgetragene Cavalier vor dem jetzigen Mauthgebäude, — „Katze," ſagt Fuhr-

*) Lange Geſchütze, die etwa 12—18 Pfd. ſchwere Kugeln ſchoſſen.

**) Schweres, etwa 18pfündiges, auch ſteinerne Kugeln ſchießendes Geſchütz.

mann) aufgeführt, und mit einer Halbschlange und einem Falkonet versehen. Deßgleichen wurden im Kloster selbst zwei Halbschlangen placirt. Im St. Jakobskloster standen unter dem Dache zwei Falkonete, auf der Stubenthorbastei drei Doppelhaken, eine Singerin und drei kleine Mörser. — Auf dem Kärnthnerthurme stand eine große Nothschlange, eine Halbschlange, und ein Falkonet, im Thurme selbst zwei eiserne Falkonete; bei St. Clara — (Bürgerspital) — wurde durch die Mauer ein Schießloch gebrochen und eine Singerin in dasselbe eingeführt, — im St. Clara-Kloster ist eine Halbschlange und unter dem Dache ein Falkonet untergebracht worden. In dieser Gegend stunden auch zwei mit Hagelschrott (gehackten Blei — Kartätschen) geladene große Doppelhaken, zwei kleine und ein großer Mörser. Zwischen St. Clara und dem Augustiner-Kloster wurden drei Schießscharten in die Mauer gebrochen, und eine Karthaune, eine große Nothschlange und eine Singerin in dieselben eingeführt. Aus dem Augustiner-Kloster bedrohten zwei eiserne mit Hagelschrott geladene sogenannte Steinbüchsen und ein Falkonet die Angreifer.

Am 29ten September machte ein Theil der Beſatzung einen Ausfall beim Stubenthor heraus, um die feindlichen Arbeiten zu ſtören; übrigens blieb derſelbe ohne weſentlichen Erfolg, brachte aber auch keinen erheblichen Verluſt.

Zum Glücke hatte das anhaltende Regenwetter den „Großtürken“ bemüßigt, den größten Theil ſeines ſchweren Geſchützes in Comorn und bei Ofen ſtehen zu laſſen. Er hoffte deſſen bei der Belagerung Wiens um ſo weniger zu bedürfen, als er auf den ſchlechten Zuſtand der Befeſtigung rechnete. Bei dem kräftigen Widerſtande der Beſatzung fühlte er aber jetzt doppelt den Mangel ſeiner ſchweren Geſchoſſe, die ihm einen gangbaren Wallbruch geöffnet und das wenig zahlreich gegenüberſtehende Geſchütz bald zum Schweigen gebracht hätten. Bei gegenwärtigen Umſtänden blieb aber das Stürmen immer ein viele Opfer erheiſchendes Mittel. Die Türken waren aber zu jener Zeit im Belagerungskriege wohl erfahren, geübt und beſonders geſchickt als Minirer. Dieſe Fertigkeit nahm Soliman nun beſonders in Anſpruch und ließ an tauſend Mann unaufhörlich bei Tag und Nacht an den unterirdiſchen Gängen arbeiten, welche die

Bayerische Staatsbibliothek

Mauern und Bollwerke unterwühlen sollten. Durch Kundschafter ward dieß den Belagerten verrathen, welche deshalb mit doppelter Vorsicht auf ihrer Huth waren. In allen, den Wällen benachbarten Kellern wurde fleißig Aufsicht gehalten. Die Chronik meldet, daß in dem Keller eines Bäckermeisters auf der Freiung dergleichen feindliches Miniren durch Bäckerjungen, welche noch in später Nacht mit ihrer Arbeit beschäftigt waren, entdeckt wurde. Eine in den Keller gestellte Trommel mit darauf liegenden Würfeln verrieth den unter der Erde sich heranwühlenden Feind *). Die Feinde sollen selbst nicht gewußt haben, bereits so weit vorgedrungen zu sein, indem sie sonst wohl früher die Mine angezündet hätten **).

*) Die in Wien befindlichen braven Bergleute aus Schwatz in Tyrol ließen sich willig als Gegenmineurs verwenden, und leisteten in dieser Hinsicht wesentliche Dienste.

**) Das besagte Haus ist der sogenannte Heydenschuß am Eck der Freiung und Naglergasse, und es wurden zur Erinnerung an diese durch die wachenden Bäckerburiche abgewendete Gefahr der Bäckerzunft von König Ferdinand mehrere Privilegien verliehen, worunter sich der Gebrauch eines feierlichen Aufzugs der Bäckergesellen am Ostermontag mit fliegenden Fahnen und türkischer

Am 5ten Oktober in aller Früh ertönte großer Lärmen im türkiſchen Lager und das Allahgeſchrei der Türken erfüllte die Luft; man vermuthete einen Sturm und die Beſatzung eilte, ihre Poſten an den Wällen zu beſetzen. Es erfolgte aber deſſen ohngeachtet kein Angriff.

Herzog Philipp berief Abends die Kriegs-Oberſten, und ordnete auf den andern Tag einen Ausfall an. Jegliches Regiment ließ die Hauptleute würfeln und durch das Loos vier Fähnlein zu dieſer Expedition beſtimmen. Die achtzehn Fähnlein, welche auf dieſe Art bezeichnet wurden, rückten auch am 6ten Oktober Früh beim Salzthore hinaus und wurden auch bald mit dem Feinde handgemein, aber in kurzem durch die Uebermacht zurückgedrängt, wobei ein ſolches Gedräng entſtand, daß bei dem Rückzuge über den Stadtgraben einiges Volk über die Brücke hinabgedrückt wurde und zu Schaden kam. Der Rückzug war glücklicherweiſe noch zeitig genug

---

Muſik noch lange erhalten hat. Das Haus ſelbſt ward zum Gedächtniß mit einem aus Stein gehauenen „reitenden, mit Bogen und Pfeil zum Schießen bereiten Türken“ bezeichnet, ſo heut zu Tag noch zu ſehen.

begonnen worden, um dem Angriffe von achtzehntausend türkischen Reitern, die mit der Bestimmung, den Rückzug an der Brücke abzuschneiden, im Hinterhalte lagen, zuvorzukommen.

Inzwischen hatte der Feind zwei Minen bei dem Walle am Kärnthnerthore sprengen lassen, welche an beiden Seiten ein vierzig Klafter langes Stück Mauer zum Einsturze brachten. Unmittelbar darauf begann der Sturm, der aber standhaft erwartet und wacker abgetrieben wurde. Ein großes Hinderniß beim Stürmen war für den Feind die Tiefe des Wallgrabens, den er sich auch mit Faschinen und Erdsäcken, die von Menschen, Mauleseln und Kamehlen herbeigeschleppt wurden, nach Möglichkeit auszufüllen bemüht war.

Am 9ten Oktober wollten die Türken den abermaligen Einsturz eines Stückes der Stadtmauer durch zwei in die Luft gegangene Minen benützen, und liefen abermals Sturm, ohne jedoch auf dem Walle festen Fuß fassen zu können.

Den 10ten Oktober benützten die Belagerten, um die bereits schadhaften Mauern am Stuben- und Kärnthnerthor nach Möglichkeit auszubessern, Ab-

schnitte und Gräben in den anstoßenden Gässen aufzuwerfen und dieselben nach Möglichkeit zu verhollwerken. Es war dieß um so mehr an der Zeit als bereits schon am 11ten Früh, nachdem abermals eine Mine in die Luft gegangen und ein Stück von der Mauer eingeworfen hatte, ein Generalsturm auf die Stubenthorbastei erfolgte. Die Türken liefen wie rasend unter wildem Geheul an den Wallbruch heran, während sie ihr sämmtliches Geschütz aus den Laufgräben spielen ließen. Aber aus allen Quartieren wurde Unterstützung an die bedrohten Punkte gesendet, und somit der Sturm glücklich abgeschlagen, der Verlust war beiderseits groß. Leichen und Blut bedeckte die Schutthaufen, um die man kämpfte. Namentlich büßten die Spanier viel ein, die sich gar wacker geschlagen hatten. Als man die Bürgerschaft musterte, fehlten sechshundert sechsunddreißig Köpfe. Dagegen füllten die feindlichen Leichen den Wallgraben und die Approchen.

Am 12ten erweiterte eine neuerdings in die Luft geflogene Mine den bereits offenen Wallbruch am Stubenthor abermals um zwanzig Klafter. Der Feind stürmte den ganzen Tag, und spät Abends noch einmal, ward aber wieder abgewiesen.

Den 13ten brachte man damit zu, mit gesammter Anstrengung die Mauern wieder nothdürftig auszubessern, wobei die ganze männliche, nicht waffentragende Bevölkerung willig mitwirkte. — Auch Geistliche, — und insbesonders die Mönche legten Hand an, und unterstützten und ermuthigten durch ihren Eifer die übrigen Arbeiter.

Am 14ten Oktober um zwei Uhr Nachmittags, nachdem den ganzen Morgen das türkische Lager von Geschrei, Musik, Schießen und Jubel ertönt hatte, erfolgte der letzte, aber auch der heftigste General-Sturm zugleich auf das Kärnthner- und Stubenthor. Die Bassen trieben selbst, den Säbel in der Hand, die trunkenen Janitscharen den Wallbruch hinauf, aber fruchtlos; auch dieser Sturm scheiterte an der standhaften Tapferkeit der Christen, am Abend zogen die Türkenschaaren entmuthigt in ihr Lager zurück, zahllose Leichen der ihrigen auf den Mauertrümmern und in den Gräben zurücklassend.

Bei dieser Gelegenheit trug sich eine interessante Episode zu. Ein teutscher und ein portugiesischer Rittersmann waren im Begriffe, eine Ehrensach

mit dem Degen in der Faust abzumachen, als der Feind zum Sturm herannahte. Sie beschlossen daher, den Zweikampf vor der Hand einzustellen und eilten den Türken entgegen, welche eben im Begriff waren, einen Roßschweif auf den bereits erstiegenen Wall zu pflanzen. Der Teutsche gerieth in Mitte des Kampfes, und nach tüchtigen Streichen ward ihm der linke Arm nebst Schild abgehauen. Der Portugiese aber drang bis zu ihm und hieb ihn wieder heraus. Nun aber durchbohrte ein Pfeil des Portugiesen rechte Schulter, er mußte den Degen fallen lassen, und ein herbeistürzender Janitschar würde ihm den Garaus gemacht haben, wenn nicht wieder der Teutsche mit der übrig gebliebenen Hand diesen letztern niedergestochen hätte; mit Blut und Wunden bedeckt, verhauchten die beiden tapfern Kriegsleute an einander gelehnt ihr Leben, friedlich neben einander liegend, die vor wenigen Stunden als feindliche Gegner sich gegenüber gestanden hatten. *)

*) Es wäre dieß allerdings die rühmlichste und beste Art, eine Ehrensache auszufechten, nur hat man nicht immer einen Türken-Sturm bei der Hand, der einem dazu die Gelegenheit böthe! —

Als nun der „Großtürk“ ſah, daß er vor Wien nichts ausrichten könne, das herannahende ſchlechte Herbſtwetter es auch unmöglich machte, ſein ſchweres Belagerungsgeſchütz von Ofen und Komorn herbeizuſchleppen, dann in Anbetracht des bei den zahlreichen heftigen Stürmen erlittenen Verluſtes, und der mittlerweile unter Pfalzgraf Friedrich zum Entſatze heranrückenden Reichsarmee beſchloß er zu ſeiner nicht geringen Demüthigung die Belagerung aufzugeben, und nahm „mit Schand und Spott und im grimmigen Zorn“ — wie die Chronik ſagt, — ſeinen Abzug, nachdem er vierundzwanzig Tage die Stadt belagert und gegen deren Wälle ſechzig Stücke unabläſſig hatte ſpielen laſſen. Zwanzig Stürme hatten die Türken verſucht, und bei zwanzigtauſend Mann! worunter die Tapferſten der ihrigen dabei ſowohl, als durch Lager-Krankheiten eingebüßt.

Am 15ten Oktober (als am Thereſientag) zogen die Türken, nachdem ſie ihr endloſes, weitläufiges, ſtadtartiges Lager in Flammen geſetzt hatten, — gegen Schwechat und Fiſchament ab, und Soliman mußte „wie weiland König Sennacherib,“ ſagt die Chronik, mit ſeinem zahlloſen Heere vor dem

Heldenmuthe der tapfern Chriſtusfechter ſeinen Trotz und Uebermuth beugen; ſeine Kraft war an den Wällen Wiens, wo er ſich den Kopf blutig gerannt hatte, geknickt worden. Als man in der Stadt des Feindes Abzug bemerkte, wurde bei St. Stephan **Te Deum** geſungen, und dann als Jubelzeichen das ſämmtliche auf den Wällen ſtehende Geſchütz losgebrannt. — Dumpfer Kanonendonner wiederhallte in der Ferne. Soliman hatte auch ſein Geſchütz als Drohungs-Mahnung ſeines Wiederkommens abfeuern laſſen. Wohl war es ſein feſter Wille das Verſäumte einzuholen, und die erlittene Scharte auszuwetzen. Er erſchien ſpäter noch einmal mit einem noch ungleich mächtigeren Heereszuge, aber an des Ungarhelden Niklas Zriny's Spartaner-Tapferkeit, an Sziget's Wällen ſcheiterte das Unternehmen, und vor dieſen Wällen erreichte der Tod den großen Padiſchah, ihm die wichtige Lehre gebend, daß die größte materielle Gewalt und Macht oft ſich an dem Willen und der Kraft einer Heldenſeele, an der Standhaftigkeit einer kleinen Anzahl treugläubiger Kämpfer bricht! —

Während des Sturmes ſollten mehrere von den

Türken bezahlte Brandstifter in der innern Stadt zur Vergrößerung der Verwirrung an verschiedenen Orten Feuer anlegen. Zwölf dieser Übelthäter wurden ergriffen und drei davon lebendig geviertheilt.

Der Abzug des „Großtürken" wurde noch zu guter — vielmehr schlechter Letzt durch zahlreiche Gräuel begleitet, welche die abziehenden, durch das Mißlingen der Belagerung und die dadurch getäuschte Hoffnung auf reiche Beute ergrimmten Osmanen an den Gefangenen und der wehrlosen Bevölkerung des flachen Landes verübten. Kinder und Greise wurden, — am letzten Tag an tausend, — im türkischen Lager niedergemetzelt, — Säuglinge an den Zäunen aufgespießt, an hunderttausend Jungfrauen, Christensklaven, Frauen und Jünglinge aus Österreich und Steyermark in die Sklaverei fortgeschleppt.

Der Verlust der Türken an Menschen war bei den wiederholten Stürmen sehr beträchtlich. Jener der Belagerten belief sich auf beiläufig zweitausend Mann An Lebensmitteln, namentlich an Wein war die ganze Zeit der Belagerung hindurch in der Stadt kein Mangel. Es wurde vollauf geschmauset und ban-

kettirt, und auf den Plätzen, namentlich auf jenem vor St. Clara und den Augustinern, — (der jetzige Lobkowitz-Platz) — ertönten fortwährend, dem Türken zum Trutz, Trompeten und Schallmeien. Wien hat in seinen schlechtesten wie in den besten Tagen immer die Vortrefflichkeit seines Magens bewährt; die Verdauungswerkzeuge und die Genußsucht seiner Bewohner wurden durch kein äußeres Drangsal beeinträchtigt.

Der Ueberfluß an Wein war so groß, daß er anfänglich sogar sehr nachtheilig auf die Disziplin der, größtentheils aus geworbenen ausländischen Schaaren bestehenden Soldateska einwirkte, welchem Übel Herzog Philipp nur durch mehrere strenge Strafexempel zu steuern vermochte. Er ließ während der Belagerung mehrere Soldaten wegen Trunksucht und Insubordination auf dem hohen Markte aufknüpfen.

Spaziergänger auf der Bastei! Denke, wenn Du den Weg auf der Kärthnerthor- und Stubenthorbastei wandelst, an das Blut derjenigen, welche durch ihre Hingebung verhinderten, daß Du nicht wie in Constantinopel nun unter osmannischer Treiber-

peitſche hier gebeugt und demüthig umherſchleichen müßteſt, und nicht vom St. Stephans Dome, wie von St. Sophia der Muezzim die Stunde herabrufe, welche dem Chriſtenhund verbiethet, die Andacht des Osmanen zu ſtören! —

Einzelne Papierſtreifen.

Ein Wort

über die

Lebensbilder aus dem Befreiungskriege.

Dritter Band.*)

Unter den literariſchen Erſcheinungen der neueren Preſſe haben die „Lebensbilder aus dem Befreiungskriege“ unſtreitig Anſpruch auf die Aufmerkſamkeit des ſich für die hiſtoriſchen Beziehungen der teutſchen Nation intereſſirenden Publikums. Die „neuere“ Zeit, nämlich die Napoleoniſche, von welcher zumeiſt darin gehandelt wird, iſt auch ſchon in dem Bereich der Geſchichte, und gehört der Vergangenheit, nicht der Gegenwart mehr an. Die Leidenſchaften ſind größtentheils verkohlt, die Lampen und Lichter, welche die Scene erhellten, auf welcher jene groß-

*) Abgedruckt in der Augsburger allgemeinen Zeitung, Beilage Nr. 294, vom 20. Oktober 1844.

artigen Dramen seit der französischen Revolution bis zur Schlußkatastrophe von Waterloo gespielt wurden, sind erloschen, und die meisten Schauspieler hinabgestiegen, und haben vor den unpartheyischen strengen Todtenrichtern Rechenschaft abgelegt über die gut oder schlecht gespielten Heldenrollen, welche das Schicksal ihnen durchzuführen gegeben hatte. Es ist hier nicht der Ort und der Zweck dieser Zeilen, die unbestrittene Bedeutung dieses Buches *) in Frage zu stellen, nur sei uns die Bemerkung erlaubt, daß bei so grell und apodiktisch ausgedrückten Ansichten der Verfasser nicht immer der Würde seiner Stellung treu geblieben ist, oft Falsches mit Wahrem vermengt, immer dem Ton der Leidenschaft den Vorrang vor streng unpartheyischer Darstellung eingeräumt hat. Was wir dem Memoirenscribler, dem Libellenfabrikanten verzeihen würden, bei dem einige neue interessante Fakten oder ein paar geistvolle Stellen für bogenlanges Gewäsch entschädigen, können wir jedoch von dem Staatsmann, der selbst

*) Das umständlicher zu besprechen sich Gelegenheit finden wird.

eine Rolle in dem Drama der Napoleoniſchen Zeiten geſpielt hat, von dem Hiſtoriker, dem manche Stellen neben Tacitus und Johannes Müller ſeinen Platz anweiſen, nicht geduldig hinnehmen, et parvis offendar maculis, wo es ſich nicht um ein Carmen oder eine Philippika, ſondern um Geſchichte handelt.

Am meiſten befremdet uns, daß der Verfaſſer, der ſelbſt ein Cavalier iſt und in den ernſten Tagen der Gefahr zu nahe mit der Feuertaufe vertraut war, um nicht den zarten Sinn militäriſcher Ehre gehörig zu würdigen, ſeine damalige Stellung ſo weit vergeſſen hat, in ſeinem Werke gefeierte militäriſche Namen auf eine Weiſe anzugreifen, wie man es wohl von einigen profanen Bataillepinslern, die aus einer dumpfigen Schreibſtube um Oſtern und Michaelis irgend ein militäriſch-hiſtoriſches Machwerk zu Tage fördern, gewohnt iſt, nicht aber von einer Feder erwarten ſollte, die ſelbſt Dispoſitionen und Tagsbefehle verfaßt haben mag. Dieß iſt beſonders rückſichtlich des Feldzeugmeiſters und Banus Grafen Ignaz Gyulay der Fall, gegen welchen ein eben ſo ungerechter als platter Vorwurf

in einer Note gerichtet ist, der diesen erprobten tapfern Feldherrn um so weniger treffen kann, als Zaghaftigkeit und Unentschlossenheit gerade am wenigsten seiner militärischen Individualität beigeschrieben werden könnten. Es ist hier nicht der Ort, die schwierige Rolle, welche dem Banus bei Lindenau übertragen war, auseinander zu setzen, zu deren Beurtheilung der Verfasser der „Lebensbilder" doch noch keinen kompetenten Richter abzugeben vermeinen wird, und wozu eine vollkommene Darstellung des so ausgebreiteten und verwickelten Drama's der Leipziger Schlacht nothwendig wäre; hier sei es uns einstweilen erlaubt zu bemerken, daß der Angriff auf den Gratzer Schloßberg im Jahre 1809 eben ein Beweis war, wie wenig der Banus mit seinem aus Rekruten, Landwehren und kroatischer Insurrection bestehenden Corps hoffen konnte, die trefflichen und gerade im Siegeszuge begriffenen französischen Truppen auf ihrem Marsche aufzuhalten, aus ihren Positionen zu schlagen und durch sie hindurch nach Tyrol eine Bahn, mit Zurücklassung der eben erst in ihrer Organisation begriffenen kroatischen Insurrection, zu brechen. Bei Gratz

hielten allerdings sechstausend Franzosen an vierzehntausend Österreicher in Schach, aber von diesen Tausenden konnten kaum eben so viel Hunderte zum Gefecht verwendet werden, das Uebrige waren ungeübte, schlecht bewaffnete, kaum eingereihte Truppenmassen. Aber gesetzt auch, Gyulay hätte den Feind verdrängt, wäre Sieg auf Sieg den Feind verfolgend über die Tauern oder St. Johann in das Herz von Tyrol gedrungen, — hätte ihn dieser Erfolg gerechtfertigt und berechtigt, die ihm zugewiesene Hauptaufgabe, Vertheidigung der kroatischen Gränze und Erhaltung der Verbindung mit dem Küstenland, aufzugeben? — Durfte er eigenmächtig diese Hauptcombination des Feldzuges, durch welche allein die direkte Mitwirkung Englands bedingt war, ohne weiteres umgestalten, um sich in den Gebirgen Innerösterreichs oder Tyrols einige, wenn auch glänzende, aber schwerlich entscheidende Lorbeern einzuflechten? — Ist es jedem einzelnen Führer erlaubt, nach eigenem Ermessen durch willkürliche, wenn auch momentanen Erfolg versprechende Bewegungen das System des ganzen Feldzugs zu verändern? Wie dann, wenn man nach

der Wagramer Schlacht keinen Frieden hätte schließen können, den Krieg **à toute outrance** fortführen, Englands kräftige entscheidende Beihülfe ansprechen wollen, und der Banus wäre zwar als Sieger bei Trient oder Roveredo, oder in München oder Augsburg gestanden, dagegen Triest und das Küstenland in Feindeshand, die kroatische Insurrection aufgelöst, der Feind in ganz Niederungarn ausgebreitet und die Verbindung mit dem Küstenland und mittelbar mit England aufgegeben gewesen? Hätte man nicht mit Recht auch dem siegreichen Banus die Vernachlässigung seiner Hauptaufgabe zum ernsten Vorwurf machen können, von welchem ihn auch das befreite Tyrol und die Bedrohung der feindlichen Flanke nicht freigesprochen hätte? — Und was für Chancen er mit seinen zusammengewürfelten, kaum formirten Truppenkörpern zu einem so glänzenden Ausgang haben mochte, beweist eben der verunglückte Versuch, General Broussier aus seiner Stellung bei Gratz zu verdrängen, dessen geringe Erfolge wohl nicht dem tapfern, kriegsgeübten und erfahrenen Feldherrn zuzuschreiben sind, sondern durch die Mängel der unter-

ſtehenden Truppen, die dem Feinde wohl an Zahl überlegen, an innerem Kern aber nicht gewachſen waren, bedingt wurden; deßhalb war dieſer Angriff auch nur ein Verſuch, was man wohl wagen könne; aber auch bei glänzenderen Reſultaten bezweifle ich, daß man eine weiter abführende Diverſion hätte unternehmen dürfen, ohne alle ſtrategiſchen Combinationen des Feldzugs auf das Spiel zu ſetzen.

Gehorſam im Großen wie im Kleinen iſt die erſte Pflicht des Kriegers. Aufopferung des Lebens und Blutes die allgemeine, Selbſtverläugnung des Ehrgeizes die höhere Pflicht. Der Verfaſſer der „Lebensbilder“ hat genug, und zwar in ernſten Kriegsmomenten, mit und unter Soldaten gelebt, er hat römiſche Kriegertugend, Mannszucht, ich möchte hinzuſetzen Seelendisciplin, aus der ihm ſo vertrauten Geſchichte des Alterthums genugſam kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, als daß es uns nicht verwundern ſollte, von ihm für dieſe Eigenſchaften ſo wenig Anerkennung und ein ſo flaches, ſchülermäßiges Urtheil über höhere Kriegsoperationen zu finden, die nicht nach ihren einzelnen Reſultaten und Effekten, ſondern nur von jenem Standpunkt

aus beurtheilt werden können, von dem man ihren ganzen Zusammenhang und die Verkettung der Umstände zu übersehen und aufzufassen vermag.

Leser, welche eine umständlichere Auseinandersetzung der Operationen und des Wirkens der dritten Armeeabtheilung bei und nach der Schlacht bei Leipzig im Feldzug 1813, und des neunten Armeecorps unter der Leitung des Banus Grafen Gyulay in dem Feldzug 1809 sich zu verschaffen wünschen, weisen wir auf die, diese Gegenstände gründlich beleuchtenden Aufsätze in der österreichischen militärischen Zeitschrift (Jahrgang 1836, 8. Heft, und 1837, 5. und 6. Heft). Man wird aus denselben nicht allein den wichtigen Antheil ersehen, welchen die Thätigkeit, Tapferkeit und Einsicht des Banus auf den glücklichen Erfolg der Tage von Sacile, so wie während des so gefahrvollen und beschwerlichen Rückzuges genommen hatte, dessen spätere schwierige Stellung in Kroatien und Innerösterreich mit wenigen und ungeübten Truppen, die größtentheils von ungedienten Offizieren kommandirt, noch nicht

einmal einen Begriff von einer geordneten Frontlinie und den gewöhnlichen Evolutionen hatten, kaum und ſchlecht bewaffnet, nur nothdürftig mit Montur und Munition verſehen (Truppenzuſtand, ſ. 232 und 233), von den Corps der Marſchälle Marmont, Macdonald und Ruska umgeben, ſondern überhaupt den ganzen Gang und Zuſammenhang der Militär-Ereigniſſe in jener Epoche gehörig auffaſſen können. In Beziehung auf das Gefecht bei Gratz glauben wir noch Folgendes in Kürze bemerken zu müſſen. Daſſelbe konnte, abgeſehen von dem moraliſchen Vortheil, die neuen Truppen in Ueberzahl in das Gefecht zu führen, — um ihr Selbſtvertrauen zu erhöhen und ihre Schlagfertigkeit zu verſuchen, — nur den Zweck haben, die durch eine tapfere Beſatzung unter einem entſchloſſenen Kommandanten, Major Hacker, zwar muthig vertheidigte, aber durch Brouſſier ſtark bedrängte und an allem Mundvorrath Mangel leidende Citadelle von Gratz zu verproviantiren, was jedoch geſchehen mußte, ehe Marmont ſich mit dem Blokadecorps des Generals Brouſſier vereinigt hatte, weil gegen ihre Geſammtkräfte ein ſolches

Unternehmen wohl unausführbar gewesen wäre. Diese Absicht war vollkommen erreicht; denn es wurden während der Dauer des Gefechtes namhafte Vorräthe aller Art zugeführt (s. Militärische Zeitschrift, S. 245). Den 26ten Abends hatten sich Marmont und Broussier vereinigt, und trafen alle Vorkehrungen, mit Tagesanbruch den Kampf zu erneuern und Graz den Österreichern wieder zu entreißen. Die Erfahrungen dieses Tages hatten ein solches Zusammentreffen mit Gyulay's ungeübten Truppen als durchaus nicht rathsam erwiesen, besonders da auch, selbst in dem nicht wohl denkbaren Fall eines Sieges, dieser bei der Lage der Dinge gar nicht hätte benützt werden können; denn ein Eilbote vom Erzherzog Johann hatte mittlerweile die Nachricht gebracht, daß der Vicekönig nach dem Gefechte bei Raab eine rückgängige Bewegung mache, die auf Gyulay oder Chasteler abgesehen zu sein schien, einstimmig mit andern Berichten, daß die Feinde schon bis in die Gegend von Bőre und Szala Eggerszeg streiften. Es war von höhern Orten Gyulay wiederholt eingeschärft worden, mit Klugheit und dem mindesten Terrain-

verluſt einen ungewiſſen Kampf zu vermeiden, vor allem aber eine Poſition zu wählen, aus welcher er den Hauptzweck, die Deckung des ſüdweſtlichen Ungarns, erzielen könnte, ohne die Möglichkeit aufzugeben, im dringenden Falle ſich mit Chaſtelers jenſeits der Donau zurückgezogener Heeresabtheilung zu vereinigen. Hierzu ſchien eben eine Aufſtellung bei Gnas ganz vorzüglich geeignet (ſ. Militäriſche Zeitſchrift, S. 249). Deßhalb trat das Corps am 26ten Nachts den Rückmarſch an, und ſtellte ſich am folgenden Tage dort auf, wodurch jene Abſicht erreicht wurde. Der Waffenſtillſtand fand das neunte Armeecorps im Beſitze des ungariſchen Littorals, der Quarneriſchen Inſeln und eines großen Theiles von Dalmatien. Zara war zu Land und Meer blokirt. Kein Feind hatte die ſo bedrohte Provinz Kroatien betreten, Laibach war durch Abtheilungen des Armeecorps cernirt und deſſen Vortruppen waren bis an den Semmering und Maria-Zell gekommen; wir glauben daher behaupten zu können, daß der Banus iſolirt und auf ſeine eigenen Kräfte beſchränkt, die ihm gegebenen Aufgaben gelöst, ſelbſt die ſchwierigſten an ihn gemachten

Forderungen erfüllt hat, und selbe mit Beachtung der erhaltenen höheren Weisungen auch nicht anders, als er gethan, lösen durfte und konnte, wenn der Zustand seiner Truppen in billige Erwägung gezogen wird.

Feldmarschall Fürst Schwarzenberg. *)

Mehrere Jahrzehnte sind bereits seit den Napoleonischen Riesenkämpfen verflossen, und die meisten Persönlichkeiten, welche in denselben vorgeleuchtet, sind geschieden aus unserer Mitte, hinabgestiegen in das Schattenreich, und ihre Namen gehören nur noch der Geschichte an. Diese aber muß ihre Data aus den Stimmen der Gegenwart suchen, und es ist Pflicht der Zeitgenossen, diese nach Maßgabe als Leidenschaften und persönliche Rücksichten verhallen, so viel als möglich zu berichtigen. Dieß geschieht oft spät, auch dann nur großentheils unvollkommen, und ist oft erst der Nachwelt, welche nur später an das Tageslicht kommende Quellen entdeckt und benützt, vorbehalten. Insbesondere bei Feldherren ist dieß der Fall. Ueber Tilly und Wallenstein — über den großen Eugen und den Helden

*) Abgedruckt in der Augsburger allgemeinen Zeitung vom 1. Juni 1853, Nr. 152.

Daun, den man ob seines Zauderns verhöhnte, und dem man doch die Tage von Kollin und Hochkirch zuschreiben muß — stellen sich erst jetzt geläuterte Beurtheilungen fest — über den genialen Suwarow, den Sieger von Novi und Erstürmer des St. Gotthardt, ist noch lange nicht alles Rühmliche gesagt, was seinen Heldenthaten zukommt.

Der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg, der Leiter der verbündeten Heere im Napoleonischen Kampf, theilt dasselbe Loos. Obzwar der Erfolg sein Beginnen mit dem glücklichsten und glänzendsten Resultate krönte, blieb er doch dem Tadel preisgegeben. Vor der Schlacht von Leipzig erwartete man nur mit größter Bangigkeit den Ausgang eines großen allgemeinen Zusammenstoßens mit der gesammten Napoleonischen Heeresmacht. Nach deren glücklichen Erfolg sah man wieder ängstlich dem Uebergang über den Rhein — und endlich nach demselben dem schweren Kampf in Frankreich, wo der Kriegerkaiser mit seinen alten kriegsgeübten, einst so sieggewohnten Banden wie ein anderer Antäus auf kraftgebenden, sichern Boden stand, entgegen; als aber zuletzt, und zwar unter des Feldmarschalls

Fürſten Schwarzenberg unmittelbarer oberſter Leitung, der Krieg beendigt und der Friede in Paris geſchloſſen war, fanden ſich viele, die behaupteten: Man hätte das Ganze füglich viel beſſer führen und leichter ſowohl als ſchneller zu Ende bringen können. Man riß und zupfte an den Lorbeeren des Feldmarſchalls, jeder pflückte ſich beliebig ein Blatt desſelben ab, bis davon nichts übrig blieb als ein dürrer Zweig. Der Marſch auf Paris, der Übergang über den Rhein, die Leitung der Schlacht von Leipzig ſelbſt, wurden anfangs nur leiſe als nicht von ihm ausgehend, ſpäter als direct gegen ſeinen Willen zum Glück und Frommen des Ganzen durchgeſetzt dargeſtellt, und Jomini, Butturlin u. a. m. bemühten ſich den Namen des Fürſten entweder zu verſchweigen, oder auch denſelben eben nur mit den ungünſtigen Ereigniſſen in Verbindung, bei den glänzenden Erfolgen aber andere in den Vordergrund zu bringen. So lange die Waffengefährten ſelbſt, der hochherzige Kaiſer Alexander, der biedere ritterliche Feldmarſchall Blücher lebten, ſprachen ſich dieſe Meinungen vorſichtiger und zurückhaltender aus. Dieſe Perſönlichkeiten bedurften

keines erborgten Glanzes — sie hatten am eigenen genug, und Schmeichelei wäre ihnen als Hohn erschienen. Als aber auch diese Zeugen und Mitkämpfer hinabgestiegen waren, gab es keine Rücksicht mehr zu beobachten. Das Streben, die Mitwirkung Österreichs und somit auch die eines von dort ausgegangenen Feldherrn zu verkleinern und in den Hintergrund zu stellen, trat von allen Seiten hervor, und hat sich vornehmlich in dem, zahllose Unrichtigkeiten enthaltenden und von irrigen Ansichten strotzenden Werke Danilewki's kundgegeben. Daß nicht anfänglich viele, jetzt schon als Thatsachen anerkannte irrige Ansichten und Behauptungen berichtigt und auf den wahren Thatbestand zurückgeführt worden sind, lag, nebst mehreren andern Ursachen, in der Gleichgültigkeit, mit welcher der Feldmarschall auf seinen Antheil an der Ruhmeskrone verzichtete. Zufrieden mit seinem Bewußtsein, erschöpft von der physischen und geistigen Anstrengung, ging er heim zu seiner Gattin und seinen Kindern, und „pflanzte und pflegte seine Bäume," wie Prokesch sehr richtig sagt, — und endlich hinab in das Grab, unbekümmert um Lob oder Tadel nach

gethaner guter Arbeit. Ob es aber uns, seinen Landsleuten, Waffengenossen, vornämlich aber seinen Söhnen erlaubt sei, diese Gleichgültigkeit zu theilen, ist eine andere Frage.

Es dürfte uns nicht schwer fallen, aus authentischen Quellen manche, die Ereignisse der Kriegsjahre 1812 bis 1815 betreffende Ansichten und Meinungen zu berichtigen und in einem ganz verschiedenen Licht darzustellen, als dieß bis jetzt geschehen ist, wenn nicht die Abneigung gegen jeden Federkrieg und noch andere mannigfaltige Rücksichten uns bis jetzt noch die Hände und Feder gebunden hielten. Wir können aber nicht läugnen, daß wir durch die vielen, offenbar ungünstigen Stimmen, welche sich gegen den Sieger von Leipzig und dessen Wirksamkeit in den Jahren 1813 und 1814, und zwar insbesondere in Teutschland erhoben haben, oft schmerzlich berührt und verletzt worden sind. Namentlich ist dieß noch kürzlich, als uns Rotteck's und Welcker's Staatslexikon (Supplement, zehnte Lieferung, Leipzig 1847, S. 637) zu Handen gekommen ist, der Fall gewesen. Es sei uns daher erlaubt, wenigstens in diesem Fall den Worten, mit

welchen in diesem Werk des Feldmarschalls erwähnt wird, eine andere, und wir zweifeln nicht, wenigstens eben so gewichtige und anerkannte Stimme entgegen zu setzen; der unpartheyische Beurtheiler mag alsdann mit sich selbst zu Rath gehen, welchen von beiden er ein entscheidenderes Gewicht über die Persönlichkeit des Feldmarschalls Fürsten Karl Schwarzenberg und dessen Wirksamkeit in dem Kampfe gegen Napoleon beimessen will.

Schreiben des General-Lieutenants v. Gneisenau an den Feldmarschall Fürsten Karl zu Schwarzenberg.

Durchlauchtigster Fürst!

Gnädigster Fürst und Herr!

Bei Ew. Durchlaucht beschleunigter Abreise von Paris mußte ich des Glückes entbehren, mich von Ew. Durchlaucht beurlauben und Höchstdenenselben noch meine Verehrung bezeugen zu können, so wie Höchstihnen für die huldvolle Behandlung zu danken, womit Ew. Durchlaucht mich stets haben beglücken wollen. Das dankbare Andenken daran wird nie in mir erlöschen. Was Ew. Durchlaucht in dem heftigsten aller Kriege, deren die Geschichte

gedenkt, geleistet haben, mit welchen unnennbaren, unzähligen Schwierigkeiten Sie zu kämpfen hatten, wie sehr Ew. Durchlaucht durch Ihr liebreiches, sanftes Betragen den Neid, die Mißgunst, die Scheelsucht, den unruhigen Ehrgeiz, die stolze Unwissenheit, die verwegene Anmaßlichkeit besänftigt, gebändigt und entwaffnet, und wie Sie die widerstrebenden Elemente zum gemeinschaftlichen Ziel geleitet haben, davon wird die späte Nachwelt noch dereinst mit Ruhm reden, und ich werde unter den Zeitgenossen keiner der letzten sein, diese Ew. Durchlaucht gebührende Huldigung darzubringen. Möge das erhabene, nun durch Ew. Durchlaucht wieder in sein Erbe eingesetzte Erzhaus und die nun wieder befestigte Monarchie die Schwierigkeit der Rolle, die Ew. Durchlaucht übernommen und mit so viel Weisheit durchgeführt haben, eben so dankbar anerkennen, als es diejenigen thun, die mit dem Zusammenhang der Dinge und mit dem Charakter der einwirkenden Personen vertraut, diese Schwierigkeit anerkannt und erwogen haben, und möge Ew. Durchlaucht ruhige Besonnenheit und starker Arm die österreichische Monarchie, deren Glanz dem Gleich-

gewicht und der Ruhe Europa's unentbehrlich ist, bei der neuen Glorie derselben noch in späten Jahren schützen und erhalten. Geruhen Ew. Durchlaucht die Versicherung der reinen Verehrung huldreich aufzunehmen, womit ich bin

Höchst Ihr

unterthänigster Diener

Graf Gneisenau,

General-Lieutenant.

Gilsen bei Bückeburg, den 26. Juni 1814.

Vortrag an die hochlöblichen Herren Stände des Königreiches Böhmen.

(Gehalten auf dem Landtage 1846 in Prag.)

Wir begrüßen wieder in unserer Mitte jene unsere verehrten Herren Mitstände, welche, indem sie dem erlauchten Helden, mit welchem eine der glänzendsten und ritterlichsten Erscheinungen des Jahrhunderts zu Grabe getragen wurde, die letzten Ehren erwiesen, und hiermit ein Werk tief empfundener und allgemein getheilter nationaler Pietät erfüllt haben, indem ihre Anwesenheit bei der Bestattung Seiner kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Karl als der Ausdruck der Gesinnungen der gesammten böhmischen Stände angesehen werden kann. — Es sei mir erlaubt, an dieses Ereigniß eine Betrachtung und einen Vorschlag anzureihen, deren Berücksichtigung ich mich

unterfange, Hochdenenſelben zur weiteren Entſchließung zu unterlegen.

Das Königreich Böhmen nannte den verewigten Helden, den Sieger von Amberg, Caldiero und Aſpern, mit Stolz ſeinen General-Capitän, — eine Würde, die ausſchließlich er bekleidete und dem Königreiche Böhmen allein zukam. Auf ſeinen Ruf ordneten ſich in dem unvergeßlichen Jahre von 1806 die Schaaren, welche freudig Haus und Hof verließen, Gut und Blut einſetzten; Feder und Meißel, den Pflug und die Werkſtätte mit der Muskete und dem Feldlager vertauſchten, um — geſegnet von ihren Ältern, begleitet von den Wünſchen ihrer Landsleute, den Kampf gegen die übermächtigen Legionen des franzöſiſchen Imperators auf fernen Schlachtfeldern aufzunehmen! — Sie haben ihre Aufgabe ruhmvoll zur Ehre ihres Vaterlandes gelöst; und der weiße unbefleckte böhmiſche Löwe hat ſich auf allen Schlachtfeldern mit friſchem Roth ehrenvoll eingeſchrieben! Friede und Segen der Aſche der Gefallenen, — Ehre, Dank den Ueberlebenden, deren ich mit freudiger Hochachtung noch einige ſelbſt in unſerer Mitte zu begrüßen mich

glücklich schätze! — so wie auch in diesem Saale selbst noch die Fahnen wehen, welche an jene denkwürdige Zeit erinnern.

So wenig auch Böhmen das Recht ansprechen könnte, die Glorie des Erzherzogs ausschließlich auf sich beziehen zu wollen, und allerdings darin nur einen gemeinsamen Antheil mit den andern, der österreichischen Krone angehörigen Völkern hat; — so ist es dennoch unbestreitbar, daß, außer diesen gemeinsamen Antheil dem Königreiche Böhmen der Umstand, daß es in dem verblichenen Helden seinen General-Capitän verehrte, das Recht, und ich möchte sagen, auch die Pflicht zukömmt, das Andenken an denselben und an jene ernsten, blutigen Tage, wo dessen Name wie ein Stern in einer trüben Nacht funkelte, und in welchen unser Vaterland seinerseits sich eben so treu und hingebend, als tapfer und ausdauernd bewährte, — ganz besonders zu würdigen und zu verewigen!

Ich unterfange mich daher, unmaßgeblich in Vorschlag zu bringen: „daß die hochlöblichen „Stände des Königreichs Böhmen beschließen „mögen, in den Landmarken des Königreichs seinem

„gewesenen Durchlauchtigsten General-Capitän „zur Verewigung der durch seine Siege für das Land „erworbenen Verdienste, und zur Erinnerung an die „in diesen Riesenkämpfen vor dem Lande entwickel„ten, dessen treue Anhänglichkeit an das Allerhöchste „Kaiserhaus bewährenden heldenmüthigen Anstren„gungen, — ein Denkmal von Seite der obbesagten „Stände zu errichten."

Denkmale sind steinerne Blätter in dem Buche der Geschichte, damit sie der Sturm der Zeit nicht verwehe! und es ist Pflicht der Gegenwart, mit eisernem Griffel auf steinernen Tafeln jene Namen aufzuzeichnen; welche der Zukunft als authentische Dokumente nationaler Ebenbürtigkeit in den Reihen der Völker und Geschlechter gelten sollen, denn — bedenken Sie es wohl, hochlöbliche Stände, — keine gedeibliche Zukunft blüht einer Gegenwart, welche ihre Vergangenheit vergißt, — anzuerkennen versäumt, — oder verläugnet! —

Hochlöbliche Stände! Indem wir diese Pflicht der Pietät erfüllen, werden wir auch das Andenken an jene Zeit erhalten, welche, und zwar allerdings mit großer Selbstaufopferung den Satz

bekräftigen: — daß es Gelegenheiten geben könne, in welchen die böhmiſchen Stände auch noch einen andern Wirkungskreis auszufüllen vermögen, als jenen, der ſich auf den Raum dieſes Saales beſchränkt, und daß, — wenn die innigſte Anhänglichkeit und unverbrüchlichſte Treue für das Allerhöchſte Kaiſerhaus nirgends und von Niemanden offener, aufrichtiger und kräftiger ausgeſprochen werden könne, als in dieſem Saale; — auch außerhalb desſelben überall, allenthalben und gegen Jedermann, — die That den Sinn der Worte zu bekräftigen bereit war, — iſt, — und ſtets ſein wird.

Kriegsscenen.

Die Erſtürmung des Forts von Morella am 26. Jänner 1838

durch

Don Pablo Alliot.*)

Die Stadt Morella, im Königreiche Valencia, liegt auf einem Plateau und dem ſüdlichen Abhange des Bergrückens, welcher ſich von der Sierra Beceite gegen Calanda hinzieht. Die Stadt, noch von der Maurenzeit mit einem Walle und Thürmen umgeben, iſt faſt unangreifbar, da der iſolirte Felſenkegel, auf dem ſie liegt, nur dort, wo er mit dem erwähnten Bergrücken zuſammenhängt, ein Terrain darbiethet, welches erlaubt, Artillerie nahe genug an die Stadt zu bringen, um die Mauer wirkſam zu beſchießen. Aber dieſe Strecke wird durch die

*) Siehe Rahden's vortreffliches Werk „Cabrera."

Citadelle beherrscht, die nahe an der Ringmauer auf einem Felsenkegel von Granit gebaut ist, der bei dreißig Klafter senkrechter Höhe circa hundert zwanzig Klafter in der Basis hat. Diesen Felskegel hat die Kunst dergestalt befestigt, daß die darauf liegende Veste beinahe uneinnehmbar scheint, dreihundert Mann mit Geschütz und Lebensmittel wohl versehen, bildeten dessen christinische Besatzung.

Einige castilianische Bataillons der karlistischen Armee, welche von Aragon aus herüber gekommen waren, blokirten, etwa fünfhundert Mann stark, seit dem Monat Dezember 1837 die Festung Morella, in welcher an achthundert Mann unter dem Obersten, Gouverneur Portillo, in sicherer Ruhe, mit allen Bedürfnissen und Gemächlichkeiten versehen, das schwache, in dieser rauhen Jahreszeit allen Entbehrungen und Leiden preisgegebene Blokade-Corps gleichsam verspotteten. In Folge dessen beunruhigten die Christinos die Belagerer fast gar nicht durch Ausfälle, sondern schienen es der Zeit, dem Hunger und der Kälte überlassen zu wollen, das Häuflein ohne ihr Zuthun aufzureiben.

Anderseits war auch keine Aussicht für die

Carliſten vorhanden, ihre ſehr traurige Situation und dem täglich zunehmenden Elend ein Ende zu machen, da auch mit weit größeren Mitteln als jene, die ihnen zu Gebothe ſtanden, kein nachdrücklicher und wirkſamer Angriff auf die beinahe unangreifbare Veſte zu unternehmen war.

Da faßte Don Pablo Alliot, ein aus Catalonien gebürtiger junger Offizier, den kühnen und verwegenen Entſchluß, es zu verſuchen, die etwa hundert fünfzig Schuh hohe, ſenkrechte Felſenwand, auf welcher die Citadelle liegt, zu erſteigen, und ſich durch dieſen kühnen Handſtreich derſelben zu bemächtigen. Einmal Meiſter der Citadelle, konnte man hoffen, den Feind auch aus der Stadt zu vertreiben, und in dieſem wichtigen Platze die königlichen Fahnen aufzupflanzen.

Der tapfere Alliot theilte ſeinen Plan ſeinem Chef mit, welcher den Verſuch geſtattete. Don Pablo Alliot wählte ſich zuerſt zwanzig entſchloſſene Männer aus den Reihen der Caſtilianer aus, welche ſich eidlich zu dem Wagniß verbanden. Ein vor kurzem aus der Stadt eingetroffener, mit den Ortsverhältniſſen bekannter Überläufer both ſich als Führer an, und nachdem ſie ſämmtlich das Abendmahl

genommen, und somit auch zum Tode sich vorbereitet hatten, traten sie in der Nacht vom 26ten Jänner 1838 das gefahrvolle Unternehmen an. Auf drei senkrecht über einander befestigten Leitern begannen sie die Felsenwand in dunkler Nacht hinanzuklimmen. Zuerst der Führer, — knapp hinter ihm Don Pablo den Dolch in der Hand, um einen etwa möglichen Verrath des Führers ungesäumt zuvorzukommen, oder zu bestrafen, hinter ihnen einzeln lautlos die wackern Genossen. Einen Augenblick schwebt das kühne Häuflein zwischen Himmel und Erde, zwischen Sieg und Verderben. Endlich erreichen der Führer und Alliot die oberste Sproße der Leiter und schwingen sich auf die Zinnen der Castellmauer. Einen Augenblick früher hätte die oben stehende Schildwache noch mit einer Hand vermocht die Leiter umzustürzen und die kühnen Stürmer in den Abgrund zu begraben. Aber zu spät bemerkt sie deren Erscheinen; — ihr **quien viva!** (qui vive — Wer da!) beantwortet ein Pistolenschuß, mit welchem Alliot sie niederstreckt, und sich augenblicklich mit den nächst ihm folgenden sechs Mann auf den nächsten Wachposten warf, der etwa dreißig Mann

ſtark, eben zu den Waffen eilt. Aber der chriſtliche Heldenmuth der Carliſten, die Dunkelheit der Nacht, des Feindes Beſtürzung, das ſchnelle Erſcheinen der nachfolgenden Gefährten, von denen ein Einziger getödtet, keiner zurückgeblieben war, krönte das kühne Unternehmen mit dem vollkommenſten Erfolge. In einer Viertelſtunde war die Beſatzung des Caſtells theils niedergemacht, theils gefangen, die Magazine geöffnet, die Bomben und Granaten gezündet, die Handgranaten wurden in die Stadt geſchleudert, und nach fünfſtündigem Kampfe auch dieſe, da ſie nach Verluſt des Caſtells ohnehin nicht mehr gehalwerden konnte, vom Feinde verlaſſen und auf ihren Wällen und Thürmen das carliſtiſche Banner aufgeſteckt. Ein nicht minder ſchönes Lob als jenes ſeiner Tapferkeit gebührt dem jungen Helden dafür, daß dieſe ſchöne That auch nicht eine der in jenem Kriege leider ſo häufigen Grauſamkeiten befleckte.

Marquesa de Poroy et Donna Florencia*).

Welchen Antheil auch Frauen an den kriegerischen Ereignissen nehmen, wie oft auch in ihrem zarten Busen der Heldenmuth sich regt, und welchen Einfluß sie dann auf ihre Umgebungen äußern, hat sich oft, und besonders bei Bürger- oder Religionskriegen erwiesen. Zwei interessanten Erscheinungen dieser Art begegnen wir in den Annalen der letzten spanischen Kämpfe. Die erste ist eine Marquesa de Poroy, welche die Festung und Stadt Gaudesa am Ebro, an der Spitze einer Garnison von achthundert Mann und den Urbanos (garde nationale) gegen Cabrera im Spätjahre 1827

*) Siehe Rahden's vortreffliches Werk „Cabrera."

vertheidigte, und erſt nach langem Widerſtande und als jede Hoffnung auf Entſatz geſchwunden war, dem gefürchteten und kühnen Belagerer übergab. Die zweite, eine Donna Florencia, welche bei Vertheidigung der Stadt Montalban im April 1839 gegen denſelben carliſtiſchen Feldherrn gleichen Heldenmuth und Standhaftigkeit bewies. Sie war die reichſte Frau des Städtchens, ſoll an Schönheit und Bildung ausgezeichnet geweſen ſein. Der tapfere General Rahden, welcher damals als Chef des Genieweſens unter Cabrera die Belagerung leitete, gibt bei Gelegenheit des Berichtes über die dabei ſtattgefundenen Operationen, in ſeiner intereſſanten Lebensbeſchreibung Cabrera's, dieſer ſeiner ſchönen Gegnerin auf ächt ritterliche Weiſe das ſchönſte und ehrenvollſte Zeugniß. Als die Carliſten nach unſäglichen Anſtrengungen Meiſter des Städtchens waren, warf ſich der Reſt der Beſatzung und mit ihnen neunundvierzig Frauen der Urbanos, an deren Spitze Donna Florencia ſtand, in die mit einigen Vorwerken befeſtigte Kirche, wo ſie allen ferneren Angriffen den kühnſten Widerſtand entgegenſetzten, bis der chriſtiniſche General Amor endlich

zu Hülfe kam und Montalban wieder beſetzte. Als dieſer abermals aber es räumen wollte, warf ſich Donna Florencia auf öffentlichem Marktplatze vor das Pferd des Generals Amor, beſchwor ihn, den Ort nicht aufzugeben, und obzwar bei der letzten Belagerung viele Frauen in der benannten Kirche und den Werken durch Kugeln und Granaten getödtet worden waren, verſprach ſie bei der Beſatzung zu bleiben und allen neuen Gefahren ſtandhaft zu trotzen. Der alte General konnte den Bitten und Thränen der reizenden Florencia nicht widerſtehen, und ließ ein Bataillon vom Regiment Eſtremadura, das brauſte ſeiner Heeresabtheilung, zurück, an deſſen Spitze ſich Donna Florencia ſtellte und zum Gouverneur ernannt wurde. Bald erſchien Lãgoſtera, das Fort wurde mit Wurfgeſchütz und Breſchebatterien beſchoſſen, mit Minen bedrängt, und ein Sturm folgte auf den andern, aber Donna Florencia wußte die Beſatzung ſo zu begeiſtern, ſtund ſelbſt auf den gefährlichſten Stellen, bis Ayerbe am 24ten Mai Montalban zum zweitenmal entſetzte. Rahden wurde bei dieſer Belagerung ſelbſt ſchwer verwundet,

und*) er kann ſeinen Unmuth nicht verhehlen, ſeine Tapferkeit, Erfahrung und Kenntniſſe an der Entſchloſſenheit und Standhaftigkeit einer Frau erfolglos ſcheitern zu ſehen.

Als Ayerbe die Feſtungswerke wieder ausgebeſſert und die Garniſon mit einer Kompagnie Sappeurs und zwei Geſchützen verſtärkt hatte, zog er wieder in die Ebenen von Muſſeſa zurück, und Cabrera griff Montalban zum drittenmal an. Bald war der Wallbruch eröffnet, der Minenkrieg eifrig fortgeſetzt; bald lagen die Werke in Schutt, aber erſt nach fünfmaligem Sturm drangen die Belagerer in dieſelben, während die Beſatzung nach verzweifeltem Widerſtande in die gemauerte Kirche ſich zurückgezogen hatte, wo auch alle Kranken und Verwundeten untergebracht wurden. „Deshalb kämpften die braven Vertheidiger hier wie Löwen und Tiger um ihre Beute, ſagt Rahden, ſie unterhielten aus den Fenſtern der Kirche und den Lücken vom Thurme herab ein mörderiſches Gewehrfeuer,

*) Er ruft in ſeinem Werke aus: „An dem Muthe eines Weibes mußten ſich alſo meine langjährigen militäriſchen Bemühungen brechen.“

und ihre Sappeure contraminirten die unserigen und alle Häuser des Marktplatzes, die den Belagerern Schutz gewähren konnten, so daß diese bedeutenden Verlust erlitten. „Donna Florencia wurde schwer verwundet und lag in der Kirche unter Sterbenden und Verwundeten, und doch wollte sie nichts von Übergabe hören. Ihr treuer Gefährte, — ein großer Jagdhund, der im dichtesten Kampfgewühl immer an der Seite seiner Gebietherin gesehen wurde und in den Nächten durch sein unausgesetztes Bellen Wache hielt, — war nun auch verstummt. Beide waren beim letzten Sturm durch die carlistischen Kugeln niedergestreckt worden. Endlich war der Thurm unterminirt, es wimmelte oben von Christinos, welche die verpesteten untern Räume der Kirche verlassend, sich in die reinere Atmosphäre geflüchtet hatten. Durch einen unbegreiflichen Zufall stürzte bei der Explosion der Thurm nicht, wohl aber ein Theil der Kirchenmauer, **à la brecha machecheo**, ruft Cabrera, und kühn wirft sich das Guiden-Bataillon mit aufgepflanztem Bajonette in die geborstene Öffnung, aber „Ehre sei dem Heldenmuthe des kleinen Häufleins Feinde gezollt"

— sagt Rabden, — von der zwar verwundeten, aber standhaften Führerin begeistert, stand es enge zusammengeschlossen und empfing die Carlisten mit geregeltem Gliederfeuer, und somit wurde nach einem halbstündigen mörderischen Kampfe der sechste Sturm abgeschlagen. Und Tags darauf entsetzte Ayerbe Montalban zum vierten Male. Mit ihm zogen Donna Florencia und einige andere Blesirte und zweihundert fünfzig Gesunde aus. Dreihundert Todte und Blesirte zählte die schwache Besatzung, hundert fünf Mann hatte bloß die letzte Mine erschlagen. Aber als die Carlisten später einzogen, fanden sie nur Trümmer und Leichen, und der einzige lebendige Gefangene war Cartouche, — Donna Florencia's Jagdhund, — aus drei Schußwunden blutend, den General Rabden als Andenken behielt, und sich in seinem Werke auch nicht enthalten kann, der heldenmüthigen Vertheidigerin und ihren tapfern Waffengefährten das ehrenvollste, unverdächtigste Zeugniß zu zollen.

Die Brüder Fulgosio und O'Donnell.

Im Frühjahre 1838 wurde durch den damaligen General en chef der carliſtiſchen Streitkräfte in Navarra, Don Juan Antonio de Guergué, — (denſelben, den Marotto im Februar 1839 in Eſtella erſchießen ließ) — eine Expeditionskolonne unter dem Kommando des Marechal de Campo, Don Baſilio Garcia — (ſpäter ebenfalls füßilirt) — über den Ebro geſchickt, und drang tief in Aragon vor. In Bejar, einem aragoneſiſchen Städtchen, aber, wo die Carliſten eben von den Fatiquen eines vorhergegangenen forcirten Marſches ausruhten, wurden ſie von dem chriſtiniſchen General Pardiñas, einem der trefflichſten chriſtiniſchen Anführer, überfallen. Pardiñas war in aller Stille mit ſeinen

Truppen um drei Uhr Morgens unbemerkt auf eine Viertelstunde Weges von Vejar angelangt, als man eben in Vejar die Diana (Reveille) schlug. Die Christinos, sich verrathen glaubend, weigerten sich, in den Ort einzurücken; da ergriff Pardiñas selbst eine Musquette und eine Patrontasche, stellte sich zu Fuß an die Spitze, und so seine Truppen vorwärts führend, gelangte er auf den Marktplatz. Hier fand er die überraschten und schlaftrunkenen Carlisten in höchster Unordnung, und Tod oder Gefangenschaft war leider das Loos der größeren Mehrzahl.

Nur einer ihrer Anführer, der jugendliche Oberst Fulgosio, sprengte mit gezogenem Degen, hoch zu Roß, auf den Marktplatz, und suchte die zerstreuten Carlisten zu sammeln und zu ermuthigen. Seinen frühern Schulkameraden und Jugendfreund erkennend, rief Pardiñas ihm zu: „date, Fulgosio, dare!“ (ergib dich, Fulgosio, ergib dich!) — Doch dieser antwortete als ächt castilianischer Ritter: „mientros que me sombra mi espada, no me rendo!“ — (so lange mein Schwert mich beschattet, ergebe ich mich nicht!) — Und von Kugeln durchbohrt, sank er leblos vom Pferde. Fünf Brüder Fulgosio dienten

mit Auszeichnung in den carliſtiſchen Schaaren. Die zwei älteren fielen als Helden auf dem Schlachtfelde. Der dritte, Ciprian Fulgoſio, einer der beſten Generalſtabs-Offiziere unter Moreno, ſtarb als Oberſt am Blutſturz, als Folge der unſäglichen Anſtrengungen und Fatiquen in der Negriſchen Expedition. Die zwei jüngſten Brüder, von denen der eine das erſte Bataillon „Caſtilien" kommandirte, — beide gleichfalls ſehr ausgezeichnete Offiziere, — vergaßen dennoch das Beiſpiel ihrer ältern Brüder und nahmen thätigen Antheil an dem Übertritt von Bergara. Aber eine furchtbare Nemeſis ereilte ſie dennoch. In die letztern Ereigniſſe und in den Aufſtand des Generals Don Diego Leon verwickelt, wurden ſie von Espartero zum Tode verurtheilt, und — obwohl die verzweifelnde Mutter ſich in Trauerkleidern zu den Füßen des Regenten warf, ihn beſchwörend, ſie doch nicht ganz kinderlos zu machen, in Madrid arquebuſirt. Sie ſtarben, wenn auch nicht ſo ehrenvoll als ihre ältern Brüder, dennoch als Chriſten und Soldaten mit Faſſung und Ergebenheit. Der älteſte war ſieben und zwanzig Jahre alt.

Ein eben so düsteres Gegenstück zu dem Schicksale der Brüder Fulgosio liefert jenes der Familie O'Donnell. Drei Brüder fochten unter dem carlistischen Banner. Der Eine, Don Carlos, der ritterliche Anführer der navarresischen Reiterei, starb den Heldentod bei Etcharri; der Zweite, Don Juan, wurde mit Wunden bedeckt, bei Mendigoria gefangen, und in Barcelona bei einem Aufstande vom Pöbel grausam gemordet; der Dritte und jüngste ging bei Bergara zu den Christinos über, und fiel später bei einem Gefechte gegen Cabrera in Aragon. — Drei andere O'Donnell, gleichfalls durch Fähigkeiten und besondere Tapferkeit ausgezeichnete Offiziere, dienten in den christinischen Reihen. Einer davon, Don Leopold, fiel in Navarra in die Hände der Carlisten und Zumalacarreguy ließ ihn als Repressalie für den füsilirten Alkaden von Atoun erschießen. Der Zweite starb an den Folgen seiner bei Arbuijas auf dem Schlachtfelde erhaltenen Wunden. Der Dritte ist der gegenwärtig auf französischen Boden flüchtige ehemalige christinische General-Lieutenant und General-Kapitän von Navarra Graf O'Donnell, einer der

tüchtigſten und fähigſten chriſtiniſchen Generale, längere Zeit würdiger Gegner Zumalacarreguy's und ſpäter Cabrera's. Er ſtellte ſich ſpäter an die Spitze des Aufſtandes zu Gunſten der Königin Chriſtina, und wurde in Folge der neueſten Ereigniſſe gezwungen ſich nach Frankreich zu flüchten, wo er ſich noch gegenwärtig aufhält.

Die Mutter auch dieſer Heldenfamilie, die verwitwete Gräfin O'Donnell, lebt noch gegenwärtig in Toloſa.

Aus den Niederlanden.

Die Entſetzung der Feſtung Landrecy.

Am 26ten April 1794 unternahm es der Feind mit neunzigtauſend Mann, die Feſtung Landrecy zu entſetzen. Von dieſer großen Streitmacht wurden ein Drittheil gegen den rechten, zwei Drittheile gegen den linken Flügel der Alliirten verwendet, und ein gleichzeitiger Ausfall der Beſatzung ſollte die Erreichung des Hauptzweckes befördern.

Das Korps des Generals Chapuy, beiläufig dreißigtauſend Mann, rückte mit Anbruch des Tages in zwei Kolonnen gegen den rechten Flügel der Armee des Herzogs von York vor. Ein dichter

Nebel bedeckte die Gegend und verschleierte die Bewegungen und die Stärke des Feindes.

Die Vorposten bei Gaudry, **le Coquelet**, **le Tronquoi** und **Maurois** wurden um sechs Uhr zurückgedrängt. Die erste bei sieben und zwanzigtausend Mann starke französische Kolonne marschirte auf der Straße von **Cambray** über **Beauvois**, gegen **le Cateau**, die zweite, ungefähr viertausend Mann, über **Ligny** gegen **Bertry** vor. Ehe noch der Nebel sich zertheilte, war es dem Feinde bereits gelungen, durch raschen Andrang sich in Besitz der Dörfer: Juchy, Beaumont, Troisville, Bertry und Maurois zu setzen. So drangen nun die Franzosen fast bis an das Lager des rechten Flügels vor, von dessen Geschütze sie mit Kartätschen beschossen wurden.

Der Herzog von **York** befand sich in diesem Momente mit dem F. M. L. Otto bei der Windmühle hinter **Troisville**. Der General bemerkte, daß der Feind seinen linken Flügel zu decken unterlassen hatte. Auf seinen Antrag befahl daher der Herzog von York, daß das österreichische Küraſſier-Regiment Zeschwitz — (1801 reduzirt) und die zusammen

neun Eskadrons ausmachenden englischen schweren Reiterbrigaden des General Mansel und Oberst Pyre dahin vorrücken sollten; da jener Terrain Kavallerie-Bewegungen begünstigte, und die Benützung des vom Feinde begangenen Fehlers entscheidende Resultate versprach. Als diese Kavallerie, eilends hinter der Infanterie vorbeimarschirend, auf dem äußersten rechten Flügel angekommen war, ließ der Herzog von York die vor Troisville aufgestellte leichte Reiterei sich zurückziehen, um den Feind noch mehr in die freie Ebene vorzulocken. —

Das Kürassier-Regiment Zeschwitz machte die Spitze der Reiter-Kolonne. Daher übertrug F. M. L. Otto dem dasselbe kommandirenden Oberst Fürst Karl Schwarzenberg die Leitung des Angriffs. Otto's Adjutant, der Rittmeister Mecséry, welcher mit der dortigen Gegend sehr genau bekannt war, führte die Avant-Garde der Kolonnen durch die Vertiefung hinter Juchy, vom Feinde ungesehen, vor. Dieses Dorf wurde mit einiger leichten Infanterie besetzt, um die Flanke der Kolonnen zu decken. Rittmeister Mecséry brach dann durch den tiefen

Grund zwischen Juchy und Bethancourt über die Straße, in die Fläche hinaus, jagte den Vortrab der französischen Reiterei in die Flucht, und nahm in der Verfolgung den feindlichen Oberbefehlshaber, General Chapuy, gefangen.

Als Oberst Fürst Schwarzenberg mit der Haupttruppe in der Fläche ankam, fand er die feindliche Infanterie der ersten Kolonne von der **Cense Tronquoi** bis **Audancourt** in Schlachtordnung aufgestellt. Sie empfing ihn mit dem lebhaftesten Kartätschenfeuer und zahlreichen Salven des kleinen Gewehrs. Der Fürst bildete seine Reiterei in zwei Treffen und eine Reserve, und stürzte sich dann mit derselben auf den so vielfach überlegenen Feind, welcher aber noch nicht seinen Aufmarsch aus der Kolonne vollständig bewerkstelligt hatte. —

Dieser Reiter-Angriff ist eine der glänzendsten Begebenheiten in der Kriegsgeschichte. Die Attaque wurde mit dem größten Heldenmuth und der bewunderungswürdigsten Ordnung ausgeführt. Das verheerende Feuer des Feindes hielt die österreichischen Küraſſiere nicht einen Augenblick in ihrem Siege auf. In wenigen Minuten waren des Feindes auf-

marſchirende Maſſen durchbrochen und geworfen, mehr als dreitauſend Franzoſen niedergehauen, dreihundert gefangen, die übrige feindliche noch bei vier und zwanzigtauſend Mann ſtarke Kolonne in wildeſter Flucht, — zwei und zwanzig Kanonen, neun und zwanzig Munitionskarren erobert. —

Aus Frankreich.

Ein Kampf der Rothen mit den Weißen in La Penissiere.

Die Herzogin von Berry machte im Jahre 1832 den großherzigen Versuch, in dem mit Heldenblut getränkten Boden der Vendée die alten Traditionen der oft bewiesenen und erprobten Treue an das angestammte Königshaus ins Leben zu rufen. Ein solcher Versuch, von einem der Prinzen desselben gemacht, hätte schon früher, vielleicht auch noch dieses Mal die Revolution bekämpfen und besiegen können. Leider verschmähte jeder dieser Prinzen, die weiße Fahne mit den Lilien in kräftiger Hand selbst zu schwingen und selbst eigenhändig der Trikolore entgegen zu tragen. Und doch wäre dieß vielleicht

der einzige Weg geweſen, der zur wirklichen Regierung, zum Throne geführt haben könnte, mit der Ausſicht, darauf ſitzen zu bleiben! Oder vielmehr, auf dem Throne Frankreichs galt es ſeit 1789 nicht mehr zu ſitzen, ſondern vielmehr zu ſtehen, und zwar gewappnet und geharniſcht, gerüſtet und bebewehrt, das Lilienbanner in einer, das Schwert Karl Martell's in der andern Hand! ſo — an der Spitze des alten Frankreichs (ich meine des wirklich alten, nicht des Degenerations-Produktes von Verſailles) — dem hereinbrechenden Umſturze die Spitze zu biethen! Statt deſſen zogen König und Prinzen vor, auf parlamentariſchem oder diplomatiſchem Wege um ihre Kronen zu kämpfen, ſie ſaßen auf dem Throne, ſtatt kampfgerüſtet auf demſelben zu ſtehen. Nun aber iſt die Revolution jedenfalls Meiſterin im Wort, und weiß vortrefflich mit demſelben umzugehen, ſie fürchtet nur eines, das iſt die That! — Erwünſcht war ihr alſo das Schlachtfeld, auf welches der unglückliche Ludwig XVI. ſich locken ließ. Sein Kopf bezahlte ſeinen Mißgriff. Auch der kluge Ludwig XVIII. ließ trotz dieſem Beiſpiele ſich nicht abhalten, das nämliche zu wählen.

Er vermeinte die Revolution zu überlisten und zu beschwichtigen, vernachlässigte seine Freunde und Anhänger, um die Feinde zu gewinnen, und verlor das Vertrauen der erstern, ohne letztere umzustimmen.

Die Revolution jubelte, denn ihr Hauptkunstgriff besteht darin, ihre Gegner vorher zu lähmen, bevor sie zu deren gänzlicher Vernichtung schreitet, — eben deswegen, um diese dann gefahrloser bewerkstelligen zu können. So war auch die Vendée, — **incredibile dictu!** — unter Ludwig **XVIII.** definitiv entwaffnet worden! Von Dank für ihre heroischen Leistungen war ohnehin beinahe keine Rede. Man schien vielmehr dieselben beinahe wo möglich ignoriren zu wollen. Kaum bedachte man mit elenden Almosen die wenigen Individuen, welche aus den vergangenen Riesenkämpfen übrig geblieben waren, um ihre benarbten Glieder zu bedecken, und knapp war das Stück Brod bemessen, welches man den hinterlassenen Familien der gefallenen oder hingerichteten Kämpfer für Thron und Kirche hinwarf. Dagegen glaubte man große Summen nicht sparen zu müssen, wenn man hoffen konnte, damit die Anhänger

der politiſchen Prinzipien vom Jahre 1793 oder die minder geſinnungstüchtigen Napoleoniſten, oder vielmehr Buonapartiſten von ihren Fahnen abwendig zu machen. Die Folgen dieſes Syſtems blieben nicht aus. In der Stunde der Gefahr waren die wahren Freunde dezimirt und ohnmächtig, die falſchen Freunde verſchwanden, blieben unthätig, oder gingen in das feindliche Lager, und die unverſöhnlichen Feinde allein behielten das Heft in der Hand. Hätte ſeit dem erſten Beginn der Revolution ein Mitglied der königlichen Familie ſich an die Spitze der Provinzial-Elemente, der Corporationen, kurz aller noch beſtehenden Reſte der Organiſation des alten Frankreichs geſtellt, wäre ein ſolcher Führer vor den Reihen der Bauernſchaaren im Weſten, des kleinen Landadels, dem Überreſte der treuen Haustruppen ꝛc. ꝛc. erſchienen, mich dünkt, ſein Schwert, geweiht von den Dienern der gleichzeitig verfolgten Kirche, hätte die Guillotine, die Waffe der Revolution, zu beſiegen vermocht. Der National-Convent und ſeine Blutmänner wären wahrſcheinlich dem Enthuſiasmus der treuen Vertheidiger des Altars und Thrones mit der Zeit um ſo mehr unterlegen, als ihre Blutherrſchaft

bereits in mehreren Departements, insbesondere im Süden und Norden Frankreichs, wie auch in vielen Städten, namentlich in dem reichen und mächtigen Lyon, die Zahl der Anhänger der früher allerdings mit Jubel begrüßten Revolution bedeutend vermindert, ja offenbaren Widerwillen und Widerstand hervorgerufen hatte. Aber die Hofleute und Diplomaten, welchen die kühne That, der Verschmelzung mit denen aus dem kleinen Landadel und den Bauern bestehenden Schaaren, nicht sympathisch war, hielten die Prinzen stets ab, den einzig wahren Weg einzuschlagen. **Le roi ne doit pas chouanner** — hieß es, — und König und Königthum ging darüber zu Grunde! —

So fand auch die Revolution vom Jahre 1830 die Vendée und den königlich gesinnten Westen. Die Royalisten waren entwaffnet, entmuthigt, zerstreut und eingeschüchtert, ihrer Anführer beraubt, und zwar durch das Königthum selbst. Nichtsdestoweniger fand der Hülferuf der königlichen Prinzessin, welchen das Mutterherz zu Gunsten der Rechte ihres Kindes ausstieß, allgemeinen Anklang bei der getreuen Bevölkerung des Westens, in den Departements, welche aus den vormaligen Provinzen Anjou,

Maine, Poiteu und Bretagne gebildet waren, und worunter im Allgemeinen die Vendée bezeichnet wurde. Sowohl in den Gemeinden als in den kleinen Edelhöfen, wo Bauer, Edelmann und Priester in patriarchalischer Einigkeit, den alten einfachen Sitten getreu, **antiquo patriae more**, lebend, ohnehin der Revolution und ihren Neuerungen abhold waren, regte sich der alte Geist der Vendée, und der keineswegs erloschene Haß gegen die Bleus (die Blauen) und Patauds (liberalen Städtebewohner). *) An ihren nationalen oder vielmehr provinzialen Eigenthümlichkeiten, Überlieferungen, Sitten hängend, konnten diese Bevölkerungen den Fortschritt des Nivellirungs-Prozesses der Revolution nicht freudig begrüßen, deren Charakter und endliches Streben, — alles Ererbte, Gewohnte, Geheiligte zu entreißen, zu verwandeln, zu verläugnen und zu verfluchen, — ihrem richtigen Natur-Instinkt nicht entging. Aber von diesem ziemlich allgemeinen Mißbehagen und der Unzufriedenheit bis zu einer wirklich allgemeinen Schilderhebung war

*) Anhänger der Revolution.

noch weit hin. Auch fehlte es an Waffen und Munition, — die einflußreichen Männer waren nicht einig in der Wahl des Zeitpunktes, — der Form, — der Organisation des Aufstandes. Befehle, Weisungen und Instruktionen wurden gegeben, die sich widersprachen und gegenseitig lähmten. Zu viel Ungeduld und Unbesonnenheit einer Parthei, und zu viel Vorsicht und Unschlüßigkeit von der andern brachte in die Unternehmung einen Mangel an Einheit, demzufolge sich dieselbe nur in einzelne Versuche, unzusammenhängende partielle Bewegungen, Kämpfe und Streifereien auflöste, welche durch die zahlreich im Lande vertheilten Regierungstruppen mit mehr oder minderer Anstrengung unterdrückt, und endlich durch die Verhaftung der Herzogin und der Versprengung, der Ergreifung oder dem Tode der meisten ihrer Anhänger beendigt wurde.

Aber auch in diesen vereinzelten Kämpfen zeigte sich die jüngste Vendée als Erbin der Tapferkeit und Selbstaufopferung ihrer heldenmüthigen Vergangenheit, wie dieß das Gefecht, welches den Angriff und die Vertheidigung des Schlößchens La Penissiere bildet, beweiset.

Zwei und vierzig Vendéer, der Chouans-Schaar angehörig, welche La Roche Jaquelin, — (ein Verwandter des jungen Helden der alten Vendée, der Stern der Vendée genannt, — welcher im Jahre 1793 unbesiegt den Heldentod starb) — führte, waren im Begriff, sich mit andern Abtheilungen zu vereinigen, um dann vereint in dem Städtchen Cozon die Nationalgarden zu entwaffnen. Ein heftiges Unwetter zwang die kleine Schaar, in dem Edelhof La Penissiere Unterkunft und Schutz zu suchen. Sie vermeinten auch, sich dort durch noch erwartete Zuzüge aus den benachbarten Gemeinden zu verstärken, und mit diesen vereint eine größere Unternehmung ausführen zu können. Mittlerweile aber wurde ihre Anwesenheit bekannt und den nächsten Militärabtheilungen der „Blauen" (bleus, oder wie jetzt die Truppen von ihren rothen Pantalons von den Vendéern genannt werden, — die Rothen) gemeldet, welche natürlicher Weise schnell Maßregeln ergriffen, sich zu concentriren und diese kleine Schaar, welche aber bald zu einer größern hätte anwachsen dürfen, schleunigst durch ihre Übermacht zu erdrücken und zu vernichten. Diese hatten die

Nacht vom 5ten bis 6ten Juni in der ihnen durch den angestrengten Marsch, bei dem starken Regenwetter, in grundlosen Wegen, des vorigen Tages so bedürftigen Ruhe zugebracht. Als nach angebrochenem Morgen weder Freund noch Feind sich in der Nähe zeigte, trafen die Vendéer bereits ihre Vorbereitungen zum Aufbruche, um andere Banden ihrer Genossen aufzusuchen, als der Ruf: „zu den Waffen" erscholl, den gleichzeitig die erste Decharge des Feindes auf die ausgestellte Schildwache begleitete. Der Bataillons-Kommandant George vom 29sten Linien-Regiment war nämlich bereits mit seinem vollständigen Bataillon, — eine Grenadier-, eine Voltigeur-, vier Fuselier-Kompagnien, jede circa hundert Mann ohne Chargen, — vier Kompagnien National-Garden und eine Kompagnie Mobil-Gendarmerie, — also circa eilfhundert Mann zur Aufhebung dieses Postens herangerückt.

Unter den Belagerten befanden sich Landleute, Zöglinge des geistlichen Seminariums, Jünglinge und Greise, oft Vater und Sohn. Vier Brüder Girardin (Eugene, Emanuel, Victor und Egisthe), Offiziere der ehemaligen königlichen Garde, waren

Leiter und Mitkämpfer bei dieſer merkwürdigen Vertheidigung.

La Peniſſiére iſt ein altes Gebäude, (ein Mittelding zwiſchen Schloß und Pachthof — da ein Edelhof in der Vendée oder Bretagne ſo ziemlich etwas von dem Charakter von beiden an ſich hat) — mit einem Stockwerke und fünfzehn Fenſter-Öffnungen verſchiedener Form und Größe. An dem einen Ende des Hauſes iſt eine Kapelle angebaut. Vorne liegt eine mit mehreren Hecken und Waſſergräben durchſchnittene Wieſe, die ſich weiter in das Thal verliert und gegenwärtig durch die ſtarken und anhaltenden Regengüſſe in eine Art See verwandelt war. Rückwärts an das Gebäude ſtößt der Küchen- und Obſtgarten *). Der Angriff begann mit einer Decharge der vorgerückten Grenadier-Kompagnie vom 29ten Regimente. Sicher treffende Schüſſe der

*) Gleichzeitig mit dieſem Gefechte fällt der Straßenkampf in Paris bei dem Kloſter St. Merry. Gleichzeitig wurde die Uſurpation durch Republikaner, die ſie betrogen, und Royaliſten, die ſie herausgefordert hatte, bekämpft. Alle, die ihr gegenüber ſtanden, blieben, — viele, die zeitweiſe neben ihr gegangen, wurden ihre Feinde. Jede wirkliche Überzeugung blieb ihr abhold.

Chouans aus den Fenstern des ersten Stockes und vom Erdgeschosse beantworteten sie aber so wirksam, daß die Grenadiere, um nicht ohne allen Schutz dem Feuer ausgesetzt zu bleiben, sich allmählig hinter die Hecken und in die Gräben auf der Wiese zurückzogen, während die nachkommenden Abtheilungen zu ihrer Unterstützung herbeikamen.

Die National-Garde blieb das Gewehr im Arm „zur Unterstützung" in gehöriger Entfernung aufgestellt. —

Als die andern Kompagnien angelangt waren, stürmten die Grenadiere mit dem Rufe „**mort aux Chouans**" entschlossen auf das Haus los.

Vive Henry! Vive le Roy! Vive Madame! erscholl es aus den Fenstern. Die Vendéer, deren viele mit Espingolen *) bewaffnet waren, ließen die Stürmer bis ganz nahe herankommen und bewillkommten sie mit einem Hagel von Kugeln und

*) Espingoles, auch Tromblons genannt, — kurze Gewehre mit vorne ausgeschweiften Läufen, — in welche acht bis zehn Kugeln, Rehposten oder gehacktes Blei geladen werden und auf kurze Distanz eine mörderische Wirkung hervorbringen. Auch in Spanien und bei den Albanesen sehr in Gebrauch.

gehackten Blei, welches auf so kurze Distanz seine Wirkung nicht verfehlte. Andere geschickte Schützen wählten mit Sorgfalt mit ihren Jagdbüchsen das sichere Ziel. Die minder geübten Chouans luden einstweilen, während die vorzüglicheren Schützen lediglich mit Schießen beschäftigt waren. — Die Grenadiere mußten sich abermals zurückziehen.

Ein seitwärts vom Hauptgebäude liegendes, durch eine Mauer mit diesem verbundenes kleines Nebengebäude, hatte müssen gleich anfangs von den Vertheidigern geräumt werden, da sie nicht zahlreich genug waren, es genügend zu besetzen, ferners dessen Vertheidigung nicht wirksam von den Fenstern des Hauses hätte unterstützt werden können. Dieses Gebäude ward von den „Rothen" besetzt und es gelang ihnen unter dem Schutz der verbindenden Mauer bis an den Fuß der einen Seitenwand zu dringen. Die Sappeurs brachen nun eine Oeffnung in die Mauer selbst, an einem von dem Feuer aus den Fenstern nicht bestrichenen Orte, und drangen so auf diese Weise in das Erdgeschoß, welches sie mit Stroh, Faschinen und Reisig füllten und in Flammen setzten. Zugleich griffen die Grenadiere

abermals die Fronte an. Die Vendéer zogen sich in das erste Stockwerk, durchlöcherten den Fußboden und richteten ein wohlgenährtes Feuer auf die mittlerweile in das Erdgeschoß gedrungenen Angreifer.

Frische Abtheilungen dringen nun vor. Flammen schlagen bereits aus dem Dachstuhl, ein dichter Rauch umgibt das kleine improvisirte Fort, und wird nur durch das Aufblitzen der Schüsse erhellt. Aber diese wiederholen sich ohne Unterbrechung und auf dem Schornsteine steht ein junger Vendéer, der mit seinem Trompetenhorn Attake blies. Flammen und Rauch zwingen endlich die kühnen Angreifer selbst, das mühsam nach empfindlichen Verlust gewonnene Erdgeschoß zu räumen, aber das Fortdauern des Gewehrfeuers, der Ruf: **Vive le Roi, Vive Madame, Vive Henry!** — durch den, — von dem in Rauch und Flammen gehüllten Trompeter am Schornstein unabläſſig ſchmetternden Kriegs-Ruf, zuweilen unterbrochen, — belehren die Blauen, daß die zwei und vierzig Weißen an keine Uebergabe denken. Der Trompete und dem Vivatgeschrei der Weißen antwortet wieder der Trommelwirbel der Angreifer. Abermals dringen ſie in das Erdgeſchoß durch

ein, von den Sappeurs an der Spitze, erweitertes Fenster. — Der Ziegelboden, welcher das erste Stockwerk vom Erdgeschosse trennt, ist aber mittlerweile von den Vertheidigern aufgerissen worden, und ein Hagel von Kugeln und gehackten Blei überschüttet die Eindringenden, welche von unten herauf nicht mit Wirksamkeit das Feuer zu erwidern vermögen, auch umsonst es versuchen über die Treppe in das obere Stockwerk zu dringen, um mit dem Bajonette mit ihren unsichtbaren Feinden handgemein zu werden. Sind daher abermals bemüssigt, nach bedeutendem Verlust, darunter drei Feldwebel (Sergents) allein lagen getödtet, — den Rückzug anzutreten.

Das untere Erdgeschoß und der Dachstuhl standen bereits in vollen Flammen. Die Angreifer glaubten mit gutem Grund jede fernere gefahrvolle Unternehmung als überflüssig aufgeben, und der Gluth allein die Vernichtung der hartnäckigen Vertheidiger überlassen zu können. Für diese war auch der längere Aufenthalt in dem brennenden Hause zumal unhaltbar geworden. Ihr Anführer — **Eugene de Girardin** — berieth sich daher mit seinen Genossen, und beschloß durch einen kühnen Ausfall

sich entweder durchzuschlagen oder lieber im freien Felde die Waffen in der Hand zu fallen, als elend zu verbrennen.

Eine mehr als zwanzigfache Übermacht ließ diesen Entschluß nur als ein Resultat der Verzweiflung und der Unmöglichkeit längerer Vertheidigung erscheinen, aber es wurde eben durch diese Motive und durch die Hoffnung, seine Haut so theuer als möglich an den verhaßten Feind zu verkaufen, angenommen, und mußte schnell ins Werk gesetzt werden, wollte man nicht im Rauch ersticken, oder unter den einstürzenden brennenden Balken und Wänden in den Gluth- und Aschenhaufen mit begraben werden, in welchen sich zu verwandeln das brennende Haus im Begriffe stand. Um dieß zu bewerkstelligen, trennt sich die kleine Schaar der zwei und vierzig. Vier und dreißig von ihnen werfen sich durch eine Hinterthür in dem, an das Schloßgebäude angränzenden Weingarten, während die acht andern das Feuer aus den Fenstern der vordern Fronte fortsetzen und den Feind beschäftigen, der dadurch abgehalten wird seine ganze Aufmerksamkeit und Macht auf die Verfol-

gung der Entſpringenden zu richten, da er in dieſen mit Grund nur einen kleinen Theil der Beſatzung, deren größeren er im Schloß zurückgeblieben wähnt, vermuthet. Nichtsdeſtoweniger folgt eine bedeutende Zahl der Angreifer den Flüchtigen, — hofft ſie zu umzingeln. Allein dieſe, geführt von den vier Brüdern Girardin, deren älteſter bereits während der Vertheidigung im Schloſſe ſchwer verwundet war, und welchen dennoch ſeine Brüder und andern Genoſſen mit ſich fortſchleppten, hatten ſich, als ſie den Weingarten erreichten, in kleinere Gruppen getrennt, wußten unter beſtändigem Feuer die Hecken und Gebüſche zu benützen und erreichten, wiewohl viele unter ihnen mehr oder weniger verwundet, glücklich das Freie, mit Ausnahme von fünf Getödteten, worunter einer der vier Heldenbrüder Girardin (Emanuel, früher Offizier) war. Dieſer, eben im Begriffe, über eine Hecke zu ſpringen, ſieht ſich von ſeinen Verfolgern erreicht. „Ich will nicht in den Rücken geſchoſſen werden," ruft der junge Held, wendet ſich um, entladet noch ſeine Eſpingole in die Mitte ſeiner ihn verfolgenden Feinde, und fällt, von unzähligen Kugeln durchbohrt, in der Mitte der

von seinem Kernschusse von gehacktem Blei getroffenen Gegner.

Allerdings wäre nur wenigen der glücklich Entkommenen ihr Wagestück gelungen, wenn der Feind sie gleich bei ihrem Erscheinen mit ganzer Kraft verfolgt hätte; allein dieser hielt, durch das lebhafte Feuer aus den Fenstern getäuscht, noch immer die Mehrzahl der Besatzung als im Schlosse verborgen. Dieses Feuer rührte aber nur von den acht Zurückgebliebenen her (unter dem Befehle eines gewissen **Levéque**), welche dasselbe auch ununterbrochen fortsetzten, um den Rückzug ihrer Waffenbrüder zu sichern. Endlich, durch die Flammen gedrängt, zogen sie sich über eine Hintertreppe in ein Dachstübchen. Mittlerweile füllten sich, trotz Flammen und Rauch, die Räume mit eindringenden Soldaten, welche sich damit beschäftigten, ihre Verwundeten aus dem Flammenmeere hinweg zu bringen, und nach den etwa verborgenen Vertheidigern, die sie viel zahlreicher vermutheten, zu suchen. Auch die besagte enge Treppe entging ihren Nachforschungen nicht. Mit gefälltem Bajonette drangen einige der Kühnsten hinauf, aber eben in dem Augenblicke, als

die Treppe überfüllt ist, begrüßt sie eine Decharge von drei bis an die Mündung vollgeladenen Espingolen, — drei andere Schüsse begleiteten die Fliehenden und bedeckten die Treppe mit Leichen und Verstümmelten. Dieser mißlungene Versuch schreckt die Angreifer von fernern Nachforschungen ab; sie begnügten sich, die Todten und Verwundeten mit sich hinaus zu schleppen und das Feuer wo möglich zu verbreiten, in der Erwartung, auf diese Weise am sichersten und gefahrlosesten zu Ende zu kommen. Das kleine Gemach, in welches sich die acht übriggebliebenen Chouans zurückgezogen hatten, war jedoch durch eine Feuermauer auf der einen, durch mehrere herabgestürzte Balken und Mauertrümmer, welche eine Art feuersichere Wölbung bildeten, auf der andern Seite gesichert. Ein großer Kamin gewährte einen wohlthätigen Luftzug, und so vermochten sie in diesem Versteck, obzwar halbversengt und vom Rauche erstickt, auszuharren und den Verlauf der Dinge abzuwarten. Da sie keine Munition mehr hatten, auch nur zwei ihrer Espingole noch schußfähig waren, schwieg ihr Feuer. Während dessen sank der größte Theil des Hauses in Gluth und Asche.

Die Nacht war herangekommen. Der feindliche Befehlshaber hielt sich für versichert, daß kein lebendes Wesen mehr in dem vor ihm liegenden, flammenden Aschenhaufen athme. Er erwartete nur die Rückkunft der Verfolger, welche den mit Rücklassung von fünf Todten durch den Weingarten bereits entkommenen Chouans nachgesetzt hatten. Diese kamen erschöpft und ermüdet unverrichteter Dinge zurück. Außer den besagten fünf Leichen brachten sie weder Gefangene noch Trophäen. In dem durchschnittenen Terrain, zwischen Hecken und Gräben waren die Verfolgten unsichtbar geworden. Auf den nur ihnen wohlbekannten Abwegen und Stegen hatten sie sich zerstreut, und bei den ihrer Sache ergebenen gleichgesinnten umliegenden Gemeinden ein sicheres Versteck, Unterkommen und Pflege gefunden. Der feindliche Befehlshaber beschloß demnach den Abzug. An zweihundert Todte und Verwundete hatte die Expedition gekostet. — Mit Einbruch der Nacht zogen Linientruppen, National-Garden und Gensdarmen, ihre zahlreichen Verwundeten mit sich führend, ab, und ließen nur einen Schutthaufen von rauchenden Trümmern zurück. Ein Wunder

erhielt die acht Zurückgebliebenen am Leben, wie die Männer im Feuerofen, und entzog ſie den weitern Nachſtellungen ihrer Feinde. In der Nacht benützten ſie eine Leiter, welche die Soldaten zur Anlegung des Feuers an das Dachgeſims gelehnt hatten, ſtiegen auf derſelben aus den rauchenden Trümmern, welche bis jetzt ihnen zum Verſteck gedient hatten, durch einen heftigen Gewitterregen begünſtigt, welcher die Wuth der Flammen dämpfte, aus dem Schornſteiu des obgedachten Kamines in das Freie. Im Garten fanden und beerdigten ſie die Leichen ihrer gefallenen tapfern Kameraden, und entkamen, einen Verwundeten auf ihren zu einer Tragbahre verwendeten Gewehren mit ſich führend, glücklich in der finſtern Gewitternacht.

Des andern Morgens kamen Gensdarmen und National-Garden und ſuchten in den rauchenden Trümmern von La Peniſſiere. Sie fanden nur verglimmende Gluth und Aſche.

An demſelben Tag (6ten Juni), an welchen die Trikolore bei La Peniſſiere der weißen Fahne entgegenſtand, wehte die rothe ihr gegenüber auf den Barrikaden von St. Mery. Für dießmal unter-

lagen die Weiße und Rothe. Bezeichnend aber ist ihr gleichzeitiges Erscheinen. Wird die Trikolore und das von ihr bezeichnete Prinzip immer in Frankreich die Oberhand behalten, oder ist am Ende doch eine Farbe, sei es roth oder weiß, bestimmt, die einzige herrschende zu sein? — das wird die Folge lehren, jedenfalls aber beweiset der vorliegende Bericht, daß es der weißen Fahne noch nicht, wie viele es wollen glauben machen, in Frankreich an Vertheidigern mangelt, deren Qualität das ersetzt, was ihr an Quantität abgeht. Nur muß man diese nicht vorzüglich in den Salons und den Antichambres, auf Tribunen oder in Palästen, — sondern in den Dörfern und Edelhöfen des westlichen und südlichen Frankreichs, der Bretagne und Vendée suchen! —

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ante-diluvianische

FIDIBUS-SCHNITZEL

VON

1842 BIS 1847.

5TES „ FASCIKEL.

Als Manuskript für Freunde

1850.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Aus

meiner Einsiedelei.

Vorrede

zu den

Faſteien eines ſäkulariſirten Kloſterbruders.

An Gräfin J. H.-H.

Das alte Kloſter, welches ich jetzt bewohne, war einſt der Aufenthalt gottesfürchtiger Mönche, die Troſt und Segen in der Gegend verbreiteten, wo ſie den wilden Wald und die wilden Menſchen, die es umgaben, urbar und geſittet zu machen ſich bemühten.

Mit dem Walde ist es ihnen ziemlich gelungen, und ich muß wohl jetzt schon stundenlang aus meiner Einsiedelei über Krautgärten und Erdäpfelfelder wandern, will ich weit genug kommen, um die Fährte eines Hirsches oder Ebers zu finden, die ehemals bis zur Klosterpforte kamen, um die Kastanien zu suchen, welche von den großen Bäumen an der Klostermauer abfielen.

Die Menschen sind wohl viel zahlreicher, wenn auch nicht viel glücklicher geworden, haben wohl auch lesen und schreiben gelernt, sind dabei aber so ziemlich dieselbe bösartige, undankbare, fleischfressende Affenrace geblieben, wie vor und ehe.

Die guten Mönche ihrerseits sind theils gestorben, — theils in die Welt hinausgestoßen

worden. Den Schlüssel zur Klosterpforte habe ich nun erlangt, und ein einsames Plätzchen hinter derselben zum Ausruhen gefunden.

Es wird nicht mehr zur Hora und zur Mette geläutet. Aber ich zünde in meiner Brust oft die Kerzen der Erinnerung an, und halte Todtenmessen für meine abgeschiedenen Hoffnungen und goldenen Träume, oder lobsinge Alleluja und Te Deum für die Unsterblichkeit jener Gefühle, welche Zeit und Erfahrung nicht haben tödten können.

Daß ich unter meiner Kutte einst den Küraß getragen, und meinen kahlen Scheitel statt die Kapuze einst die stählerne Pickelhaube gedeckt hat (die Tonsur hat sich von selbst gemacht), sieht mir ein Jeder an. — Der Mönch, der Soldat, — und der Soldat, der

Mönch wird, behalten immer etwas von ihrem urſprünglichen Habit. Sie haben ja auch eine gewiſſe Ähnlichkeit, müſſen ja doch beide das Leben hindurch kämpfen, und finden meiſtens den endlichen Sieg nur im Tode.

Zuweilen, wenn es draußen ſchneit und ich allein in meiner Klauſe ſitze, kritzle ich an meinem großen eichenen Tiſche, an welchem vormals die alten Mönche ſaßen. Vielleicht kommt es daher, daß mir alten Reitersmann zuweilen Gedanken kommen, die allerdings etwas klöſterlich ſind, dagegen hängen aber über dem Tiſche mein Säbel und meine alten Reiterpiſtolen, und ſo mögen wohl auch den Klausner zuweilen Inſpirationen befallen, die nicht ganz zur Kutte paſſen.

Oft kommen Wallfahrter zu der alten Klosterkapelle. Sie besuchen mich und begehren ein Andenken; — kann der Mensch wohl ein besseres Angebinde geben, als sein eigenes Denken und Fühlen? — Deßwegen habe ich für jene Wallfahrter, welche es freundlich annehmen, diese Blätter vollgekritzelt. — Ihnen, theure Freundin, die Sie da draußen in der parfümirten bunten Welt leben, könnte ein Buch, welches nach Klosterluft und Pulverdampf zugleich riecht, kein willkommenes Geschenk sein, wenn sie nicht dem Geber einige Nachsicht schenken wollten. Daß er es Ihnen gut meint, wissen Sie, um so mehr, als obzwar wir beide das Leben aus einem ganz verschiedenen Standpunkte beurtheilen, wir dennoch darin übereinkommen, daß hienieden Friede und Glück nicht von Außen herein, sondern von Innen hinausströmen muß.

Erlauben Sie also, liebe Freundin, daß ich diesen Blättern Ihren Namen vorsetze. Bleiben Sie so gut und gewogen dem ehemaligen Landsknechte, der in Frieden und Stille der stürmisch durchlebten Zeit gedenkt als

letzter Mönch in M.

An Gräfin J. H.

Sie haben, meine gnädigste Gräfin, mir am Allerseelentage einen deliziösen-Brief geschrieben, zu dessen Beantwortung ich als guter Katholik eigentlich Pfingsten abwarten sollte, nämlich das Fest, an welchem der heilige Geist die Erwählten erleuchtet und auf die Menschenkinder herabsteigt. Vielleicht ist Pfingsten auch an und für sich die beste und treffendste Antwort auf jede, am Allerseelentage an die Vorsehung gestellte Frage, — das Fest der Auferstehung die nothwendige Folge der Todesfeier, — der immer wiederkehrende, grünende Frühling der schöne, nie fehlende Sieg über den abwelkenden Herbst! — Aber das führt mich von meinem ersten Gedanken ab! Ich will Ihnen vor Allem danken, daß Sie mir einen so lieben Brief geschrieben haben; er ist aber so klug und gescheidt, daß ich mir ganz stupid, noch viel stupider als sonst, Pfingsten 1845.

in dem gegenwärtigen Augenblicke vorkomme, wo ich ihn beantworten will. Denn mit dem bloßen Danken ist's nicht gethan! Es ist wohl schon etwas, wenn man die Freude über eine empfangene Wohlthat ausdrückt, — eine Miene, ein Blick, ein Händedruck ist wohl zuweilen beredter, als alle Institutiones rhetoricae des Quintilianus, — aber man möchte auf so viel Liebes, Wahres, Sinniges, Gemüthliches, — doch auch etwas Analoges erwidern. Nun bin ich aber in meiner Einsiedelei so verdummt, je me sens tellement bêtifié, daß ich meine Ochsen und Kühe mit wahrer Bruderliebe ansehen könnte! Indessen das bleibt wahr, theure Freundin, daß mich Ihr lieber Brief recht wahrhaft und innig erfreut hat, und ist es Ihnen Genuß, andern solchen zu geben, so mögen Sie die Augenblicke, welche Sie diesen Zeilen geschenkt haben, nicht bereuen.

Sie haben ganz Recht, liebe Gräfin, Sie sind zum Autor geboren. Ihr Leben spiegelt sich objektiv so liebenswürdig, so farbenreich ab, daß dieser Beruf an Ihnen nicht zu verkennen ist. — das Gegentheil nicht allein für das Publikum, sondern auch für Sie selbst zu bedauern wäre! Sie können auch, wie Sie

ſagen, im Hemde (was bei allen Damen nicht immer, weder in phyſiſchem noch geiſtigem Sinne anzurathen wäre) — unter den Leuten herumgehen, man wird Sie deßhalb nur um ſo liebenswürdiger finden. Anders aber iſt es mit mir. Nur mühſam führt die Degen und Zaum gewohnte Fauſt die Feder, — Lederkoller und Panzer erſetzt nur ungeſchickt der ſchwarze Literaten-Rock! und würde ich nun gar, körperlich oder geiſtig, mich im Hemde produziren, ſo ſchmiſſen mich die Leute unbezweifelt zur Thür und meine Bücher zum Fenſter hinaus. Mein Schreiben iſt nur eine Pſeudo-Thätigkeit, welche, wie ich hoffe, ſo Gott will, noch einer andern Platz machen wird, — aber Ihnen ſchreiben, mit Ihnen plaudern, das freut mich, und Sie erlauben ja, daß ich mich Ihnen, wenn nicht en chemise, doch im Schlafrocke, wenigſtens ohne Frack und Cravatte präſentire. Ich mag nun einmal nicht die honette Geſellſchaft, und es iſt mir nur wohl, wenn ich in Hemdärmeln und offenen Halſes ſitzen kann. In Reihe und Glied, im Dienſte, vor dem Feinde — mit zugeknöpftem Waffenrocke und feſtgeſchnalltem Helme, da laſſe ich mir's gefallen; — aber iſt ein-

mal abgeblasen, so will ich frei athmen. Deßwegen ist mir jedes Salonleben zuwider, und ich gehe nach dem Zapfenstreiche nur dahin, wo ich unsern fatalen Convenienzfrack ablegen kann. Sie waren so gut, mir zu erlauben, sans façon bei Ihnen einzutreten, — und deßwegen komme ich auch gar gerne, und es ist mir wohl, sitze ich in Gedanken bei Ihnen, liebe, gute Gräfin!

Ich begreife, liebe Gräfin, daß Ihnen der Aufenthalt in Wien, besonders im Winter, nicht zusagt. Cette agitation oisive, — cette oisivité agitée zehrt Leib und Seele auf. Man hat mit leerem Magen das Gefühl einer Indigestion! — Aber im Sommer sollten Sie doch über die österreichischen Gränzmarken hereinkommen; ein wenig in das Gebürge hinaufzuziehen, — oder gar mich in M* in meiner Einsiedelei beglücken, wo ich außer Wurzeln und Beeren schon für Ihren Unterhalt sorgen werde, und dabei Manches in dem sozialen, politischen, administrativen und nationalen Lebens-Elemente der österreichischen Lande auffassen, was bis jetzt terra incognita ist, und in mancher Hinsicht bedeutende Ausbeute geben könnte. So z. B.

glaube ich, daß ein Aufenthalt in Prag, der verwaisten slavischen Königsstadt, — oder in dem aufblühenden Pesth, — denen in Ihrem Briefe ausgesprochenen Beziehungen weit mehr entsprechen würde, als die Reise nach Belgien und Holland!

Was Sie von den spanischen Verhältnissen sagen, liebe Gräfin, hat nicht ganz meine Zustimmung, ist mir aber durch den Umstand erklärbar, daß Sie mit den karlistischen Elementen, in denen die ächte Volksthümlichkeit, wenn auch oft einseitig und extrem, aber wahr und kräftig sich aussprach, zu wenig in Berührung gekommen sind. Lassen wir die Person des Prätendenten bei Seite, — aber heller, lockender, hallender klingt das Gebürgshorn in Navarra, als der Trommelschlag der als Apostel der Freiheit und National-Unabhängigkeit unter englischem Sold und französischen Farben in dessen Thäler rückenden Fremdenlegionen! Die Männer, die mit dem Rufe: para el rey y la religion! mit Stöcken und Taschenmessern jenen Kanonen entgegenstürzten, gefallen mir besser, als die Phraseologen, die dem Gaukler Mendizabal und dem Mörder Nagueras Beifall zurufen, und die Nationalgardisten und Urbanos, welche auf

wehrlose Gefangene sich im Feuern exerzirten, während englische und französische Soldtruppen schützend vor ihnen im Felde lagen. O Gräfin, wären Sie ein Mann und mit mir in Navarra gewesen, Sie würden, wie ich, mit Vergnügen Ihren letzten Zahn an der Patrone abbeißen, die man dem verhaßten Negro in den Bauch jagen kann.

Liebe, gute Gräfin! ich erschrecke wieder über diese unsinnig lange Epistel! Haben Sie Nachsicht und Geduld, und verzeihen Sie das Gekritzel. Ich war den ganzen Tag im Walde und mir brennen die Augen, da verschwimmen die Buchstaben.

Ende Dezember gedenke ich in L* zu seyn. Sind Sie in B*, will ich sogar die Höllenerfindung der Eisenbahn segnen, und dieselbe, wie alle Teufelskünste, dadurch versöhnen, daß ich sie benütze. Und besser und genußreicher kann ich den Höllenfürsten nicht zu meinem Dienste verwenden, als wenn ich ihn zwinge, mich den himmlischen Geistern zu nähern, wozu ich Sie, meine gnädigste Gräfin, unbestritten zähle.

Ich lese eben Ihr Buch über den Orient, welches ich nur flüchtig durchgeblättert hatte, da ich

es erſt jetzt als Eigenthum beſitze. Wenn alle Ihre Leſer es Ihnen ſo danken, wie ich, ſo kann Ihr Verleger bald eine neue Auflage vorbereiten. Ich kreuze meine Arme auf die Bruſt, und rufe Ihnen zu: Salama! Friede, — und Χαιρε! freue dich! — Das klingt doch beſſer, als unſer occidentaliſcher „Serviteur!“ — oder „gehorſamſter Diener!“ — Aber das beſte bleibt doch: „Behüth' dich Gott!“

Der Landsknecht.

An G. F. H. in Klausenburg.

11. Aug. 1846.

Deinen Brief aus Deiner Einsiedelei vom 27ten Juli, mein theurer Freund und Einsiedler-Collega, beantworte ich aus der meinigen. Daß mich der Empfang Deines Schreibens erfreut hat, brauche ich Dir nicht zu sagen, obwohl der düstere Ton, welcher durch denselben klingt, und in welchem Du sogar Zweifel an den wenigen Überzeugungen ausdrückst, welche stets als feste Lebensanker gelten müssen, mich betrübt hat. Doch begreife ich es, weil Du zum erstenmal die Kehrseite der Menschen und Verhältnisse anzusehen Gelegenheit hattest. — Ich bin darin frühzeitig gereift, und habe als zwanzigjähriger Jüngling, als ich nach meines Vaters Tode Hilfe und Trost bei jenen Leuten suchte, welche stundenlang im älterlichen Hause mich mit Freundschaftsbezeugungen überhäuften, wie im Evangelium statt Brot nur Steine empfangen, und ohne Vermögen,

und Schutz fand ich Theilnahme größtentheils nur bei denen, welche meinem Vater nichts zu verdanken hatten. Jenen, wo das Gegentheil der Fall war, erschien ich vielmehr als ein unwillkommener Mahner an eine unbezahlte Schuld. So habe ich mich durch das Leben fortgebissen; wo ich es am besten meinte, wurde ich eher dafür bestraft als belohnt, und am meisten verkannt, wo ich am Ersten glaubte, Anspruch auf Anerkennung zu haben. Die Opfer, die mir am schwersten fielen, wurden von denen, welchen ich sie gebracht, am wenigsten in Rechnung gezogen, und das Wenige, was mir dagegen zuweilen als Verdienst angerechnet wurde, hat mir am allergeringsten gekostet. — Siehst Du, Freund, daß auch ich meine Weihen zum Eremiten erhalten habe. Du meinst, ich wisse nicht, was Einsamkeit sei! Wie sehr irrest Du Dich! Ungerechnet, daß mich meine Lebensweise auf Reisen in fremden Ländern oder zur See, und zwar oft krank und verlassen, häufig zwang, mich auf mich selbst zu reduziren, halte ich das Leben unter fremden Menschen, sei es auch in der Heimath, für die allerdrückendste und trostloseste Einsamkeit. Wohl dem, der in der eigenen Brust Ein-

pfindungen, im Herzen Erinnerungen und im Kopfe einige Gedanken hat, welchen er an derlei ſtillen Abenden Soirée dansante oder Converſations-Feſt am innern Herde ſeiner Seele geben kann.

Du behaupteſt, ich ſähe zu ſchwarz; der Himmel gebe es! Aber bis jetzt hat ſich ſeit ſechzehn Jahren meine Diagnoſis zu richtig bewährt, als daß ich mir erlauben ſollte, Roſenroth in das Schwarz zu miſchen! Blutroth dürfte wohl noch dazu kommen, aber die teinte des Gemäldes wird dadurch nicht heiterer werden *). Die europäiſche Organiſation iſt in ihrer, und zwar moraliſchen Zerſetzung begriffen. Das Fieber iſt nur eine Folge der allgemeinen Waſſerſucht oder der Auflöſung; an dieſer ſterben wir, wie an dem Brande der Alten. Die chriſtliche Geſittung, welche die Baſis des europäiſchen Sozialitätsprozeſſes war, iſt vergiftet, man hat ihr die Idee des heidniſchen Staates ſubſtituiren wollen, ohne die Elemente des heidniſchen Staatslebens, virtutem civicam, oder republikaniſche Aufopferung zu kennen. Ein Friedrich II., ein Kaiſer Joſeph, ein

*) Dieß wurde 1846 geſchrieben. — hat ſich 1848 bewährt!

Pombal in Portugal, ein Aranda in Spanien, die Encyklopädiſten in Frankreich improviſirten eine heidniſche Staatsorganiſation, und vergaßen, daß die jetzige nichts anders iſt, als das nackte bloße Schwert des Germanen, welches die Roſen des Chriſtenthums umrankt und zum ſegenbringenden Kreuz verwandelt hatten. Man hat die Blumen abgegraben, ihre Wurzeln vergiftet, und jetzt ſteht das bloße ſcharfe Schwert wieder blank da, und die Hände, die nach dem Griffe greifen werden, ſind ſchon geſchürzt! Wird man nicht einmal lachen, wenn die Geſchichte ſagen wird, daß man um einen Abend Nerven-, Ohren- oder Augenkitzel mehr darbringt, als Monate langer Sold verſtümmelter Helden beträgt, — daß man Pharao und Roulette verbietet, während überall Lotterie-Kollekten angeſchlagen ſind, und man auf der Börſe alle Tage Titel und Anſpruch zu jeder noch ſo eminenten bürgerlichen Stellung erlangen kann. Sind nicht die heiligſten Worte, die Zauberformeln unſerer ſozialen Geſtaltung Ehre, Schwur, Ehe, — ſind nicht Religion, Familie, Treue nur als ein Papiergeld mit verſchiedenartigem Kurſe nach allenfallſigem Bedürfniſſe des Moments höch-

ſtens als brauchbare Mittel zum Zwecke angeſehen? Freund! wo eine ſolche Corruption ſich bis in die letzten Fiebern der Geſellſchaft geſchlichen hat, — wo, wie im byzantiniſchen Zeitalter, das Alte ſchon todt und wurmſtichig, das Neue aber todtgeboren und nicht lebensfähig iſt, — eine Zeit, wo Genuß der Hauptzweck, Egoismus das einzige aktive Element iſt, — eine Zeit, in welcher Wort und Waffe von Jenen, deren Exiſtenz in der Conſervation liegt, abgelegt, und mühſam Feder und Muskete in die Hände des Proletariers gezwängt worden ſind, — eine ſolche Zeit kann kein Staatsmann, und vereinigte er in ſich die Eigenſchaften eines Solon, eines Zoroaſter, eines Kardinals Himenes und aller Hofräthe und Präſidenten ſeit Chriſti Geburt, nicht mehr kuriren. Ein großer Imperator, wie Napoleon, kann einige Jahrzehende den Fortſchritt der Auflöſung hemmen, aber die eigentliche radikale Schmierkur nimmt dann nur unſer Herrgott vor, ſei es à la Gräfenberg durch eine Sündfluth, oder allopathiſch durch große Aderläſſe, wie das Erſcheinen eines Attila. Homöopathiſch läßt ſich da nichts mehr machen, auch mit dem beſten Willen nicht.

Ich habe eine tourné in Böhmen gemacht, und bin einige Tage mit Gräfin F* zusammengekommen, mit welcher ich viel von Dir sprach, wie Du denken kannst. Auch G. d. K. W* fand ich in Marienbad, und auch er erkundigte sich um Dich mit vieler Theilnahme. Wir hatten eine ganz ungewöhnliche Hitze, und ich wurde bei meiner Rückkunft in Wien von einer fürchterlichen Grippe befallen, von welcher ich noch nicht vollkommen hergestellt bin. — In M* erkundigt man sich viel und mit aufrichtiger Freundschaft um Dich. Die vortrefflichen Einwohner und Einwohnerinnen dort könnten auch den ärgsten Menschenfeind mit der Welt versöhnen, wenigstens lernt man doch die Existenz von Engeln glauben! Ein solcher Trost thut uns Eremiten wohl! In Wien ist gar Niemand. Man könnte in Unterhosen sich auf den Stock-im-Eisenplatze am hellen Mittag stellen. Die schöne Welt treibt gegenwärtig ihr Wesen oder Unwesen in Baden.

Von einer Anstellung für mich ist bis jetzt keine Rede. Von meinem guten Willen ist man überzeugt, — kommt die Gelegenheit und man kann mich brauchen — nun denn, „so soll's am Tell nicht

fehlen." (Schiller.) Da werden wir uns schon finden. Einstweilen steht es sich in der Ecke auch ganz passabel.

Lese: „Wanderungen eines alten Soldaten" von G. Rahden; dann: „les Juifs rois de l'époque" par Toussenel; dann: „den deutschen Hiob" von Sebastian Brunner; „Bretagne et Vendée" par Pitre Chevalier.

Ich gedenke in einigen Tagen meine Coursen in das Salzburger Gebürge, und von da einen kleinen Ausflug nach München bis Karlsruhe zu machen. Was geschieht mit Dir?

Eigentlich sollte ich nach Deinem Exempel jetzt eine Menge Phrasen über die Länge meines Briefes machen, aber ich lasse es bleiben! Bei derlei Phrasen, zwischen uns in Anwendung gebracht, lachen die Eremiten, wie weiland die Auguren! Ich meinerseits sage frei heraus, daß in meiner Einsiedelei mich ein Brief von Freundeshand um so mehr freut, je länger er ist, und beim Frühstücke wo möglich länger dauert als meine Pfeife. Ich setze hinzu, daß ich mir schmeichle, daß auch meine Briefe meinen Freunden

— ich ſage als alter Zögling der Artillerieſchule: im umgekehrten Verhältniß ihrer Kürze und geraden ihrer Länge, —

willkommen ſind. —

An andere Leute ſchreibe ich nicht oder wenig, und wenn ſie das Leſen langweilt, können ſie es bleiben laſſen. Daß Du aber, mein alter Freund, meinen Brief ausgeleſen haſt, weiß ich gewiß, und bitte Dich nur noch, die Schlußformel zu genehmigen, die auch keine Phraſe iſt, daß ich nämlich mit unveränderter Freundſchaft und Ergebenheit bin und bleibe Dein alter Kampfgenoſſe und Ordensbruder

Der letzte Mönch in M.

An H. Sporschill in Leipzig.

2. Sept. 1847.

Ich lege so eben nach reiflicher Prüfung Ihre vortreffliche Schrift: „Österreich und die Brochuren-Schmiede gegen dieses Kaiserthum" aus der Hand, und es ist mir Bedürfniß, Ihnen die erfreuliche Empfindung kundzugeben, die mich bei Durchlesung dieser eben so gründlich durchgeführten, als von den edelsten und lobenswerthesten Motiven ausgehenden Arbeit durchdrungen hat. Ich habe aus derselben nicht allein eine hohe Achtung von Ihren ausgezeichneten Fähigkeiten als Schriftsteller, sondern eine eben so große, wenn nicht größere für Ihren Charakter und Ihren litterarischen Muth erlangt, der nicht vor dem Geklaff und Gebell zurückweicht, sondern unumwunden das Wort der Wahrheit zu seiner Zeit auch der Zeit in's Angesicht zu sagen sich nicht scheut. Daß theils weggejagte, theils entflohene Litteraten, wegen Feig-

heit oder sonstigen Untugenden ausgestoßene Offiziere, — und sonstige Abtrünnige die Heimath schmähen, ist eine begreifliche, aber traurige Erscheinung; desto erfreulicher aber ist die Überzeugung, daß nicht jedes österreichische Herz und nicht jede österreichische Feder außer dem gelbschwarzen Schlagbaume aufhören, altösterreichisch zu schlagen und zu schreiben.

Was Sie insbesondere über die Ansprüche der ungarischen und böhmischen Nationalitäten, den deutschen Übergriffen gegenüber, — was Sie von der Einheit des Kaiserthums, repräsentirt in der Form des Erzhauses und der Persönlichkeit des Kaisers, — nicht aber in der, eo ipso unmöglichen Verschmelzung der Nationalitäten — (das hieße sechs Menschen umbringen, um dann die Gliedmaßen zu einem einzigen, dennoch leblosen Kadaver zusammenzuheften) — sagen, ist mir so aus der Seele gesprochen, daß es mir eine Arbeit erspart, der ich mich selbst zu unterziehen vorgenommen hatte, da ich diese offenbaren Wahrheiten bis jetzt gar nicht oder nur sehr unvollkommen ausgesprochen fand*).

*) Ist im Jahre 1847 geschrieben.

Daß ich, so viel es in meinen geringen Kräften steht, jede Gelegenheit ergreifen werde, die Aufmerksamkeit auf diese Ihre vortreffliche Schrift zu leiten, wird nicht allein eine Folge meiner persönlichen Achtung für den Verfasser, sondern von meiner Überzeugung seyn, daß diese Schrift zu den gediegensten gehört, welche ich seit längerer Zeit über die österreichischen Zustände zu Handen bekommen habe. — Sehr wird es mich freuen, bei meiner baldigen Reise nach Leipzig persönlich Ihnen die Versicherung dieser meiner aufrichtigen Gesinnungen auszudrücken Gelegenheit zu finden.

Sie kennen mich und es bedarf hier nicht meiner vollen Namens-Unterschrift.

F. S.

Privat-Bücherschau

und

Aphorismen.

„Österreich und deſſen Zukunft.“ *)

(Hamburg, Hoffmann und Campe, 1843.)

April 1843.

Dieſe Brochure enthält viele, aber längſt anerkannte Wahrheiten; ſie beſpricht einige unbeſtreitbare Mißbräuche, Übelſtände und Schattenſeiten der öſterreichiſchen Monarchie. Doch ſcheint mir der Schlußſatz, daß Öſterreich eigentlich gar keine Zukunft habe, eben ſo gewagt und übertrieben, als die Heilmittel, die der Verfaſſer ordiniren möchte, und die er vor Allem in der Einführung berathender Stände ſehen will, praktiſch nicht leicht ausführbar und bei den jetzigen Zeitläuften, wo nicht gefährlich, doch unzulänglich ſind. Die Idee der Repräſentation durch Stände iſt der rothe Faden, der

*) Abgedruckt in der Breslauer Zeitung vom 9. Mai 1843. Nr. 108.

durch das ganze Buch sich durchwindet. Ob und wie man aber in jetziger Zeit durch Stände eine nicht bloß formelle und abstrakte, — sondern reelle und faktische Repräsentation der Gesammtmasse der Bevölkerungen des Kaisergebiethes erzielen könnte, das ist die Frage. In früherer Zeit lagen die wesentlichen Elemente der Gesellschaft viel klarer und ursprünglicher gebildet, viel organischer gegliedert vor Augen. Der Adel repräsentirte den Grundbesitz, — zuweilen in Verbindung mit dem Bauernthum, — die Städte die Industrie und den Handel, — die Geistlichkeit und die Universität die Capacität. — Jedes dieser Elemente rang sich erst nach und nach in dem Maße, als es zum Leben und zum Selbstbewußtseyn gelangte, mit jahrhundertlangen Kämpfen zur Repräsentation durch. Wie viele neue Elemente aber sind seitdem in das Leben getreten, und welchen Platz will man ihnen auf den Bänken ständischer Versammlungen nach den ältern Begriffen anweisen? Und dürfte es jetzt rathsam und thunlich seyn, an den morschen Gewölben zu rütteln, um sie für die neuen Eindringlinge zu erweitern, so wünschenswerth

und billig auch für die Zukunft ihre Aufnahme in dieſelben erſcheinen mag?

Ferner ſieht der Verfaſſer die Schwierigkeiten, die ſich der Repräſentation durch Provinzial-Stände in Bezug auf die Centraliſation entgegenſetzen, für weit leichter an, als ſie es in der That ſind. Öſterreich iſt unſeres Erachtens keine Monarchie, im gewöhnlichen Sinne des Wortes; kein abgeſondertes, für ſich beſtehendes, durch einen Souverän regiertes, und im patriarchaliſchen Sinne durch eine Dynaſtie in der Völkerfamilie repräſentirtes Volks- oder Staatsweſen, — nein, es iſt ein Conglomerat ganz verſchiedenartiger Völker und Staaten, die nach ganz verſchiedenen hiſtoriſchen Antecedenzien, mit ganz verſchiedenen Charakteren, Intereſſen und Tendenzen ſich unter dem Szepter einer Dynaſtie vereinigt finden. Es ſind durchaus nicht Theile eines Ganzen, ſondern ſelbſt Ganze, die ſich wohl unter dem Schutze einer ſtrahlenden Krone vereinigen, unter einem milden Szepter gemeinſchaftlich regieren, nicht aber verſchmelzen laſſen. Jeder Verſuch dazu würde die Vernichtung der Nationalität, folglich des Lebensprinzips eines jeden dieſer Völker in ſich begreifen; man

würde im Falle des Gelingens politische Leichen aneinanderschmieden, nicht ein großes, lebendiges Ganzes erzeugen *).

Es scheint im Jahre 1805 keine richtige Ansicht gewesen zu seyn, den Erbländern des Hauses Österreich den Namen österreichische Monarchie **) zu geben, denn, nur a parte potiori fit denominatio. Es hätte, unserer unmaßgeblichen Ansicht nach, vielleicht eben so gut und besser der Name der Habsburger Monarchie ***) gegeben werden können, wodurch wenigstens nach den Regeln der Logik den Bestandtheilen ein allgemeines, ein Ganzes bezeichnendes Attribut, nämlich die Dynastie gegeben worden wäre †). — Der König von

*) Ist im Jahre 1843 geschrieben, — repetatur 1856.

**) Warum nicht das Ost-Reich; das hätte einen ganz andern, viel richtigeren und bedeutsameren Klang!

***) Sein Analogon ist weit mehr die Föderativ-Form der nordamerikanischen Freistaaten, als die Central-Administration der europäischen Continental-Monarchien.

†) Der Ungar, der Czech, der Galizier, der Kroat, der Lombarde konnen mit Herz und Kopf österreichisch fühlen und denken, das heißt: sie konnen für das „Haus Österreich" Leib und Leben, Gut und Blut einsetzen.

Ungarn und Böhmen, von Galizien und der Lombardie, der Erzherzog von Österreich und Großfürst von Siebenbürgen, Graf von Tyrol und Markgraf in Mähren repräsentirt die Interessen der seiner Vaterhuld anvertrauten Völkerschaften, — sie können sich allenfalls durch Stände in ihren innern Verhältnissen administriren, — aber sobald ihre wechselseitigen Beziehungen und ihre Stellung nach Außen zur Sprache kommen sollten, dürften sie sich wohl allenfalls unter einem Hute, wenn diesen die schützende, leuchtende Krone umgibt, — nicht aber in einem Rathssaale vereinigen lassen. Die gemeinsame Anhänglichkeit an das Kaiserhaus, die Überzeugung, daß ihnen unter seiner milden Regierung ihr Wohl gesichert sey, verbindet diese verschiedenen Völker, ohne daß darum ihre Tendenzen identisch zusammenfließen.

Was der Verfasser über den, die Staatskräfte aufzehrenden, jede nationale Eigenthümlichkeit und

weil sie sich unter dessen Regierung verbunden, geschirmt und beglückt fühlen, aber Österreicher werden sie darum eben so wenig, als ein Tyroler etwa ein Chinese, oder ein Andalusier ein Marokaner werden kann. Sie sind daher wohl österreichisch, aber darum doch keine Österreicher!

volksthümliche Selbstständigkeit tödtenden, demüthigenden und entnervenden Krebsschaden der Bureaukratie, — über die Janitscharen der Feder, — die Mandarine der Bureaux, — die Prätorianer der Kanzlei sagt, ist richtig und wahr. — Weniger genügend ist die Art, wie er in Administration und Geschäftsgang sie ersetzen und entbehrlich machen zu können glaubt. Eben so, wie man zwar leicht die vielen Nachtheile, welche die Existenz der stehenden Heere mit sich bringt, aufzählen, desto schwerer aber die Mittel angeben kann, durch welche dieselben zu ersetzen, oder sonst entbehrlich zu machen wären. Solche tiefgewurzelte Zustände lassen sich wohl modifiziren, nicht aber radikal reformiren, und durch den Versuch des letzteren macht man gewöhnlich nur das Gelingen des ersteren unmöglich.

Über den absurden, jede selbstständige Entwicklung im vorhinein erstickenden, nur eine unvollkommene Halbbildung erzweckenden, das Unwichtige lehrenden, das Wesentliche vernachlässigenden, zeitversplitternden, hemmenden und drückenden Studienplan spricht der Verfasser sehr gründlich und treffend. — Seine Daten über die Finanzen sollen richtig

seyn. — Was er über die Armee sagt, ist falsch und seicht, und beweiset nur oberflächliche Kenntniß derselben. —

Merkwürdig bleibt jedenfalls der allgemeine und tiefe Eindruck, welchen dieses Buch gemacht hat; ein Beweis, daß es manchen wunden Fleck richtig getroffen haben muß. Die meisten Erwiderungen, — vielleicht auch die gegenwärtige, — hätten füglich unterbleiben können. Am würdigsten und klügsten würde man handeln, wenn man das unbestreitbar Wahre in dem vorliegenden Buche anerkennen, dagegen das viele Unrichtige gründlich und leidenschaftslos, nicht aber mit Heftigkeit oder Gemeinheit widerlegen wollte.

1. Sept. 1847.

Der „verabschiedete Landsknecht“ kann sich es nicht versagen, dem ihm leider unbekannten Verfasser des trefflichen Büchleins: „Von einem teutschen Soldaten“ seinen herzlichen Dank für die Widmung desselben und die freundlichen Worte, welche sie aussprechen, auszudrücken. Er versichert seinem unbekannten Freunde, Glaubens- und Standesgenossen, daß er diese Gabe als eine der seltenen Rosen ansieht, welche auf dem eben nicht blumenreichen Pfade blühen, den Jeder wandelt, der, sey es mit dem Degen oder mit der Feder in der Hand, ehrlich und frei die Meinung seines Herzens zu vertreten sich berufen glaubt. Auf diesem Pfade thut es doppelt wohl, einer Freundeshand zu begegnen, welche die unserige schüttelt. *)

*) Seitdem oft und vielmals mit innigster Wärme geschehen! — Niemanden ist der Name des Verfassers jenes trefflichen Buches ein Geheimniß. — Was die Feder sprach, hat später der Degen glänzend bewährt. Es ist mein braver Kamerad, dermaliger GM. Gf. St. Quentin, der Adjutant, Gefährte und Freund unsers gemeinschaftlichen, edlen, leider uns verewigten Freundes, des Banus Grf. Jellachich

Kattlin's Werk über die nordamerikanischen Stämme gelesen. Viele ihrer Gebräuche tragen ganz das Gepräge und erinnern an jene der Chevalerie des Mittelalters, des Ritterthums. Turniere, — Wappen, Zweikampf ꝛc. — Der rothe Mann, der Indianer, der Mann der Poesie und des individuellen Selbstgefühls, muß im Westen der Nivellirung, der Prosa, dem Streben nach bloß materieller Behaglichkeit weichen, wie sein Gesinnungsverwandter im Osten, der Ritter, Krieger, Jäger. — Ich wiederhole es: wir stehen wie die letzten Mohikans, auf unsern Tomohak gestützt, und singen unsere Todtenklage! — Die Civilisation tödtet oder verkrüppelt wenigstens, was noch trauriger ist, den Wald- und Burgbewohner! — Indianer und Adel verdorrt moralisch und physisch, wenn er aus Wald und Burg in die Atmosphäre der Stadt gebracht wird. 10. Sept. 1817.

Die Indianer tragen die Skalpe ihrer erlegten Feinde wie wir unsere Ordenszeichen. Ich finde die

Skalpe wenigstens eben so ehrenvoll und bezeichnend. Es sind unläugbare, überzeugende Siegeszeichen, zu deren Verleihung und Gewährleistung weder Kapital noch Ordenszeugnisse auszuweisen sind. Ob der große Generalstab und die Hauptquartiere aber mit dieser Art Dekoration eben so gut fahren und damit zufrieden wären, wenn dieselben statt Ordenskreuzen und Medaillen getragen würden, ist freilich eine andere Frage!

Über den Verluſt des Adels durch Richterſpruch.

Ich las letzthin in einer Zeitung, daß einer der Abgeordneten in der Kammer eines der kleinen ſüdteutſchen Staaten ſich heftig gegen das Geſetz aus-ſprach, welches bei einem infamanten oder ſchweren Verbrechen nebſt der ſonſt darauf geſtellten Strafe auch immer ipso facto den Verluſt des Adels mit ſich brächte. Er ſieht dieß als eine Beleidigung für den Bürgerſtand an, in deſſen Reihen alsdann der Verbrecher zurückgewieſen werde. Okt. 1847

Mir ſchien dieſe Behauptung unrichtig und van einem falſchen Geſichtspunkte, der Adelthum und Bürgerthum als rivaliſirende, — ſo zu ſagen feindliche Elemente gegenüberſtellt, — aufgefaßt.

Man muß die Sache ohne Umſchweife klar in's Auge faſſen und klar ausſprechen. Ob es einen

Adel geben soll, geben müsse, — ob er ein Gut, eine Nothwendigkeit, ein zu vermeidendes oder unvermeidliches Übel sey, — das gehört nicht hieher. In der Natur desselben aber liegt, daß er einen Vorzug, eine Auszeichnung vor den übrigen Staatsbürgern begründet, nicht aber eine durch Geburt und Stellung bloß exklusive für sich bestehende, abgeschlossene Kaste bezeichne.

In dieser Hinsicht also ist es undenkbar, daß ein bestrafter Verbrecher einen Vorzug behalte, welchen der Redliche, Unbescholtene nicht ansprechen darf. Könnte man Orden oder sonstige Auszeichnungen einem Sträflinge im Zuchthause lassen, ohne dadurch den Zweck und die Würde dieser Auszeichnung zu vernichten? — Könnte man aber füglich behaupten, daß durch Entziehung dieses Ordens die Ordenlosen beschimpft und gekränkt würden, weil dann der beschimpfte Verbrecher ihnen gleichgestellt würde? — Könnte man behaupten, daß durch die Degradirung eines Offiziers oder Unteroffiziers zum Gemeinen der Soldatenstand beleidigt würde? Gesetzt, der Offizier müßte als Rekrutirungspflichtiger seine gegebene Zeit ausdienen, und würde während der Zeit in Folge

eines Vergehens ſeiner Charge entſetzt, — könnte man behaupten, daß durch ſeinen Rücktritt in die Reihen der gewöhnlichen Konſkriptionspflichtigen dieſen eine Ehrenkränkung angethan werde?

Ob es einen Adel geben ſoll, wie geſagt, will ich hier nicht unterſuchen, obzwar ich der Meinung bin, daß er, wo es Familie, Geſchlecht und Tradition gibt, wo nicht rein abſolutiſtiſche Form obwaltet, wie in der Türkei, — (in Amerika iſt die Farbe das angeborne Wappen,) — ſich immer wieder von ſelbſt bildet, und eine naturgemäße Erſcheinung der ſozialen Organiſation, ein beſtändiges Reſultat der Volksgeſchichte iſt. Aber wir wollen annehmen, man könne ihn vernichten, ſo bleibt doch der Grundſatz wahr, daß, ſo lange er exiſtirt, man von ihm nicht Konzeſſionen begehren muß, welche ſein moraliſches Beſtehen, ſein geiſtiges Leben unmöglich machen. Der Verluſt des Adels durch Richterſpruch beleidigt nicht den Bürgerlichen, aber der Beibehalt des Adels mit einer beſchimpfenden Strafe entwürdiget den Edelmann.

Man hat es als eine Ungerechtigkeit angeſehen, daß bei Adelsverluſt durch Richterſpruch die unſchul-

digen Nachkommen mit für den ſchuldigen Stammvater leiden müßten. — dieß ſcheint mir nach dem Grundſatze in der Ordnung, daß ja auch die verdienſtloſen Nachkommen durch die adeligen Prärogative für die Verdienſte ihrer Väter belohnt werden. Darin liegt ja die weſentliche Eigenthümlichkeit des Adelsprinzips, daß nicht allein die Individuen, ſondern die Geſchlechter, nicht allein die Gegenwart, ſondern die Vergangenheit und Zukunft in ihrem Thun und Laſſen ſolidär bleiben, und Prinzipien, Rechte und Verbindlichkeiten, — eben ſo alſo auch Schande und Verbrechen nicht auf dem Haupte Einzelner, ſondern ganzer Generationen haften.

Aber der Verluſt des Adels durch Richterſpruch ſoll als ein weſentlich integrirender Theil der Strafe, und nicht als bloß accidentielle Folge betrachtet werden. Wer billig denkt, wird einſehen, daß Graf X., der im Streite einen Wildner, oder der Wildner, der einen Förſter erſchlug, wenn ſie in Folge ihrer, wir wollen annehmen, moraliſch und juridiſch in gleicher Linie ſtehenden Verbrechen jeder mit zehn Jahre Zuchthaus abgeſtraft werden, — ſehr ungleich beſtraft ſind. Die zehn Jahre Zuchthaus

äquivaliren für den Edelmann, der dabei seinen Adel einbüßt, eine gemilderte Todesstrafe, denn sie vernichten auch seine materielle und moraliſche Exiſtenz nach der ausgeſtandenen Strafzeit, während der gebeſſerte Wildner vielleicht nach derſelben eine paſſende Anſtellung findet, auf keinen Fall aber in der öffentlichen Meinung weder für die begangene That, noch für die ausgeſtandene Strafe büßen muß.

Ein Schlag, einem Kärrner, einem Schuhflicker gegeben, wird mit ein paar Tagen Arreſt und einigen Gulden gebüßt, welche die beiden Kämpfer nach Ablauf des Arreſtes zuſammen vertrinken. — Welche Summe erſetzt dem gemißhandelten Offizier oder Edelmann den dadurch herbeigeführten Verluſt ſeiner ſozialen Exiſtenz? — und doch ſpricht das Geſetz dieſelbe Strafe für eine Ohrfeige *) aus, ohne Anſehung der gemißhandelten Perſon. Iſt das gerecht? — iſt dieß nicht partheyiſch gegen die ſogenannten bevorzugten Klaſſen, die man durch den ſogenannten Vorzug, den man ihnen in der Staatsorganiſation anweiſet,

*) Ich glaube, fünf Gulden B. N. oder acht Tage Polizei-Arreſt.

eine sie vielleicht am meisten drückende Stellung auferlegt, wenn man andererseits diesen Vorzug nicht anerkennt, sondern stets bemüht ist, sie den andern Staatsbürgern zur Zielscheibe des Neides und Hasses darzustellen! —

Von einem Edelmann.

Die Reden in der badiſchen Kammer in Bezug auf die ſchleswig-holſteiniſche Frage geben mir abermals einen Beweis der unpraktiſchen Anſichten teutſcher, vom Katheder zu Staatsmännern improviſirter Doktrinärs. April 1843.

Um was handelt es ſich? — Um eine kräftige, nachdrückliche Intervention zur Sicherung gegen Losreißung dieſer, dem teutſchen Volke angehörigen Landestheile. — Was repräſentirt — vollkommen oder unvollkommen, genügend oder nicht — aber bis jetzt ausſchließend die teutſche Nationalität? — Der teutſche Bund! — Und aus wen beſteht der teutſche Bund? — Aus einer Verbindung vieler Souveräne, deren die zwei mächtigſten abſolute Herrſcher ſind, und einigen wenigen Republiken.

War es alſo klug vom Herrn Hecker, und hatte er den Zweck ſeiner Rede, nämlich Aufforderung an den teutſchen Bund, die Trennung Schleswig-Hol-

steins von teutſcher Geſammtheit zu verhindern, im Auge, als er in derſelben die Volksſtimme anrief, und gerade dadurch die Monarchen und ihre Räthe darauf aufmerkſam machte, daß dieſe eine ganz andere als die ihrige ſey, und man die letztere am Ende auch ganz wohl entrathen könne? Hat er nicht einer oratoriſchen Eitelkeit den eigentlichen Zweck ſeiner Rede geopfert, als er von Freiſchaaren und von Offizieren, die ihre Uniform ablegen und dieſelben zum Kampfe gegen Dänemark führen ſollen, ſprach. Wäre es nicht beſſer, wenn er eine Sprache geführt hätte, deren Echo der Baß Sr. Excellenz des Grafen Minich-Bellinghauſen im Nothfalle hätte abgeben können, ſo daß ſich derſelbe im Geiſte jener Rede, wo nicht zum Widerſpruche, ſo doch wenigſtens keineswegs zur Begleitung aufgefordert anſehen konnte? Und wären ein paar preußiſche Regimenter mit ihren Offizieren in Uniform nicht eine wirkſamere Bürgſchaft gegen Dänemark, als das deklamatoriſch hochtragende Projekt von volksthümlichen Blouſenmännern, welches nothwendig die Machthaber daran erinnern muß, daß ſie ihre uniformirten Schaaren vor Allem zu ihrer eigenen Ruhe und

Sicherheit aufbewahren, und es am wenigſten für ſie gerathen wäre, dieſelben mit ſolchen Blouſenſchaaren auf einerlei Reiſe und in Berührung zu ſetzen?

Ich glaube alſo, daß der Abgeordnete Hecker zwar eine ſehr ſchöne, wohlklingende Rede gehalten, dadurch aber dem wirklichen Zwecke der ſchleswig-holſteiniſchen Sache mehr geſchadet als genützt hat, und wenn er wirklich wünſchte, vor Allem die Losreißung der bedrohten teutſchen Landestheile zu verhindern, er beſſer gethan hätte, zu ſchweigen, als ſo zu ſprechen, wie er gethan; aber freilich, dann wäre ein Lorbeerblatt in der oratoriſchen Rednerkrone weniger, und ein ſolches Opfer läßt ſich von einem Deputirten oder Profeſſor nicht begehren!

3. Sept. 1845.

Königin Chriſtine ſagte in einem Anfalle von Unmuth zu Eſpartero: „Ich kann Sie zu Allem machen, zum Generalkapitän, zum Granden von Spanien, zum Herzog, nur zum Caballero kann ich Sie nicht machen, wenn Sie nicht bereits einer ſind!“

Gleichbedeutend braucht der Franzoſe und der Engländer die Benennungen Gentilhomme und Gentlemen. — Es wird darunter nicht allein ein politiſcher oder ſozialer, ſondern ein moraliſcher Vorzug bezeichnet. Des Deutſchen „Edelmann“ drückt bei weitem nicht dasſelbe aus. — „Bürgerlich“ iſt trotz dem nahe verwandten „ſpießbürgerlich“ dennoch keine herabſetzende Antitheſe, während bourgeois gegen gentilhomme oder gar das not gentlemen like in dieſer Beziehung beinahe als Beleidigung gelten würde!

Gedankenſpäne.

Wie in der Arithmetik, ſo gibt es auch im politiſchen und geſellſchaftlichen Leben Coefficienten, welche durch ihre Stellung erſt Werth erhalten und geben. Eine Null z. B. hat an und für ſich keinen Werth; man ſetze aber der 0 eine andere Ziffer vor, und der Null wird eine bedeutende Zugabe, und verzehnfacht den Werth. Geburt, Reichthum, Name, Verwandtſchaft, bedeutende Freunde, viel Geld oder oft auch nur eine ſchöne Frau ſind Ziffern, welche, mit einer Null in Verbindung gebracht, erſt den wahren Werth erlangen; und auch jene Nullen, welche auf dieſe Weiſe beziffert werden können, verdienen von jenen Rechnungsführern wohl beachtet zu werden, welche in der ſummariſchen Berechnung der Geſchicke der Menſchen ein richtiges Facit anſtreben und ſich keinen Täuſchungen ausſetzen wollen. 3. Jän. 1846.

2. Febr. 1846. Ein aus bestimmtem Grunde entspringender Haß läßt sich oft leichter versöhnen und beschwichtigen, als eine scheinbar grundlose, aber instinktmäßige Abneigung.

Der Franzoſe hat mehr kriegeriſchen Inſtinkt als der Teutſche, aber der Teutſche iſt mehr Soldat als der Franzoſe. — Le Français est plus guerrier, l'Allemand plus militaire. 4. März 1816.

20. März 1846. Familienleben, Nationalleben, Corporationsgeiſt ſoll ſich in dem Staatsleben auflöſen! —

Heißt das nicht ein Scheinleben der Abſtraktion an die Stelle des warmen, Leben und Blut pulſirenden Naturlebens ſetzen zu wollen!? —

Große Bärte bezeichnen ſelten viel Muth. Der Großbärtige will damit imponiren, das braucht der recht Entſchloſſene nicht. Der ſelbſt Furcht kennt, ſucht dieſe beim Andern zu erregen. Ich erinnere mich, daß in Ungarn die Erzraufer „Szegény Legények“ und Hußaren meiſtens nur kleine Schnurbärte tragen. So auch die Spanier. — Die Raufer in Tyrol ſchon deßwegen, damit man ſie nicht am Barte raufen und zauſen könne. Seeleute, Matroſen, — Engländer und Amerikaner, die ſehr tapfer ſind, lieben im Allgemeinen große Bärte nicht. — Italieniſche Sänger, Judenbuben, zankſüchtige, aber eben nicht raufluſtige Litteraten haben dagegen eine ausgeſprochene Vorliebe für alle Sorten Voll-, Backen-, Schnur-, Knebel-, Ziegen- und Bocksbärte. — So iſt auch das Säbelſchleppen ein nicht ſehr empfehlender, höchſt unmilitäriſcher, ächt freiſchärleriſcher oder bürgerwehrmäßiger Usus. —

4. April 1846.

6. April 1846. Napoleon ſagte: Europa werde entweder koſakiſch oder republikaniſch werden. — Ich ſetze hinzu: in hundert Jahren wird es entweder von Prätorianern oder Sozialiſten regiert.

Es gibt viele Dinge, die man nur dann ſagen muß, wenn man ſie nicht thun will, und andere, die man nur dann thut, wenn man es nicht ſagt. 4. Mai 1846.

Vieles thut man nur, wenn man es nicht ſagt, manches ſagt man nur dann, wenn man es nicht thut.

20. Juni 1846. Die Entthronung der lateiniſchen Sprache als Univerſal-Sprache im Reiche der Wiſſenſchaft ſcheint mir der erſte Rückſchritt zur Barbarei in Europa.

Reichthum an Kraft macht großmüthig und zuweilen auch übermüthig. — Deßwegen kleben beide Eigenſchaften vorzugsweiſe der Jugend an. — Wird man älter, ſo bleibt nur ſo viel Kraftvermögen, als man zum eigenen Hausbedarf benöthiget; man wird damit ſparſam, und der Egoismus macht ſich im Alter geltend. 17. Juli 1846.

Jedes Ausſtrömen des inwohnenden Kraftvermögens in die Außenwelt gewährt eine angenehme Empfindung. Deßwegen ſind ſehr kräftige (kraftreiche, — phyſiſch oder geiſtig) Individualitäten vorzugsweiſe zum Schutze und zur Zerſtörung zugleich geneigt, je nachdem ſie zur Äußerung ihrer Kraft angeregt werden. Sehr ſtarke und jugendliche Menſchen helfen ſowohl als raufen gerne, und ſind ſchnell zu beidem bereit. — Schwache und alte Leute hingegen beſinnen ſich gewöhnlich lange bei beiden Veranlaſſungen. —

1. Aug. 1846. Jedes Recht, welches keine Pflicht voraussetzt, iſt in die Länge unhaltbar. — Der Adel iſt deßwegen nur ſo lange und in ſo ferne gültig, als er ſich auf die alte Maxime, — noblesse obligé, — ſtützt, und dieſelbe in Geſinnung und That bewährt, — und man hat den Adel weit mehr untergraben, als man ihm ſeine Pflichten, — z. B. den ausſchließlichen Wehrdienſt, — als ſeine Rechte genommen hat, denn letztere entſpringen von ſelbſt aus den erſteren, nicht aber vice versa.

Mehr als hundert Menſchen ſehe ich nie und nirgends gerne beiſammen, außer in Reihe und Glied oder beim Gebeth in der Kirche. 13. Sept. 1846.

1. Okt. 1846. Es kann Monarchien ohne Ariſtokratie geben, wie die orientaliſchen, — keine Republik aber kann ſie entbehren. — In Nordamerika iſt es jene der Farbe (race) und des Beſitzes. — Jede Republik braucht irgend eine Heloten-Race oder Sklaventhum als Baſis. —

Die modernen Staatskünſtler und Diplomaten kommen mir vor wie Leute, welche emſig bemüht ſind, an einem baufälligen Hauſe, deſſen Dachſtuhl brennt, in welchem alle Fugen krachen und die Keller voll Waſſer ſtehen, — mit raſtloſer Emſigkeit die Fenſterläden zu putzen und die Jalouſien ſchön grün zu färben. — 10. Okt. 1846.

12. Okt. 1846. Jedes Volk repräſentirt ſich mehr oder weniger vorzüglich durch irgend eine Koſte. Frankreich durch ſeine Soldaten, — England durch ſeine Lords oder ſeine Matroſen, — Italien durch ſeine Künſtler, — Teutſchland durch ſeine Profeſſoren und Doktoren. —

Muth. — Dumm. — Liebe ꝛc.

Wir haben in der Sprache Worte, welche eigentlich oft mit demſelben Worte ganz verſchiedene Dinge ausdrücken. Muth, Tapferkeit, Verwegenheit, Kühnheit, Unerſchrockenheit, Standhaftigkeit. — Muth iſt eigentlich jene Eigenſchaft, welche es mit ſich bringt, daß man der Gefahr trotzt. Allein iſt auch das Reſultat dasſelbe, ſo entſpringt es dennoch ganz verſchiedenen Quellen. 15. Okt. 1846.

In jedem organiſchen Weſen, um ſo mehr im Menſchen, hat die Natur den Trieb der Selbſterhaltung und der Scheu von zu erleidenden, zerſtörenden oder auch nur unangenehmen oder bedrohenden Einflüſſen der Außenwelt gelegt. Der Wunſch, dieſen zu entgehen, iſt die Furcht, das Wahrnehmen ihrer Möglichkeit oder Wahrſcheinlichkeit der Gefahr (durch welche unſere Exiſtenz oder unſer Wohlſein bedroht oder gefährdet wird) durch die Sinne erzeugt ſie.

Unmittelbar nach denſelben tritt das Beſtreben unſerer Sinne und unſeres Denkvermögens ein, uns dieſer Gefahr durch die Flucht, oder auf ſonſt irgend eine Weiſe zu entziehen. Nun aber wirken gleichzeitig auch andere Kräfte, Pflichtgefühl (höchſte Potenz der Seelenkraft) — auch als Begeiſterung für irgend eine große Idee, der Religion ꝛc. ſich darſtellend, — Ehrgefühl (Bedürfniß des Beifalls und der Achtung Anderer) — im minderen Grade auch zur Eitelkeit herabſinkend, — auch als Ehrgeiz ſich entwickelnd, — Freundſchafts-Gefühl, — das Streben, die durch irgend eine Zuneigung mit uns verknüpften Weſen zu beſchützen, — auch als Mitleid wirkend, — endlich der thieriſche, kräftige, ſonderbarer Weiſe mit dem gleich mächtigen Zeugungstrieb enge verbundene Zerſtörungstrieb. Mordſucht, Blutgier, Raubluſt, angeregt durch die Leidenſchaften des Zornes, der Rache, der Eiferſucht. Treten nun dieſe Gefühle mit ihrer ganzen Kraft im Augenblicke der Wahrnehmung der Gefahr auf, ſo lähmen oder erſticken ſie die Furcht, welche nicht mehr ſtark genug iſt, in den Hintergrund tritt oder auch ganz verſchwindet, weil die

überwiegende Thätigkeit der andern Kraft die ihrige aufhebt.

Ich habe geschworen, diesen Platz zu vertheidigen, spricht der Held, und gleichmüthig hört er die Todesgeschosse an seinen Ohren vorübersausen.

Meinen Heiland verläugne ich nicht, spricht der Märtyrer, und stürzt sich in die Flammen.

En avant, de haut des ces monuments quarante siècles vous contemplent, — hinter dem Pulverrauch glänzen Marschallstab, Epauletten, Legionskreuz, und der ruhmsüchtige, ehrgeizige oder auch nur eitle Franzose schreitet jubelnd auf die feindlichen todspeienden Geschütze los.

„Mein Kind, mein Kind," ruft die zarte, schwache Frau, und eilt in die Flammen des brennenden Hauses zurück, in welchem ihr Töchterlein etwa zurück geblieben ist.

Mißmuthig, trüb und verstimmt reitet der Reiter an einem kalten, neblichen Morgen in das Gefecht, da trifft eine Kugel den alten, treuen Kameraden, den geliebten Offizier. Wüthend spornt er seinen Gaul an, dem einen Feinde spaltet er die Hirnschale, den zweiten durchbohrt sein Stahl, den dritten zer-

tritt sein Roß; er ist nicht zufrieden, bis er nicht mit Feindesblut Waffe und Arm benetzt, bis er nicht vom Kopf zum Fuß damit übergossen ist.

Alle diese Leute haben Muth gezeigt, und doch jeder aus ganz verschiedenem Antriebe. Bei jedem derselben würde vielleicht die Furcht obgesiegt und sie vor Allem bewogen haben, der Gefahr zu entgehen, wenn nicht gerade jener Hebel in Bewegung gesetzt worden wäre, welcher die Furcht nicht zur Thätigkeit gelangen ließ. Der Märtyrer wäre als Hußar vielleicht aus dem Gefechte geritten, der Hußar an der Stelle des Helden im Kanonenfeuer, wenn er nicht Blut gesehen hätte, würde sich vielleicht unheimlich gefühlt haben; die sich aufopfernde Mutter dabei in Ohnmacht gesunken seyn.

Bei Individuen und Völkern ist es daher eine wichtige Aufgabe der Führer, wohl den eigenthümlichen Charakter und die Triebfedern zu erkennen und zu benützen, durch welche das angeborne Gefühl der Furcht bewältigt und die entgegengesetzten Kräfte erregt werden können. Deßwegen eignen sich die Einen mehr zum Geschütze oder zum Vertheidigungskampfe, die Andern mehr zum Kampfe mit der blanken Waffe

oder zum Angriffe. Manche Truppen ſind beſonders gefährlich beim Anfange des Gefechtes, andere ſind zäherer Natur und entwickeln ihre Kraft erſt, wenn ſie erſt einmal „drein“ gekommen ſind. Bei Waterloo zeigte ſich z. B. die zähe, unerſchütterte Standhaftigkeit der Engländer. Keine andere Infanterie hätte dieſe Schlacht, wie jene der Engländer, überſtanden. Dagegen führe man den Franzoſen, den Ungar, den Türken zum Angriffe, — Geſchütz und Feuerwaffe ſagen dem Engländer zu, die blanke dem Franzoſen weit mehr. Bei Vertheidigung von Häuſern, Gärten, Mauern, wo die Intelligenz freien Spielraum hat, in coupirtem Terrain wird ſich der ſchlaue, denkende Italiener leichter zurecht finden, als der zornwüthige Ungar. Spanier und Pohle ſind überall und auf jede Weiſe vortrefflich zu gebrauchen, und wohl dem Anführer, den das Schickſal an ihre Spitze ſtellt.

Auch der moraliſche Muth hat ſeine verſchiedenen Nuancen und Abſtufungen. Die soeur grise, welche bei Cholera und Peſt unerſchrocken am Bette des Sterbenden verharrt, und der Deputirte, welcher trotz Beil und Guillotine doch auf der Rednerbühne das Wort der Wahrheit nicht verſchweigt, zeigen Beide

Muth, und doch ist derselbe bei Jedem von ganz verschiedener Art.

Todesverachtung ist wohl mit Muth verwandt, aber nicht gleichbedeutend, denn zum Muth wird eine gewisse Aktivität vorausgesetzt. Der Muthige verachtet die Gefahr und mithin auch den Tod, aber der Todesverachtende ist nicht immer muthig, und kann sich auch schlachten lassen wie ein Lamm. An Todesverachtung reiht sich die Resignation oder Ergebenheit.

Ich habe nur zeigen wollen, daß das Wort Muth ganz verschiedene Resultate bezeichne, welche oft ganz aus verschiedenen Faktoren entsprungen sind. Man sollte eigentlich nur sagen, N. N. ist an diesem Tage, an diesem Orte, unter diesen Umständen muthig gewesen, und es steht zu erwarten per analogiam, daß er unter denselben Umständen es wieder seyn wird. Es gab Menschen, welche während der Cholera fast sinnlos aus Angst wurden, und hundertmal im Kanonenfeuer gestanden waren, ohne zu blinzeln. Mancher Seemann würde um keinen Preis ein Pferd besteigen, und mancher kühne Reiter um keinen Preis über einen schmalen Steg wandeln! —

Was von dem Worte Muth gilt, gilt auch von dem Worte „Dumm.“ Man ſagt, das iſt ein geſcheidter Menſch, — und bezeichnet damit einen geiſtreichen, — oder einen unterrichteten, — oder einen klugen, oder einen klardenkenden, — vorſichtigen, beſonnenen Menſchen, der eines oder das andere, vielleicht alles zugleich, vielleicht auch nur ein ſchlauer und verſchmitzter Menſch ſein mag. Eben ſo wird das Wort Dumm auch ſehr vielſeitig angewendet und damit ſehr verſchiedene Qualitäten ausgedrückt. Der Franzoſe hat dafür zwei Worte, die aber ſehr verſchiedene Nuancen bezeichnen, bête und sôt, c'est une bête iſt ganz etwas anderes als c'est un sôt, — et l'on peut faire une sôtise sans être une bête tandis que bien des gens d'esprit ne disent pas, me fort souvent de bêtises, bien plus faitement que des sôtises. Dafür hat der Franzoſe wieder durchaus keinen Ausdruck, um das deutſche Wort Gemüth (welches aber wohl bald aus dem deutſchen National-Wörterbuch wird geſtrichen werden) wiederzugeben.

Ich bin der Meinung, daß viel weniger Menſchen, als man glaubt, wirklich vom Hauſe aus

dumm sind, außer Blödsinnige oder physisch Kranke. Man kann sagen stumpfsinnig, — man kann beschränkt seyn, ohne daß man eigentlich dumm zu nennen ist. Unser Herrgott hat fast jedem Menschen Schmalz genug in seinen Hirnkasten gegeben, um damit das Lämplein brennend zu erhalten und die Laterne in so weit leuchten zu lassen, als er deren bedarf, um seinen Weg durch das Leben zu finden.

Wer sich darauf beschränkt, tritt auch selten aus eigentlicher Dummheit aus dem Pfade. Aber der Mensch oder der Teufel wirft allerhand andere Ingredienzien, Feuerfrösche, Phosphorkugeln ꝛc. in die Laterne, welche ihren Schein trüben, und dann verdunkelt sie sich, und der gescheidteste Mensch findet dann seinen Weg nicht mehr, wenn Leidenschaften, Eitelkeit, Wollust, Zorn, Haß, die Laterne verfinstern! — A. ist sehr gescheidt, aber sehr eitel, — B. mittelmäßig begabt, aber nüchterner, weiß dem A. zuzuhören, ohne sich selbst preiszugeben, läßt ihn glauben, er höre ihn mit Bewunderung eben so gern als jener sich selbst an, und in kurzem wird der beschränkte B. mehr von dem klugen A. wissen, als diesem vielleicht lieb seyn wird, da er seinerseits von

B. nichts weiß. Der kluge, aber überreife A. macht der hübſchen, jungen, coquetten B. die Cour. Sie weiß ſeiner Eitelkeit zu ſchmeicheln; ſein Geiſt, ſeine Würde, ſeine Stellung laſſen es ja gar nicht zu, nur in den bartloſen Knaben oder den luſtigen Lieutenants, die ſie umflattern, Nebenbuhler zu vermuthen. Wie könnte ſie, die Tieffühlende, Zartdenkende, derlei Anbether nur in die Wagſchale mit ihm, dem gediegenen, durch Sitte und Bildung einnehmenden, liebenswürdigen Freund legen. A. biethet der B. Hand und Vermögen, und hat vermuthlich eine große Dummheit gemacht.

Der tapfere, edle, hochherzige A. iſt mit der ſchönen, aber ausſchweifenden Buhlerin B. in Berührung gekommen. Sie weiß ſeine Sinne ſo zu feſſeln, daß keine Andere ihm denſelben Genuß biethet. Er iſt ein Sklave der Wolluſt. Sie koſtet ihm Vermögen und Geſundheit. Die guten Freunde warnen ihn umſonſt; die Circe weiß ihn ſo zu berücken, daß er den Freunden nicht glaubt oder nicht glauben will, vielleicht am Ende guten Ruf und ſeine Laufbahn opfert, nur um ſich nicht von ihr zu trennen. Wenn alle Opfer gebracht ſind, iſt ſie es, die ihn verläßt, und

ſelbſt ſpöttelt: „Das war doch ein dummer Kerl, der mir getraut und mit offenen Augen nicht geſehen hat!“ — Nein, dumm war er eben nicht, aber blind wie ſein Schutzpatron, der ſaubere Cupido, dem die Augen verbunden ſind, wiewohl er dabei ein guter Schütze ſeyn ſoll.

Nun komme ich noch zu einem Worte, welches eben ſo, wie die vorigen zwei, mit demſelben Laut ſehr verſchiedene Empfindungen bezeichnet. Es iſt das Wort „Liebe,“ lieben, verliebt ſeyn, liebeln, Liebelei! Man definire einmal deutlich jeden dieſer Ausdrücke, und man wird ſich wundern, wie verſchieden deren Bedeutung iſt. Das Gefühl, welches den Jüngling wie eine magnetiſche Gewalt anzieht, welches wie ein Zauberton durch die ganze Schöpfung klingt, welches mit einem magiſchen Lichte die ganze Erde überſtrahlt, — hat es kaum nur eine Ähnlichkeit mit dem brünſtigen Verlangen, mit welchem die Wolluſt den Gegenſtand ihrer Begier verfolgt und begehrt? Welche tauſendfache Nuancen bilden die Kette zwiſchen der höchſten geiſtigen und der brutalſten ſinnlichen Liebe, und doch iſt es und heißt es immer Liebe. — Liebe ſpricht den höchſten Grad der Aufopferung, der Selbſt-

verläugnung, des Aufgehens in dem Glücke des geliebten Gegenstandes aus, und andererseits ist dasselbe Wort der Ausdruck des brutalsten, rücksichtslosesten Egoismus, welcher in dem geliebten erkorenen Gegenstande nur ein Werkzeug seines eigenen Genusses sucht. Die Frauen insbesonders haben eine eigene Geschicklichkeit und Neigung, den Gegenstand ihrer Zärtlichkeit so zu sagen, zu utilisiren auf irgend eine Art, sey es als Zerstreuungsmittel, als Spielpuppe zur Befriedigung ihrer Eitelkeit, oder auch ihrer Sinnlichkeit, oder auch nur als dienstleistenden Hausgnomen. Sie wissen mehrentheils das so hübsch einzukleiden, daß man vermeint, sie opfern sich mit Leib und Seele, mit Haut und Haar auf, während man eigentlich nur selbst als consumirendes, id est zu gebrauchendes oder auch zu verbrauchendes Objekt der weiblichen Ökonomie gilt.

Gottesliebe ist gewöhnlich nur Gottesfurcht zu nennen. Der böse, freischfressende Affe. — Mensch genannt, — ist so hoffärtig und eitel, daß er sich das Ansehen gibt, wenn er vor Angst bebt, — als liebe er den Gewaltigen, von dem er zermalmt werden kann. Der Mensch ist kein Titan. Er liebt aber Gott nie mehr, als wenn es donnert oder ein tüch-

tiges Erdbeben den Boden zittern macht, oder Cholera und Pest grassiren. Und doch kann man Gott, wenn auch nicht unmittelbar, lieben. Erstlich kann man, wenn irgend eine Freude unser Herz durchdringt, dankend seine Macht und Güte bewundern, — von der Dankbarkeit zur Liebe ist nur ein Schritt. Da Liebe sich aber eigentlich nur durch Selbstaufopferung zu Gunsten des Geliebten kundgibt, und man eigentlich so für Gott selbst nichts thun kann, so kann man ihm „zu Liebe" dagegen an seinen Geschöpfen oft und viel beweisen, daß man den Schöpfer in seiner Schöpfung liebe. Wer alles vermeidet, was die Harmonie, das Gleichgewicht, den Frieden stören könnte, wer für jedes Leiden, für jeden Schmerz, für jede Freude seines Mitgeschöpfes Mitgefühl hat, wer lieber einen Genuß entbehrt, wenn er durch denselben Gottes Geschöpf Schmerz macht, — wer Gott „zu Liebe" leiden und entbehren, und auch Gott „zu Liebe" sich an der Pracht seiner Werke freuen kann, den durchdringt mehr als Gottesfurcht, — den beseelt Gottesliebe. —

In W— lebt man nicht immer wie im Paradiese, — wohl aber zuweilen wie in der Arche Noah. — 30. Okt. 1846.

6. Nov. 1816.

Es iſt Alles eitel!
Außer nur drei Stück allein, —
Hübſche Mädchen, guter Wein, —
Und ein voller Beutel;
Hab' ich die, ſo bin ich froh,
Und ſprech' auch mit Salomo:
„Es iſt Alles eitel!“

Das war aber ein geſunder Kerl, der das ſagte, und gerade die Hauptſache vergaß, weil er ſie hatte, nämlich die Geſundheit.

Außerdem und vor Allem iſt die Geſundheit der Seele, ein gutes Gewiſſen, — nothwendig, — und fehlt dieſe — ſo nützt alles Andere nichts! —

Auch Savigny erkennt den gegenwärtigen Rechtszuſtand für mangelhaft („vom Berufe unſerer Zeit für Geſetzgebung und Rechtswiſſenſchaft"). — „Wir wollen Grundlage eines ſichern Rechtes, ſicher gegen Eingriff der Willkühr und ungerechter Geſinnung, ſicher gegen ungleichförmige Anwendung, desgleichen Gemeinſchaft der Nation und Concentration ihrer wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen auf dasſelbe Objekt." Das rechte Mittel zu dieſem Zwecke ſucht er in einer organiſch fortſchreitenden Rechtswiſſenſchaft, die der ganzen Nation gemein ſeyn könne. — Das öffentliche Recht iſt das Ergebniß einer naturgemäßen Entwicklung der Völker, und nicht etwas rein Zufälliges, was eben ſo oder auch anders von vorne herein hätte feſtgeſtellt werden können. Es iſt falſch, zu glauben, daß es möglich oder gar nothwendig ſeyn könne, mit Hinwegſetzung über die hiſtoriſch gegebenen Eigenthümlichkeiten für alle Zeiten und alle Völker das Ideal einer ab- 15. Nov. 1846.

ſoluten Vollkommenheit durch Fixirung des Naturrechtes zu gründen; es iſt jetzt unmöglich, die Natur der bereits beſtehenden Rechtsverhältniſſe zu vernichten, um andere a priori auf deren Trümmer zu gründen. Es beſteht ein unauflöslicher organiſcher Zuſammenhang der Geſchlechter und Zeitalter, zwiſchen welchen eine Entwicklung, aber nicht abſolutes Ende und abſoluter Anfang gedacht werden kann. Der Einfluß der Vergangenheit auf die Gegenwart wird ſich auch ſelbſt in den Fällen äußern, wo ſich die Gegenwart abſichtlich der Vergangenheit entgegenſetzen will. Es iſt daher die Aufgabe der Rechtsgelehrten, jeden gegebenen Stoff bis zu ſeiner Wurzel zu verfolgen, und ſo ſein organiſches Prinzip zu entdecken, wodurch ſich von ſelbſt das, was davon noch Leben hat, von dem abſondern wird, was bereits geſtorben iſt. —

Ich halte bei jetzigen Zeiten in Europa überhaupt jeden Versuch, die sogenannten Repräsentativverfassungen lebenskräftig und praktisch durchzuführen, für sehr schwierig, weil eine so zerfallene, in ihren Grundfesten vermoderte Gesellschaft sich überhaupt nicht mehr repräsentiren kann, am wenigsten durch die Wahlform. Massen aber repräsentiren nur Einzelne, nämlich jene Persönlichkeiten, welche das Zauberwort neuer Schöpfungen in sich tragen und von der Vorsehung dazu auserkoren, nicht aber aus den Wahlurnen entsprungen sind, — Imperatoren oder Propheten, — Cyrus, — Osiris, — Zoroaster, — Moyses, — Numa, — Caesar, — Mahomed, Karl der Große u. s. w., nicht aber die Herren Rottek, Welker und Collegen. Von allen konstitutionellen Formen halte ich aber die Pairskammer für die am wenigsten durchzuführende, wo sie nicht bereits urwüchsig noch in alten Formen und Traditionen begründet ist. — Aristokratien lassen sich nicht machen, und sind sie einmal zerstört, nicht wieder durch ein Machtwort in das Leben rufen. 26. Dez. 1846.

27. Dez. 1846. Eine gemachte Pairskammer in jetziger Zeit ſcheint mir nur der Maſtſtall für das feiſtere Schlachtvieh beim Fleiſcher, wo der größere Beſitz vorzugsweiſe eingepfercht und deponirt wird, bevor noch die Reihe an den kleineren kommt. Von da aus führt der Weg nur zur Guillotine oder an die Laterne, im glücklichſten Falle, wenn man die genugſam geſchorene Haut gelaſſen hätte, zu Deportation. Dann geht es an das kleinere Schlachtvieh, — das Bürgerthum, den Kaufmannsſtand u. ſ. w.

In Frankreich iſt bereits, und ganz folgerichtig, die Bourgeoiſie auf der Breſche, auf welcher früher die Nobleſſe als Gegner bezeichnet wurde. — Die Vertheidigung wird ihr nicht leicht werden! —

Jeder Menſch trägt ſeine Portion Narrheit in ſich. Die Klugen wiſſen nur dieſelbe zu verbergen, die ſogenannten Narren ſind nicht vorſichtig genug und laſſen die ihrige ſichtbar werden. Damit das Contagium dann nicht etwa ſich verbreite, ſperren dann erſtere die letztern ein. Es iſt wie bei den Weibern, alle ſündigen, die unvorſichtig genug ſind, werden geſcholten, nicht weil ſie es verdienen, denn ſonſt müßte man alle zur Rechenſchaft ziehen, ſondern weil ſie ſich haben ertappen laſſen. Eben ſo glaube ich, daß jeder Beſucher, der ein Narrenhaus verläßt, in ſich die Ahnung trägt, daß der Hauptunterſchied zwiſchen ihm und den Bewohnern des Hôtels darin liege, daß er ſeine eigene Narrenkappe in der Taſche trage, — während der eingeſperrte Narr die ſeinige auf den Kopf ſetzt. Horcht er aber aufmerkſam, ſo könnte er die Schellen der höchſteigenen Kopfbedeckung im Schädel eben ſo klingen hören, als auf jenen der im Narrenhôtel Zurückbleibenden. — 28. Dez. 1816.

Ein merkwürdiger Fall der Wirkung, welche altgewohnte militärische Subordination auch bei eingetretener Sinnesverwirrung äußern kann, wurde mir gestern von M. K. mitgetheilt. — Der pensionirte Rittmeister M. in G. wurde in Folge Blutandranges gegen das Gehirn plötzlich toll. Sehr beliebt seiner sonst sehr liebenswürdigen Eigenschaften wegen, nahm Alles in G. lebhaften Antheil an dem unglücklichen Lose des braven Rittmeisters, in dessen Zustand jedoch nach einigen Wochen eine merkbare Besserung eingetreten zu seyn scheint. Diesen Umstand benützt der bekannte General G., um ihn im Irrenhause, wo sich der Kranke befand, zu besuchen. Man läßt ihn in die Stube, in welcher M., ein starker, rüstiger Mann, in der Ecke auf seinem Bette zusammengekauert saß. Bei dem Anblicke des Generalen fängt er an zu weinen, aber plötzlich erfaßt ihn wieder der Paroxismus der Tollheit, er springt empor, stürzt mit wuthschnaubender Geberde auf den General los und reißt ihm den Degen aus der Scheide. Dieser aber, in solch' bedrängter Situation, dem Rasenden mit dem bloßen Degen in der Hand gegenüber, faßt sich schnell, blickt ihn fest mit unverwandtem, ernstem

Blicke an, und ruft ihm zu: „Herr Rittmeiſter, wie können Sie ſich ſo vergeſſen und ſich unterfangen, den bloßen Degen gegen mich zu zücken!? — Man kann ein Narr ſeyn, ohne darum aufzuhören, ein Soldat zu ſeyn. Zuerſt iſt man Rittmeiſter, und dann erſt nach Belieben ein Narr!“ Der Raſende blieb wie verſteinert ſtehen, läßt den Degen fallen, welchen raſch aufzuheben, einzuſtecken und die Thüre zu gewinnen, um dem unheimlichen tête à tête zu entkommen, der General wohl nicht gezögert hat. —

6. Mai 1846. Arolsmünster. — Ein in eine Zuckerraffinerie verwandeltes, von einem unter Tilly gedienten Wallonen-General, Grafen von der Waal, nach dem dreißigjährigen Kriege aus der gemachten Beute erbautes, einst herrliches, ganz das Gepräge jener Übergangsperiode tragendes Schloß. Zerbrochene Marmorstufen und Säulen, große, leuchtende Säle zeugen von der entschwundenen Pracht. Ich vermeinte, die Kronleuchter müßten sich entzünden, und ihr Glanz die vergelbten Tapeten erhellen; die Bilder der wallonischen und spanischen Kriegsobersten stiegen von den Wänden herab, und tanzten Polonaisen mit den reifberockten, geschmückten Damen, die wilden Panduren spazierten aus den reichen Tapeten, in die sie kunstreich gewirkt sind, heraus und stellten sich als Kammerheiduken an die Thürschwellen. — In den Hopfenanlagen, in welche der herrliche Ziergarten verwandelt ist, lustwandelten schöne, geputzte, hochgeborne Fräuleins, begleitet von parfümirten Ka-

valiers mit Degen und Perücke, Abbés mit Mäntelchen, der von der Karavane heimkehrende Ritter von Malta, der aus dem Türkenkriege zurückgekommene, hochgestiefelte Cornet im weißen Collet, begleiteten sie, und überreichten ihnen Blumensträußchen, die sie an den wallenden, schwellenden, blendenden Busen steckten. — Ich erwachte unter Runkelrüben und Zuckerdüten.

Dagegen leuchtete mir Abends in St. Martin in der Ritterlichkeit des Besitzers und der minnigen, zarten Anmuth seiner Gattin der Wiederglanz meines Traumes wieder in die Seele! Es war doch eine schöne Zeit —

Als sich das Zarte mit dem Starken
Wo Edles sich und Mildes paarten! —

Kleine Erinnerungen.

Der Kapuziner, der in der Insurrektion vom Jahre 1809 so berühmte Haspinger, erzählte über die damalige Epoche: 10. Juni 1846.

„Als wir zuerst den Bayern an der Brücke von M. begegneten und meine Bauern jenseits die feindlichen anrückenden Truppen sahen, — auch einige, zwar unschädliche Kanonenschüsse, deren Kugeln uns über die Köpfe flogen, fielen, — kehrten sie um und liefen davon. Ich blieb stehen, mein großes Kruzifix in der Hand; bald sah ich Niemand in meiner Nähe, als einen jungen, höchstens vierzehnjährigen Knaben. „Kannst Du gut schießen?" frug ich ihn. „Passabel," sagte er. „Also schieß' auf den da!" und ich zeigte ihm einen Offizier. Der Junge schoß und traf. Eine Peloton-décharge erwiderte, sie traf nicht. — „Lade," sagte ich dem Buben. Er schoß wieder den nächsten Anführer der Bayern nieder, und das folgende Pelotonfeuer fehlte uns wieder. Nun stutzten die Bayern. Ich rief meinen Leuten zu:

„Seht, Ihr dummen Kerls, es geschieht Einem nichts; kommt nur herbei.“ Das thaten sie auch. Wir liefen über die Brücke, ich klopfte mit meinem Kruzifix den Bayern auf die Köpfe, das thaten mit Büchsenkolben und Morgensternen auch die mir folgenden Bauern, und so jagten wir die Feinde davon. — Später geschah es noch öfters.“

„In Schwatz gab es gräuliche Szenen. — Wir mußten heraus, konnten aber aus der Nähe hören und auch sehen, was beim Einrücken der Bayern geschah. Ein achtzigjähriger Greis stund mit seinem Enkel, einem sechsjährigen Knaben, vor der Hausthür. Als die Bayern herankamen, sendete der Greis das Kind dem Offizier mit einem Apfel entgegen. Das Kind nahte sich mit dem Apfel in der Hand, um ihn darzureichen; da ergriff es ein wilder, trunkener Soldat. — „Tödtet mich vorher,“ rief der Greis, „daß ich das Kind nicht sterben sehe, wenn Ihr es nicht verschonen wollt!“ — Aber es war zu spät; der Soldat hob das Kind an einem Beine empor, und spaltete es mit einem Säbelhiebe bis auf den halben Leib, dann erst durchbohrte er den Greis, dessen Stöhnen wir lange noch hörten.“

„Am Berge Isel, nach unserm Siege, fanden wir einen vor Schmerz und Angst wüthenden Bayer, dessen Füße zerschmettert waren, der mit den Händen im Rasen wühlte, sich unter furchtbaren Verwünschungen blutend herumwälzte und rief: „Ich muß in die Hölle, ich habe den Alten und das Kind in Schwatz gemordet.“ — Die Bauern wollten ihn anfangs todtschlagen, dann aber stopften sie sich die Pfeifen, sahen zu, und ließen ihn langsam sterben. Er verschied nach mehreren Stunden, sich in seinem Blute wälzend und brüllend wie ein wildes Thier.“

„Es war auch in Schwatz, wo wir nach Abzug der Bayern den Leichnam eines jungen 27jährigen Weibes fanden, nackt, den Leib aufgeschnitten, die unreife Frucht herausgerissen, die Brüste abgeschnitten, die Augen ausgestochen. — Der Mann warf sich am Isel auf einen Bayer, biß ihm mit den Zähnen die Gurgel ab und saugte sein Blut. Er war halb wahnsinnig durch den Schmerz, aber zuweilen ward er heiter und sagte: „Heute ist mir wieder wohl, heute habe ich Bayernblut getrunken.“ Bei Volders wurde er unter mehreren erschlagenen Bayern todt gefunden.“

Gedanken über das Lager in Italien. 1842.

Ich habe Gelegenheit gehabt, diesen Herbst die Truppen in Italien zu sehen, und dabei mannigfaltige Bemerkungen und Betrachtungen anzustellen.

Die Anzahl der Truppen belief sich auf circa dreißigtausend Mann. Die Manövres waren im großartigen Styl, gaben das Bild wirklicher Gefechte ohne Rummelpuffischen Ballettänzen, entwickelten die Beweglichkeit, taktische Ausbildung und Ausdauer der Truppen und die Geschicklichkeit der Abtheilungs-Kommandanten, insbesondere der höhern in Führung derselben.

Hauptsächlich zog die bei den Manövern gegenwärtige Infanterie meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich glaube nicht, daß in diesem Augenblicke eine Armee in Europa eine ähnliche, in diesem Maße allen möglichen Anforderungen zu entsprechen geeig-

nete Maſſe Fußvolkes zu produziren habe. Schönheit, Manövrirfähigkeit, Leichtigkeit, Ausdauer, gute Zuſammenſetzung der verſchiedenen Gattungen dieſer Waffe können von dem Auge des ſchärfſten Beobachters nur ein günſtiges Urtheil erwarten. Nur iſt zu bedauern, daß die Bewaffnung derſelben mit conſoliſchen oder Kapſelgewehren noch nicht zu Stande gekommen iſt, et ad huc sub judice lis est.

Trotz dem, daß die ungariſchen Infanterie-Regimenter — in specie Erzherzog Ferdinand d'Eſte (ehemals Eſterhazy) und Bakonyi (ehemals Hieronymus Colleredo) ihren alten Ruf durch vortreffliche Haltung und ein herrliches Ausſehen auch bei dieſer Gelegenheit nicht in den Schatten ſtellen ließen, muß man doch bekennen, daß die teutſchen Regimenter Kaiſer, Reiſinger und Kinsky in jeder Hinſicht als die vorzüglichſten, ſchönſten und am beſten in dem Geiſte der taktiſchen Vervollkommnung ausgebildeten Regimenter ſich darſtellten.

Die anweſenden Jäger-Bataillons zeigten ſich eben ſo vorzüglich auf dem Exerzierplatze, als ſie es ſtets vor dem Feinde gethan haben, und es iſt nicht zu bezweifeln, daß im Falle eines ausbrechen-

den Krieges, dieſelben, beſonders in dieſem Lande, die ausgezeichneteſten Dienſte leiſten würden.

Über alles Erwarten aber iſt die Haltung, Abrichtung, die Intelligenz und der vortrefflich gute Wille der italieniſchen Regimenter. Ich bin feſt überzeugt, daß bei zweckmäßigen politiſchen Maßregeln und tüchtigen Führern man dieſe Truppen zu einer ausgezeichneten Brauchbarkeit bringen und das Haus Öſterreich ſie vortrefflich verwenden könnte. Das Volk in der Lombardie und beſonders im Venetianiſchen iſt keineswegs ſo anti-öſterreichiſch als man glaubt! — Ohne gerade die Teutſchen anzubethen, knüpft ſie die Verbeſſerung der materiellen Intereſſen, ja ſogar die Erinnerung an die alte Zeit weit mehr an das Haus Öſterreich, als an die, nur in den höhern Klaſſen wurzelnden Ideen italieniſcher Einheit und franzöſiſchen Protektorats. Obzwar in dieſen ſich allerdings Symptome von Abneigung gegen die Regierung, deren Beamten und Offiziere zuweilen kund geben, und beweiſen, daß die Amalgamation mit dem Kaiſerſtaate noch nicht vollkommen gelungen ſey, — ſo zeigen ſich dieſelben gar nicht oder höchſt ſelten unter den niedern Stän-

den. — Wenn auch zuweilen ein Duell zwiſchen einem Offizier und einem lombardiſchen Cavaliere vorfällt, ſo ereignet ſich faſt nie der Fall, daß ein gemeiner Soldat im Wirthshauſe mit einem Civiliſten in Händel gerathe. Dazu kommt als ſehr günſtiges Mittel die Leichtigkeit, mit welcher, beſonders die Ungarn, die öſterreichiſchen Truppen ſich die italieniſche Sprache eigen zu machen wiſſen, und die vortreffliche Mannszucht, durch welche jede Veranlaſſung zu Streit und Hader vermieden wird.

Durch die Einrichtung der Remplaçants, für welche der Kriegerſtand Profeſſion iſt, wird eine große Zahl der Unteroffiziere und Mannſchaft an die Fahne durch ihr eigenes Intereſſe gebunden, und dieſelbe, das Innungszeichen der Kriegerzunft, bezeichnet ihre eigentliche Heimath. —

Ich vermeine: laſſen die allgemeinen Ereigniſſe die dazu erforderliche Zeit, und wendet man in adminiſtrativer Hinſicht die paſſenden Mittel an, es wohl möglich ſeyn dürfte, aus den italieniſchen Provinzen, und ſomit auch aus denen daraus gezogenen Truppen, ſehr kernhaltige Elemente der Monarchie zu bilden.

Es ist zu bemerken, daß Italien eben so wenig als Teutschland je an den Gedanken und den Begriff einer Centralisation gewöhnt, dieselbe also weder historisch, noch moralisch, noch administrativ vorbereitet ist. Wie schwer dieselbe aber unter solchen Umständen erreicht, und wie unreif ohne ihr der Begriff der politischen Einheit bleibt, beweiset Spanien, welches trotz Absolutismus und Inquisition noch nicht in ein Land verschmolzen ist.

Wenn man in Italien zweckmäßig vorgeht, so würde, — wie es in Belgien, sogar lange nach dessen Ablösung der Fall war, — die Anhänglichkeit an das Kaiserhaus bei einer allenfallsigen Abtretung sich laut aussprechen *). —

General Graf Bubna hat dieses Land und dieses Volk am besten verstanden und begriffen. Ein teutscher Bureaukrat und ein französischer Sabreur wird eben so wenig als ein englischer Börsenkönig dessen Charakter richtig auffassen. Viele Kanonen,

*) Im Jahre 1845 geschrieben. Seitdem hat sich freilich vieles anders herausgestellt. Wie und wodurch dieß so und nicht anders geworden, gehört nicht hieher; jedenfalls würde in Italien nicht wie ehemals in Belgien verfahren.

gute Theater, gute öffentliche, wenig geheime Polizei; viele individuelle, wenig politische Freiheit; viele Steuern, aber deren Verwendung im Lande; ein freundliches Gesicht, milde Worte, aber eine eiserne Hand. —

Um wieder auf den militärischen Theil meiner Betrachtungen zu kommen, muß ich noch als eine vortreffliche Truppe die Pionnier-Abtheilung erwähnen, welche der Armee zugetheilt ist. Die Pontoniers werden nach der neuesten Verordnung dem Pionnier-Corps einverleibt, welches mir seiner Bestimmung auf die vielseitigste und glänzendste Art zu entsprechen scheint. — Sie bewährten dieß auch durch die Schnelligkeit und Gewandtheit, mit der sie eine Brücke über den Mincio schlugen.

Wäre es nicht zweckmäßig, aus den Sappeurs und Mineurs eigene Genie-Regimenter zu bilden, wie bei den Franzosen *)?

Die Artillerie manövrirte schnell und zweckmäßig, die Bespannung war in vortrefflichstem Zustande.

*) Deren Vereinigung in diesem Sinne hat bereits stattgefunden.

Wäre es nicht gut, die Geschützbespannung mit Offizier und Mannschaft der Batterie bleibend einzuverleiben und aus sechs oder zwölf Batterien ein Regiment zu bilden *)?

Auffallend, wenn man aus den Erbstaaten kommt, ist hier das jugendliche Aussehen und die Beweglichkeit der Generale. Viele sind sehr jung, und die älteren sehen, besonders zu Pferde, jung aus.

Die Kavallerie ist in sehr gutem Zustande; besonders beisammen und tüchtig ist das Regiment Baiern-Dragoner, auch das schöne Sardinien-Husaren unter seinem sehr gewandten Obersten Grafen Palffy. Das Manövriren der Kavallerie, meistens in Doppelkolonnen, sehr fließend und rasch.

Die ganze Manövrir-Art sehr dem Terrain angeeignet, dürfte einem mit demselben nicht eben so vertrauten Feinde, besonders beim Anfang der Campagne, ein böses Spiel machen.

Der Feldmarschall, rüstig und voll Lebendigkeit, ist für dieses Heer ein homme drapeau. Der Him-

*) Auch diese Einverleibung und Formation ist bereits zur Thatsache geworden.

mel erhalte ihn für deſſen Wohl und das Heil Öſterreichs.

Deſſen Umgebung, — General Schönhals und Oberſt Stanojevich, — ſehr ausgezeichnete Perſönlichkeiten, — ſchienen mir vollkommen der hohen und wichtigen Stellung, die ſie bekleiden, entſprechend.

Ich fand Gelegenheit, mich dem anweſenden Feldzeugmeiſter Grafen Nugent zu nähern. Dieſes Ergebniß meines hieſigen Aufenthaltes würde allein hinreichen, denſelben zu lohnen. Welche Jugendfriſche mit dem reichen Schatze halbſäkulärer Erfahrung in den intereſſanteſten, verwickelteſten und großartigſten Verhältniſſen geſammelt! — Welcher Schatz von Wiſſen, welche vielſeitigen Kenntniſſe, welche Genialität mit den reinſten und ritterlichſten Eigenſchaften gepaart! — Man weiß nicht, was man an dieſem Manne mehr bewundern und achten ſoll, das Herz oder den Kopf. — Als Menſch, als Soldat, als vollendeter und wahrer Edelmann ſteht er in der erſten Reihe jeder dieſer Kategorien. — Jede Stunde Unterredung mit ihm gewährt vielſeitige Belehrung und unerſchöpflichen Genuß. — Ich kann mir es nicht

versagen, diese meine Gefühle hier zu meiner eigenen Erinnerung niederzulegen. Sollten sie einmal eine größere Öffentlichkeit erlangen, so möge mir der erhabene Mann es verzeihen, so unbescheiden und unberufen der ehrfurchtsvollen Bewunderung Worte gegeben zu haben, mit welcher mich sein näherer Umgang erfüllte. —

An sonstigen hohen und interessanten Persönlichkeiten waren anwesend: die Erzherzoge Franz Karl, Karl Ferdinand, Albrecht, — Stefan, — Franz von Este, Herzog von Modena, und dessen Sohn, ferner der bereits in den napoleonischen Feldzügen in Spanien rühmlichst bekannte, gegenwärtig k. k. F. M. L. Mazzuchelli, und endlich auch der Prinz von Canino, Großneffe Napoleons. —

Einen erfreulichen Eindruck vor der Fronte der Truppe machten mir die Generale d'Aspre, Csorich, der Erzherzog Karl Ferdinand u. a. m. —

Auffallend war die geringe Zahl der Kranken, und erfreulich der gute Geist und die Heiterkeit der Truppen trotz der vielen Strapazen.

Der Hund des Invaliden.

Man geht oft gleichgiltig an großen, tiefen Schmerzen vorüber. — Der Naturforscher findet zuweilen ein seltenes Wunderkraut, der Mineraloge einen Edelstein, eine kostbare Erzstufe dort, wo Tausende vorübergegangen sind, und unter ihren Füßen das, was für den Eingeweihten als kostbarer Fund gilt, gleichgiltig und rücksichtslos zu zertreten im Begriffe standen.

So auch im Leben! Der Poet, der Seelenforscher, der erfahrene Beobachter im Leben des Menschen und des Volkes, findet oft ein Juwel, einen Balsam, — oft wohl auch einen Giftpilz, eine gefährliche Schlange an dem vielbetretenen Pfade gewöhnlichen Alltaglebens.

Es sind nicht immer jene Dramen, welche auf der Bühne bei Lampenschein aufgeführt werden, die ergreifendsten, und man erlebt zuweilen Situationen in der Wirklichkeit, welche man als Dichtung einem Romanschreiber kaum erlauben würde.

Mich hat vor Kurzem ein Schmerz tief ergriffen, der Manchem lächerlich scheinen dürfte, und doch brach er dem, den er traf, fast das Herz. — Das Drama, von welchem ich spreche, ist einfach, — nur drei Personen, sehr unbedeutende Figuren, — ein alter Invalide, — ein kleiner Hund, — und der Schinder. —

Auf meinen Morgen-Sanitäts-Promenaden fiel mir ein alter, eisgrauer krüppelhafter Mann auf, welcher auf einer abseitigen Bank in der Nähe des Wasserglacis an schönen Morgen Platz nahm und sich sonnte. Sein Anzug war dürftig, aber nicht zerlumpt, der bis oben zugeknöpfte Rock ließ in dem Manne den alten Soldaten erkennen. Ein grüner Schirm unter der Mütze schützte die schwachen Augen vor dem allzu grellen Sonnenlicht. Neben ihm saß auf der Bank ein kleines, ziemlich häßliches braunes Hundchen, welches, wenn sein Herr ihm zusprach, recht graziös, wie der gelehrigste Pudel, aufwartete und mit seinen Pfötlein die Geberde des Bittens recht herzig nachahmte.

Ich knüpfte einmal mit dem alten Manne ein Gespräch an. Er war acht und siebzig Jahre alt, seit

mehr als dreißig Jahren, — bei Wagram und Dresden bleſſirt — Patental-Invalid. — Als Drechsler hatte er ſich bis vor wenig Jahren noch einige Beihülfe verdient, ſeit ein paar Jahren aber hatte ihn die zunehmende Schwäche ſeiner Augen gezwungen, auf dieſe Beihülfe zu verzichten, und ihn auf ſeinen Patentalgehalt und auf einige ihm ſparſam zufließende Almoſen, die er nicht geradezu erdettelte, reduzirt.

„So ſitze ich denn," ſagte der Alte. — „an recht ſchönen Tagen hier mit meinem Azorl, die Morgenſonne erwärmt mich gratis, und ich höre der hübſchen Muſik zu, die vom Waſſerglacis bis zu mir klingt."

„Ganz nahe darf ich freilich nicht, damit ich nicht des Bettelns verdächtig und eingeführt werde, aber mein Gehör iſt noch gut, wäre nur mein Geſicht eben ſo, — und wenn ſie Märſche ſpielen, höre ich es auch hierher ganz deutlich, — beſonders die Trompeten, — und da wirbelt es mir in den Füßen wie damals bei Wagram, und da erzähle ich meinem Azorl, was ich alles erlebt und gelitten habe! Sehen Sie, wie er uns zuhört. Nicht wahr,

Azorl, du verstehst akkurat, was ich sage?“ — und Azorl leckte seines Herrn verwelkte Hände, und sah ihn mit so klugen hellen Augen an, als wollte er sagen: „versteht sich.“ —

„Ja.“ fuhr der Invalid fort, „es ist mein einziger Freund. — Ich bin aus Böhmen gebürtig. Vater, Mutter, Bruder waren todt und verschollen, als ich als Invalide den Abschied erhielt. Seit zehn Jahren ist mein letzter Kamerad und Bekannter im Invalidenhause gestorben, bin ganz allein auf der Welt geblieben. Wenn man so halbblind wird, ist die Welt doppelt dunkel und einsam. Habe kein Weib, kein Kind je gehabt, und lieb haben muß man doch etwas. — Da die Tandlerin, meine Nachbarin, vor vier Jahren mehrere Hunderln, welche ihre Hündin in der Nacht geworfen, an den Alserbach getragen, um sie dort zu ersäufen, ist mir eingefallen, den kleinen Azorl da für mich zu erbitten. „Wollt Ihr ihn vielleicht als gebackenes Händel einkochen und verspeisen?“ meinte die Tandlerin, „seid ja selbst ein Bettler und müßt manchen langen Tag hungern. Was wollt Ihr Euch noch einen Hund aufladen?!“ Ich ließ aber nicht ab und erbettelte

meinen Azorl. Das ist auch meine Gesellschaft, mein einziger Freund."

„Im Winter bei der Nacht legt er sich auf meine Füße und hält sie mir warm, besser als einem Grafen der Fußsack von Zobelpelz; und habe ich etwas vergessen oder fallen lassen und kann mit meinen schlechten Augen es nicht finden, apporte! — und der Azorl bringt es, meine Pfeife, meinen Tabaksbeutel, meine Kappe. — Azorl versteht mich wie ein Mensch. Er vertraut mir auch seine Geheimnisse an. Sehen Sie," und somit beugte er seinen ehrwürdigen Kopf gegen das Hündlein, welches ihm schweifwedelnd an den Ohren schnupperte und es beinahe wirklich das Ansehen hatte, als zischelte es ihm etwas in das Ohr. „Wissen Sie, was Azorl mir gesagt hat? — daß Sie ein guter Herr seyn müssen, weil Sie sogar den armen Hund freundlich ansehen, wohl auch den armen Menschen."

„Ja, ja, lieber Herr, die Hunde verstehen sich oft besser auf die Menschen, als die Menschen selbst. Sie schmecken die Spitzbuben von weitem, und erkennen die ehrlichen Leute. Ich bin halbblind, aber auf meinen Azorl kann ich mich verlassen. Kommt

Einer heran, ein böser oder muthwilliger Bube, und will mich necken oder mir die paar Groschen stehlen, die man mir in meine Mütze geworfen hat, gleich merkt er es und macht einen Mordlärm, und nie bellt oder knurrt er dagegen Einen an, der im Vorübergehen dem alten Soldaten etwas zuwirft."

Es läßt sich denken, daß ich nie die Gelegenheit versäumte, dem alten Manne ein Almosen zu verabreichen; da ließ er sich gewöhnlich im Kaffeehause eine „Melange" geben, und flüchtete auf eine entferntere Bank, wo er seine Melange mit seinem Azorl theilte.

Einst fand ich ihn nicht mehr auf seiner Bank. Nach längerem Umherstreifen sah ich ihn entfernt an einem Baume stehen. Er hatte ein altes Sacktuch aus der Tasche gezogen und weinte bitterlich. Da er mich sah, wankte er voll Eile mir entgegen. „Ich bitte unterthänigst, lieber Herr, nur dießmal helfen Sie mir! Sie vermögen gewiß recht viel, Sie haben ja einen Orden." (Wohl hatte ich einen, den ich mir zwar auch schmeichle, nicht unverdient zu tragen, den er, der arme Alte, aber vielleicht eben so gut, nur ungesehen oder unbeachtet, verdient hat.) „Die Po-

lizei hat mir meinen Azorl genommen, erſtens weil er keinen Maulkorb hat, und zweitens weil er mir zum Betteln behilflich iſt, ja gewiſſermaßen allein, wenn auch für mich bettelt. Um alles, was Sie lieb haben, helfen Sie mir!“

Ich kann nicht ſagen, wie mich des Mannes Schmerz rührte. Ich warf mich in meinen Wagen, aber wohin ſollte ich mit meinem Anliegen? Zum Miniſter konnte ich doch nicht damit vorfahren.

Glücklicherweiſe erinnerte ich mich an einen mir bekannten, ſehr liebenswürdigen und gefälligen Oberbeamten; er war nicht zugegen. Ich ließ ihm einen Zettel mit der Bitte um einige Minuten Gehör zurück. Nach einigen Stunden fruchtloſen gegenſeitigen Umherirrens fanden wir uns endlich.

Der Mann glaubte, es handle ſich um eine entdeckte Verſchwörung oder wenigſtens um ein Duell.

Als ich ihm den Vorgang erzählte, war er zwar beruhigt, wußte aber im erſten Augenblicke ſelbſt nicht, an wen man in dieſer „Hunde-Angelegenheit“ ſich zu wenden habe und wo Azorl etwa zu finden ſei. Man ſchickte in den Bezirk. So verging

der Nachmittag und Abend. Es wäre leichter gewesen, einen wichtigen Staatsverbrecher ausfindig zu machen.

Endlich erfuhr ich, der Hund müsse beim Abdecker sein, wenn er nicht gleich getödtet worden sei. Der wohnt aber ziemlich weit von der Stadt.

Des andern Morgens mit Tagesanbruch fuhr ich hinaus. Nach langem Nachfragen und Beschreibungen ward mir die Gewißheit, daß der arme kleine Azort bereits wirklich „vertilgt" worden sei, da man ihn weder reklamirt noch ausgelöst habe.

Es kostete mich wahrlich keinen geringen Entschluß, wie gewöhnlich an den bewußten Ort zu gehen. Der Invalide saß allein auf der Bank. Mit gepreßtem Herzen nahte ich mich ihm. Einige Banknoten ihm in die Hand drückend, hoffte ich, ihn durch dieses, für ihn in jeder andern Gelegenheit namhafte Geschenk im vorhinein zu trösten; aber es fruchtete nur wenig. Mit seinem einen kranken Auge sah er mich wie bittend an, er hoffte noch auf eine tröstliche Nachricht. Mit wahrer Seelenangst mußte ich ihm die Wahrheit eingestehen.

Ein paar Thränen tropften die braunen Wangen herab und zitterten in den grauen Augenwimpern.

Nun nahm er ſein durchlöchertes Sacktuch heraus, trocknete ſie und ſagte: „Nein, Sie lachen mich nicht aus, daß ich um einen Hund weine; — jetzt werde ich um nichts mehr weinen, jetzt bin ich ganz allein. Als mein Herr Hauptmann geſtorben iſt, habe ich auch geweint!“ —

Leſer! ſpotte nicht über die Zuſammenſtellung des Hauptmanns mit Azorl. Nicht vielen Hauptleuten, vielleicht nicht allen Vätern, dürften aus männlichen Augen aufrichtigere Thränen nachgeweint worden ſein, als jene, welche der alte Krieger ſeinem treuen kleinen Gefährten in das Grab nachweinte.

Daß ich den Mann nicht verließ, verſteht ſich von ſelbſt. Aber als der Herbſt nahte und die Blätter fielen, nahte auch ihm ſich der erlöſende Tod mit dem Leichentuche, welches ihn bald, wie bereits die Schneedecke die ganze Natur, umhüllen ſollte.

Der arme Alte ſaß nur mehr ſelten auf der Bank. Endlich erkrankte er, ich verſchaffte ihm Unterkunft und Pflege bei den Barmherzigen, wo er nach einigen Wochen ſanft einſchlief. — Er hatte Azorl's Halsband auf dem Tiſche liegen; an der

Wand ober ſeinem Bette ein kleines Kruzifix und das Bild des Feldmarſchalls Loudon *).

Leſer! lache nicht über den alten, ſentimentalen Musketier!

Den Abend des Tages, an welchem mir ſein Ableben angezeigt ward, brachte ich auf einem großen Ballfeſte bei Fürſt L. zu. Mag Mancher oder Manche auch dort unter der beſternten Bruſt oder dem perlenverſchnürten Mieder Schmerzen und Leiden herumtragen! Aber an kleinen derlei Übeln geht man oft gar gleichgültig vorbei. Mir kam immer wieder der arme Invalide in Erinnerung, und mir ſcheint, es wäre nichts verloren geweſen, wenn man dem alten Soldaten ſeinen Azor auch ohne Maulkorb gelaſſen hätte. —

*) Seinerzeit mit derſelben Popularität im Heere und Volke geprieſen, wie jetzt Marſchall Radetzky

Eine Winternacht in Galizien.

Es war im Laufe des Winters vom Jahre 1828 auf 1829, als ich am Ufer des Bugs ſtationirt war. Die ruſſiſchen Heere kriegten in der Moldau und am Balkan, und die damaligen politiſchen Verhältniſſe hatten zwiſchen den Regierungen eine Spannung hervorgebracht, welche von Seiten Rußlands eine ſtrenge Aufſicht an der Gränze, ja beinahe eine Sperrung hervorgebracht hatte. Wir Offiziere, der angränzenden Stationen insbeſondere, waren der Gegenſtand ſehr ſtrenger Beobachtung von Seite des Großfürſten Conſtantin, und wir wußten, daß der Befehl beſtand, jeden Offizier, der ohne giltige Erlaubniß der ruſſiſchen Behörde auf ruſſiſchem Boden betroffen würde, ohne weiters zu verhaften, und unverweilt nach Warſchau zu transportiren. Die

Stimmung, welche damals durchgänglich in Galizien und unter den österreichischen Truppen herrschte, gab allerdings zu diesen wenig wohlwollenden Maßregeln einige Veranlassung; und es war somit den russischen Behörden nicht zu verdenken, daß ihnen österreichische Offiziere auf ihrem Boden um so mehr, als die für die russischen Waffen ungünstigen Kriegsereignisse deren Geheimhaltung nothwendig machten, nicht willkommen waren. Es bedurfte also, um sich auch nur eine Viertelmeile weit aus Galizien in das Territorium des Königreichs Pohlen begeben zu können, eines formellen Passes, der nebstbei nur mit vieler Schwierigkeit ausgestellt wurde. Dieser Umstand war für die meisten von uns, welche seit unserm langen Aufenthalt in diesen Gegenden zahlreiche, liebe Bekanntschaften und Relationen mit den liebenswürdigen Familien im Königreiche gefunden hatten, keine geringe Beschwerniß. Die Gastfreundschaft und Liebenswürdigkeit des pohlnischen Adels ist bekannt, es war also höchst fatal, den Umgang mit diesen so werthen und liebenswürdigen Familien plötzlich abbrechen zu müssen, deren Gast-

freundſchaft wir die angenehmſten Stunden verdankten. Auch fanden die meiſten von uns allerhand expedients, um die ſtrenge Klauſur zu umgehen, und unter mancherlei Vorwänden, mit verſchiedenen Verkleidungen, wenn auch mit mehr oder weniger Gefahr oder Beſchwerlichkeit ihre Ausflüge und Beſuche auf dem jenſeitigen Ufer des Bugs fortzuſetzen. Mich trieb nebſtbei noch ein anderer Beweggrund an, es öfters zu verſuchen, indem dieß die einzige Art und Weiſe war, von den kriegeriſchen Ereigniſſen und dem Zuſtande der ruſſiſchen Heere, dem Stande der Dinge auf dem Kriegstheater genaue Notizen zu ſammeln, welche für die dießſeitigen Militärbehörden von höchſtem Intereſſe waren, und durch deren Mittheilung ich weſentliche Dienſte zu leiſten hoffen durfte. Nun hatte ich das Glück, in einem etwa eine halbe Meile von der Gränze jenſeits des Bugs liegenden Schloſſe auf das Gütigſte aufgenommen zu werden. Es war dieß auch ein Sammelplatz der in der Nachbarſchaft ſtationirenden pohlniſchen Offiziere. Einige liebliche Frauen und Mädchen, welche dort hauſten, vermehrten die Annehmlichkeit dieſes ange-

nehmen Aufenthaltes. Es wurde getanzt, gespielt, und ich war nicht der Mann, welchen einige Kosakenposten so leicht solchen Lockungen zu entsagen vermögen konnten. Ich wußte, daß nächsten Sonntag dort getanzt werden sollte, und beschloß, coûte qui coûte hinzukommen.

Es war im Monate Jänner 1829. Wer sich jener Zeit zu erinnern weiß, wird sich entsinnen, daß der damalige Winter fast beispiellos streng war. Von Weihnachten an variirte die Kälte von 20 bis 28, auch bis 30 Grade unter dem Gefrierpunkte. Es zeigten sich in der Atmosphäre die sogenannten Frostsäulen, d. h. senkrechte Säulen zwischen dem Boden und dem Firmamente mit allen Farben des Regenbogens, ein Beweis sehr großer Kälte, welche die in der Luft schwebenden Wassertheile koaguliren macht. Öfters ist mir im Wagen der Branntwein gefroren. Die Wölfe kamen bis in die Hofräume der Wohnungen. Der Schnee bedeckte klafterhoch das Land. Um nach N... so hieß das Schloß, welches das Ziel meiner Reise war, zu gelangen, mußte ich durch einen etwa drei Stunden langen Wald, welchen der

Bug seiner ganzen Länge nach durchschnitt. Jetzt war er fest gefroren, und die Schneedecke, welche über dem Eise lag, machte das Bett fast unkenntlich. Jenseits aber bildeten die Kosaken eine Postenkette, je 200 bis 300 Schritte von einander entfernt, und in den Zwischenräumen patrouillirend. Leider war die gewöhnlich hier stationirte Kosakenabtheilung, deren Offizier ich persönlich kannte, eben abgelöst worden, und das Sprichwort: „Neue Besen kehren gut!“ ließ von den eben frisch Angelangten mehr Diensteifer und weniger Schonung für uns erwarten. Doch bewog mich das zu meinem Unternehmen sehr günstige Wetter, es war nämlich ein heftiges Schneegestöber und Sturmwind, welches die Wachsamkeit der Kosaken erschwerte und verminderte, an diesem Tage die Fahrt zu versuchen, um so mehr, als an einem Sonntage die Straßen und Wege minder besucht und also auch minder beobachtet seyn mußten. Ich wählte zu diesem Zwecke einen ganz leichten und niedern Schlitten. Jakob Schmul, ein geschickter, pfiffiger, oft mit Kontrebande und allem Unerlaubten, wenn es nur Gewinn bringen konnte, sich abgebender

Israelit, der in meinem Judenstädtchen mein Nachbar und quasi Hausfreund war, lieh mir gegen bare Bezahlung einen großen, russischen Schimmel, der beste Traber der Umgegend, und seinen alten Knecht Schmekpüdeles, beide mit derlei Expeditionen wohlvertraut. Der Schimmel wurde eingespannt, ein mit Rehpfoften geladenes Doppelgewehr und eine Flasche Rhum hineingelegt, eine wollene Decke überbreitet, über meinen Jagdrock legte ich einen guten Pelzmantel, zog die Mütze über die Ohren, und hurrah! trabte der Schimmel pfeilschnell fort, über Eisgefilde, von den Schneeflocken umkreist, den niedern Schlitten fast unsichtbar im tiefen Schneegleise hinter sich nehmend. Bald auch hatten wir unbemerkt und glücklich den Bug passirt, — eben so schnell ging es durch den langen Wald, wenn auch die Zweige der Fichten oft etwas unsanft ihre Schneelast mir in den Schlitten und auf den Kragen abschüttelten; ein paarmal schlug das kleine Fahrzeug um, aber es genügte ein Griff, es wieder aufzurichten. Wohl hörte ich im Walde hinter uns einige Stimmen, es mochten wohl die Kosaken seyn, die

auf der Patrouille die frische Schlittenspur entdeckt hatten. Da wir aber sehr rasch fuhren, der Schnee und Sturm das Geleise schnell verwehte, nebstbei es sich zuweilen mit andern Spuren kreuzte, so gaben sie die Verfolgung bald auf, und nach wenigen Stunden saß ich froh und wohlgemuth am warmen Kaminfeuer im Schlosse zu N., umgeben von den freundlichen Hausgenossen.

Der Tag verging heiter und vergnügt. Mehrere Offiziere der benachbarten pohlnischen Regimenter vermehrten die Gesellschaft auf höchst angenehme Weise. Abends wurde getanzt. Nie vergesse ich eine Masurka, welcher ich damals zusah. — Mit welcher Anmuth, Behendigkeit, Grazie, mit welchem nationalen Ausdrucke bewegten sich Tänzer und Tänzerinen in verschlungenen Kreisen, — welche liebliche Koketterie und Zierlichkeit in diesen graziösen Sylphengestalten, welche Kraft und kühner Trotz in den männlichen Figuren, wie schwebten die Einen, — wie tobten die Andern, — wie rauschten die seidenen Kleider, wie klirrten die Sporen! Wie viel Anmuth und Lieblichkeit bei den Frauen, — welche warme Thatkraft

bei den Männern, und welch' hohes, reges Nationalgefühl bei beiden wohnte damals in Pohlen. Die Frauen insbesondere, die höchste und die niedrigste, die beste wie die schlechteste waren die Priesterinen, welche das geheiligte Feuer der Vaterlandsliebe und Nationalbegeisterung unverlöscht zu unterhalten wußten. Wer die Frauen im Allgemeinen schmäht, muß die Pohlinen auf ihrem Schlachtfelde nicht gekannt, — sie bei diesem würdigen Kampfe in den Spitälern, inmitten des unaussprechlichen, aus dessen unglücklichen Ausgang erfolgenden Elends nicht gesehen haben. Voilà le champ de bataille des femmes! eben so großartig und ehrfurchtgebiethend wie das der Männer. Da sieht man die Heldinen des Frauengeschlechtes, Engeln gleich, tröstend, helfend, mildernd. Was für zarte Hände verbanden da die eckelhaftesten Wunden, — wie manche große Dame brachte inmitten ansteckender Krankenhäuser Hilfe und Trost, — mit welcher Ergebenheit trugen die an orientalischen Luxus und französische Eleganz gewohnten Frauen Strapatzen, Entbehrungen, Aufopferungen, von denen sie früher nichts geträumt hatten, — wie herrlich spiel-

ten sie ihre Rolle auf jener Schaubühne des Krieges und Elendes, — Blutszenen und Jammerdrama's vorstellend, — von denen die zarten Gemüther keine Ahnung hatten! Und als der Hahn krähte, verrieth keine ihren Meister und Herrn, das theure Vaterland! Und ganz Europa mußte, wenn es auch, — wie die entarteten Römer im Cirkus, — die heldenmüthige Nation abschlachten und von den wilden Thieren zerreißen ließ, ohne den Daumen zu heben, Beifall rufen! — Solche Weiber können einen Kosciusko und einen Poniatowsky gebähren, denn sie verdienen von Helden geliebt zu werden! —

Wie hat der wenige Jahre nachher sich erhebende Völkersturm meine holde Masurka zerstoben! Die Tänzer schlummern jetzt still in den Feldern von Grochow, Ostrolenka und von Warschau, die Tänzerinen sind fast alle in Gram und Elend verblichen! Eine einzige lebt von ihnen, so viel mir bekannt ist, verbannt mit ihren Kindern auf fremdem Boden; die zarten, feinen Hände erwerben jetzt mühsam den Unterhalt für sich und die Ihrigen! —

Als der Tanz geendigt war, setzte man sich zur Tafel, der niedliche Schuh der Frau vom Hause wurde mit Ungarwein gefüllt, und man trank auf Pohlens Wohl, dann auf jenes der Damen, dann auf Kosciusko, Poniatowsky, Malachowsky's Andenken, kurz man trank so oft und viel, daß ich es für die höchste Zeit ansah, mich zu empfehlen. Mein Schlitten stund parat vor der Thür, man begleitete mich freundlich bis an die Schwelle, und bald flog der Schlitten, von dem wohlgefütterten und erholten Schimmel mit Windesschnelle fortgeschleppt, beim Hofe hinaus. Der Sturm tobte fort, der Schnee kräuselte in dicken Flocken, man sah keine Hand vor sich, und Augen und Nase waren beständig mit Schnee gefüllt. Noch tönten mir die Mazur-Klänge in die Ohren, ich schloß die Augen, ließ die lieblichen Bilder des Tages und Abends an meiner innern Camera obscura vorüber wandeln, und gab Ball und Fest in meiner innern Welt, die äußere vergessend. — In mir flimmerten und glänzten Lampen und Kronleuchter, tönte Musik, — klangen liebliche Stimmen, — in mir

war es warm und wohnlich. — was kümmerte mich außen Nachtſturm und Schnee. — ich zog die Pelzkappe immer mehr über die Ohren und die Fühlhörner meiner Sinne in mich hinein, und ſo mochte ich eine geraume Zeit in dieſem Zuſtande des Halbwachens oder Träumens fortgefahren ſeyn, als Herr Schmekpüdeles plötzlich anhielt. Anfangs wollte ich keine Notiz von ſeinem Beginnen nehmen, denn mein träumeriſcher Zuſtand war mir zu behaglich, als daß ich aus dem Feenpallaſte meiner Phantaſie ſo leicht die Naſe in die kalte Wirklichkeit hätte herausſtrecken mögen. Aber es half nichts. Nach einer Weile kam Schmekpüdeles und eröffnete mir: er glaube, er habe den Weg verfehlt, da der Schnee alles verweht habe, und er würde ſich umſehen, ob er das alte Geleiſe nicht finden könne; einſtweilen händigte er mir die Zügel ein. Da mußte ich nun wohl die Augen aufſperren! Wir waren mitten im Walde, der Schlitten ſteckte in klafterhohem Schnee, der auch dem armen Schimmel bis an den Bauch reichte. Es dauerte lange, bis Schmekpüdeles zurück kam, und während der Zeit glaubte ich, daß meine Hände

an den Zügeln anfrieren müßten. Endlich wadete er durch den Schnee heran, um mir die desparate Kunde mitzutheilen: er wüßte nicht mehr als früher. Nun versuchte ich, wie der Rabe aus der Arche Noah, auf Entdeckungen auszufliegen; ich verließ den Schlitten und suchte, wo ich zwischen den Bäumen eine Fahrgasse zu entdecken glaubte, den Weg. Ich versank bis an die Hüften in den Schnee, aus dem ich mich nur mühsam wieder emporraffte, zerkratzte mir Hände und Gesicht an den Tannenreisern, und verlor am Ende selbst die Spur zum Schlitten zurück! Jetzt war meine Lage wirklich kritisch. In der Entfernung hörte ich zur Consolation die Wölfe ein anmuthiges Konzert heulen. Obzwar ich ermüdet und inwendig von Schweiß durchnäßt war, so pfiff der Sturm mir so eisig um Nase und Ohren, daß ich stets befürchten mußte, einen dieser Theile zu erfrieren. Der Schnee war durch meine Stiefel und meinen Rock eingedrungen und durchnäßte mich bis auf die Haut (mein Pelzmantel war mit dem Gewehre auf dem Schlitten zurückgeblieben). — Ich mochte wohl eine Stunde mich so abgemüht haben,

als ich durch Zufall plötzlich vor dem Kopfe unſeres verlaſſenen Schimmels ſtand. Meine Freude war aber nicht wenig vermindert, als ich Schmekpüdeles daneben ausgeſtreckt liegen ſah. Ich vermeinte, er ſei erfroren; aber die neben ihm liegende leere Rhumflaſche genügte, mir den Zuſammenhang der Sache zu erklären. Obzwar in Pohlen die Iſraeliten, trotz der allgemeinen Trunkſucht, ſich dieſem Laſter ſelten oder nie ergeben, ſo hatte der arme Schmekpüdeles in dieſem Augenblicke eine Ausnahme gemacht, in der Abſicht, ſich durch Branntwein die Kälte zu paralyſiren. Dieſes Getränkes ungewohnt, war gar bald Erſchlaffung und Betäubung eingetreten, bei dieſen Umſtänden eine lebensgefährliche Situation, aus welcher ich ihn coûte qui coûte reißen mußte. Auf mein Anrufen antwortete er mir nur durch unverſtändliches Lallen; ein Waſſer hatte ich nicht, um ihn damit zu beſprengen. Ich rieb ihm Geſicht und Schläfe mit Schnee, und brachte ihn endlich mühſam etwas zu ſich, ſetzte ihn auf den Schlitten, und fuhr auf Gerathewohl in der Richtung zurück, in welcher ich glaubte, gekommen zu ſeyn.

Es gelang mir aber durchaus nicht, mich zu orientiren, im Gegentheile, am Ende konnte ich mich gar nicht mehr auf irgend eine bestimmte Direktion besinnen. Das Wolfsgeheul schien mir immer näher zu kommen, und alles trug bei, diese Lage wirklich zu einer ganz desparaten zu machen. Eine andere Besorgniß war, daß der Schimmel durch sein Wiehern uns verrathen und unsere gefährlichen Feinde, Wölfe oder Kosaken, herbeiführen könnte. Etwa zwei Stunden mochte ich im Walde herumgeirrt seyn, das Pferd an der Hand führend und den nach immer benebelten, halb erfrornen Schmeckpädeles durch wiederholte Schneefriktionen wach erhaltend, als das bis dahin anhaltende Schneegestöber aufhörte, die Wolken sich zertheilten, der Mond in seinem ganzen Glanze hervortrat und die Gegend beleuchtete. Ich hatte gehofft, nach meiner Berechnung längst am Ufer des Bug zu seyn und die Kosaken-Linie durchpassirt zu haben, beschloß aber doch, mich etwas vorzuschleichen, um den nächsten Weg zu suchen. Ich war aber kaum ein paar hundert Schritte fortgekrochen, als ich Stimmen und Pferdegewieher hörte.

Dem Geräuſche mich nähernd, gelangte ich auf einen offenen Platz, wo der Wald gelichtet war. Mit nicht geringem Schrecken entdeckte ich eine doppelte Koſakenvedette und ein Piket von einigen Mann, deren Pferde an den nächſten Bäumen angebunden waren, die Leute aber an einem verglimmenden Feuer ſaßen. Die Poſten hatten den Rücken gegen mich gekehrt, woraus mir die traurige Gewißheit erwuchs, noch innerhalb der ruſſiſchen Gränzlinie mich zu befinden. Der Mond beleuchtete hell die ganze Szene. Ich eilte nun, ſo ſchnell ich es in dem tiefen Schnee vermochte, zu dem Schlitten zurück. Der Jude war einſtweilen ſo ziemlich nüchtern geworden, und mit der ſeiner Race eigenen Beſonnenheit und inſtinktmäßigen Behutſamkeit hatte er eine Decke zerſchnitten und damit die Hufe des Pferdes eingewickelt, erſtens um es gegen die Kälte zu ſchützen, zweitens um die Spur unkenntlich zu machen. Damit aber das Thier nicht etwa durch unzeitiges Wiehern uns verriethe, beſchloſſen wir, es tiefer in den Wald zu führen, gebrauchten aber die Vorſicht, es an den verkehrten Schlitten zu

spannen, wodurch die Spur das Ansehen hatte, als ob sie von da herkäme, wo sie eigentlich hinging. So zogen wir einige hundert Schritte in den tiefsten Wald hinein, einen verwachsenen Holzweg, der in dieser Richtung führte, benützend, theilweise abweichend und vorsichtig in unsere Fußstapfen tretend, um nicht durch deren größere Zahl die Aufmerksamkeit zu erregen, falls eine Kosakenpatrouille denselben Weg gekommen wäre. Als wir glaubten, tief genug im Walde zu seyn, um von den Kosaken nicht entdeckt zu werden, machten wir Halt, und warfen vorerst dem Pferde das Heu vor, welches im Schlitten lag, um es zu beschäftigen und das Wiehern wo möglich zu beseitigen. Dann versuchten wir, ein kleines Feuer anzumachen, welches uns erst nach vielen fruchtlosen Versuchen, da unsere erfrornen Hände und vor Kälte steifen Glieder jeden Dienst versagten, gelang. Jedoch durften wir nur mäßig dieses Feuer unterhalten, damit Flamme oder Rauch nicht Kunde von unserm Aufenthalte gäbe, und da dessen Wärme nicht hinreichte, uns arme Erfrorne genugsam zu beleben, so

nahm ich von Zeit zu Zeit mit Schmeckpüdeles allerlei gymnaſtiſche Übungen, als Springen, Ringen, Hüpfen ꝛc. vor. In meiner Verzweiflung ließ ich mir von ihm einen Judentanz lehren, den er in Perfektion tanzte; bei jeder andern Gelegenheit aber hätte mich deſſen Poſſirlichkeit wahrſcheinlich weit mehr erheitert. Die Uhr zeigte auf zwei. So lange der Mond ſchien, war keine Hoffnung, den Verſuch wagen zu können, durch die Koſakenlinie zu kommen, und ſomit trat die Beſorgniß ein, wenn uns der Tag in dieſer Situation fand, denſelben in statu quo zubringen zu müſſen; denn um keinen Preis konnte ich mich der Gefahr ausſetzen, mich den Koſaken überliefern zu müſſen. Drei martervolle Stunden brachten wir ſo zu; endlich war der Mond untergegangen und die froſtige Kälte verwandelte ſich in heulende Windesbraut, welche bald dickes Schneegewölk zuſammentrieb und das Schneegeſtöber des vorigen Abends wiederholte ſich in ſeiner ganzen Gewalt. Wir zogen nun zu unſerm Schlitten zurück, den wir ein Stück Weges hinter uns gelaſſen und mit Reiſig bedeckt hatten, der Schimmel wird wieder eingeſpannt und behutſam

bis in die Nähe des Pikets vorgefahren. Im scharfen Trabe fuhr Schmelzpüdeles über die offene Waldlücke, der wachhabende Kosak sah uns zwar bei dem dichten Schneegestöber nicht, mochte aber doch etwas hören, denn es erscholl sein „Postoy!“ (Steht!) — auch trabte er in die Richtung hin, aber etwa funfzig Schritte hinter uns vorbei. Ehe er zurück kam, hörten wir schon das Eis des Flusses unter den Tritten unsers Pferdes knistern, und ein paar hundert Schritte weiter waren wir auf österreichischem Boden in Sicherheit. — Es war acht Uhr, als ich in meiner Station ankam. Die Wollust, welche ich empfand, als ich im Schlafrock am Kamin saß, ist nicht zu beschreiben! Ich war den Wölfen und Kosaken glücklich entkommen, aber wenn auch nicht mit einem blauen Auge, so doch mit zwei rothen Ohren, welche lange die sichtlichen Spuren dieser Nacht, in der ich sie erfroren hatte, an sich trugen.

Schmelzpüdeles wurde reichlich belohnt, beschwor aber dennoch, daß er hinfüro um keinen Preis zwischen Kosaken und Wölfen bivouaquiren wollte.

Später machte ich eine abermalige verbothene Exkursion nach Jassy mit dem Israeliten Kola, selbst

als Jude verkleidet. Diese Fahrt brachte mich mit den Eigenthümlichkeiten dieses merkwürdigen Volkes in vielseitige Berührung, und ist deßwegen von großem Interesse für mich gewesen.

H***'s Kaffeehaus und Pfeifensammlung in Preßburg.

Unter den originellen Gestalten, welche mir in meiner Jugend begegnet sind, erinnere ich mich auch an einen gewissen H***, Kaffeesieder in Preßburg.

Dieser Mann spielte in der Zeit der zwei ersten Jahrzehend unseres Jahrhunderts in der Geschichte der ungarischen Jugend, der jeunesse dorée, keine unbedeutende Rolle, und hätte als die lebendige Chronik der ganzen damaligen jungen Generation angesehen werden können.

Unsere jetzige, nüchterne, berechnende, theeschlürfende, zeitungslesende Jugend kann mit der damaligen, brausenden, sausenden, schäumenden, jungen Welt nicht verglichen werden. Offiziere, Cavaliere, Juraten, Studenten lebten in dem damaligen freien

ungarischen Leben bei dem ungehinderten Aufbrausen ihrer überschäumenden Jugendlust allerhand Spektakel, über welches die jetzige Welt allerdings die Hände über den Kopf zusammenschlagen würde. Mir dünkt zwar zuweilen, als sei die jetzige nicht allein nicht besser als die damalige, nur habe sie weniger Muth und Kraft, wenn auch nicht weniger Lust und Neigung zur Sünde, dagegen eine tüchtige Dosis Heuchelei, Tücke und Egoismus mehr. Die damaligen Excesse beging man im Rausch und öffentlich, jetzt sündigt man nüchtern und im Stillen.

H***'s Kaffeehaus lag am Platze dem jetzigen grünen Baum gegenüber. Es war der Sammelplatz der Kavaliere, Offiziere, und während der Landtage auch der Juraten und vieler Abgeordneten. Während der Kriegsjahre 1809—13—14 wurde auch viel dort gespielt. H*** war der Helfer in der Noth, wenn das Geld ausging. Der Vertraute und Rathgeber mancher Jünglinge, welche später als große Herren, Generäle, Staatsbeamte oder Familienväter den eigenen Herrn Söhnen und Untergebenen nicht gerne die kleinen Verirrungen und Verlegenheiten eingestanden hätten, um die H*** wußte, und somit um Nach-

sicht für die letzteren einsprach. Durch zwanzig Jahre war H*** der Jugendfreund zweier Generationen. Er war das Bild des ächten Preßburger Bürgers. Eine gedrungene, robuste Gestalt, ächten, magyarischen Schnurbart in dem gutmüthigen, lebensfrohen Gesichte, treuherzigen Ausdruck, hinter dem der geübte Physiognomist aber bald den Schalk erkannte der mit seiner treuherzigen Ironie gewiß am Ende weit eher zehn noch so pfiffige Berliner gefoppt hätte, als selbst aufgesessen wäre. Mochte er sein Geld auf noch so hohe Zinsen ausleihen, oder ein noch so vortheilhaftes Geschäft abschließen, so schien es anfangs immer, als habe er sich geopfert, und man glaubte sich beinahe schuldig, die Gutmüthigkeit des einfachen Mannes mißbraucht zu haben, während am Ende es sich zeigte, daß Freund H*** gewiß nicht dabei zu Schaden gekommen war.

Unter andern besaß H*** eine ganz unzählbare Sammlung aller Meerschaumköpfe. Man muß wissen, welchen Werth man damals auf derlei legte. Nicht allein wie dieselben durch alle Farben-Nuancen und Schattirungen angeraucht, welches Alter sie erreicht hatten, sondern auch welchem Pfeifenschneider,

Künſtler, ſie ihr Daſeyn verdankten, war eine Frage, über welche die erprobten und erfahrenen Liebhaber ſtundenlang kopfſchüttelnd in Nachdenken vertieft blieben! Form, Qualität des Meerſchaums, Alter und Herkommen eines Pfeifenkopfes waren damals nicht eben die geringſte Sorge eines Modejünglings, und wurden auch von bejahrten Liebhabern einer ſtrengen und ſorgfältigen Prüfung unterzogen. Man konnte durch falſche Anzeichen eben ſo gut mit einer theuren Pfeife betrogen werden, wie etwa mit einem Pferde oder mit einem Gemälde, und die Kenner machten ſich die Unerfahrenheit der Dilettanten ebenſo bei derlei Handel zu nutze, wie bei jenen Gegenſtänden. Es gehörte ſo viel Übung und Erfahrung dazu, um einen ächten Nagy oder Deak (ſie hießen berühmte Pfeifenſchneider) zu erkennen, als einen ächten Vandyck, Teniers oder Wouvermanns von einem falſchen zu unterſcheiden, oder nicht etwa einen nachgemachten, eingeſottenen Kopf für einen wirklich alterthümlichen, angerauchten anzuſehen. Auch kam es darauf an, ob die Form eine Debreeziner, Kalamas, Betyar, Brückenkopf oder ſonſtige Form darſtelle. Da der Preis dieſer Pfeifen eine Liebhaberei war,

und zuweilen auf mehrere hundert Gulden stieg und variirte, so kann man denken, daß die wahren und erfahrenen Kenner sich nicht wenig auf ihre Sachkenntniß einbildeten, und als Rathgeber und Unterhändler bei allen Geschäften dieser Art eine Rolle spielten.

H*** hatte als solcher eine bewährte Autorität erlangt, und sich eine Sammlung mehrerer hundert alter, geräuchter Meerschaumköpfe von allen Formen, Größen und Abstammungen angelegt, welche kein Liebhaber, der Preßburg besuchte, unbesehen ließ.

Die zwei Lettern J. H., in das Silberbeschläg der Pfeife eingravirt, bezeichneten dieselbe als ein anerkanntes Bestandtheil der Sammlung und gaben ihr damit einen zehnfachen Werth. Merkwürdig war es aber, wie der Besitzer es verstand, seine Waare an Mann zu bringen. Er besaß in diesem Geschäfte eine seltene Menschenkenntniß. Gesetzt, ein junger Husarenoffizier betrachtete sehnsüchtig einen großen gebrauchten Tebreczíner Kopf; schüchtern um den Preis fragend, erwiderte er: „Lieber Herr Graf, der paßt nicht für Sie, — das ist so ein Kopf für einen alten Obersten oder Stabsoffizier, der froh ist,

eine Stunde voll daran zu rauchen, weil er ohnehin keine andere Unterhaltung hat. Das können Sie nicht. Angenommen, Sie hätten ihn angezunden, — da kommt die hübſche Comteſſe X. vorbei, — ſie wollen ihr nach, ein paar Worte ſprechen, — müſſen die Pfeife ausgehen laſſen, und ſiehe da, — ſie kriegt einen Bart und iſt verdorben. — Sie reiten ein feuriges Geſtüttpferd, kaum eine Viertelſtunde Schritt, — können wieder den Debrecziner nicht zu Ende rauchen! — Da paßt Ihnen hier dieſer kleine Betyarkopf mit dem niedlichen Silberbeſchlage viel beſſer; das iſt ſo ein rechtes Pußtakind, — Angyel Bandy oder Szöd Martzy *) würden ſie bis unter den Galgen zwiſchen den Zähnen behalten haben! — Das iſt eine Pfeife für einen ſolchen ächten ungariſchen Urfi **), — und wegen der paar Dukaten auf oder ab werden wir nicht ſtreiten, — und am Ende gebe ich Ihnen den alten Debrecziner gegen eine wohlſtyliſirte Quittung auch auf, den zahlen Sie mir, wenn Sie als podagraiſcher Obriſt mit dem Thereſienkreuz ſich daraus Ihre

*) Berühmte Szegeny begeny's jener Zeit.

**) Urfi, — junger Herr — Stuzer.

Erinnerungen zur Zerſtreuung herausdampfen." — und richtig, in Kurzem wandelte der junge Lieutenant ſeelenvergnügt mit den alten Meerſchaumköpfen weiter, während H*** eine wohlſtyliſirte Anweiſung auf einige Goldfüchſe in die Taſche ſchob, welche der Herr Lieutenant oder ſein Herr Papa über kurz oder lang, wenn auch etwas ſpät, in blankes Gold verwandelte.

Oder ein reicher Grundbeſitzer aus der untern Gegend feilſchte eine ſchöne Pfeife an. „Die iſt zu theuer," meinte H***. — „Mir iſt nichts zu theuer," murrte beleidigt der Mann, der eben einige hundert Stück Rind- oder Borſtenvieh verhandelt und den Erlös einkaſſirt hatte, und zahlte baar. — Oder pries H*** einem eben geadelten Kaufmann eine Pfeife an, ſo war es gewiß eine mit einem uralten Wappen. — Kam der Jurat oder Student, der eben vom Hauſe ſeine Zulage erhalten hatte, oder war eben im Landhauſe eine recht fulminante Oppoſitionsrede gehalten worden, ſo hieß jeder alte, braune Thonkopf ein ächter „Rakoczy" und ſtieg im Verhältniſſe der gerade en vogue ſtehenden patriotiſchen Anſchwellung verhältnißmäßig im Preiſe.

H***, — sein Kaffeehaus, — Juraten, — Pfeifenköpfe ꝛc. gehören bereits der Mythologie an. Zigarren glühen allein noch zwischen den bärtigen oder unbärtigen Lippen der ungarischen Jugend. Am Ende läuft alles auf dasselbe hinaus. Auf die Glut folgt die Asche! —

Wenn ich in Preßburg über die Promenade gehe, so erinnere ich mich oft an das, was gewesen, und da fällt mir oft auch jene fröhliche, bewegte, bunte Zeit, — mit ihrem lebhaften Treiben, und dabei der alte H*** ein, von dem Allen mir nichts mehr bleibt, als eben die Erinnerung!

Bayerische Staatsbibliothek München

Ante-diluvianische

FIDIBUS-SCHNITZEL

von

1842 BIS 1847.

6TES FASCIKEL.

Als Manuskript für Freunde

1850.

Aus dem

Tagebuche

über die Ereigniſſe in Galizien,

1846.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Geſtern auf der Redoute wandelte ich einſam unter den bereits ſich verlierenden Masken umher. An einer der Eingangsthüren zwiſchen den beiden Sälen ſtand ein weiblicher Domino ebenfalls allein. Ich näherte mich ihm aus langer Weile und frug die Maske, was ſie denn ſo verlaſſen da mache. Je ne comprends pas ta langue et je ne la parle pas. — Ich wiederholte meine Frage auf franzöſiſch. — j'attends, et toi que fais-tu? — je m'ennuie. — C'est que, depuis tu as quitté l'Espagne, tu es désoeuvré et tu te sens inactif. — C'est possible. — Tu ne t'ennuieras pas long-temps, car on te donnera de l'occupation. — Helas, j'ai rapporté d'Espagne des souvenirs trop imbus de la couleur du sang, pour désirer en recueillir de semblables! — Eh bien, tu n'es pas à bout de tes experiences, et bientôt on marchera dans le sang jusqu' à la cheville. — Ma foi, s'il le

24. Febr. 1846.

faut, cela ne me fera pas précisement venir le frisson! — Mais ce sera celui des tiens, fuhr die Maske mit glühenden Blick des Haſſes, der durch die Maske durchguckte, fort, — et je te plains; les opprimés se vengeront, mais c'est triste que mêmes les innocents souffriront avec les autres! En peu de temps tu sera bien étonné de ce que tu entendras. Tiens-toi tranquille, reste chez toi et laisse passer la justice de Dieu et la vengeance des nations! adieu! Anfangs beachtete ich dieſe ſonderbare Converſation nicht, den nächſten Morgen aber fiel ſie mir mehr auf.

Mehrere Sonntage gehe ich bereits um eine gewiſſe Stunde in die kleine St. R. Kirche, es war mir auffallend, ſtets eine große Menge, beſonders aus jungen Männern beſtehend, dort zu finden, und größtentheils, faſt lediglich, polniſch ſprechen zu hören, und dabei bemerkte ich deutlich, daß ich der Gegenſtand allgemeiner, nichts weniger als freundlicher Aufmerkſamkeit wurde. Von allen Seiten verfolgten mich neugierige, beobachtende, ziemlich feindſelige Blicke. Beim Hinausgehen bildeten ſich Gruppen, die

polnisch verkehrten und ganz unverholen die Meinung ausdrückten, ich sei etwa ein „Spitzel“ (Vertrauter der Polizei), so ziemlich äquivalent mit dem Ehrennamen eines Sbirren! Ich konnte nicht begreifen, wie ich, der ich die Kirche in ganz harmloser Absicht besuchte, zu diesem Verdachte kam. Später habe ich erfahren, daß diese Kirche seit mehreren Wochen der Sammelplatz der polnischen Malkontenten gewesen sein soll, die allerdings in dem unbekannten, fremden, oftmaligen Besucher der kleinen, ziemlich ignorirten Kirche einen unberufenen Lauscher und Späher zu begegnen vermeinten.

Wer sich der Ruhe, des harmlosen Stilllebens oder der brausenden Vergnügungssucht, welche in den vierziger Jahren den größten Theil Europa's, insbesondere aber in Wien die Existenzen der Völker und Individuen absorbirten, erinnert, der wird wissen, wie fremdartig nur der leiseste Waffenlaut und Kriegslärm in dieses fröhliche, üppige Schlaraffenleben hineinklingen mußte! Längst waren die Kriegstöne verklungen, welche von Jenseits der Pyrenäen noch zuweilen erinnerten, daß man noch irgendwo mit

Waffen und nicht allein mit Worten ſtreiten könne. Nur vom Kaukaſus oder vom Atlas gelangten zuweilen Erzählungen kriegeriſcher Ereigniſſe zur Kenntniß des Publikums. Man kann ſich alſo in Wien, (wo damals jedermann am Morgen lediglich mit der ſehr wichtigen Angelegenheit beſchäftigt war, wie er den Tag über ſich am beſten amüſiren, und ſeines Lebens am meiſten froh werden könnte, und jeden Abend ſich nur dann mit ruhigem Gewiſſen zu Bette legte, wenn er dieſer Pflicht wirklich nachgekommen war, nur mit der Sorge beſchäftigt, wie man den nächſten Tag noch mehr Genuß und Frohſinn ausbeuten könnte!) — die allgemeine Beſtürzung, das Erſtaunen denken, als es plötzlich hieß: — „Revolution" — „Krieg" — „In Galizien iſt's los!" — „die kaiſerlichen Truppen durch die Inſurgenten aus Krakau vertrieben" — „die Freiſchaaren bereits bis Wieliczka vorgedrungen" — „eine Bluthochzeit in Lemberg" — „eine ſizilianiſche Vesper in das Pohlniſche überſetzt allenthalben zu gewärtigen!" —

Man war ganz befremdet wieder Truppen ausrücken zu ſehen, welche eine ernſtere Beſtimmung als bloß Paradieren und Spaliermachen bei irgend einer

festlichen Gelegenheit haben sollten. Feldflaschen, Feldkessel, Feldadjustirung waren ganz neue, fast vergessene und unbekannte, unerwartete Attribute.

Ein Theil der nach Galizien bestimmten Truppen wurde auf der Nordbahn befördert. Diese damals noch nicht angewendete Art der Transportirung war an und für sich schon ein interessanter Gegenstand für das schaulustige Wiener Publikum.

Die Nachricht, daß General Collin gezwungen worden sei, mit seinen unterstehenden Truppen nach einem lebhaften Straßengefechte Krakau zu verlassen und sich auf das rechte Weichselufer zurückzuziehen, welcher bald die Kunde folgte, daß eine ansehnliche Freischaar aus dem Krakauer-Gebiete bereits in Galizien eingefallen, Wieliczka besetzt habe, und gegen Tarnow vorrücke, vermehrte nicht wenig die Aufregung in dem, bereits seit langer Zeit jeder ähnlichen Bewegung fremden, blos mit seinen Lebensgenüssen und kleinen Tages-Neuigkeiten beschäftigten Wien.

In aller Eile wurde ein Armee-Korps organisirt, welches bestimmt war, sich an der Biala zu sammeln und dem Weitergreifen der Insurrektion die

Spitze zu bieten; zum Kommandanten dieser Truppe wurde mein alter Freund, der F. M. L. Graf Ladislaus Wrbna, ernannt.

Viele junge Offiziere, den ersten Familien des Kaiserreiches angehörend, und gerade in der Hauptstadt anwesend, beeilten sich diese Gelegenheit zu benützen, einen ihrer militärischen Thätigkeit entsprechenden Schauplatz zu suchen. Fürst Rudolph Liechtenstein, der später bei Vicenza im Gefolge des F. M. L. d'Aspre den Heldentod fand, Graf Arthur Batthiany, Graf Edmund Zichy, ein reicher Gutsbesitzer und vermählt, der bereits die Reihen der Armee, in welcher er früher als Rittmeister gedient, verlassen hatte, und für diese Gelegenheit wieder den reichen Civil-Attila gegen den Hußaren-Dolmany umtauschte, meldeten sich zur Dienstleistung bei dem Kommandirenden. —

Auch ich, der ich bereits seit längerer Zeit dem Waffenhandwerk entsagt, Säbel und Pistolen an die Wand gehangen, und in stiller Abgeschiedenheit in meiner Wald-Einsamkeit gelebt hatte, fühlte mich bei meiner Anwesenheit in Wien mächtig durch die Kriegstöne aufgeregt. Wird ja Roß und Hund im

Stalle unruhig, wenn es Jagdhorn und Waidruf hört! Nebstbei trat bei mir der Umstand ein, daß ich meine schönsten und liebsten Jahre als Ordonanz-Offizier und Inhabers-Adjutant bei dem damaligen Gouverneur von Galizien, Sr. k. Hoheit dem Erzherzog Ferdinand von Oesterreich-Este zugebracht und mich der väterlichen Huld und Zuneigung Sr. k. Hoheit vielfach zu erfreuen gehabt hatte. Ich konnte mich mit dem Gedanken nicht vertraut machen, daß dessen Person etwa bedroht sein konnte, während ich hier müßig sitze. Ich beschloß daher coûte qui coûte nach Lemberg zu dringen, und ihm, der in guten Zeiten stets mit nachsichtsvoller Güte wie ein zweiter Vater an mir gehandelt hatte, auch jetzt in bedrängten Verhältnissen meine geringen Dienste und Erfahrungen anzubieten und wenigstens an seiner Schwelle mit meinem alten erprobten Säbel und meinen guten Pistolen Wache zu halten. Ich meldete mich daher bei Sr. Excell. dem Hofkriegsraths-Präsidenten um einen Kourier-Ritt nach Lemberg, und mein Freund, General Zanini, fertigte mich auch bereits den nächsten Morgen ab, mit dem Bedeuten, daß es vielleicht schwierig sein dürfte, falls die Insurrektion sich ver-

breitet hätte, bis Lemberg vorzudringen; es sei auch nicht gewiß, ob der Erzherzog sich noch dort befinde, da man seit zwei Tagen jeder direkten Nachricht entbehre, jedenfalls rieth er mir die größte Vorsicht an. In dieser Beziehung war ich ziemlich unbesorgt, da ich in Galizien alle Communikationen und Landesverhältnisse gut kannte, und im Vertrauen auf meine alte Guerillo-Praxis wohl hoffen durfte, den Erzherzog jedenfalls aufzufinden.

Am 2. März, es war ein kalter, rauher Morgen, bestieg ich den Train, der vom Nordbahnhof abfuhr. Auf demselben Train wurden Abtheilungen des Hoch- und Deutschmeister-Regiments befördert. Es waren dieß damals noch fast sämmtlich ächte Wiener Stadtkinder. Man mußte an diesem braven, lustigen, fidelen Wiener Vollblut wahre Freude haben, und jede trübe Mißstimmung mußte weichen, wenn man sie bei den Klängen des „Posthörndel-Walzer" von Strauß oder Lanner, voll Heiterkeit und mit den originellsten Witzworten die Waggons besteigen sah. Abschiednehmende Zurückbleibende riefen noch ihr Lebewohl, Mützen und Tücher wehten, und

fort brauſete der Zug, der ungewiſſen Zukunft entgegen. *)

Mit demſelben Train fuhr auch der Kommandant F. M. L. Graf Wrbna mit einem Theile ſeines Hauptquartiers. Unſere Geſpräche waren ziemlich einſilbig. Jeder war mehr oder weniger mit ſeinen eigenen Gedanken beſchäftigt, und fühlte ſich nicht berufen, denſelben, welche größtentheils in Beſorgniſſen beſtanden, Worte zu geben.

Bis Weißkirchen fuhr ich in der Begleitung der übrigen Herren. — Von da nahm ich die Poſt und erreichte bald Teſchen. Dort begab ich mich zu dem F. M. L. Baron Gorczkowsky, den ich in größter Rührigkeit fand. Der erfahrne, umſichtige und thätige Soldat hatte bereits alle Anſtalten getroffen, um die Zuſammenziehung eines größeren

*) Ein alter Arbeiter rief ſeinem Sohne, auch einen der „Edelknaben", ſo nennen ſich die Deutſchmeiſter-Soldaten, zu: „Schau Franzel, daß d' in Pohlen die Medali oder eine Borten mehr kriegſt." — „Wär' ſchon recht, wenn mir das auch nur ſo g'wiß wär, als die Läuſe, die wir heimbringen werden!" —

Truppenkörpers in diesen Gegenden vorzubereiten und zu ermöglichen. *)

*) Mit derselben Energie und Thatkraft benahm sich F. M. L. Gorczkowsky später im Jahre 1848 als Festungskommandant in Mantua

Nur in Eile während des Umſpannens. — Dieſen Morgen habe ich Teſchen verlaſſen und meinen Weg allein fortgeſetzt. In Biala eine Anzahl Gefangener, meiſtens junge Geiſtliche, begegnet. Mir dünkt bis jetzt, daß man die Dinge hier von Wien aus durch ein Fernglas, nämlich vergrößert angeſehen hat. Das Landvolk ſoll hier durchaus kaiſerlich geſinnt ſein. Die Inſurgenten ſchwach und entmuthigt, nach dem blutigen Gefechte bei Gdow, wo die Kaiſer-Chevauxlegers und die kaiſerlich geſinnten Bauern kein Quartier gaben, über die Weichſel zurückgedrängt. Gott gebe, daß die Sache ohne unnützen Blutverluſt ſich beendige. Ich freue mich auf meinen guten Erzherzog. Dieſen Abend noch hoffe ich Wadowice, morgen früh Tarnow zu erreichen. Gott wird mich ſchützen, ich thue meine Schuldigkeit. —

Poſtſtation Lenty 3 März

Bochnia 4. März. Hier angelangt und meinen lieben, alten Bekannten, den Oberſtlieutenant v. Benedek, gegenwärtig Generalkommando-Adjutant in Lemberg, begegnet. Dem umſichtigen, entſchiedenen, ſelbſtſtändigen Einwirken dieſes thatkräftigen jungen Stabsoffiziers iſt die Abwendung einer Gefahr zu verdanken, deren Tragweite gar nicht abzuſehen iſt. Benedek ſammelte eine Handvoll Leute, (vier Kompagnien, ein und eine halbe Eskadron, durch einige Haufen kaiſerlich geſinnten Landvolks verſtärkt), und rückte den bereits von Wieliczka gegen Tarnow vorrückenden Freiſchaaren entgegen, begegnete denſelben vor Gdow, halbwegs zwiſchen Wieliczka und Krakau, griff ſie entſchloſſen an, ſprengte ſie glücklich auseinander, und vernichtete ſie zum Theil, der Reſt floh gegen die Weichſel zurück. Durch dieſe raſche entſchloſſene That wurde der Kern der Inſurrektion geſprengt, und die nachtheilige Wirkung, welche der Rückzug der Brigade Collin von Pod-

gorcze hätte mit sich bringen können, aufgehoben. Die theilweisen Bewegungen der Aufständischen in Galizien selbst entbehrten fortan eines Mittelpunktes. Benedek theilt nur in Kürze den Verlauf seiner Expedition mit, welche im Wesentlichen folgenden Inhalts war:

Benedek, von Lemberg mit ausgedehnten Vollmachten nach Westgalizien gesendet, erfuhr in Tarnow, daß General Collin gegen Wadowice retirirt sei, und die Garnison von Bochnia sich schon zum Rückzuge bereite.

Eilend nach dem letztern Orte gehend, fand Benedek auf dem Wege dahin schon viele flüchtige Frauen und Beamte, und in Bochnia selbst die Behörden eben mit dem Beschlusse beschäftigt, schleunig mit allen ärarischen Geldern und Gütern, so wie der eigenen Habe nach Tarnow zu flüchten.

Die Bochniaer Garnison, beiläufig sechshundert Mann von Nugent-Infanterie und sechs Züge von Kaiser-Cheveauxlegers, war kaum zur Bewachung der dortigen vielen Arrestanten und der ausgedehnten Piquettstellungen hinreichend, nur mit wenig Munition versehen und schlecht beschuht. Auf die Berg-

leute und einen großen Theil der Einwohner war wegen ihrer schlechten Gesinnungen nicht nur nicht zu rechnen, sondern durch sie die Verschlimmerung der Situation und die üblen Folgen der Räumung Bochnia's gar nicht abzusehen.

Sich stützend auf die höhere Ermächtigung übernahm Benedek sogleich das absolute Militär-Kommando und beschloß, ungesäumt eine Offensiv-Bewegung aus Bochnia gegen die Insurgenten auszuführen.

Auf die Einladung Benedeks an Herrn Generalmajor Collin, sich mit ihm an dem beabsichtigten Angriffe auf Wieliczka zu betheiligen, erhielt er von demselben die Antwort, daß er mit seinen entkräfteten Truppen nicht vorrücken könne.

Etwas verstärkt durch in der Nähe einberufene Urlauber, die mit den Gewehren der kranken Mannschaft versehen wurden, und mit Rücksicht auf die zu hoffende Einstellung der Bauern, die nach den von den politischen Behörden erlassenen Aufrufen an die nächsten Gemeinden, um an der Vertreibung der Insurgenten Theil zu nehmen, wobei jedem Theilnehmer ein Zentner Salz und für jeden lebend und gesund

eingebrachten Insurgenten fünf Gulden als Belohnung zugesagt wurden, zu erwarten waren, rückte Benedek nach Zurücklassung von drei Kompagnien Infanterie und einem Zug Kavallerie zur Bewachung der vielen Arrestanten, mit dreihundert siebenundzwanzig Mann Infanterie und einhundert fünfundfünfzig Pferden, nachdem er noch zehntausend Patronen von Tarnow erhalten hatte, von Bochnia gegen Wieliczka aus.

Kleine Kavallerie-Abtheilungen wurden auf vier verschiedenen Wegen vorausgesendet, um die in Folge der Aufrufe sich sammelnden Bauern mit Sensen, Dreschflegeln und eisernen Mistgabeln sukzessive gegen Wieliczka vorzupoussiren und zu leiten.

Benedek hatte vorausgesetzt, daß er die Insurgenten noch in Wieliczka treffen werde, und in diesem Sinne seine Anordnungen bezüglich der bewaffneten Bauern getroffen, erhielt aber durch eine Ordonanz die Nachricht, daß die Insurgenten schon gegen Gdow vorgerückt und auf zwei Wegen mit den Bauern zusammengetroffen sind, welche durch das Feuer der Insurgenten geschreckt, trotz der Aufforderung und dem muthigen Beispiele der führenden Chevaux-

legers fortwährend retirirten, während die Mehrzahl der Insurgenten sich in Gdow festsetzte.

Das ursprüngliche Vorhaben, gerade auf Wieliczka vorzurücken, ändernd, gelangte Benedek mit seiner Truppe und den auf dem Wege gesammelten drei bis vierhundert Bauern, wovon etwa sechzig beritten waren, bis auf eine halbe Meile vor Gdow, wo ihm mehrere Meldungen von bereits stattgehabten Scharmützeln zukamen, und erfuhr, daß allem Anscheine nach die Insurgenten, beiläufig fünf bis sechshundert an der Zahl, Gdow hartnäckig vertheidigen würden.

Auf dem erweichten Boden nur langsam vorrückend, wurden einige tausend Schritte vor Gdow ein Zug Infanterie mit einigen Chevauxlegers und sämmtlichen Bauern gegen die Rückzugslinie des Feindes in seiner linken Flanke detachirt und die vorwärts plänkelnden Kavalleristen angewiesen, sich ebenfalls nach und nach dorthin zu ziehen. Mittlerweile bis auf vierhundert Schritte vor Gdow angelangt, wurde eine Kompagnie in Tirailleurs aufgelöst und dieselben kamen bis nahe an die den Ort umgebenden Zäune. Sobald die erwähnte erste Abtheilung gegen des Feindes Rück-

zugslinie weit genug vorgerückt war, ließ Benedek angreifen, und bald ſah man rückwärts des Dorfes einige Inſurgenten-Reiter zurückjagen, die jedoch von den Infanteriſten herabgeſchoſſen oder von den Cheveauxlegers herabgehauen wurden. Dieß war aber auch für die Bauern das Zeichen zum Morden, dem auch während der ganzen Affaire kein Einhalt getham werden konnte, und es nur mit Mühe gelang einige zwanzig Gefangene, die ſich flüchtend vor den Bauern in die Reihen der Infanterie eingedrängt hatten, unverletzt zu erhalten. Inzwiſchen hatte auch das Fußvolk der Inſurgenten die Flucht ergriffen und es wurde in den Ort eingedrungen, nur aus einigen Häuſern erhielt ſich noch ein lebhaftes Feuer, dieſe wurden geſtürmt, und hinterher von den nacheilenden Bauern Alles erſchlagen.

Ein bei einem vorangegangenen Scharmützel, nach Tödtung ſeines Pferdes, von den Inſurgenten gefangen genommener Cheveauxlegers ſtreckte aus einem Hauſe, aus welchem heraus und hinein gefeuert wurde, ſeinen Helm zum Fenſter hinaus, — die Inſurgenten wollten ihn kurz vorher darin er-

hängen, weil er ihnen nicht genügend Auskunft gab, — und seine Kriegskameraden erschienen ihm eben noch zur rechten Zeit als rettende Engel, hätten ihn aber bald selbst erschossen, so groß war der Tumult und die Wuth der stürmenden Mannschaft von Nagent.

Der ganze Kampf hatte höchstens dreiviertel Stunden gedauert und das Resultat war einhundert vierundfünfzig todte und neunundfünfzig gefangene Insurgenten, von welch' letzteren die meisten verwundet waren, zwei Fahnen, zwei Trommeln, eine Menge Waffen und einige recht schöne Beutepferde.

Die Bauern, die doch nichts weiter halfen, als die Gefangenen zu erschlagen und zu plündern, verliefen sich nach und nach mit ihrer Beute, und die Truppe rückte wohlgeordnet gegen Wieliczka.

Während dieses Vorgehens hatten die auf den zwei anderen Wegen ausgesendeten Kavallerie-Abtheilungen mit vielen Bauern schon Wieliczka erreicht, und bereits mit 60 bis 80 berittenen Insurgenten ein Scharmützel bestanden, als die von Gdow herannahenden Truppen bei Wieliczka aufmarschirten, wo sie auch in schönster Ordnung einrückten, und von der Musik der

Bergleute empfangen wurden, welche Benedek jedoch gleich in den ersten besten Stall einsperren ließ, weil sie vor zwei Tagen den Insurgenten jubelnd entgegen gezogen waren

Nachdem den meineidigen Salinen- und Magistrats-Beamten, welche den eingerückten Insurgenten ohneweiters gehuldigt hatten, die wohlverdiente Rüge zu Theil geworden, die Verpflegung der Truppen besorgt, und die Stadtbeleuchtung angeordnet war, überließen sich die Truppen unter Anwendung der nöthigen Vorsichtsmaßregeln der Ruhe. Plötzlich fielen Schüsse aus einem Hause auf die lagernde Truppe, dasselbe wurde sogleich gestürmt und vier Insurgenten erschossen.

Dieser Vorfall steigerte die Aufregung der anwesenden Bauern in einem hohen Grade, und es galt nun die Stadt vor Plünderung zu schützen. Dies war nur durch Auszahlung von einem Zwanziger für jeden Bauer und durch Erfolgung der Anweisung auf das versprochene Salz mit vieler Mühe zu erreichen, wiewohl die meineidige Stadt es vollkommen verdient hätte, ein paar Stunden geplündert zu werden.

Die hiernach beabsichtigte Expedition nach Podgorze, zu welchem Zwecke eine Meldung an den Herrn Generalen Collin abging, die derselbe aber nicht erhalten haben soll, wurde wegen des hiernach verfehlten Zusammentreffens nicht zu Stande gebracht, und Podgorze später durch die Truppen des genannten Herrn Generalen besetzt.

Ich bin glücklich, trotz Insurgenten und allerhand Gesindel, bis jetzt durchgekommen, und hoffe diesen Abend den Erzherzog anzutreffen. Přeworsky (bei Jaroslau) 5. März.

Als alter Guerillero bin ich wohlbehalten durchgewischt und nach Podgorze gekommen, wo ich die Besetzung der Stadt Krakau durch die Russen in Verbindung mit unseren Truppen erfuhr. Ich eilte noch die Nacht weiter, wobei mir aber, da ich längs der Weichsel fortfahren mußte, nicht ganz wohl zu Muthe war, da die Insurgenten in der Gegend herumstreifen, obzwar die Tarnower Bauern allenthalben aufstehen und die Insurgenten und verschworenen Edelleute niedermetzeln. In Tarnow sah ich über hundert solcher, größtentheils mit Dreschflegeln halberschlagener Arrestanten. Es war ein schauderhafter Anblick.

Es ist recht kalt. Ich bin in der Eile nicht ganz gut equipirt und friere gewaltig. Die zer-

ſtreuten Inſurgenten ſollen hier Räuberbanden bilden, weshalb auch das treugebliebene Landvolk aufgebothen ward. In einigen Tagen werden wir mehr wiſſen. Ich halte die Sache durch die Dreſchflegeln der Bauern in tenso stricto für niedergeſchlagen.

Den Erzherzog habe ich vorgestern Abends, zwei Posten vor Lemberg begegnet, und mich ihm angeschlossen. Er geht nach Tarnow und von da in die Nähe von Krakau, wo nunmehr Alles beendigt zu sein scheint. Ich hoffe bald wieder nach Hause zu kommen. — Habe hier des Jammers genug gesehen! —

Rzeszow 7. März.

Tarnow 8. März. Geſchwind ein paar Worte. Man hat kaum Zeit ſich zu waſchen. Geſtern verließ ich in Begleitung des Erzherzogs Rzeszow. Wenn man denkt, daß Alle, die ich hier ſehe, maſſakrirt werden ſollten, (hauptſächlich auf einem Balle), und jedem, während ſie beim Tanzen die Waffen abgelegt haben würden, ſchon ſeine Mörder im Vorhinein, — nach Maßgabe der phyſiſchen Kräfte des Opfers, zwei oder drei — beſtimmt waren, ſo wird einem wirklich angſt und bange. Heute kamen zahlloſe Frauen und flehten beim Erzherzog um Schonung für ihre gravirten Gatten und Söhne. Heute fährt der Erzherzog noch nach Bochnia. —

Der Erzherzog iſt geſtern von Tarnow nach Bochnia. Hier fanden wir den Vicepräſidenten Gr. Lazansky, der von Sandec kam, wo ſich Alles auch nach und nach zu beruhigen ſcheint. Truppen und Landvolk ſind vom beſten Geiſte beſeelt. Bochnia 9. März.

Man muß dieſe Wägen mit Erſchlagenen, man muß die mit Hirn und Knochenmark beſpritzten Dreſchflegeln und Knitteln geſehen haben, um ſich mit dem Gedanken zu tröſten, hoffentlich bald wieder mit grünen Hut und heitern Sinn im Gebürg wandeln zu können.

Boh-
zig
10.
März.

Gestern Nachmittag begleitete ich Graf Lazansky, der sich als Vicepräsident hier durch Thätigkeit, Milde und — man kann füglich diesen Ausdruck gebrauchen — Unerschrockenheit sehr verdient gemacht hat, in das Spital und die Arreste, die leider vollgestopft sind. — Man kann sich das Lamento darin, und das Geheul der Weiber und Angehörigen heraußen denken. Es muß eine entsetzliche Sache sein, in einem derlei finstern Käfig in der Ungewißheit über sein ferneres Schicksal seine Zeit ohne Tageslicht von Außen und ohne Trost von Innen zu vertrauern! Es war mir eine wohlthuende Empfindung, als Lazansky die sich als schuldlos oder unverdächtig Ausweisenden mit milden Worten entließ. Unter ihnen auch ein alter, schwacher, siebzigjähriger Greis, dessen weiße Haare mit Blut gefärbt waren, so hatten ihn die wüthenden Bauern zerschlagen. Er war vor Angst und Blutverlust ganz abgestumpft und konnte die Nach-

richt gar nicht faſſen, daß er entlaſſen ſei; als er es endlich begriff, taumelte er zum Thore hinaus, ſetzte ſich aber auf den Stufen nieder und fing an zu weinen! Mit Mühe brachte man ihn weiter, er winſelte immer: „Chlapi, chlapi!“ (die Bauern).

Am heldenmüthigſten verdient ein Lieutenant Berndt von Kaiſer-Chevauxlegers benannt zu werden, der, in ſeinem Quartier überfallen, eigenhändig mit Säbel und Piſtolen ſieben Inſurgenten erlegte, — ſich auf ſein Pferd ſchwang, und — trotz einer Schußwunde im Unterleib, noch drei Meilen ritt, ſich mehreremale mit dem Säbel gegen ſeine ihn einholenden Verfolger vertheidigte, durch zwei inſurgirte Dörfer im vollen Roſſeslaufe durchſchlug, am Ende noch über einen vorgezogenen Schlagbaum wegſetzte, und ſo Krakau und unſere ſich zurückziehenden Truppen erreichte. Er liegt zwar noch krank im Spital, aber man hofft auf ſeine baldige Geneſung! —

Bochnia 11. März.

Es iſt kalt und kothig. Dazu habe ich in der Eile nur Uniformſtücke mitgenommen, die mehr auf einen Ball als in dieſes Wolfsklima paſſen. Aber man gewöhnt ſich an Alles. Wir wohnen Alle hier in einem Wirthshauſe beiſammen, ſo daß man auf dem nämlichen Tiſch ſich wäſcht, ißt, ſchreibt und ſpielt. Es iſt ein würdiges Gegenſtück zu meinen ſpaniſchen Erinnerungen, und man kann eine derlei Exiſtenz, wie das Damenbrettſpiel, „ſpaniſch — pohlniſch“ nennen. —

Geſtern brachte man wieder eine Menge Gefangene, unter andern die fünf Bombardiers, die von Wien deſertirt waren, in die hieſigen Arreſte! —

Seit gestern hier. Vorgestern verließ ich in Begleitung Lazansky's Bochnia und übernachtete in Podgorze, wo ich noch in meinem Zimmer an den zerschlagenen Fenstern und Kugelspuren die Merkmale des hier stattgehabten Gefechtes wahrnehmen konnte. Krakau 14. März.

Hier in General Graf Wrbna's Hauptquartier geht es lustig und lebendig her, obzwar der böhmische Löwe seine Schaar in strenger Zucht hält. Die Herren Volontärs haben strengen Dienst bei Tag und Nacht. Sie dürfen Abends weder in das Theater noch sonst wohin, und zwei von ihnen müssen mit umgespannten Säbel die Nacht im Vorzimmer zubringen.

Krakau 14. März. Erinnert mich in der Physiognomie an Prag. — Zwei Leichen erschlagener Königsschwestern, — nur daß die letztere schon einbalsamirt und die Todeswunde vernarbt ist, während bei der ersteren noch die klaffenden Mordstöße bluten! — Kosciusko, — Poniatowsky! ihr Polenhelden! — ihr hättet nicht den Polenſäbel, den ehrenwerthen, gegen Gift und Dolch vertauscht, die ein Lelewel und Konsorten euren Nachkommen in die Hände drückten, nunmehr uns zwingen den „Bruder Kosak" als Helfer in der Noth anzurufen. — Meines Bleibens hier wird wohl nicht lange mehr seyn. Ich sehne mich lebhaft von hier fort.

„Einen Feind mir, der noch ficht, —
Doch — zum Häſcher taug' ich nicht!"

Auch ich verlasse heute Abend diese Stadt, die mich so wehmüthig und trübe gestimmt hat, daß ich den Augenblick nicht erwarten kann, wieder hinauszukommen. Es ist mir à peu près zu Muthe wie in Venedig. Die ganze Stadt scheint mir ein großes Heldengrab, und wir sind die Würmer, welche die Königsleiche zernagen. Krakau 15. März.

Ich war heute in der Kirche. Fast alle vornehmen und den höhern Gesellschaftsklassen angehörigen Frauen tragen die Trauer, das gibt der ganzen Stadt einen höchst düsteren Charakter. *)

*) Die pohlnische National-Trauer unterscheidet sich dadurch von der gewöhnlichen, daß bei Männern und Frauen die schwarzen Kleider mit weißen Rändern eingefaßt sind, welches den Trauer-Charakter der Bekleidung noch mehr heraushebt.

Beilagen.

Brief eines Reisenden aus und über Galizien.

März 1846.

Wertheſter Freund! Sie verlangen „einfache Wahrheit“ — nichts als „einfache Wahrheit“ — wie Sie ſagen, über die Ereigniße in Galizien, und die Szenen, denen ich auf meiner Reiſe durch dieſes Land als Zeuge beizuwohnen Gelegenheit hatte.

„Wahrheit!“ — und wiſſen Sie denn, was Sie damit von mir fordern? — Wiſſen Sie denn nicht, daß gerade an die Wahrheit kein Menſch glaubt, eben weil er überhaupt nicht daran glauben will, und daß insbeſondere in leidenſchaftlichen erregten Verhältniſſen, derjenige, welcher ſie ausſpricht, ſchon eo ipso als Lügner paſſirt.

Wer in einer Kneipe, unter Betrunkenen, die ſich ſtreiten, die Wahrheit predigen will, bekommt

gewöhnlich die meisten Schläge, und wird über die Schwelle hinausgeworfen.

Wer für Völker und Generationen die Wahrheit lehrt, wandelt sicher zur Schädelstätte, auf welcher Pharisäer und Sadducäer ihn an das, erst für die Nachwelt heiligende — Marterholz heften.

Also Wahrheit! — Gut, ich will sie Ihnen über die besagten Ereignisse geben, obzwar ich überzeugt bin, daß eben, weil es die Wahrheit ist, kein Mensch, vielleicht auch Sie selbst nicht, mir dieselbe glauben wird.

Unser gutes, altes, überbildetes, entnervtes Europa kommt mir vor wie ein altes Weib, und niemand läßt sich leichter bethören als alte Weiber und junge Gecken, welche durch Brillen sehen, und nur das zu sehen glauben, was ihrer Eitelkeit, oder ihren vorgefaßten Meinungen entspricht. Man hat im griechischen Freiheitskampfe, im spanischen Bürgerkriege, bei allen Gelegenheiten dieser Art das europäische Publikum mit dem glänzendsten Erfolge mystifizirt, und mancher Zeitungsartikel, manche gefeierte Broschüre, manche a tempo verbreitete Nachricht, welche an der Stirne das Gepräge der

Lüge trug, fand dennoch allgemeinen Glauben, weil sie den jeweiligen Sympathien der Partheien schmeichelte.

Das Publikum mahlt sich in seiner Einbildung die Verhältniße nach dem Geschmacke, welchen es daran finden will. Man dachte sich Griechenland, Spanien, Pohlen mit den Formen Teutschlands, Englands, Frankreichs; und wenn dann die wirklichen Umrisse der Dinge getreu geschildert wurden, stach das Bild dergestalt von dem Erwarteten ab, daß man sich lieber davon abwendete, als sich die unbequeme Abweichung von der einmal aufgefaßten Vorstellung gefallen lassen wollte.

Wäre die Sache nicht an und für sich so tragischer Natur, wahrlich man könnte lächeln, wenn man manche Artikel in französischen und englischen Zeitungen liest; jeder taucht, um sich sein Pohlen zu mahlen, den Pinsel in Farben, welche die Ufer der Seine oder Themse ihm biethen. Leider ist nur die zugesetzte Nuance von blutiger Purpurglut richtig, die sich dann wohl überall gleich bleibt. So z. B. behaupten die französischen Blätter, die Reaktion des Landvolkes im Tarnower Kreise sei durch Geld-

versprechungen von Seite der Behörden aufgeregt worden! Das wäre eine reine Verschwendung gewesen, denn bei der Erbitterung der Bauern hätte man leicht den zehnfachen Betrag der als Prämie angeführten Summe (5 fl. C. M.) geben müssen, um die Verdächtigen, wo nicht entkommen zu lassen, ja auch nur lebendig einbringen zu können. Auch wäre es nicht zu erklären, wie man um einige Gulden Prämien die Köpfe von Leuten eingeliefert hätte, welche mehrentheils in der Lage waren, Tausende für ihr Leben zu biethen, wenn hier blos Habsucht vorgewaltet, und nicht andere Hebel im Spiele gewesen wären, welche die Reaktion, und zwar schon seit lange her vorbereitet hatte. — Ich werde später auf diesen Punkt wieder zurückkommen und ihn berichtigen. Lassen Sie mich vor Allem das kurze Species facti des Vorganges mit wenig Worten herstellen. —

Ten, von dem Komité in Paris abgesendeten Emissären war es gelungen, die Elemente polnischer Nationalität, welche durch die milde und gerechte Hand der österreichischen Regierung, besonders in Galizien erhalten worden waren, zu benützen, einen

großen Theil des Adels, welcher stets beinahe ausschließlich das polnische National-Prinzip darstellt, in eine umfassende Konspiration zu verwickeln. Ueber das ganze Land dehnte sich die viel verzweigte Verbindung aus. In Posen und in Galizien hatte sie sich am meisten ausgebreitet und befestigt; — am wenigsten im ehemaligen Königreiche, — leider kein günstiges Resultat der Schonung und Milde, — während Rußlands eiserne und konsequente Strenge desto zweckmäßigere Wirkungen hervorbrachte. — Man stand auf einem, schon seit Jahren unterminirten vulkanischen Boden, und schon nahte die Stunde der Eruption, nämlich eine polnische Vesper, in welcher alle Teutschen und polnischen Abtrünnigen, Soldaten und Beamte niedergemacht, die Fahne der Empörung überall im Lande gleichzeitig erhoben und somit das polnische Reich und dessen Unabhängigkeit proklamirt werden sollte.

In Posen, Krakau und Tarnow, in Lemberg und Rzeszow und an andern Orten sollte der Ausbruch zugleich erfolgen, die verhaßten Unterdrücker mit Schwert, Feuer, Gift und Dolch in einer Nacht niedergemetzelt werden. Die Ereignisse in Posen und

Krakau verwirren die Fäden des großen Planes, doch kömmt er theilweise zur Ausführung. Da ergreift das Landvolk, gewarnt, aber wegen Mangel an disponiblen Militär auf sich selbst reduzirt, Dreschflegel und Mistgabel, beantwortet die Ermunterungen, und endlich die terroristischen Zwangsversuche der Aufwiegler mit Mord und Todtschlag, und die projektirte polnische Vesper verwandelt sich in eine Bartholomäus-Nacht gegen den insurgirten Adel und die Anhänger des Polenthums. In drei Tagen ist im Tarnower, Bochnier, Rzeszower, Wadowicer und Jaszloer Kreise Alles, was dieser Parthei angehört, theils erschlagen, theils gefänglich eingebracht; auch im Sandecer und Sanoker Kreise steht das Landvolk noch mehrere Tage in Waffen und verfolgt die Verdächtigen. In den östlichen Kreisen, wo die Elemente der Bewegung weniger entschieden auftraten, ist auch die Reaktion weniger heftig, wenn auch eben so drohend.

Mittlerweile versuchen die Insurgenten aus Krakau einen Freischaarenzug über die Weichsel, in der Hoffnung, ihre Anhänger zu ermuthigen und an sich zu ziehen; — das von Truppen entblößte Wie-

liczka steht ihnen offen. Theils durch Gewalt, theils durch Ueberredung verstärken sie sich dort mit ein paar hundert Zuzüglern — worunter kein einziger Bauer aus dem Galizischen, sondern lediglich junge Studenten oder Handwerksburschen, — und rücken bis Gdow, auf der Straße nach Bochnia, zwei Meilen von Wieliczka, zwei Posten von Krakau vor. Der Oberstlieutenant und Generalkommando-Adjutant Benedek, welcher vom Landesgouverneur abgesendet worden war, um die militärischen Maßregeln in jenen Gegenden einzuleiten, war inzwischen in Bochnia angelangt. Er zaudert keinen Augenblick, setzt sich an die Spitze einer, aus einigen schwachen Kompagnien Infanterie und fünf Zügen Chevenuxlegers bestehenden Truppenabtheilung, verstärkt sich durch eine Schaar Gränzjäger unter dem Befehl des Grenzkommissärs Janiczewski, und bietet die Bauern der Umgegend auf. In wenigen Stunden stellen sich deren über tausend zu seinem Befehl.

Mit dieser Macht rückt er den Insurgenten entgegen, begegnet sie in Gdow, greift sie unerwartet an, zersprengt sie nach geringem Widerstande, verfolgt die Flüchtigen über Wieliczka bis Podgorze.

wo sich der Rest der Freischaaren über die Weichsel nach Krakau rettet, während mittlerweile die den Nachtrab bildenden Bauernhaufen die zurückbleibenden Insurgenten ohne Gnade niedermetzeln, trotz der Bemühungen der Linientruppen, die Gefangenen zu schonen.

Ein gleichzeitiger Angriff auf Podgorze von Wadowice her, bringt dieses wieder in die Hände der Kaiserlichen. Unmittelbar darauf rücken russische und preußische Truppen in den Freistaat, und in wenigen Tagen erfolgt die unblutige Besetzung von Krakau und somit das Ende der Insurrektion. Alles kehrt in die Ruhe zurück und es erübrigt der Regierung nur noch die, lediglich zu ihren Gunsten sich erhobene Bewegung zu beschwichtigen, die Gemüther zu beruhigen, und nach und nach die Wunden zu heilen, welche diese unglücklichen Ereignisse dem Lande geschlagen haben.

Es steht also das Faktum — daß — trotz der ausgebreiteten, vielverzweigten Verbindung, die ihr Lebensprinzip nur in den Kreisen der Güterbesitzer und ihrer Abhängigen, und eines Theiles der Levitas, (so nennt man in Spanien alle bürgerlich

oder modisch Gekleideten) fand, dieselbe nicht allein im Landvolke durchaus keinen Anklang finden konnte, sondern vielmehr an dessen entschiedenem Widerstande scheiterte, — daß der Dreschflegel des Bauers den schon gezückten Dolch des Verschworenen nebst dem Arme, der ihn führte und dem Kopfe, der ihn leitete, zerschmetterte. — Es steht fest daß von den zahlreichen Bataillonen, welche gegen die Insurgenten zogen, sämmtlich eingeborene Landeskinder der Regimenter Nugent, Hannau, Fürstenwärther, Hohenegg nicht ein gemeiner Mann zum Feinde überging; sondern vielmehr alle Urlauber der besagten Regimenter und der dazu gehörigen Landwehr-Bataillons freiwillig zu ihren Fahnen schaarenweise herbeieilten; es steht fest, daß diese gesammte, früher auf dem Lande zerstreute und sich selbst überlassene Mannschaft allen Verführungskünsten der Verschworenen trotzte, und gerade sie am offenbarsten ihre Anhänglichkeit an das Kaiserhaus und ihre entschiedene Abneigung gegen die sogenannten nationalen Umtriebe an den Tag legte, welche somit ihren eigenen Untergang durch jene Werkzeuge fanden, die sie am allermeisten zu

ihren Zwecken zu benützen hofften, und die Reaktion, welche sie hervorriefen als weit mächtiger erscheinen ließen, als das Prinzip, welches einen Umsturz des Bestehenden beabsichtigte.

Diese Erscheinungen werden jenen, welche Pohlen, Galizien und die österreichische Regierung überhaupt nur aus Journalen kennen, und die Resultate abstrakter Theorien auf die ihnen unbekannten praktischen Verhältnisse und Zustände anwenden wollen, ein Räthsel scheinen.

Wer aber mit letztern vertraut ist und sich nicht durch vorgefaßte Meinungen, oder wenn auch edle und poetische, aber nichts desto weniger irre leitende Sympathien und Antipathien blenden und täuschen läßt, wird den Faden leicht finden, an dem er zur Lösung dieser scheinbaren Widersprüche gelangt.

Wenn man größere Bewegungen der Massen entweder in der Gegenwart zu beobachten Gelegenheit gehabt, oder über deren Natur in der Geschichte nachgedacht hat, wird man wohl selbst ermessen, wie absurd es ist, zu glauben, daß eine so allgemeine, mächtige Bewegung, wie die Reaktion des galizischen Landvolkes gegen die Revolutionärs, durch einige

Gulden Prämie, oder durch das Machtgebot irgend eines Regierungsbeamten hätte erzeugt werden können. Es wäre dieß dasselbe, als wolle man behaupten, die Worte eines Mirabeau oder Sieyes hätten die französische Revolution gemacht. Derlei Erscheinungen machen sich nicht! Sie hängen wie die Schneelavine schon seit Jahrhunderten am Granitfelsen und dann genügt ein Laut, — ein Ruf, — ein Schuß, — die Masse in Bewegung zu setzen. Seit einem Jahrhundert ist die Kluft eröffnet, welche zwischen das alte Pohlen und das Bauernthum sich gedrängt hat, und der Pistolenschuß, welchen ein Insurgentenhäuptling in Lysagóra auf die sich seinem Gebote widersetzenden Bauern that, brachte die Lavine zum Sturze, welche donnernd in dieselbe herabrollte und in Galizien die letzten Reste des Pohlenthums begrub. Denn, wohlgemerkt, ein Pohlenthum gab es noch, obzwar Pohlen schon lange gestorben, und zwar nicht durch die Theilung getödtet, sondern schon früher an einer Auflösung verschieden war. — ja, es hat, in dem Sinne, in welchem man jetzt ein Volk, einen Staat, versteht, kaum gelebt.

Niemand wird deshalb das große moralische Verbrechen der Theilung, diesen politischen Mord, läugnen; aber entschuldigen läßt es sich durch das Axiom, daß die Existenz Polens in der damaligen Form durchaus eine Unmöglichkeit durch die eigene innere Organisation geworden war. Die polnische Nation — das ist — „der kriegerische ritterliche Adel", war mehr ein Institut des Mittelalters, als ein Staat im modernen Sinne. Es war eine der schönsten poetischen Erscheinungen in der Geschichte, aber, vielleicht eben deßwegen, mit der neu aufsteigenden Zeit incompatibel. Polen und Venedig, Malta und Teutsch-Ritterthum gehören der Geschichte an, und sie wieder lebendig machen, heißt Kadaver galvanisiren, mögen es auch noch so herrliche Gestalten, Riesenleiber und Heldenleichen sein; man kann mit Wehmuth an ihrem Sarge weilen und Blumen auf ihr Grab streuen, — aber es ist beinahe Frevel, sie wieder zum stehen, gehen, sprechen und kämpfen bringen zu wollen.

Das Polenthum aber hatte Polen überlebt. Der Geist wandelte noch auf der Erde umher, als schon das Leben aus dem Körper entwichen. Noch

einmal raffte er ſich im Todeskampfe auf, und in der Revolution vom Jahre 1830 ſehen wir die letzte Manifeſtation der ritterlich-ariſtokratiſch militäriſch-nationellen Exiſtenz jener Fraktion des ſarmatiſchen Volkes, welche ſich pohlniſche Nation nannte. Sie fielen wie ſie gelebt, tapfer gegen den Feind, uneinig unter ſich; — das Schlachtfeld war ihr Element, auf demſelben haben ſie gelebt, und auf demſelben ſind ſie mit Ehren gefallen! —

Die letzten Reſte des Pohlenthums hatten ſich in der Emigration geſammelt und zu einer Art künſtlichen nationalen Organiſation vereinigt. In ihr lebten noch die alten Hoffnungen und Träume fort, aber nach und nach empfanden auch ihre Mitglieder den Einfluß der auflöſenden Macht der Zeit. Während ſie ihre Kräfte nutzlos, in Folge der alten pohlniſchen Erbſünde, — der Uneinigkeit, — im Kampfe unter ſich zerſplitterten und aufrieben, während die ariſtokratiſche Partei, an deren Spitze Czartoryski ſtand, von der demokratiſchen, welche Lelewel leitete, befehdet wurde, während die doktrinäre Faktion die militäriſche bekriegte, konſolidirte ſich der materielle Zuſtand, — das faktiſche poli-

tische Leben, — in den ehemaligen pohlnischen Provinzen von Jahr zu Jahr, und verringerte die Hoffnung zu einer Umgestaltung; die eiserne Hand Rußlands, die Bemühungen Preußens entfernten immer mehr und mehr die Aussicht, die Elemente zu erhalten, auf welche die Emigranten rechneten. Vor Allem war ihren Plänen der milde Szepter Oesterreichs gefährlich, weit mehr als das Schwert und die Knute der Russen. Denn während der Moskowite, nach einem Völkerzweikampf vor mehreren Jahrhunderten auf der Wahlstadt Sieger geblieben war, und sein Te Deum im griechischen Ritus absang; und der germanische protestantische Preuße immer auf anhaltende Antipathien gefaßt sein mußte, — ließ es sich erwarten, daß das pohlnische Element in Galizien sich bald an die homogenen katholisch slavischen Mitbrüder anschließen, an dem Schutze, welchen das österreichische Kaiserhaus jeder Nationalität gewährte, Gefallen finden, an der Gleichheit der Religion, Sitte, Sprache, eine sympathische Anregung erkennen, sich somit verschmelzen und in der katholisch slavischen Völkerfamilie auflösen würde. Deßwegen hielt es die Emi-

gration für dringend nothwendig, ohne Verzug durch einen Gewaltſtreich ſtörend einzugreifen, um ſo mehr, als ſie mit Grund befürchtete, durch längeres Zaudern nach und nach zu veralten und als ein abgeſtorbener, vergeſſener Zweig der pohlniſchen Vergangenheit zu verdorren.

Allerdings hatte Oeſterreich auf dem friedlichen Wege große Fortſchritte gemacht, — die großen Familien, gleichgeſtellt mit allen andern Magnaten der erbländiſchen Staaten, mit Würden und Glanz vom Kaiſerhauſe beehrt, fingen an ſich dem Hofe anzuſchließen. Im Heere zählte man die pohlniſchen Truppen zu den beſten und verläßigſten, was auch die Folge erwies, alle nur möglichen Conceſſionen zur Beförderung materiellen Wohlſeins waren gemacht, Eiſenbahnen, Vereine zur Beförderung wohlthätiger und gemeinnütziger Zwecke waren gegründet, autoriſirt und unterſtützt worden, — insbeſondere der, früher jeder Willkühr preisgegebene, Landmann hatte die Wohlthat des Geſetzes und das Bewußtſein des Rechtes kennen gelernt. Die Regierung hatte Alles gethan, die alten Elemente mit den neuen zu verſöhnen, und in Sprache, Sitte, — ja ſogar

in der Tracht, — es versucht die letzten Reste polnischer Nationalität zu schützen.

Leider wurden alle diese väterlichen milden Maßregeln zur Waffe gegen die Regierung verwendet; aber es ist wohl begreiflich, daß die Emigranten keine Zeit verlieren durften, wollten sie noch in Galizien den nothwendigen Brennstoff finden, der über kurz oder lang verschwinden mußte, und nach dessen Beseitigung sie nur ein, mit der österreichischen Völkerfamilie nahe verschwistertes, durch vielfache Bande unauflöslich verknüpftes Land gefunden haben würden.

Es wurde also unverzüglich zur neuen projektirten Bewegung geschritten: Für den Augenblick vereinigten sich alle feindlichen Fraktionen der Emigration, und jede bot ihren Einfluß zur Erreichung des gemeinsamen Zweckes; der Oligarch, Gold und Einfluß, — der Soldat versprach sein Schwert, — der Radikale ließ die kommunistischen Hebel spielen, — ja leider, auch der Priester lieh die geheiligte Macht seines Wortes, um zum Blutvergießen aufzufordern. Die Emissäre durchstreiften die alten polnischen Provinzen, insbesondere Posen und Galizien, und bereiteten den Anschlag vor.

Der alte, tüchtige, pohlniſche Säbel war auf den Feldern von Oſtrolenka zerbrochen; — man lieh alſo von der wälſchen Propaganda Gift und Dolch und rechnete auf die Senſe der Bauern. Aber der pohlniſche Edelmann wußte mit der ungewohnten Waffe nicht umzugehen, — der Bauer ſtieß die dargebotene zurück; — und als der Edelmann nach altgewohnter Sitte der Heeresfolge, — den Säbel und die Piſtole auf den ungehorſamen Lehenspflichtigen zückte, — erinnerte ſich der Bauer, daß er noch ein anderes Geſetz, — der Urlauber, daß er noch einen anderen Fahnenſchwur kenne, — ergriff ſeinen Dreſchflegel und erſchlug die Revolution! —

Es gehört zu der Eigenthümlichkeit des pohlniſchen Charakters, daß er Alles glänzend anfängt und wenig konſequent durchführt. Während die kleinen Gutsbeſitzer, faſt durchgängig auf die Bewegung eingehend, keine Koſten, keine Aufopferung ſcheuten, um ihre Zwecke vorzubereiten, vergaßen ſie gerade das Wichtigſte, nämlich das Werkzeug dazu, — den Bauer zu gewinnen, — welches, wenn ſie ſeit einigen Jahren ihre Aufmerkſamkeit darauf verwendet hätten, wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade, eine

Katastrophe, wie die stattgefundene, unmöglich gemacht haben würde. Aber, obzwar sie wußten, daß sie seiner bedürfen würden, dauerte die Bauernschinderei fort, und gab den Kreisämtern beständige Gelegenheit, die dankbare Rolle des Beschützers gegen die Bedrückungen der Gutsherren und Mandatare (Verwalter) zu spielen.*)

Der pohlnische Edelmann oder Grundherr ist oft großmüthig, auch gerecht, aber er kennt durchaus nicht das Recht, — und Willkühr ist ein nothwendiges Element echt pohlnischer Nationalität, welche stets Gesetzlosigkeit mit Freiheit verwechselte. Nun aber ist es gerade ein Hauptzug österreichischer Regierungs-Tendenz, daß das Recht geheiligt sei, und nicht umsonst steht der vielversprechende Wahlspruch — „recta tueri" — auf dem schimmernden Schilde des Kaiserhauses.

Bemerkungswerth ist die Ordnung, die Disziplin, welche das Landvolk in seiner Reaktion, besonders

*) Und auf einmal ließ sich das Versäumte nicht nachholen, im Gegentheil mußten die plötzlichen und übereilten Versuche der Edelleute dem Landvolke, statt es zu gewinnen, nur Mißtrauen einflößen.

nnfänglich beobachtete. Während der vier oder fünf Tage, in welchen die erste und größte Aufregung vorwaltete, und Schaaren von Bauern, — oder zu ihren Regimentern ohne irgend eine militärische Aufsicht wandernden Urlaubern die Straßen überfüllten, war der Anblick eines Betrunkenen eine höchst seltene Erscheinung. Bei diesen blutigen und traurigen Exekutionen wurde zwar der Verdächtige erschlagen, vielleicht hie und da auch ein Unschuldiger, wenn er als „untreu dem Kaiser" bezeichnet war, aber Weiber und Kinder durchgängig geschont. Raub und Brandlegung fielen Anfangs gar nicht vor; erst später, als sich der Bewegung schon bösartigere Elemente anschlossen, oder wenn sich die Bewohner der Edelhöfe hartnäckig vertheidigten, wobei auch einige Frauen thätigen Antheil nahmen, traten Ausnahmen ein, es wurde dann Feuer eingelegt, geplündert und bei solchen Veranlassungen sind auch, wiewohl höchst selten, Frauen mißhandelt worden.

Graf R. flüchtete mit seiner Frau und seinem Knaben. Auf der Landstraße hielten ihn die Bauern an, hießen ihn aussteigen, und als sie ihn als einen der Haupt-Insurgentenführer erkannt hatten, wurde

er mit Dreschflegeln todtgeschlagen, sammt Kleidern, Uhr und Börse wieder in den Wagen hineingelegt, und dem Kutscher geheißen weiter zu fahren. Die Bauern hatten vortreffliche Notizen. Sie hielten nach Erstürmung eines Edelhofes ordentlich Gericht über die „Getreuen und Ungetreuen".

Beim Grafen L., einem ehemaligen Offizier und dem Kaiserhause bekanntermaßen sehr ergebenen Cavalier, schirmten seine Unterthanen dessen Person, Familie und Vermögen, erschlugen aber vor dem Hause zwei seiner polnischen Beamten (Mandatare), und richtig, es fanden sich in deren Wohnungen Vorräthe von Waffen und Munition.

Bei M. wurde der Grundherr S. verschont, aber der Pfarrer und Schenkwirth erschlagen, und hier fand sich auch das für die im Dorfe stationirte Militärmannschaft bestimmte Gift.

Auf dem von teutschen Beamten nach Recht und mit Humanität verwalteten Gute Tuszow, des Herrn von E. (Bankier in Wien), bewachten die Gemeinden die herrschaftlichen Vorräthe und verübten nicht den geringsten Unfug, eben so auf jenem des Freiherrn von B. Dasselbe geschah auf den Gütern des

Grafen T., in Wonnicz beim Grafen Z.. und bei mehreren anderen durch ihre Anhänglichkeit an Oesterreich und ihre humane Behandlung der Unterthanen bekannten Grundherrschaften, und zwar gerade im Tarnower, Bochnier und Rzeszower Kreise, wo sich das Landvolk am aufgeregtesten zeigte. Die Gemeinden, durch ihre Ortsrichter mit Beiwirkung ausgedienter Capitulanten geleitet, hatten sich ganz militärisch geordnet, hielten streng Wache, machten Patrouillen, und man hörte bei Nacht von Dorf zu Dorf das Blasen der Wächter mit dem Kuhhorn, auf der Straße das Feldgeschrei der mit Dreschflegeln und Mistgabeln bewaffneten Bauern. Und eben diese Bauern, an deren Dreschflegeln und Mistgabeln noch das Blut klebte, ließen sich von jedem dazu gesendeten Offizier oder Beamten, von einem Korporal oder Gefreiten, folgsam leiten, befehligen, und von jeder Ausschweifung abhalten. Leider aber war es nicht möglich, schnell genug überall Regierungsorgane hinzusenden, um jedes Uebergreifen der einmal entwickelten Bewegung zu hindern, dieselbe in den Schranken der Nothwendigkeit zu erhalten, und dadurch manches traurige Ereigniß zu verhüten.

In Lysagóra bei Tarnow fiel der Schuß, welcher zuerst Dreschflegel und Mistgabel in Bewegung setzte. Dieses, etwa eine Meile von Tarnow befindliche Dorf war einer der vier Hauptsammelplätze, an welchen sich die vier zum Angriff auf Tarnow bestimmten Sturmkolonnen vereinigen sollten. Tarnow war als der Hauptpunkt ausersehen, welcher zum Foyer der Bewegung im westlichen Galizien dienen sollte. Nach dem anfänglichen Plane sollte dort ein Ball veranstaltet werden, dem alle Civil- und Militärbehörden beigewohnt hätten. Die Damen sollen die Aufgabe übernommen haben, die Offiziere durch Aufforderung zum Tanze zu entwaffnen. Bei einem gegebenen Zeichen sollten dann die anwesenden Polen über die Waffenlosen herfallen und sie niedermachen. Zu gleicher Zeit wären die Truppen und die wenigen zurückgebliebenen Offiziere in ihren Quartieren überfallen, und vereinzelt, ohne Führer leicht bewältigt worden, während die vier Sturmkolonnen durch das Aufsteigen einer Rakete vom Gelingen des Anschlages in Kenntniß gesetzt, auf Tarnow losgerückt wären und es besetzt hätten. Den andern Tag hätte die Installirung der revolutionären Regierung mit dem

Blutgerichte begonnen, als deſſen Opfer zunächſt die oberſten Regierungsbehörden, der Kreishauptmann und die andern übrig gebliebenen Beamten im voraus bezeichnet waren, die am nächſten Morgen als die erſten Früchte am blühenden Freiheitsbaume aufgeknüpft werden ſollten. Dann ſollte das neue Gouvernement in Funktion treten. In Bochnia, Rzeszow, auch in Lemberg, Stry, Tarnopol ſollte nach demſelben Plane, gleichzeitig die Bewegung auf dieſelbe Art losbrechen und ſomit mit einem Schlage die politiſche Adminiſtration und die militäriſche Gewalt in ganz Galizien vernichtet werden.

Allein durch vielfache Andeutungen aufmerkſam gemacht, und durch die Ereigniſſe in Poſen gewarnt, hatte die Regierung, deren Milde und Gerechtigkeitsliebe bis jetzt jede gewaltſame Präventiv-Maßregel zuwider war, — mehrere Arreſtationen vornehmen zu müſſen geglaubt, und die Verſchworenen beſchloſſen daher, die Ausführung ihres Planes zu beſchleunigen, um den Behörden keine Zeit zu laſſen, ſich auf den projektirten Angriff vorzubereiten.

Einige von ihnen begaben ſich zuerſt nach Pilsno, wo ſie den, als der öſterreichiſchen Sache ergeben

bekannten Bürgermeister ermordeten, Postpferde requirirten und sich dann nach Lysagóra, wo eine größere Anzahl bewaffneter Insurgenten, Edelleute mit ihrem Anhange, Verwalter und einige Geworbene sie erwarteten, wendeten. Dort waren auch die Bauern, unter dem Vorwande irgend einer Dominikal-Leistung in Massa hinbestellt. Aber schon im Vorhinein durch diese bereits länger dauernden Umtriebe beunruhigt, und durch die, Plünderung und Mord fürchtenden Juden angestiftet, hatten die Landleute sich nach Tarnow begeben und um Schutz und militärische Assistenz gebeten. Die Zahl der Truppen aber war zu gering, um Tarnow zu entblößen, und es wird den Bauern der Bescheid: „nach Möglichkeit sich von allen diesen Umtrieben fern zu halten, und im Nothfalle es zu versuchen, gewaltsamen Maßregeln mit Gewalt sich zu widersetzen." — gegeben. Die Aufrührer versuchten Anfangs die versammelte Masse des Landvolkes durch Ueberredung und Versprechungen von Aufheben der Dominikal-Leistungen und sonstigen Lasten zu gewinnen und zur Mithilfe zu bewegen. Eben so fruchtlos wandten die anwesenden Geistlichen ihren Ein-

fluß an, im Namen der, nach ihrer Aussage unterdrückten katholischen Religion, die Bauern in Bewegung zu setzen. Ein Paar ausgediente Capitulanten und einige Ortsrichter nahmen das Wort und verweigerten im Namen ihrer Genossen jede thätige Mitwirkung zu einem Aufstande gegen: „den guten Kaiser" — da wollten die Insurgenten terroristische Maßregeln anwenden, und einer derselben, (ich glaube, es war Graf W...), zog die Pistole aus dem Gürtel und schoß den „Raisoneur," wie er ihn nannte, vor den Kopf. Ein anderer Verschworner feuerte sein Doppelgewehr auf den Bauernhaufen ab. Das war das Signal zu der Reaktion. Die Bauern, statt sich erschrecken und imponiren zu lassen, fielen über die Verschworenen her, erschlugen ihrer sechsundzwanzig auf den Fleck und trieben die andern in den Edelhof, wo sie sich vertheidigten, indem sie aus den Fenstern herausfeuerten. Bald aber erschien die von Tarnow entsendete Eskadron des Grafen Thurn von Kaiser-Chevauxlegers und nahm die noch verschonten Insurgenten in Empfang. Die Todten und Verwundeten wurden auf Wagen geladen und von den Bauern selbst nach Tarnow gebracht. Es

war in diesem Augenblicke wohl den Behörden nicht zu verdenken, wenn sie trotz des traurigen Anblickes erfreut sein mußten, jene, welche ihnen noch vor vier und zwanzig Stunden den Tod durch Dolch, Gift und Strang angedroht, und im Falle des Gelingens ihres Vorhabens auch in den nächsten vier und zwanzig Stunden unfehlbar vollzogen haben würden, wie es der Mord des Bürgermeisters von Pilsno erwies, nun durch eine eben so unerwartete als unvorhergesehene Fügung der Vorsehung überwunden und unschädlich gemacht zu sehen. — Aber weit entfernt, die Fortsetzung dieser Massacre zu begünstigen, wandte insbesondere der Gubernialrath und Kreishauptmann B. Alles an, unnützes Blutvergießen zu verhindern, und deshalb wurde vielleicht selbst eine Belohnung in Aussicht gestellt, wenn ein Aufrührer lebendig eingebracht würde. Es lag keineswegs in der Absicht der Behörden, die Bewegung des Landvolkes zu vermehren, sie begünstigte selbe nur als ein nothwendiges und im Drange der Umstände gebotenes Hilfsmittel, und suchte jedem Uebergreifen nach Möglichkeit Einhalt zu thun. Aber wenn solche Kräfte entfesselt sind, reichen keine Mittel aus.

ſie ſchnell wieder in das gewohnte Geleiſe zu bringen, und ſchon am Abende desſelben Tages und in den nächſtfolgenden Tagen bewies die Zahl der von den Gemeinden als Aufrührer Erſchlagenen, und als Leichen oder ſterbend und ſchwer verwundet eingelieferten Individuen, wie gefährlich es ſei mit der Revolution zu ſpielen und den Leu zu wecken! Daß ſpäter auch Privatrache und ſelbſtſüchtige Zwecke der Volksjuſtiz in die Hände gepfuſcht haben mögen, iſt wohl nicht zu läugnen, und das, von der Regierung publizirte, und auch auf die Reaktion des Landvolkes, durch Aufrichtung von Galgen ſich manifeſtirende Standrecht beweiſet, daß man ernſtlich darauf bedacht war, dem Blutvergießen Einhalt zu thun. Auch fielen ſchon nach einigen Tagen keine Exzeſſe mehr vor, und ich zweifle, daß irgendwo anders, in Ungarn z. B. — in Frankreich — ja in den meiſten Gegenden Teutſchlands es gelingen dürfte, das Landvolk, wenn es einmal in eine ähnliche Aufregung gerathen wäre, ſo ſchnell in demſelben Grade wieder zu beruhigen und zu verhindern, nicht weit zahlreichere und größere Exzeſſe zu verüben.

Erlauben Sie, daß ich Ihnen einige Züge an-

führe, welche, wie die Schattenstriche in einem Gemälde, vielleicht am meisten dazu dienen, die eigenthümliche Physiognomie dieser Begebenheit zu bezeichnen.

In Pilsno sah ich einen Haufen Bauern stehen. Bei meiner Annäherung (ich war in Uniform), grüßten sie mich ehrerbietig, und wären nicht die Dreschflegel in ihren derben Händen gewesen, man hätte sie für ganz friedliche Supplikanten gehalten, welche irgend eine Gemeinde zur Abhaltung einer Pachtlizitation abgesendet haben dürfte. Auf meine Frage, was sie eigentlich da machten, antworteten sie: „wir haben **Pohlen** gebracht" (Polakow). — „Wie das — „Pohlen", — erwiderte ich, — was seid denn **ihr**?" — „**Wir**, wir sind keine Pohlen, wir sind **kaiserliche** Bauern." — „Wer sind denn also die **Pohlen**?" — „Ah, — Pohlen! — Das sind die Herren, die Verwalter, die Schreiber, die Gelehrten, die wohlgekleideten Herren, — wir aber sind Bauern (**Chlapy**) kaiserliche Bauern!" — Ist dieses Gespräch nicht schon an und für sich die Charakteristik des ganzen Vorganges? *)

*) Der **später** hinzugetretene kommunistische Charakter läßt sich allerdings bei der ganzen Bewegung nicht verläugnen.

Bei Wadowice begegnete ich einem Transporte Arreſtanten, welche bei Podgorze in Gefangenſchaft gerathen waren. — Es waren an dreißig, meiſt junge Geiſtliche und Kleriker darunter; — einer antwortete auf meine Frage: warum ſie ſich der aus Krakau herbeigekommenen Freiſchaar angeſchloſſen hätten? — „Um für die unterdrückte katholiſche Religion zu bethen, und im Nothfalle zu fechten!“ — Nun ſehen Sie, werther Freund, ich begreife, daß in einer pohlniſchen Bruſt ein pohlniſches Herz ſchlägt, und dieſes Blut im mächtigen Pulsſchlage durch den Arm ſtrömt, und ihn zum Kampfe zuckt. Ich würde, wenn auch auf mein eigenes Geheiß die Kugel dieſe Bruſt durchlöchert, das Herz in derſelben achten! — Aber dieſer Geiſt der Lüge, durch welchen man auch das Heiligſte zum untergeordneten Mittel eines fremden Zweckes zu machen ſtrebt, dieſes berauſchende Opium-Gift, welches man der Jugend eintrichtert, das empört mich! — Wie bald werden dieſe geopferten Jünglinge in den Kaſematten von Olmütz die boshafte Abſurdität einſehen, im Namen der katholiſchen Religion — zum Kampfe gegen das Haus Oeſterreich aufgefordert worden zu ſein!

— und doch ſo abſurd es iſt, finden ſich Menſchen, welche für dieſe abſurde Meinung ſich haben einnehmen laſſen, ja in Folge deſſen Leib und Leben daran geſetzt haben! Das iſt aber eben die Teufelei unſerer Zeit, daß jeder vorzugsweiſe nach dem Gifte greift, es mag auch bitter, gallig, ſtinkend ſein, — genug, es iſt Gift, — und ſomit findet es Abnehmer, — und jede Lüge, ſobald ſie Zerſtörung, Haß, Blut, Thränen, oder ſonſt ein erfreuliches Reſultat dem Lügengeiſte biethet, — ſie mag noch ſo abſurd, ſtupid, lächerlich, ungereimt ſein, findet Glauben! —

Die Zahl der Arreſtanten in Tarnow, Bochnia ꝛc. iſt übergroß. Viele mußte man ſchon ihrer eigenen Sicherheit wegen aufnehmen, um ſie, wenn ſie nur entfernt zum Verdacht Anlaß gaben, vor der Wuth des Landvolkes zu ſchützen. Auch Privat-Wohnungen, Kaſernen und ſonſtige öffentliche Gebäude ſind zu Arreſten verwandelt, und mit Inhaftirten überfüllt. Der Anblick der mit Brettern und Gittern verſchlagenen, vom ernſt auf und ab ſchreitenden Poſten beobachteten Fenſter, — die zahlreichen in Trauer gekleideten Frauen, deren thränender Blick auf dieſe Fenſter gerichtet iſt, ſind für den Reiſenden

ein trauriges Schauſpiel. Als ich in Tarnow mich aufhielt, fand eine Kirchenparade ſtatt. Mehrere Bataillone, aus kaum eingerückten Urlaubern beſtehend, und eine Abtheilung des ſich während dieſer bewegten Epoche durch Tapferkeit, Ausdauer, Haltung beſonders ausgezeichneten leichten Reiter-Regiments „Kaiſer“ paradirten vor Sr. kaiſerlichen Hoheit dem Landes-Gouverneur. Außer dieſen Reitern, welche teutſches Volk ſind, und dem ſiebenbürgiſchen Regimente Graf Leiningen, beſtanden alle andern Truppen durchaus aus Polen, und gerade dieſe Truppen zeigten die größte Kampfbegierde — und Tag und Nacht ſah man in den Quartieren die neu eingerückten Urlauber ihre Waffen putzen, ſäubern, und Montur und Rüſtung ſo ſchnell als möglich in guten Stand ſetzen. Als die Truppen mit klingendem Spiele, mit der Hymne: „Gott erhalte den Kaiſer“ defilirten, was mußten da die Gefangenen hinter ihren Gittern fühlen und denken? wohl hatten ſie Stoff und Muße, die Unhaltbarkeit der wahnſinnigen Täuſchung zu betrauern, in Folge der ſie dieſe Maſſe von Trauer, Leid und Schmerz über ihr Land verhängt hatten. Aber die, welche es anzettelten, ſitzen nicht hinter

diesen Gittern, sondern schmausen, kritzeln, kritteln und intriguiren in Paris und London und spotten vielleicht der unglücklichen Verirrten, die hinter Riegeln oder auf dem Schmerzenlager schmachten!—

Wenn man reiflich über diesen ganzen Verschwörungsplan nachdenkt, so begreift man nicht, wie sich so viel Schlauheit, Combinations-Gabe, terroristische Energie, auch manche Selbstaufopferung mit so kleinlichem Intriguen-Geiste, moralischer Feigheit und maßlosem Leichtsinne verbinden läßt. Die Verschworenen bauten ein Gerüste von administrativen, politischen, militärischen Organisationen. Alle Würden und Stellen, alle Aemter und Funktionen waren besetzt, sogar Purpurmäntel und Herzogskronen ausgetheilt, aber Niemand hatte sich die Mühe gegeben, den Boden zu prüfen, auf dem das Gebäude gebaut werden sollte. Wie konnte es den Verschworenen unbekannt bleiben, daß sie für ihr Unternehmen weder beim Landvolke, noch in den Reihen der Truppen auf eine Sympathie rechnen konnten?! Und wenn sich das Gegentheil schon so entschieden in den westlichen Kreisen dargethan hat, wo selbst beim Landvolk das polnische Element in Sprache, Religion, Sitte und

Geſchlecht doch auf einigen Anklang hoffen kann, was wäre dann erſt in den öſtlichen, von Ruthenen bewohnten Theilen von Galizien geſchehen, wo die drei Qualitäten: Pohle, Edelmann und Katholik vollſtändigen Anſpruch auf die Trinität des größtmöglichſten Haſſes haben? Iſt es nicht mehr als Wahnſinn, mit derlei Ausſichten die Fahne des Aufruhrs ſchwingen zu wollen? Aber der Pohle, bei allen ſeinen ſonſtigen glänzenden Eigenſchaften, bleibt ſtets nur auf der Oberfläche. Auch hier unterließ er gänzlich die Unterſuchung des Fundaments, — baute getroſt ſeine Pläne wie einen Pallaſt auf den trügeriſchen Boden ſeines Ehrgeizes, und war nicht im mindeſten auf das Erdbeben gefaßt, welches das Gebäude einſtürzen machte, und unter ſeinen Trümmern die letzten Reſte der Hoffnungen des pohlniſchen Adels und der pohlniſchen Nation begrub.

Es liegt gewiß in der Abſicht und in der Geſinnung der öſterreichiſchen Regierung, Milde und ſanfte Maßregeln vorzugsweiſe anzuwenden. Bei dieſer Gelegenheit aber hätte vielleicht die Regierung nicht umhin können, das dreifache Verbrechen des Hochverrathes, Aufruhrs und Meuchelmordes bei vielen

Individuen mit ernster Strenge zu ahnden. Es ist als ob die Vorsehung für diesmal der milden Kaiserhand das schwere traurige Amt des Richterschwertes hätte ersparen wollen, die Schuldigen sind größtentheils schon gerichtet, und man hatte keine Zeit an die Gnade zu appelliren. Der Knittel des Bauers war expeditiver als das Schwert des Nachrichters! —

Eine eigenthümliche Stellung in Galizien behauptete das Judenthum. Die armen Juden waren in großer Angst. Der Sieg der Revolution hätte ihr Leben und Eigenthum gefährdet. Die Juden in Galizien repräsentiren eigentlich den Mittelstand, denn in einer sozialen Organisation, wo es nur zwei Elemente, den kriegenden Edelmann und den arbeitenden Fröhner gab, fiel Alles was in der Mitte liegt. Handel und Wandel, Industrie und Geldgeschäft, — wohl auch Intelligenz und Geschäftssinn in ihren Bereich. Durchaus der Regierung zugethan, aber doch zu furchtsam zu einer positiven Handlung, wußten sie doch den Maßregeln der Regierung durch ihren Einfluß viel Vorschub zu leisten und jene der Verschworenen zu hemmen. Das Judenthum in Galizien ist eine mächtige Potenz, — es ist durchaus

konſervativ, und hat das Bewußtſein, daß die ſogenannte Juden-Emanzipation, wenn ſie mit allen ihren Folgen durchginge, die Macht des israelitiſchen Prinzips in Galizien durch innere Auflöſung mehr ſchwächen, als eine Verbeſſerung herbeiführen würde.

Es wurde in meinem Beiſein ein Frachtwagen angehalten, und von den Gränzjägern viſitirt, — die eröffneten Fäſſer zeigten ſchöne Orangen in Schichten gepackt. Schon war man Willens die Fäſſer wieder zu ſchließen, als ein dabei ſtehender Israelit kläglich wimmerte: „Haben Se den Kern nit geſehen, — der macht Geimen!“ dadurch aufmerkſam gemacht, unterſuchte man genauer, und, — ſiehe da, — unter den Orangen funkelten bald die geſchliffenen Senſenklingen heraus.

In Krakau fand ich lebhaftes Truppengewimmel. Der Tſcherkeſſe und Koſak, der preußiſche Uhlane oder Landwehrmann, der öſterreichiſche Reiter und Musketier wanderten wieder, was ſeit dreißig Jahren nicht geſchehen, nebeneinander, und ihre Poſten löſten ſich mit derſelben Parole ab. Ob es von den Pohlen klug war ſich zum Magnet zu machen, der die Lanzenſpitze des rußiſchen Koſaken, das preußiſche Bajonet

und den öſterreichiſchen Pallaſch wieder in einen gemeinſamen Eiſenring ſchmiedet, laſſe ich Sie ſelbſt beurtheilen.

Krakau ſprach mich wehmüthig an. Der Eindruck, welchen ich empfand, war jenem ähnlich, der mich in Venedig befängt. Hier und dort ſtehe ich an Rieſengräbern der Zeit. Auch Krakau iſt eine Königswiege und ein Heldenſarg, — ja! der Sarg eines ganzen Volkes! Ich begreife den wehmüthigen Blick des Venetianers, der vom Palazzo Mocenigo und von dem Piazza St. Marco hinausſtreift auf die Lagunen! — ich verſtehe das geſenkte Haupt des Pohlen in der Gruft, wo Sobieski's, Kosciusko's und Poniatowski's Heldenaſche ruht! — Jedes Volk, wie jeder einzelne Menſch denkt dabei an die geheiligte Aſche der Vergangenheit, die er ſelbſt begraben hat! — Aber eben deshalb muß man von den Gräbern wieder hinaufblicken in das grünende wogende Leben, und ſeine Thatkraft nicht an Mauſoleen und in Nekropolen verdorren laſſen.

Ich ſtieg auf das Krakauer Schloß, einige verpalliſadirte Tambours und die auf die Stadt gerichteten Geſchütze machten die alte Jagellonen-Burg zu

einem Zwing-Krakau. Dieß iſt die Sühne für unſere, im Krakauer-Freigebiete hinterliſtig überfallenen und meuchleriſch gemordeten Soldaten und den tapfern Lieutenant Begg von Kaiſer-Chevauxlegers, der nach heldenmüthiger Gegenwehr von dem Blei der Mörder fiel. — Sein Kamerad, Lieutenant Berndt, gleichfalls meuchleriſch überfallen, hatte noch Zeit ſein Roß zu beſteigen, und nachdem er mit Piſtolen und Säbel, ſechs ſeiner Angreifer erlegt hatte, gelang es ihm, trotz eines Schußes durch den Unterleib, — mehrere Kugeln hatten Mantel, Sattel und Helm durchlöchert, — ſich durchzuhauen, den langen Ritt bis Krakau, — etwa drei teutſche Meilen, trotz ſeiner zahlreichen Verfolger glücklich zurückzulegen, und als er von den letztern beinahe ſchon umrungen, den vorgezogenen Schlagbaum am Krakauer Thor erreicht hatte, durch einen kühnen Sprung denſelben zu überſetzen, und auf dem Platze ſich der aufgeſtellten Infanterie anzuſchließen, wo er aber, durch Anſtrengung und Blutverluſt erſchöpft, vom Pferde ſank.

Vom Krakauer Schloße both ſich eine weite Ausſicht dar. Mein Blick folgte dem krummen trägen Laufe der Weichſel, die zwiſchen ſchlammigen Ufern

nach dem Norden ſich wälzt. Gegen Südoſt ſtiegen über die Karpathen dichte Nebel auf, und in Weſten war die Sonne längſt hinabgeſtiegen am trüben Horizont, und kaum ein fahler röthlicher Schimmer bezeichnete, daß ſie da geweſen! — Da blickte mein Auge zu den Sternen, die eben heraufſtiegen und durch die Nebel blinkten. — Und ich erkannte, daß nur der, welcher aufrichtig empor ſchaut, aus all' dieſem Schlamm, Moder und Nebel nach dem ewigen Himmel, dort Beruhigung und die Löſung jener Probleme findet, welche ohne dieſer Beleuchtung in der Geſchichte der Völker, ſo wie in jener der einzelnen Menſchen für Verſtand und Herz ſtets ein dunkles unauflösbares Räthſel bleiben würden.

Alle phyſiſchen und geiſtigen Gebilde, alle politiſchen und intellektuellen Organiſationen, die leben, — müſſen ſchon geboren, oder noch nicht geſtorben ſein. — Es gibt aber Dinge, die ſchon erzeugt, aber noch nicht geboren, — andere, die ſchon geſtorben, aber noch nicht verweſet ſind. Es iſt ein gefährlicher Wahn, letztere durch künſtliche Einbalſamirungs- und Galvaniſirungs-Prozeſſe im Leben erhalten, — erſtere durch den Kaiſer-

ſchnitt oder die Zange vor der Zeit in das Leben zwängen zu wollen! —

Ich kann Ihnen gar nicht ſagen, wertheſter Freund, wie wohlthätig nach ſo manchem Anblick von Jammer und Elend, wieder die Luft der Kaiſerſtadt mich anwehte. Es war ein ſonnenheller Mittag, als ich über die Baſtei eilte. Fröhliche, heitere, geputzte Menſchen wandelten an mir vorüber. Vor mir ſchritt ein Herr, vor welchem die Leute freundlich den Hut abnahmen, — er dankte eben ſo freundlich grüßend. Es war ein vielgeliebter Prinz unſeres Kaiſerhauſes. — Da fielen mir meine alten Schuljahre als Grammatiſt ein, und ich entdeckte den großen Unterſchied, der zwiſchen Δημοκρατης und Δημοφιλος beſteht. Nun aber hat der Δημος eine feine Naſe, und weiß daß der Demokrates ihn an derſelben herumführen, und eigentlich ſelbſt der Krätos, i. e. Herrſcher über ihn, den guten Demos, — bleiben will.

Der Demophilos hingegen, der ihn, und den er liebt, iſt und bleibt ihm um ſo werther, je mehr und je länger er ihn vom Vater auf den Sohn kennen gelernt hat.

Leben Sie wohl, wertheſter Freund, — hier haben Sie Wahrheit. Möge die Fortdauer Ihrer Zuneigung für den Schreiber dieſes eine eben ſo gegründete bleiben.

Auszug aus „einer galiziſchen Geſchichte vom Jahre 1846.“

Der mir unbekannte Verfaßer dieſes in Schaffhauſen, Hurter'ſche Buchhandlung 1858, erſchienenen Werkes, hat in der Auffaßung jener Verhältniße eine ſo richtige Beobachtungsgabe und ſo viel Wahrheitsliebe entwickelt, daß man allerdings die Überzeugung erhält, daß dieſelben an Ort und Stelle geſchöpft und jedenfalls nur von Jemanden, der mit Land und Leuten innig vertraut iſt, herrühren, und dennoch bleibt es mir unentſchieden, ob der Verfaßer der teutſchen oder der pohlniſchen Nationalität angehören möge. Beweis daß hier nicht Parteihaß und vorgefaßte Tendenz das Auge des ſcharfblickenden Beobachters getrübt haben kann. Eben dieſe Unpartheilichkeit hat mich

bewogen, mir die Beirückung dieſes Auszuges als einen weſentlichen Beleg für die von mir ausgeſprochene Auffaßung der dortigen Verhältniße zu erlauben, und glaube damit keine Indiskretion zu begehen, und mich des Nachdruckes nicht ſchuldig halten zu dürfen, wenn ich aus dieſem ſchäzbaren Werke einen Auszug dem vorliegenden, ohnehin nur für einen kleinen Freundenkreis beſtimmten Manuſkripte anſchließe:

„Unterdeſſen war längſt in den weſtlichen Kreiſen der Aufſtand ausgebrochen. Die Edelleute bewaffneten ihre Dienerſchaft, ihre Forſtleute, und forderten an der Spize derſelben ihre Bauern auf, mit ihnen für Pohlen zu kämpfen. Die Bauern weigerten ſich überall, wenn die Edelleute Gewalt gebrauchten, wurden ſie von ihnen erſchlagen. Der erſte Schuß fiel im Tarnower-Kreiſe in Liſſagóra. Als die Bauern erklärten, daß ſie nicht gegen den guten Kaiſer kämpfen wollten, zog ein junger Graf die Piſtole aus dem Gürtel und ſchoß den Sprecher, den Raiſonneur, wie er ihn nannte, vor den Kopf. Darauf fielen die Bauern über die Verſchwornen her und erſchlugen ſechsundzwanzig auf der Stelle; die an-

deren, welche sich im Edelhofe vertheidigten, wurden durch eine Eskadron Kaiser-Chevauxlegers gerettet, welche von Tarnow dahin entsendet war."

„An manchen Orten nahmen die Bauern die Edelleute oder deren Beamte sogleich gefangen, wenn sie von denselben zur Empörung aufgefordert wurden; an anderen Orten warteten sie die Aufforderung gar nicht ab, sie bekamen Nachricht von den Vorgängen im Lande, bewaffneten sich, griffen die Herrschaftshöfe an, metzelten die Edelleute oder ihre Beamten nieder, oft mit Weib und Kind, manchmal auf grausame Art. Sie zogen dann in wilden Haufen von Hof zu Hof, eine gräßliche Schlächterei folgte der andern, es begann das fürchterlichste Morden."

„Viele Edelleute vertheidigten sich mit ihren Beamten und Dienern verzweifelt, andere flohen mit ihren Familien in die Kreisstädte oder nach Lemberg. — nämlich nach jenen Punkten, wo alle verfügbaren militärischen Kräfte konzentrirt waren, während das flache Land der Anarchie zur Beute ward. — wo sie den Schutz der Behörden suchten und fanden. Die Insurgenten verloren schnell die einzelnen Vortheile, die sie durch glückliche Ueber-

fälle von Kavallerie-Piquets und über kleine Abtheilungen der Finanzwache errungen hatten."

„Nur in Pilsno hatten die Aufrührer die Bauern, Masuren, zu täuschen gewußt, so daß sie sich ihnen Anfangs anschlossen, sie hieben hier den wackern kaiserlich gesinnten Bürgermeister Markel von Pilsno nieder, und rüsteten sich zum Ueberfall der Kreisstadt Tarnow, als ihre Freunde von gestern die Masuren, durch eine Deputation, welche sie an den Kreishauptmann geschickt, über ihre Absichten aufgeklärt, sich gegen sie wandten, sie zum Theil tödteten, theils zersprengten, theils verwundet gefangen nahmen."

„Das ganze Land schien jetzt nur ein großes Heerlager der Bauern; aber andersseits eilten die Beurlaubten der galizischen Regimenter freiwillig und unaufgefordert zu ihren Fahnen."

„Am vollständigsten war der Aufstand in Lemberg gescheitert. Hier waren die Behörden von allen Seiten den Spuren der Revolution gefolgt, und hatten alle Fäden, so weit sie in Lemberg gesponnen waren, in Händen, während von dem flachen Lande beunruhigende Berichte einliefen, und man dort den Ausbruch eines Aufstandes seit Monaten als Hirn-

gespinnste darzustellen bemüht war. Der Tag des Ausbruches wurde in der Hauptstadt mehrmals förmlich angekündet, Drohbriefe und Maueranschläge hielten Alles in Athem, und setzten die deutsche Bevölkerung in Angst und Schrecken. Da erfolgte der Schlag, aber ohne daß ein Tropfen Blut vergossen worden wäre. In der Nacht vom 13. auf den 14. Februar, in derselben Stunde, wurden alle Häupter der Verschwörung bis auf Einen, fünfunddreißig an der Zahl, verhaftet. Damit war die ganze Parthei in Lemberg rathlos, ein Heer ohne Führer und ohne einen einzigen Schuß geschlagen."

„Schon am 17. Februar erging an die östlichen Kreise, in Folge einer auf dem Lande gehaltenen Berathung, die Mahnung: „vor der Hand sich ruhig zu verhalten und keinen vergeblichen Versuch zu wagen, da die Kraft in der Hauptstadt gelegen war, die durch die Verhaftung der Führer gebrochen sei", wie die Behörden aus einem Briefe später ersahen, der einem Boten durch ein Bauernpiket abgenommen war. Die vereinzelten Versuche in Howozary und anderen Orten des Ostens erfolgten, ohne daß die Führer von den Vorgängen in der

Hauptstadt verständigt waren. Die westlichen Kreise folgten dem Kommandowort, das von Krakau erscholl."

„Hier hatte nämlich der Senat, als die Unruhen begonnen, die Hilfe der drei Schutzmächte angesprochen. Darauf war den 18. Februar der österreichische General Colin mit einem Bataillon Nugent, einer Eskadron und einer halben Batterie über die Weichselbrücke von Podgorze aus eingerückt. Am 20. bestanden die kaiserlichen Truppen hier glücklich einen blutigen Straßenkampf; nachdem aber zwei Detachements seiner Chevauxlegers im Krakauer Gebiete überfallen und fast ganz niedergemacht waren, ringsum der Aufstand losbrach, adelige Insurgenten sich an der Spitze von ein paar tausend Krakauer Bauern des Schlosses von Krakau bemächtigten, entschloß sich der General, Krakau zu räumen; er zog nach Podgorze und zerstörte die Brücke."

„Als ein förmliches Heer der Insurgenten, — man schätzte es damals, wohl höchst übertrieben, auf 20.000 Mann — über die Weichsel setzte und gegen Wieliczka zog, sah sich der General in der Flanke bedroht, und machte eine rückgängige Bewegung bis

Wadowice. Die Insurgenten nahmen Wieliczka, wo sich ihnen ein Theil der Bergleute anschloß."

„In Krakau trat eine polnische Regierung zusammen; sie erließ eine Kundmachung, in welcher es hieß, daß sie durch Abgesandte aus allen Theilen Polens schon am 24. Jänner gebildet worden sei. Nur war der Repräsentant Posens daselbst verhaftet worden, und der russische noch nicht eingetroffen."

„Da ging der Generalkommando-Adjutant Oberstlieutenant von Benedek ganz allein, ohne einen Mann Militär, von Lemberg ab. Unterwegs zog er ein paar schwache Kompagnien des braven Regiments Nugent an sich, und marschirte mit diesen und sechs Zügen Cheveauxlegers *) gerade aus auf die Insurgenten los, nachdem er dem General Colin einfach mitgetheilt, daß er dieselben angreifen werde. Er fand die Bauern der umliegenden Kameralherrschaften unter Anführung der kaiserlichen Forstleute in Waffen, bei ihnen ein paar Cheveauxlegers, welche bereits kleine Scharmützel mit den Insurgenten bestanden hatten.

*) Eine halbe Eskadron davon kommandirte Rittmeister Graf Schaafgotsch.

Aber die Bauern wagten es nicht, allein diese anzugreifen."

„Sie standen bei Gdow. Edelleute aus verschiedenen galizischen Kreisen und Städten mit ihren Dienstleuten bildeten einen ansehnlichen Reiterhaufen, Lemberger und Krakauer Studenten und Bürger und die Bauern des Krakauer Gebietes, Bergleute von Wieliczka und Emigranten bildeten das Fußvolk, mit belgischen Bajonetstutzen und der gefürchteten polnischen Sense bewaffnet. So kam es zu der sogenannten Schlacht bei Gdow."

„Benedek ließ kaiserliche Unteroffiziere und die Forstleute in die Reihen der Bauern treten, und diese mit einem Offizier und einem Zug von Nugent und acht Chevauxlegers seitwärts ziehen. Die übrigen Chevauxlegers hatte er auf der Straße zurückgelassen, denn der übrige Boden war ganz durchweicht und nur hier möglich, die Reiterei mit Erfolg zu brauchen."

„Er selbst griff Gdow zuerst mit Tirailleurs an, dann führte er die Hauptmasse seiner Nugenter ins Feuer. Die Insurgenten wichen, sie entfalteten aber imposante Massen, und schnell sprengte jetzt die

adelige Reiterei herbei. Aber die Pferde versanken immer mehr in Koth und da brachen mit wüthendem Geschrei die Bauern in ihrer Flanke hervor. (Die Bauern haben hier gemordet nicht gekämpft, sagte mir Benedek). Und nun begann der eigentliche Kampf, ein gegenseitiges Metzeln; die adeligen Säbeln und die Kraft der Pferde erlag der Sense und dem Dreschflegel der Bauern. Was nicht auseinanderstob und floh, wurde von diesen niedergemacht."

„Benedek verfolgte seinen Sieg mit jener stürmischen, alles niederwerfenden Eile, welche ihn zwei Jahre später zu dem Helden von Curtatone und Mortara gemacht hat. Nach einem kurzen Straßenkampf war Gdow in seinen Händen; sogleich marschirte er weiter, ereilte die Insurgenten denselben Tag nochmals bei Wieliczka, trieb sie in einem zweiten kurzen Treffen auseinander, und nahm die Stadt im ersten Anlauf."

„Jetzt rückte auch General Colin, nachdem ihm Verstärkung zugekommen war, endlich vor. Er zerstreute vor Podgorze eine andere kleine Abtheilung der Insurgenten. Als er in diese Stadt eindrang, fielen nur noch vereinzelte Schüsse aus den Fenstern.

Die Ueberbleibsel des Insurgentenheeres in Krakau zerstreuten sich jetzt nach allen Weltgegenden. In Krakau bildete sich eine provisorische Regierung, welche den General aufforderte, in die Stadt einzurücken. In wenigen Tagen sah man russische und österreichische Soldaten in Gemeinschaft die Wache am Krakauer Hauptplatze beziehen."

„In vierzehn Tagen war alles beendet."

„In Posen war der zum Befehlshaber bestimmte polnische Emissär in die Hände der preußischen Regierung gefallen; am 14. Februar wurden in der Stadt Posen zahlreiche Verhaftungen vorgenommen, alle Versuche einer Erhebung im Lande schnell unterdrückt."

„Für das Königreich Pohlen war Seelce als Mittelpunkt der Insurrektion ausersehen, die bewaffnete Erhebung, die hier erfolgte, wurde aber schnell und blutig niedergedrückt."

„In allen galizischen Kreisen waren die kaiserlichen Beamten mit Hilfe des Militärs bemüht, den Bauern Einhalt zu thun. In den westlichen Kreisen wurde das Standrecht publizirt, in wenigen Wochen war die Ordnung in ganz Galizien wieder hergestellt.

Ueberall blieben die Bauern noch unter Waffen, ihre Posten hielten alle Wege besetzt und durchstreiften das Land. Jeden, der nur einen polnischen Rock und eine viereckige Mütze trug, lieferten sie an ihre Kreisämter ab, aber kein Tropfen Blut wurde mehr vergossen."

Einige Commentarien

zu dem in der Wiener Zeitung vom 3. April mitgetheilten Aufsatze aus dem Courrier du bas Rhin.

Es sei uns erlaubt, zu diesem merkwürdigen Artikel einige Erläuterungen über die militärischen Ereignisse in Galizien nachzutragen.

„Die Gräuelthaten, die während der vierundzwanzig Stunden, als die von den Insurgenten anfangs geräumte Stadt einer zügellosen Soldateska, aufgereizt durch die geistigen Getränke, welche die österreichische Behörde ihr im Ueberflusse gespendet hatte, Preis gegeben war, verübt worden sind." —

Es wäre kein Wunder gewesen, wenn der durch den Meuchelmord mehrerer Kameraden, und durch

das, wenn auch ziemlich unschädliche, aber wenigstens nicht so unschuldig gemeinte Feuern aus den Fenstern erbitterte Soldat Exzesse verübt hätte. Aber die musterhafte Disziplin der vereinigten, insbesondere der österreichischen Truppen hat sich vielmehr auch bei dieser Gelegenheit ganz besonders bewährt, und die Bajonette erreichten nur, und verschonten sogar nur einzelne Schuldige. Von Ueberfluß an Getränken oder sonstigen Lebensmitteln war wahrhaftig keine Rede, und die erschöpften Soldaten hätten, bei minder streng gehandhabter Mannszucht, eher Ursache gehabt sich das Nothdürftige mit Gewalt zu nehmen, und gerade ihre Standhaftigkeit in Erduldung der ihnen auferlegten Entbehrungen kann Anspruch auf Anerkennung machen.

„Die barbarischen Befehle des Generals Collin, in Folge deren harmlose Personen ohne Waffen, schwache Frauen, unschuldige Kinder, in den Straßen von Krakau niedergeschossen wurden."

Bekannte Phrase bei allen Aufständen und Straßentumulten, wo Alles, was niedergeschossen wird, unschuldig ist, außer die Soldaten, die ihre

Pflicht thun, und auf die ohne Anstand das Mordblei gerichtet werden kann. Es ist doch sonderbar, daß gerade bei solchen Gelegenheiten die Frauen und Kinder vorzugsweise die Straßen anzufüllen scheinen, und man sollte glauben, daß bei allen solchen Gassengefechten lediglich nur Individuen aus den Kinderbewahr-Anstalten, Mädchenschulen, Gebär- und Versorgungs-Häusern den Truppen gegenüber gestellt werden, denn es ist immer nur von getödteten Kindern, schwachen Mädchen, schwangern Frauen oder ehrwürdigen Greisen die Rede, die als unschuldige Opfer gefallen sein sollen. Und doch dürfte es in ihrer Natur liegen, sich während solcher Vorfälle von dem Schauplatze des Kampfes fern zu halten! Oder ist es ein ganz besonderes Unglück, daß die Kugeln, wie die dämonischen Freikugeln, gerade bei solchen Gelegenheiten nur Unschuldige zu treffen scheinen? —

„Diese gefangenen Bauern (bei Gdow) haben mit Thränen in den Augen erklärt" —

Bei dem Angriffe von Gdow flohen die Insurgenten nach der ersten Décharge, welche allerdings

ſehr wenig Schaden machte, auf der Straße von Wieliczka. Etwa zweihundert, größtentheils ſehr gut berittene Reiter ritten aber ſo ſchnell, daß die nacheilenden, minder gut berittenen Chevauxlegers von „Kaiſer“ kaum einige wenige einholen konnten, um ein paar Säbelhiebe an- und einige Beutepferde einzubringen. Aber nur jene Reiter hätten die obbenannten „gefangenen Bauern“ nach Krakau, und zwar auf dem Sattelknopfe oder en Croupe, wie der Centaure die Dejanira, mitſchleppen können, — denn nur ſie entkamen. Das Fußvolk der Inſurgenten, meiſt zuſammengelaufenes, größtentheils aus Knaben beſtehendes Geſindel, blieb in den ſchlammigen, durchweichten Ackerfeldern zurück. — einige, welche von den Linientruppen mühſam erhalten wurden, konnte man als Gefangene zurückbringen, bei Weitem aber der größte Theil ward von den verfolgenden Bauern niedergemetzelt, und zwar verdient hier bemerkt zu werden, daß wenigſtens bei dieſer Gelegenheit die Fabel der Ausſicht auf Prämien für den Kopf nicht aufgetiſcht werden kann, ſondern dieſe allerdings unbarmherzige Metzelei, welche die Linientruppen, da ſie in Verfolgung des

Feindes vorausgeeilt waren, nicht hindern konnten, — nur eine Folge der übergroßen Sympathie war, auf welche die Insurgenten-Freischaar bei dem Landvolke in Galizien rechnen zu können vorgibt. —

„Diese Bauern waren sämmtlich Leibeigene der Staatsdomänen." —

Wer hat in den österreichischen Staaten, wo gerade das Bauernthum am vollkommensten entwickelt ist, dertei Individuen gekannt. Es sind damit wohl die Unterthanen der, unterhalb Wieliczka liegenden Staatsherrschaft Nepolowice gemeint, welche auf den Ruf des Oberstlieutenants Benedek schaarenweise herbeigeeilt waren, um ihm ihre Arme zum Kampfe für den Kaiser gegen die Rebellen anzubiethen. —

„Die meisten hatten in Militärdienst gestanden." —

Allerdings befanden sich viele ausgediente Capitulanten und einige Urlauber darunter, welche sich beeilten, auch im Bauernkittel und mit dem Dreschflegel zu beweisen, daß sie nichts desto weniger dem Fahnenschwur auch ohne der weißen Montur treu bleiben wollten. Sie waren auch allerdings zur Lei-

tung ihrer minder geübten Genoſſen ſehr wichtig. Dies ſind wohl die verkleideten Bauern, von denen der Artikel ſpricht, die aber nur eine Folge des in der kaiſerlichen Armee geltenden Urlauberſyſtems ſind. Auch wurden einzelne Cheveauxlegers zu Führern der Bauern verwendet.

Der Artikel beklagt ſich über die Schlächterei bei Gdow, verſchweigt aber wohlweislich, daß man eben im Begriffe war, einen gefangenen Cheveauxlegers, deſſen Pferd erſchoſſen worden war, in Gdow beim Wirthshauſe aufknüpfen zu wollen, als die kaiſerlichen Truppen anlangten und ihn befreiten. Was wäre wohl, im Fall des Sieges, das Loos der im Vorhinein zu Opfern beſtimmten kaiſerlich öſterreichiſchen Gefangenen geweſen? Und hat Herr Tiſſowski die Freiſchaar etwa herbeigeſchickt in der Erwartung, daß man ſie mit Höflichkeit und Zartheit empfangen und heimgeleiten ſolle? —

„Die edlen Prieſter, theils durch die Kugeln der Oeſterreicher niedergeſtreckt" (bei Podgorze).

Man braucht nicht Piſtolen unter der Reverenda, und den Säbel in der Fauſt, um Worte des

Friedens zu predigen, — und diese edlen Priester scheinen von ihrem heiligen Stande nur das ehrwürdige Kleid beibehalten zu haben, um die todbringende Waffe darunter verbergen zu können. Sie hatten es auch nur diesem ehrfurchtgebiethenden Kleide zu verdanken, daß die meisten verschont, und nicht nach allgemeinem Kriegsrechte, als mit den Waffen in der Hand angreifende Empörer auf dem Flecke niedergemacht worden sind, wie andere Truppen, z. B. die Franzosen in Spanien, — gewiß gethan haben würden *).

Von einem Soldaten des Truppenkorps in Galizien.

*) Das ganze Geschwätz im Courrier du bas Rhin ist ein Anachronismus, denn die Insurgenten räumten den 3. März Krakau, wo dann die Russen und Oesterreicher einrückten. Da fiel kein Schuß keiner Seits. Das erste Einrücken der Oesterreicher dauerte vom 18. bis 22. Februar und kann daher hier nicht gemeint sein, indem Krakau zu jener Zeit von den Insurgenten nicht besetzt war und daher auch nicht geräumt werden konnte. Die Krakauer tauchten erst auf am 22. Februar, als die Oesterreicher nach Podgorze abgezogen, nachdem sie drei volle Tage und Nächte unter Waffen standen

und durch volle zehn Stunden die Nacht hindurch den Sturm an allen eilf Zugängen abwehrten und vertrieben, — da fielen auch die Schüße.

Daß man den Posten das Feuern auf Weiber nicht untersagte, rührt daher, weil sonst die Insurgenten auch in weibliche Kleidung sich gesteckt haben würden, wie sie es mit der Bauern- und Geistlichen-, wie auch Mönchs-Kleidung öfters thaten. Uebrigens bestand das getroffene **genus femininum** aus zwei bis drei Personen des Dienstbothenstandes.

Noli tentare!

(Führe uns nicht in Versuchung!)

Der Einsatz des Lebens für eine uns begeisternde Idee ist eine häufige Erscheinung! Noch mächtiger muß aber wohl eine solche Idee wirken, wenn sie es dahin bringt, daß man ihr auch den Frieden der Seele, die Ruhe des Gewissens opfert. Folgende Erzählung eines * * * Offiziers aus dem polnischen Kriege beweiset, welche Macht die hellauflodernde Flamme nationalen Patriotismus auf weibliche Herzen ausübte.

In der Gegend, wo wir gegen die insurgirten Polen auf Cordon standen, lernte ich die junge, schöne Gräfin C. kennen. Wir wollen sie Aurelia nennen. Sie war so schön als gut, so edel als zart, sanft und geistreich. — Obzwar sie einen ältlichen Gatten hatte, und seit mehreren Jahren vermählt, mit zahlreichen Anbethern umlagert war, so war

ſogar ihr Ruf ohne den geringſten Makel geblieben. In ihrem Herzen war, außer der treuen Verehrung für ihren Gatten und der Liebe für ihre Kinder, nur Platz für eine ſehr ausgeſprochene Religioſität, und für eine ſchwärmeriſche Anhänglichkeit an ihr Vaterland geblieben. Nach und nach hatten ſich alle Anbether, von der Erfolgloſigkeit ihrer Verſuche überzeugt, zurückgezogen. Nur einer von meinen Offizieren, der junge, liebenswürdige Lieutenant R., war tief von der intereſſanten lieblichen Erſcheinung ergriffen, und umgab ſie mit einer ſtillen Anbethung, welche ſich aber auch nicht der allermindeſten Erwiderung oder Ermuthigung erfreuen konnte.

Da erhielt ich den Auftrag, ſtreng die Communikation über eine Brücke zu bewachen, über welche Nachts den Pohlen bedeutende Waffen- und Munitions-Vorräthe zugeführt wurden, deren ſie nothwendig und dringend bedurften. Ich detachirte alſo den Lieutenant R., auf deſſen Thätigkeit und Eifer ich mich beſonders verlaſſen zu können glaubte, um den Poſten zu beſetzen.

Nach einigen Tagen bath mich Lieutenant R. dringend, ihn abzulöſen, — endlich meldete er ſich

krank. Ich ließ ihn zu mir kommen, und er gestand mir nun, daß Gräfin C. ihn habe zu sich beschieden, und zu seinem großen Erstaunen, trotz ihrer sonstigen Strenge und Gleichgiltigkeit den Antrag gemacht habe, ihr die nächsten Nächte zu weihen. —

Man kann sich die Lage des jungen Offiziers denken; Liebe und Pflicht kämpften so, daß er fürchtete, die letztere könnte unterliegen, und er endlich sich nicht anders zu helfen wußte, als indem er seine Ablösung begehrte. Er stellte ihr vor, seine Pflicht und Ehre verwehrten ihm, seinen Posten zu verlassen, worauf sie logisch erwiderte: was er von ihr begehre, streite ebenfalls gegen ihre Pflicht und Ehre, und sie seien dann quitte, — mais en sacrifiant même d'avantage en commettant un péché qui perdra mon âme, je sauve ma patrie, et peut-être Dieu me pardonnera! — Die Frau that mehr als der Held, der tausendfachem Tod des Leibes trotzt, — sie wagte, nach ihren Begriffen, den Tod der Seele! Gegen solche Waffen ist nicht zu kämpfen. Ich löste meinen Lieutenant R., um ihn der Verführung nicht auszusetzen, durch den alten mürrischen Rittmeister Z. ab, und an dem wären alle Verführungskünste der

drei Grazien des Heidenthums und der eilftausend Jungfrauen des neuen Kalenders gescheitert. Dagegen zog ihn die gute Tafel und der vortreffliche Champagner des Grafen E. oft genug von seinem Posten ab, um den Pohlen Mittel zu lassen, sich häufig, trotz aller Aufsicht, mit den benöthigten Gegenständen zu versehen.

Nicht, daß Judith dem Holofernes den Kopf abschnitt, macht sie zur Heldin; aber daß sie dem gehaßten verabscheuten Feind den holden Leib preisgab, um die Möglichkeit zu finden, ihm die Kehle abzusägen, das mag ihr größtes Opfer gewesen sein!

Allgemeine Zeitung Nr. 98, 8 April 1847.

Von der Elbe.

Der Verfaßer des „Pohlen-Attentates" hat in die Spalten der allgemeinen Zeitung vom 8. April 1847 eine Replik gegen die von der Gräfin Bobrowska eingesendete Reklamation einrücken laſſen. Wir würden uns über dieſelbe jeder Bemerkung enthalten, wenn ſie nicht von einem öſterreichiſchen Offizier unterſchrieben wäre. Auch der Einſender dieſer Zeilen hat die Ehre gehabt, das kaiſerlich öſterreichiſche Port-d'Epée zu tragen, und wird ſich ſtets mit Freude und Stolz jener Zeiten und ſeiner Kameraden bei den Reiterregimentern Kinsky und Vincent erinnern, aber er geſteht, daß damals, wo allerdings der Säbel mehr als die Feder in der öſterreichiſchen Armee gehandhabt wurde, man gegen den überwun-

denen Feind, und zumal gegen Frauen eine ſolche Stimme nur mit Befremden gehört haben würde. Mögen die Schreiber von Profeßion den geſchlagenen Feind beſchimpfen, mögen ſie dem Fliehenden noch Hohn und Spott nachſenden, — der Soldat, beſonders der öſterreichiſche Offizier, deſſen Feldbinde noch das Zeichen altherkömmlicher Rittertugend bleibt, beſchimpfte ſonſt keinen Gefallenen, — Verwundeten, — vor Allem kein Weib, — und hat nie, auch dem ſelbſtverſchuldeten Unglück, die Schonung verſagt, welche der Starke immer dem Schwachen ſchuldig bleibt, — gerade als Beweis, daß er ſich ſelbſt wirklich ſtark fühlt.

Wenn der Kriegsmann einmal zufällig zur Feder greifen zu müſſen glaubt, ſo ſteht es ihm wohl an, wenn er die ungewohnte Waffe mit Vorſicht und Scheu handhabt. Der Verfaßer des „Pohlen-Attentates“ hätte weit mehr der öſterreichiſchen Sache genützt, wenn er ſich der maßlos leidenſchaftlichen Sprache in ſeiner, leider in vielem ſonſt richtigen, Darſtellung enthalten hätte. Wenn er aber in ſeiner Replik, ſtatt ganz einfach auf das Reſultat und die Veröffentlichung der galiziſchen Kriminal-Unterſuchung

hinzuweisen, seinen Unmuth gegen die polnischen Frauen in nicht ganz paßenden Ausdrücken Luft macht, ihnen sogar verübelt, in den Tröstungen der Religion Milderung bei ihrer doch allerdings in mannigfaltiger Beziehung beklagenswerthen Lage zu suchen, — oder auf den Gräbern ihrer Freunde und Verwandten zu bethen; — so können wir, eben weil auch wir uns, und mit Stolz, — zum österreichischen Waffenrock und zur schwarz und gelben Fahne bekennen, diesen Ton von einem Kameraden um so weniger billigen, als wir befürchten, durch denselben die anerkannte Milde und Nachsicht des österreichischen Heeres, welches in diesen Tugenden den ersten Rang der deutschen Wehrmassen anspricht, bei dem gesammten deutschen Publikum in Zweifel gestellt zu sehen. Der Verfaßer des „Pohlen-Attentates" vergebe einem alten kaiserlichen Reiter diese wohlmeinende Bemerkung, und sein Schriftsteller-Talent wird um so mehr gewinnen und bedeutendere Resultate liefern, als es ihm gelingen dürfte, seine Leidenschaftlichkeit zu mäßigen, und sich weder vom vorgefundenen Giftpulver, noch einigen problematischen Galgenhaken, so heftig impreßioniren zu laßen, um darüber jedes

Maaß und jede Schonung zu vergeſſen, welche der Kriegsmann nach unſerer Anſicht dem ohnmächtigen überwältigten Feinde, immer und überall, vor Allem aber dem zarten Geſchlechte ſchuldig bleibt.

Ein ehemaliger k. k. Offizier.

Der „verabschiedete Landsknecht"

an den

„verabschiedeten Hausknecht."*)

Es gibt eine uralte historische Tradition, vermöge welcher Euer Wohl- und Grobgeboren Standesgenossen in der Grobheit eine gewiße anerkannte Spezialität und ein unbestrittener Vorrang zugesprochen wird. Euer Wohl- und Grobgeboren haben es versucht, in Ihrem nach Verdienst geschätzten Artikel im Käsperl diesen Vorrang geltend zu machen, und es ist Ihnen auch um so mehr gelungen, als Sie sich begnügten, dieses Ingredienz ausschließend, mit einiger Bosheit und sehr wenigem Witz vermischt, dem

*) Antwort auf eine unter diesem Titel gegen den Landsknecht erschienene eben so unbegründete als gemeine und pöbelhafte Schmähschrift.

Publikum aufzutiſchen. Wir Landsknechte ſind zwar auch nicht eben unſerer Höflichkeit wegen berühmt, doch geht uns in der Theorie und Verbal-Praxis die gehörige Übung ab, da ſich die meiſten unſerer Streitfälle nicht mit zwei Federn, ſondern zwiſchen zwei Degen oder vier Fäuſten abmachen. Sehr bedaure ich alſo, nicht mit derſelben Waffe Euer Wohl- und Grobgeboren ganz genügend begegnen zu können, und würde mit Vergnügen, und mit ſtolzem Selbſtvertrauen die Worte aus einer Poſſe Raimund's: „ſo grob wie Sie ſind, bin ich ſchon längſt geweſen, — vielleicht noch gröber!“ — ausrufen, wenn ich nicht mit Demuth meine Ohnmacht, Ihnen hierin die Spitze biethen zu können, eingeſtehen müßte. Es wäre übermüthiger Eigendünkel, in dieſem Zweige moderner Genialität mit Euer Wohl- und Grobgeboren in die Schranken treten zu wollen! — Auch ich bin zu ungeübt in der Feder, um es zu wagen, die Entgegnungen, welche ich ebenfalls mich berechtigt glaube auf Ihren Artikel zu erwidern, in ihrem ganzen Inhalte niederzuſchreiben, da Manches hineinfließen könnte, was ich aus Achtung für das leſende Publikum, das an einem Haus- und Landsknecht-Streit keinen beſondern

Gefallen finden dürfte, verſchweigen muß. Da ich aber Euer Wohl- und Grobgeboren doch nicht unbedingt eine Antwort ſchuldig bleiben will, ſo verweiſe ich Grobdieſelben auf eine unſerer anerkannt höchſten litterariſchen National-Autoritäten, nämlich auf des unſterblichen Goethe's Werke (Stuttgart, bei Cotta 1845, erſter Band Seite 724), wo Euer Wohl- und Grobgeboren die finden werden, welche auf Ihren Artikel paßt und die einzige iſt und bleibt, welche ich auf dieſe und ferner von Ihnen herrührende Angriffe zu geben geſonnen bin.

Mit ungeheuchelter aufrichtiger Achtung für Ihre ſeltene ausgezeichnete Grobheit und mit ſehr weniger für Ihren Witz und kleinliche Bosheit

Euer Wohl- und Grobgeboren

ganz und gar nicht ergebener und Sie unveränderlich verachtender

Landsknecht.

Erinnerungen

an den

Sonderbunds-Krieg in der Schweiz,

1847.

Tagebuch.

Brig in Wallis am Fuße des Simplon.

Geſtern als ich aus dem Poſtwagen ſtieg, über- 14. März.
reichte man mir einen Brief aus der Heimath, er 1847.
war mir eine rechte Tröſtung und Reiſeſtärkung Abends.
auf den ernſten Gang, den ich begonnen.

Das Wetter herrlich. Der Simplon faſt ſchneelos. Hier habe ich Pferde gemiethet, um morgen bis Münſter hinaufzureiten und dann, ſo Gott will, zu Fuße die Furca zu überſteigen.

Luzern.

Nach namenloſen Beſchwerden hier angelangt. — 20.
Bei Airolo eine Affaire mitgemacht. — Man er- Novb.
wartet den Angriff auf Luzern. Er wird ernſt ſein. — Das Volk ging bei dem Gefechte von Airolo, nachdem es nach alter Schweizer Sitte auf die Knie gefallen

und das Vaterunser gebethet hatte, nach erhaltenen Segen auf den Feind los — Es both mir einen rührenden Anblick. —

Luzern.

21. Juli. Vorgestern wurden wir bei Zug allarmirt. Die ganze Nacht wurde geknallt, getrommelt. — Sturmläuten und Allarmfeuer im ganzen Land, der Landsturm allenthalben aufgebothen! — Hauptmann Steiger von Kaiser-Jäger, welcher die dortige Position kommandirt, hat mit sechzig Jäger Scharfschützen ein vortheilhaftes Gefecht gegen ein ganzes Bataillon der Division Ziegler, unterstützt durch zwei Pieçen Geschütz und eine Abtheilung Reiterei, bestanden. Das zeigt, was ein wahrhaft alt kaiserlich-österreichischer Offizier vermag. —

Heute beritt ich die ganze Emmenlinie auf einem passablen Pferde, welches ich, freilich sehr theuer, hier erkaufte, in Begleitung eines Adjutanten, des Rittmeisters Tomarsamy, (auch ein Freiwilliger, von Polatinal-Hußaren). Die Position ist fest, und der Feind kann sich daran viele Zähne ausknacken, bis er sie aufbeißt. Nur die übermäßige Uebermacht

kann ſeinen Sieg wahrſcheinlich machen. Vielleicht gibt die Geſchichte einen dritten Tag zu Sempach und Morgarten in die Annalen der Urkantone. —

Meine Uniform iſt blau, roth und weiße Feldbinde, — Hut. — gewöhnlich aber meine Tyroler Joppen, mit der Feldbinde und Kappel.

Heute früh wurde Lieutenant Balthaſar, der einzige Sohn des Oberſt Balthaſar von Luzern, der bei Airolo gefallen, hier beerdigt. Die Leiche war dem feindlichen Boden entriſſen worden, ein Siegeskranz zierte den Sarg. Es war ein rührender Anblick. Alle ſeine Lieben und der ganze Stab begleiteten denſelben.

Mit dem herrlichen General Salis komme ich vortrefflich aus. Man wollte auch mich zum Generalen machen, wogegen ich aber proteſtirte, mir iſt der Oberſt bequemer.

Ich ſoll das Bürgerrecht von Luzern, Zug und Uri erhalten. — Auf dem Schlachtfelde es vorher zu verdienen, wäre mir erwünſchter.

Altorf.

24. Novbr. Nach einem heftigen Gefechte bei Gislikon an der Reuß, welches gestern den ganzen Tag währte, und wobei General Salis durch einen Granatensplitter am Kopfe verwundet wurde, haben wir uns nach Luzern, und von da in der Nacht in die Urkantone retirirt. Ich bin, Gott sei Dank, gesund.

Domo d'Ossola.

26. Novbr. Gott sei Dank getrommelt, gepfiffen und gejubelt, — ich bin, mit unendlichen Beschwerden und Gefahren kämpfend, in der Nacht gestern über den Simplon gelangt, und unsern erbitterten Verfolgern, — mich wie ein Murmelthier durch den Schnee grabend, — glücklich entkommen! — Unter diesen Verhältnissen ist aber eine Promenade von St. Gotthardt über die Furca und den Simplon, stets den Feind mit Strang und Kugel hinter sich, die Eisfelsen und Schneewände vor sich, — wahrhaftig keine Lustparthie zu nennen. Viele meiner Gefährten sind leider noch nicht eingetroffen und vermuth-

lich den verfolgenden Feinden in die Hände gefallen oder ſonſt verunglückt! Auf mich, als einen der Anführer und Leiter des Angriffs von Airolo hatten die Teſſiner eine beſondere Wuth und mir insbeſondere Rache geſchworen. Jetzt können ſie mir aber nachſehen! — Freilich habe ich, wie Atalante, auf der Flucht nach und nach Alles von mir werfen müſſen, ſo daß ich faſt alle meine Effekten eingebüßt habe; nur das alte liebe Jagdmeſſer nicht, das mir die ganze Zeit nicht vom Leibe kam. Mein Franz (der Jäger) hat ſich vortrefflich benommen, größtentheils ſeiner Wachſamkeit und Entſchloſſenheit verdanke ich, daß ich hier bin.

Morgen gedenke ich nach Mailand zu gehen, um eine Beſchreibung von dem Unheil zu machen, welches papierne Unterſtützungen ohne metallene Hülfe in Silber, Gußeiſen und Blei anrichten! —

Mailand.

Ich komme mir noch vor wie ein Pudel, der aus dem Waſſer kommt und ſich ſchüttelt. Ich kann verſichern, daß dieſe letzte Tour kein Harlekinsſprung war, und daß es nur an einem Haar gehangen hat. 1. Dezbr.

daß ich nicht ſelbſt an einem Strick hänge! Indeſſen hat Gott Alles zum Beſten gewendet. Nur koſtet der Spaß viel Geld, und es wird mir manches Opfer koſten, um es wieder hereinzubringen. Einen großen Theil meiner Effekten habe ich auch theils in Luzern zurücklaſſen müſſen, theils am St. Gotthardt verloren, dergeſtalt, daß ich, wenn auch nicht nackt und bloß, ſo doch mit einem Hemde und einer Unterziehhoſe hier angekommen bin, folglich mir Alles nachſchaffen muß, wenn ich mich auf der Straße oder unter den Leuten zeigen will.

Ich habe einſtweilen eine Menge hier zu kritzeln, zu berichten und zu beſprechen, das iſt auch Urſache, daß ich, ſo gern ich mit Dir plaudern möchte, abbrechen muß.

Mailand.

4. Febr.

Nur ein paar Worte, um Dir für Deinen lieben Brief vom 26. v. M. zu danken. Ich bin ſehr beſchäftigt, muß für den Feldmarſchall ein Memoire machen, eines für Wien. — Mes pauvres yeux n'y ſuffisent pas.

Geſtern iſt der ritterliche General Salis hier eingetroffen, hat mich gleich beſucht. Mit ihm meh-

rere andere Schweizer Flüchtlinge, Kolonel St. Denis, H. v. Marian, der mir ſein Pferd geliehen hatte, und mehrere andere. Sie ſind mit Lebensgefahr über die Furca gekommen. — Es iſt gräulich, wie jetzt da drüben gewirthſchaftet wird. Vielleicht wird ob ſolchem Spektakel doch endlich die göttliche und vielleicht ſogar die politiſche Langmuth und Schlappobrigkeit ermüden!

Geſtern Abends war ich bei Ficquelmont. Den Tag über habe ich als Kanzlei-Inſekt gelebt.

Mailand.

Ich bin geſtern nicht dazugekommen dieſen Brief zu expediren, habe aber die Freude gehabt, Abends den deinigen vom 20. v. M., der mir nach Brig nachgereiſt war, wiederzufinden! — Wir wollen Gott danken, daß er mich dießmal wieder ungerupft aus des Feindes Klauen zurückgeführt hat. — Gott iſt groß und gut, und ich wußte, daß ich bei dieſer Gelegenheit nicht anders handeln konnte, und hineinfliegen mußte; — denn wahrlich, hätte ich gekonnt, ich hätte mir den herben Kelch erſpart. Wußte ich ja doch am Beſten, daß hier wohl der Tod, auf 5. Dezbr

keinen Fall aber der Sieg, — zu erwarten war. Aber jetzt lassen wir die trüben Gedanken an Alles, was hätte werden können, und danken wir Gott für das, was er uns gelassen hat!

Gestern viel gekritzelt. Ich habe aber einen bösen Finger und bin dabei sehr genirt. Machte dann einen großen Spaziergang zur Porta romana und Besuch bei unserm tapfern Generalen Salis, der seiner Verwundung wegen nur wenig ausgeht. Ich stund in dem Augenblick als die Kartätschenladung, durch die er getroffen wurde, einschlug, keine fünfzig Schritte von der Batterie, in welcher er sich befand. Hätte er mich nicht in einem Auftrage zufällig fortgeschickt, so hätte ich wohl auch von der Sauce zu kosten bekommen.

Gestern bei einem Diner gewesen, und zwar einem sehr guten. Welcher Kontrast zwischen diesem erleuchteten Salon mit Teppichen und Leckerbissen, Licht, Duft und Wärme; und der [illegible]rca, auf der ich vor zehn Tagen meinen kärglichen Morgenimbiß von Käse und Schnaps zu mir nahm, oder am Rhone-Gletscher ein Stück von einem gebratenen Ziegenbock verschlang! —

Mailand.

Ich danke für Deine lieben Zeilen vom 1. d. M. 8. Dezbr.
— Du thuſt den Schweizern mehr Unrecht als ſie verdienen. Suche die Feiglinge und Betrüger, die Schwachköpfe und Papierherzen nicht allein hinter den Schweizerbergen, Du findeſt ſie vielleicht näher! — Daß wir unſern verwundeten Generalen aus dem Feuer heimtrugen, beweiſt: daß weder er noch wir den Kartätſchen aus dem Wege gegangen ſind. Aber es iſt Syſtem der radikalen Preſſe, dem Ueberwundenen auch nicht einmal die Ehre zu laſſen. Haben ſie doch über den tapfern Oberſt Elgger, deſſen Mantel ſiebenmal von Kugeln durchlöchert, deſſen Pferd unter ihm, und ſein Sohn neben ihm niedergeſchoſſen worden iſt, ausgeſprengt und geſchrieben, er ſei feige geflohen! — Es iſt eine kurioſe Welt, und man muß ſich wenig mehr um das bekümmern, was die andern Leute von Einem ſagen, ſondern wie der alte F. Z. M. Sommariva ſich damit begnügen, ſich ſelber zu ſagen: „Jk bin ſufrid, das is Hauptſak, — und ſomit basta!“ — Was ſollten denn die Häupter des Sonderbundes in Luzern etwa nach der

Kapitulation machen? — Daß bei Freiburg's Uebergabe Verrath und Bestechung, (nebstbei trieben die Radikalen Weiber und Kinder von den Schanzen), — bei jener Zug's Kleinmuth und Feigheit im Spiele gewesen war, kann ich nicht läugnen. Der Kampf selbst aber hatte an und für sich keine Möglichkeit eines günstigen Ausgangs, denn auf spanische Messer und spanische Blutherzen und Hungermagen war hier nicht zu rechnen.

Ich habe mit General Salis, Oberst Elgger und den österreichischen Offizieren, Hauptmann Steiger, Oberlieutenant Albertini, Lieutenant Tschorner, bei dem liebenswürdigen edlen Generalen Wallmoden gespeist. Er war ganz außergewöhnlich gemüthlich und artig für diese Herren, wie er es sein kann, wenn er will. Lieutenant Tschorner, dem eine Branntweinflasche, die er in der Brusttasche trug, das Leben salvirte, ließ er eine ganz besondere Liqueursorte serviren, kurz er wußte alle Herzen zu gewinnen und bezauberte alle meine Unglücksgefährten, welche die Theilnahme dieses ausgezeichneten Mannes erfreute und ihnen schmeichelte.

Beilagen.

Summariſche Ueberſicht

der kriegeriſchen Ereigniße in der Schweiz, welchen ich theils als Augenzeuge, theils als naher Beobachter beizuwohnen Gelegenheit hatte.

Am 16. November Abends erreichte ich nach einem ziemlich mühſamen Marſch durch Ober-Wallis und über die Furca das Hospital auf dem St. Gotthardt. In Ober-Wallis fand ich die Ortſchaften von aller männlichen Bevölkerung, Greiſe und Knaben ausgenommen, entblößt, da dieſelbe in den Landſturm eingereiht, und theils nach dem untern Wallis gegen St. Maurice, theils auf den Gotthardt gezogen war. Die Weiber füllten die Kirchen und flehten um himmliſchen Schutz und Hilfe. Trotz der auf dieſem eben nicht reichen Ländchen drückenden ſchweren Kriegslaſten hörte man weder Klagen noch Murren, ob-

zwar der Hauptreichthum der Einwohner, der Viehstand, durch die nothwendigen Requisitionen an Schlachtvieh, bedeutend herabgesetzt, ja beinahe erschöpft war.

Ich sprach in Brig und Vitsch die beiden Landsturm-Obersten Jost, Onkel und Neffe, und trotz meiner Betheuerung, daß ich bloß als Privatmann reise, um den katholischen Kantonen meine Dienste anzubiethen, ward ich allenthalben, und natürlicherweise von den Autoritäten wohl auch gefließentlich, als Abgeordneter vom „Haus Oesterreich" ausgegeben, aufgenommen und begrüßt.

Auf dem St. Gotthardt fand ich viel Truppen-Bewegung. Der Oberst Emanuel Müller, der sie kommandirte, empfing mich sehr freundlich, und theilte mir mit: daß er des folgenden Tages gesonnen sei, den Gotthardt herab zu marschiren, und sich vorläufig Airolo's im Canton Tessin zu bemächtigen. Er trug mir sogar an: das Kommando dieser Expedition zu übernehmen, welches ich aber aus leichtersichtlichen Gründen bestimmt ablehnte, dagegen mich aber erboth, ihn auf diesen Zug bis Airolo zu begleiten. Später erschien auch der, mir von früher

her wohlbekannte wackere Oberſt Vincenz Müller aus Ur[illegible]d wir beſprachen die vorläufigen Dispoſitio[illegible]er den vorhabenden Angriff.

Am 17. in aller Früh begab ich mich in Begleitung des Oberſt Müller von Hospital nach dem Hospiz, auf der Spitze des St. Gotthardt, wo ſich die zur Expedition beſtimmten Truppen ſammelten. Sie beſtanden aus einem regulären Bataillon Urner, einigen Abtheilungen Urner Scharfſchützen, Landwehr von Ober- und Unterwaldnern und Walliſer Landſturm und Freiwilligen-Compagnien. Dieſe letzteren erfreuten mich insbeſonders durch ihre Haltung. Obzwar ſchlecht und dürftig bekleidet und ſeit mehreren Tagen der Kälte und der ſchlechten Witterung ausgeſetzt, ließ ſich weder Klage noch Murren finden. Dieſe Mannſchaft des Landſturms beſtand größtentheils aus theils ältlichen, theils ganz jungen Leuten, da die eigentlich waffenfähige Mannſchaft in den regulären und Landwehr-Bataillonen eingetheilt war. Die Abtheilungen hatten ihre Feldprediger bei ſich, welche durch Zuſpruch aller Art die Leute aufmunterten, und viel Gewalt über ſie auszuüben ſchienen. Unter ihnen zeichnete ſich beſonders ein gewiſſer Pater

Huebner, Jesuit aus Brig, welcher, wie ich hörte, früher selbst in königlich preußischen Militärdiensten gestanden sein soll, durch Eifer und Beredtsamkeit aus.

Es wurde bestimmt, daß eine Kolonne rechts gegen den Urserer-Paß hinab sich ziehen, und auf denselben und den zunächst liegenden Höhen die r e c h t e, eine andere, aus Urner Scharfschützen bestehend, längs den Höhen des St. Gotthardts herab die l i n k e Flanke des Feindes umgehen, und die erstere insbesondere durch schnelle Gewinnung der hinter Airolo über den Strom führenden Brücke den Feind um seinen Rückzug besorgt machen solle. Oberst Vincenz Müller und dem früher in carlistischen Diensten gestandenen Hauptmann Huander von Uri war die Führung dieser Kolonne anvertraut. Beide entledigten sich auf das Beste ihrer Aufgabe. Die Truppenzahl mochte sich ungefähr auf eintausend achthundert bis zweitausend Mann nebst drei Geschützen, einem Sechspfünder, einer siebenpfündigen Haubitze und einem Vierpfünder belaufen. Um acht Uhr trat, nachdem die Seitenkolonnen vorausgegangen waren, auch die Mittelkolonne ihren Weg den St. Gotthardt herab an, nachdem die Mannschaft kniend, noch nach alter

Eidgenossen-Sitte, die herkömmlichen fünf Vaterunser gebethet und ihr der Segen ertheilt worden war. Ein starkes Schneegestöber erschwerte zwar unsern Marsch, begünstigte aber unser unbemerktes Vorrücken, so daß die Colonne schon drei Viertheil des Weges zurückgelegt hatte, — dem Wachhause vorüber, wo einige Tage vorher die beiden hoffnungsvollen Offiziere, Oberlieutenant Balthasar von Luzern und Lieutenant Arnold von Ury, waren meuchlerisch erschossen worden, — und im Angesicht von Airolo stand, bevor der Feind eine Ahnung des Angriffes hatte. Diese Sorglosigkeit in der Nähe eines gefürchteten Feindes bleibt unbegreiflich. Bald entwickelte sich auf der rechten Flanke des Feindes oberhalb Airolo das Feuer der Scharfschützen, und kaum gelang es ein paar Avisoposten des Feindes noch zeitig genug, denselben auch von dem Anrücken der Seitenkolonne, welche zugleich seine rechte Flanke und seinen Rückzug bedrohte, zu benachrichtigen. Der Feind führte zwei Geschütze auf die Straße vor das Dorf, und machte etwa zwölf bis zwanzig Schüsse, welche keinen Schaden machten und von unsern Geschützen beantwortet wurden. Bald war er in voller

Flucht, und hatte kaum Zeit seine Kanonen in Sicherheit zu bringen. Noch fünf Minuten später und sein Rückzug war abgeschnitten. Unser Verlust belief sich auf einige Verwundete, jener des Feindes auf sechs bis sieben Todte, etwa zwanzig Verwundete und etwa vierzig bis fünfzig Gefangene, worunter siebzehn Offiziere. Zu bedauern ist, daß bei dieser Gelegenheit zufälliger Weise durch das Feuer der Scharfschützen von der Einwohnerschaft von Airolo ein Mädchen getödtet und ein anderes Frauenzimmer leicht verwundet worden war. Die Scharfschützen konnten nicht voraussehen, daß sämmtliche Vertheidiger schon längst entflohen waren, als noch die Neugierde die Bewohnerinnen des Dorfes unvorsichtiger Weise an die Fenster lockte. Sonst wurden auf keinerlei Weise Exzesse oder Gewaltthätigkeiten verübt, und die sonderbündlerischen Truppen hielten im Ort vortreffliche Mannszucht. Oberst Luvini war so eilig entflohen, daß sein Hut, sein Prachtdegen und seine Epauletten eine Beute der Sieger wurden, in deren Hände auch ein Theil seiner Papiere fiel; darunter befanden sich, nebst angefangenen Privatbriefen, auch mehrere Situations-Croquis und Dislokations-Ta-

hellen, aus denen es sich ergab, daß die Stärke der Tessiner sich in und um Airolo an vier bis fünftausend Mann belief. Nur diese Dokumente konnten mich daran glauben machen, daß eine wirklich so bedeutende Anzahl so schnell und nach so geringfügigem Widerstande vor uns gewichen sei. Ich hatte den Feind auf höchstens zweitausend Mann geschätzt, und konnte selbst in dieser Voraussetzung mir seine übereilte Flucht nicht erklären.

Als bei der Vorrückung gegen Airolo die ersten Kanonenkugeln der Tessiner in der Nähe unserer Colonnen einschlugen, sah ich einen Walliser Landstürmer, einen bereits sehr bejahrten Mann, bleich und matt an einem Baume, die schwere Büchse neben sich liegend, lehnen. Ich sprang auf ihn zu und trug ihm einige Labung an, und frug ihn, ob der vielleicht für seine Jahre zu beschwerliche Marsch ihn ermüdet und entkräftet habe, und er sich unwohl fühle? — Der gute alte Mann schlug aber die Augen nieder und sagte ganz treuherzig: „Nein Herre, ich fürchte mich nur, und das schlägt mir in den Magen;“ — ich erwiderte lachend: „Lieber Alter, wenn geschossen wird, fürchten sich eigentlich Alle,

die es hören, nur muß man es nicht zeigen, und dann vergeht es schon von selbst; denn schießen und treffen ist zweierlei. Es kömmt aber nur darauf an, wer sich mehr fürchtet und früher davon läuft. Glaubst du etwa, ich fürchte mich nicht auch? aber ich weiß, daß die drüben sich gewiß noch mehr fürchten als ich, und um so früher davon laufen werden, als wir zu ihnen hinab kommen!" — Diese Worte und ein Schluck Schnaps ermuthigten den alten Landstürmer und lockten ihm ein Lächeln ab. Er ergriff wieder seine Büchse und folgte dem Zuge.

Als wir später in Airolo eingerückt waren, humpelte mein alter Walliser mir ganz fröhlich entgegen: „Sie habe Recht gehabt, Herre, die Andern haben sich doch noch weit mehr gefürchtet als wir!"

Mancher erfahrne Kriegsmann wird wissen und zugeben, daß diese Worte, wenn auch nicht laut ausgesprochen, das Epilog nach mancher überstandener Affaire ausdrücken.

Nachdem Oberst Müller in Airolo eingezogen war und es besetzt hatte, trat ich meinen Rückweg auf den St. Gotthardt unter Eskorte von einigen Unterwaldner Scharfschützen an, und erreichte mit

großer Anſtrengung, trotz dem heftigſten Schneegeſtöber bei einbrechender Nacht das Hospiz, wo ich drei nachgerückte Compagnien Walliſer fand, und übernachtete *).

Den 18. ſetzte ich meinen Weg fort, begegnete mehreren zur Verſtärkung der Diviſion Müller beſtimmten Truppen mit zwei Geſchützen, und erreichte Fluelen am Vierwaldſtätter-See. Dort traf ich dem Kapitain Sonnenberg, Adjutant des Generals Salis, (Sohn des Generalen desſelben Namens), — welcher von ſeinem Chef beauftragt war, mich zu bewillkommnen. In ſeiner Begleitung überſchiffte ich noch in derſelben Nacht den See, und traf am 19. Morgens in Luzern ein.

Unmittelbar nach meiner Ankunft wurde ich in den Kriegsrath eingeführt, als deſſen Präſident Herr Schultheiß Siegwart Müller fungirte, und zu deſſen Beiſitzer ernannt. Man trug mir den Rang eines

*) Es war dies eine höchſt beſchwerliche, ja lebensgefährliche Expedition, deren Erfolg ich nur den Anſtrengungen der ſechs kräftigen, mir zur Begleitung mitgegebenen Urner Scharfſchützen verdanke, — mehreremal ſank ich erſchöpft nieder, und wurde nur mit den Tragriemen meiner Begleiter aufgerichtet und weiter geſchleppt.

Generalen an, und ſtellte mir den Wirkungskreis frei, den ich mir zu wählen für gut befinden würde. Ich proteſtirte aber ausdrücklich gegen jedes unmittelbare Kommando und erbath mir mit dem Rang und Titel eines Oberſt und General-Adjutanten des Herrn Generalen von Salis in deſſen Nähe bleiben und mit meinen geringen Kräften und Fähigkeiten nach Möglichkeit an die Hand gehen zu dürfen.

Herr General von Salis, eine ächte militäriſche ritterliche Erſcheinung, empfing mich auf das Wohlwollendſte und Liebreichſte. In ſeiner Nähe fand ich alle meine früheren Bekannten, namentlich den tapfern ausgezeichneten Oberſt Elgger, Oberſt Schmid, Oberſt Tſchudy, Hauptmann Meyer von Schauenſee, Major Zerrleder ꝛc. ꝛc. wieder. An neuen Waffenbrüdern mehrere Offiziere der kaiſerl. Armee: Kapitain Albertini, Oberlieutenant Tſchorner, Lieutenant Csomatſanyi; ferner Oberſt St. Denis, Baron Dießbach, Kapitain Merian, Lieutenant Schweinitz ꝛc. ꝛc. *) Die meiſten dieſer Herren hatten ſchon bei den früheren Gefechten in Aarau und bei Urx mehr oder

*) Hauptmann Steiger von Kaiſer Jäger befand ſich in dieſem Augenblick im Canton Schwyz detachirt.

weniger Gelegenheit gefunden, ſich auszuzeichnen. Namentlich hat Oberlieutenant von Tſchorner dem Oberſt Elgger, als deſſen fünfzehnjähriger Sohn neben ihm gefallen und ſein eigenes Pferd todtgeſchoſſen war, faſt unter den feindlichen Bajonetten ihm auf ſein eigenes Pferd geholfen, dadurch den tapfern Oberſt, deſſen Mantel bereits von Kugeln durchlöchert war, gerettet, und einen glänzenden Beweis ſeines Muthes gegeben. Der General von Salis belobte ebenfalls mit beſonderer Wärme die Leiſtungen des Hauptmanns Steiger und Oberlieutenants Albertini, beide aus kaiſerlichen Dienſt anher beurlaubt.

Die nächſten Tage nach meiner Ankunft brachte ich mit Beſichtigung der Befeſtigungen an der Emme und Reuß, deren erſtere ich verfloſſenes Jahr ſelbſt angeordnet hatte, zu. Dieſelben waren von Herrn Hauptmann Meyer mit eben ſo viel Thätigkeit als Umſicht ausgeführt worden. Dieſe ſogenannte Emmenlinie lehnte ſich links an das enge Defilée zwiſchen dem Sonnenberg und Schwarzenberg, ſchließt den erſteren, das Plateau von Littau, ein, und zieht ſich längs der Emme bis an das linke Reußufer fort. Einige Verſchanzungen, Erdwerke und Gräben mit

vorliegender Brustwehr, verstärkten diese an und für sich feste Stellung, welche die Zugänge von Zofingen und Aargau beherrscht. Man war gewohnt, diese Seite als die muthmaßliche Angriffsfront anzusehen. In mir bestand längst die Ueberzeugung, daß der Feind am rechten Reußufer, von Zürich her, auf unsere rechte Flanke losgehen werde. Unsere Stellung war im Winkel. Vom Entlibuch längs der Emme bis zu der, mit einem kleinen tête de pont versehenen Brücke von Gislikon über die Reuß die eine Fronte; von dort aus gegen Schwyz hin, wo die Division Abyberg den rechten Flügel bildete, die andere, — somit stunden wir in einem Winkel, dessen Scheitel die Gislikon-Brücke, einen Schenkel der Emmenlinie, und den andern die Linie von der Reuß über Cham bis gegen Einsiedeln bildete. Auch die zweite Linie wäre besonders mit etwas größerer künstlicher Nachhülfe, fest zu nennen gewesen, denn die Zugänge zwischen dem Vierwaldstätter- und Zuger-See, endlich der berühmte Paß am Rothenthurm sind allerdings vertheidigungsfähig. Nur erfordern sie eine weit größere Truppenmasse, als jene, mit welcher wir disponiren konnten. Zudem hatte unsere Stel-

lung den Nachtheil, daß der Feind die eine oder die andere Linie angreifen konnte, ohne daß dieſelben ſich wechſelſeitig hätten unterſtützen können. Dieſem Uebel hätte nur die Aufſtellung ſtarker und beweglicher Reſerven vor Luzern und bei Hattwyl und Roth abhelfen können, um nach Umſtänden ſie nach dem einen oder andern bedrohten Punkt werfen zu können. Leider unterblieb dieſe Maßregel, — vielleicht war dies auch durch die nummeriſche Schwäche der Truppen bedingt.

Einige Sitzungen im Kriegsrathe und die Beſichtigung der anweſenden Truppen und des vorhandenen Materiales, ſo wie des Terrains ſetzten mich in die genaue Kenntniß der Verhältniſſe. Aber je tiefer ich in dieſelben blickte, um ſo bedrohlicher ſchien mir die Lage des Sonderbundes. — Immer mehr zog ſich das Netz zuſammen, welches ihn zu erdrücken ſtrebte, und der kurze einer Offenſive günſtige Moment war längſt vorüber; obwohl es mir noch immer zweifelhaft war, ob in den gemiſchten Cantonen bei unſerem Einrücken die Katholiken und Conſervativen wirklich zu den Waffen gegriffen und uns angeſchloſſen hätten: in Teſſin wenigſtens trat

dieſer Fall nicht ein. Wäre aber darauf zu rechnen geweſen, ſo mußten Ausfälle nach Aargau, Graubündten und Teſſin, vor der Concentrirung der feindlichen Kräfte als das einzige Mittel erſcheinen, das Blokade-Manöver hinauszuſchieben, mit welchem der Feind am Ende den Kampf zu einem Belagerungs-Krieg zu machen wußte, in welchem ſeine entſchiedene Uebermacht an Geſchütz ihm einen ſichern und ſchnellen Erfolg verſprach.

Mir erſchien die Lage des Sonderbundes wie die einer belagerten, und zwar ſchlecht konſtruirten Feſtung: die kleinen Cantone als Reduit, und vier Außenwerke, Luzern, Freiburg, Zug und Wallis vor ſich. — Das Letztere allein einer ſelbſtſtändigen Vertheidigung fähig, aber nur durch den ſehr problematiſchen Furca-Paß mit dem Hauptkörper verbunden. Noch iſt es mir unbegreiflich, daß der Feind nicht von Bern aus, den Hospiz am Grimſel beſetzt, — und ſomit dieſe einzige Verbindung zwiſchen den Urcantonen mit Wallis und dem Auslande über den Simplon zu bedrohen und zu unterbrechen verſucht hat. Luzern, trotz ſeiner künſtlichen Befeſtigung dem feindlichen Hauptangriffe in ſehr ungün-

stigen Verhältnissen ausgesetzt. — Freiburg und Zug aber der Vertheidigung in militärischer Beziehung eher eine Last als ein Vortheil, der nur aus politischen Rücksichten behauptet werden mußte.

An Material, Lebensmitteln ꝛc. ꝛc. waren zwar bedeutende Vorräthe gesammelt und theilweise noch vorhanden, — unverhältnißmäßig gering aber die Artillerie, kaum vierzig Stück zählend, gegen jene des Feindes, der über zweihundert Geschütze disponiren konnte, deren bereits achtzig in die Linie gerückt waren, und vierzig blos allein gegen die Emmenlinie vorrückten, in welcher wir ihm nur dreizehn Paixhans und zwölfpfündige Haubitzen entgegen zu setzen vermochten *).

Der Geist der Truppen war im Ganzen sehr gut zu nennen, und guter Wille und Pflichtgefühl vorherrschend, allein Mangel an Disziplin und Unbeholfenheit in taktischer Ausbildung ließen sich bei Offizieren und Mannschaft nicht verkennen, und nur durch diese beiden Eigenschaften und die dadurch sich ergebende überwiegende Manövrir-Fähigkeit hätte es

*) Das übrige bestand aus leichten Feldgeschütz, Acht und Vierpfünder, nothdürftig oder gar nicht bespannt.

uns gelingen können, gegen die nummerische Ueberzahl des Feindes ein günstiges Resultat zu erlangen, da wir darauf angewiesen waren, namentlich im Canton Luzern auf offenen Terrain den Kampf auszufechten, auf welchem Tapferkeit allein die praktische Ausbildung und den Mangel an Reiterei und Geschütz nicht zu ersetzen vermag. Ich bedauerte sehr, daß meine frühere, mit Oberst Elgger vielbesprochene und entworfene Ordre de bataille in vier Divisionen, — (linker Flügel: Luzerner an den Entlibucher Landsturm gelehnt. — Centrum: Division Lupin. — rechter Flügel, Schwyz. — Reserve: Urn, Ob- und Niederwalden. —) nicht durchgegangen war. Dieselbe hätte alle Bewegungen und Detachirungen erleichtert und geordnet, während die Eintheilung in zwei große Divisionen in keiner Hinsicht sich den Umständen angemessen erwies.

Ich vermißte bei den Truppen die Erbitterung gegen den Feind, welche ich als das einzige Kriterium eines ausdauernden Widerstandes erwartete, und nur beim Landsturm ließ sich dieselbe theilweise wahrnehmen. Uebrigens war derselbe nicht nach meiner Ansicht, nämlich in Gemeinden, organisirt.

So formirte er nur ſchlecht bewaffnete und organiſirte Reſerve-Bataillone. — Nur mit Schießgewehr, ohne ſonſtiger Angriffswaffe, verſehen, ſchien er mir beſtimmt und bemüßigt, nach der erſten Decharge davon zu laufen. Ueberhaupt iſt ein Guerillas-Krieg nicht in einem Lande denkbar, wo mildere Sitten, Wohlhabenheit und geordnete ſoziale Verhältniſſe Wurzel gefaßt haben.

Außerdem iſt es eine unbeſtreitbare, aber in der Natur der Dinge liegende Bemerkung, daß der radikalen Partbei auch bei nummeriſcher Minderzahl eine größere Thatkraft zu Gebothe ſteht, als der konſervativen. In Folge deſſen leiſteten die wenig zahlreichen Radikalen unter uns dem Feinde weit wichtigere und größere Dienſte als die zahlreichen Sympathien, auf welche wir in den zwölf Cantonen unbedingt rechnen zu können glaubten; Beweis deſſen, daß wir von Allem, was beim Feinde vorging, ſehr geringe und unzuverläßige Kunde erhielten, er dagegen von Allem, was ſich bei uns ereignete, genau und ſchnell unterrichtet war.

Meine urſprüngliche Anſicht eines Offenſiv-Syſtems durch Einfälle in Graubündten, St. Gallen

und Teſſin, — Beſetzung der vier Schweizer Hauptpäſſe: Bernhardin, Splügen, St. Gotthardt und Simplon — der Umgehungs-Angriff des feindlichen linken Flügels, von Schwyz und Gislikon gegen Aarau und Zürich, — war nun jedenfalls vereitelt. Nur der Teſſin konnte noch genommen werden, wenn die von Oberſt Müller mit Einſicht und Entſchloſſenheit geleitete Expedition noch zeitig genug, ehe dem Feinde aus Graubündten her Verſtärkung zukam, mit Mannſchaft und Geſchütz unterſtützt worden wäre, um Belenzona und Lucarno zu nehmen; allein einestheils wagte ich es nicht, im Kriegsrathe darauf nachdrücklich anzutragen: unſere ohnehin bereits mit Uebermacht bedrohte Angriffslinie noch mehr zu entblößen; anderntheils both der Transport über den St. Gotthardt bei der gegenwärtigen Jahreszeit manche Schwierigkeit dar, und ließ befürchten, daß das entſendete Geſchütz entweder zu ſpät kommen, oder, im Falle eines Rückzuges, verloren werden könne, — und endlich machte meine perſönliche Stellung als Fremder mir es zur Pflicht, ſehr behutſam in Vorſchlägen zu ſein, in welchen man eine fremde Inſinuation oder die indirekte Verheißung unmittel-

barer Unterſtützung oder gar offener Intervention, — mit welcher Täuſchung man ſich ohnehin zu ſehr vertraut gemacht hatte, — zu finden ſehr geneigt geweſen wäre.

Ich ſah alſo nur eine förmliche Belagerung in Ausſicht, die mit dem Fall der Belagerten und dem Siege der Belagerer enden mußte, wenn kein Entſatz zu hoffen war. Und woher ſollte dieſer kommen? —

Daher rieth ich ſchon am 20., zu Unterhandlungen zu ſchreiten. Man erwiderte mir: dies könne *vor* dem Kampfe nicht geſchehen. Ich meinte: *nach* dem Kampfe würde es zu ſpät ſein, da eben deſſen Reſultat unſere Entwaffnung ſein würde, während wir *jetzt*, noch gerüſtet und die Waffe in der Hand, auf Rückſichten Anſpruch machen könnten, welche ſpäter hinwegfallen dürften.

Mittlerweile traf wie ein Donnerſchlag die Nachricht von dem Falle Freiburgs ein. So unwichtig dieſes Ereigniß in militäriſcher Beziehung war, ſo niederſchlagend erwies es ſich durch den moraliſchen Eindruck, den es bewirkte.

Am 21. allarmirte der Feind unſere Poſten am Zuger See. Hauptmann Steiger hatte ein glän

zendes Gefecht, in welchem er mit sechzig Scharfschützen einem Bataillon Zürcher, zwei Geschützen und einer Abtheilung Reiterei die Spitze bot, und sie kräftig zurückwies.

Tags zuvor hatte die Division Ochsenbein das Entlibuch beunruhigt, vermuthlich um durch diesen Scheinangriff auf unsere linke Flanke jenen auf die rechte zu maskiren, oder eine Diversion zu machen. Dieser Angriff war aber durch den Entlibucher Landsturm kräftig und mit Verlust des Feindes zurückgewiesen worden.

Am 22. fiel Zug ab. General Salis begab sich in meiner Begleitung nach Cham. Er wollte mit General Abyberg dort sich in's Einvernehmen setzen, welcher aber nicht persönlich erscheinen konnte, da der Feind bereits seinen Rückzug aus dem Zuger Gebieth zu beunruhigen anfing. Ich konnte mich nicht enthalten, den Generalen Salis aufmerksam zu machen, daß durch diese neuen Ereignisse unsere Stellung bei Cham in ihrer rechten Flanke bedroht und die Verbindung mit General Abyberg gefährdet, mithin der Rückzug aus dem Zuger Gebieth in die Position von Gislikon zur Vertheidigung der dortigen Brücke und des vor-

liegenden tête de pont bereits angezeigt sei. Gegen Abend zog der Herr General auch seine Truppen dahin zurück, und beauftragte mich nach Luzern zurück zu reiten, den Kriegs-Rath über den Stand der Dinge zu berichten, und in der Emmenlinie in Verbindung mit Herrn Oberst Elgger alle Maßregeln gegen einen möglichen Angriff vorzubereiten.

Am 23. Vormittag war ich eben mit Besichtigung dieser Linie und der Verschanzungen am linken Reußufer beschäftigt, als der Kanonendonner von Gislikon her mich vermuthen ließ, daß dort ein ernsthafter Angriff stattfinde. Gegen zwei Uhr langte ich dort in dem Augenblicke an, als der General Salis, obzwar durch ein Granatenstück am Kopfe verwundet, noch die Position hielt, jedoch soeben den Rückzug anbefohlen hatte. Dieser wurde erstens durch das überwiegende Feuer von drei Zwölfpfünder-Batterien, welche theils von Henau her, theils von den dominirenden Anhöhen am linken Reußufer wirkten, — (während wir ihnen nur drei Batterien leichter Geschütze, eine Paixhans-Kanone ausgenommen, entgegen zu stellen hatten) — noch mehr aber durch die Bewegungen des Feindes auf unserer rechten

Flanke gegen Meyenkoppel, am östlichen Abhange des Rothenberges, motivirt.

Der General beschloß, sich in die Stellung von Ebikon, — etwa eine Wegstunde hinter Gislikon, — zurückzuziehen, und beauftragte mich, die Truppen daselbst zu kräftigem Widerstande zu disponiren. Ich vollzog diesen Auftrag um so leichter, als diese Position für die zu Gebote stehende Truppenzahl als vollkommen geeignet sich darstellte. Der Feind rückte langsam nach und steckte Roth, — zwischen Ebikon und Gislikon liegend, — in Flammen.

Drohender aber wurden die Demonstrationen des Feindes jenseits des Rothenberges von Meyenkoppel her. Der dort aufgestellte Landsturm und einige schwache Landwehr-Kompagnien konnten durchaus nicht als hinreichendes Widerstandsmittel gegen sechs Bataillons und mehrere Geschütze angesehen werden, mit welchen der Feind von Meyenkoppel über Adligenschwyl direkt auf Meggen und Luzern vorzurücken drohte. Hier zeigte sich der Nachtheil des Mangels an einer disponiblen zahlreichen Reserve, welche dem Feinde hätte entgegengestellt werden können.

Hätten wir manövrirfähigere Truppen zur Hand gehabt, so hätte ich dem Generalen den Vorschlag gemacht, zwei Bataillons über den Rothenberg zu schicken, welche die feindlichen Colonnen zwischen diesem und dem Luzerner See in der Flanke und im Rücken angegriffen, und im Verein mit dem Landsturm sie vielleicht aufgerieben, oder in den See geworfen hätten. Aber mit den zu Gebothe stehenden Truppen hätte ich mir diese Bewegung nicht zu unternehmen getraut.

Der Feind griff die Position von Ebikon nicht mehr an. Dies bestärkte mich in der Überzeugung, daß er auf die Umgehung unserer rechten Flanke rechne. Ich wurde nunmehr zum Kriegs-Rath in die Stadt Luzern gesendet, wo aber bereits alle Regierungs-Mitglieder Anstalten machten, sich in einem Dampfboote nach Altorf zu begeben, wohin der Kriegs-Rath verlegt worden war, und auch ich vom Präsidenten, Herrn Siegwart Müller, den ich allein, aber gefaßt und ruhig fand, berufen wurde. Ich konnte mich aber nicht entschließen, den Generalen ohne Abschied zu verlassen, und erwartete ihn, als er eben die Truppen, und zwar in bester Ordnung

und mit klingenden Spiel in die Stadt zurückführte.

Die radikale Parthei in der Stadt fing bereits an sich zu regen, allein der anwesende Landsturm und die sogenannten „Knittelmänner" — (mit Morgensternen bewaffnete Landstürmer) — hielten sie noch in Respekt.

Der General erhielt vom Kriegs-Rathe den Auftrag, in der Nacht mit den Ober- und Niederwaldern, freiwilligen Luzernern und sonstigen Truppen der kleinen Cantone sich nach Stanz zurückzuziehen, welchen er auch in der Nacht vollzog, und zwar mittelst der zu seiner Disposition gestellten Dampfschiffe.

Oberst Rüttimann übernahm das Kommando in Luzern, und schloß Tags darauf einen Waffenstillstand ab.

Ich begab mich noch in der Nacht über den See nach Flüelen und von da nach Altorf, in Begleitung mehrerer anderer Flüchtlinge, worunter der brave Oberst Tschudy von Glarus, der den Landsturm in Luzern befehligte.

Des andern Tags wurde in Altorf Kriegs-Rath

gehalten, welcher mir aber mehr ein Conſilium in extremitate ſchien. Was ich vorausgeſehen hatte, war eingetroffen, nur noch ſchneller als ich vermuthet hatte.

Meinem nüchternen Auge entging es nicht, daß, ſobald der Feind auf einem Schlachtfeld ſich mit uns in Contact ſetzen würde, auf welchem er ſeine Uebermacht an Artillerie geltend machen könne, unſer Widerſtand nicht von Dauer ſein würde. Gegen Kanonen langt ſelbſt die höchſte Begeiſterung nicht aus, wohl nur da ſchafft ſie Ueberlegenheit, wo der Mann dem Manne gegenüber ſteht, und ſelbſt da nur bedingungsweiſe.

General Dufour handelte ganz korrekt. Er blätterte uns Blatt für Blatt ab, ohne ſich um Neben-Rückſichten und Seiten-Bewegungen zu bekümmern, und zwang uns da zu fechten, wo er es wollte und zwar zu unſerem Nachtheile.

Somit war die erſte und Haupt-Abtheilung des kriegeriſchen Drama's durch den Fall von Luzern beendigt. Es entſtand nur noch die Frage, ob eine Fortſetzung deſſelben in den kleinen Cantonen und in Wallis erfolgen würde. Aber die Entmuthigung

der Bevölkerung und der störrische Geist der radikalen Parthei, welche anfing das Haupt zu heben, bewies bald, daß der Vorhang gefallen sei, um nimmer aufgezogen zu werden. In Altorf selbst hörte man lautes Murren und Drohungen gegen die früher so beliebten und mächtigen Führer der conservativen Parthei. Ich glaubte mein Tagewerk als Soldat hier als beendigt ansehen zu können, und hielt längeres Säumen für ganz nutzlose Verwegenheit. Ich stieg also den St. Gottbardt über Amsteg bis Andermatt hinan. Nach einer kurzen Rast setzte ich meinen Weg über die beschneiten Höhen fort. Mehrere Flüchtlinge schlossen sich an mich an. Ueberall war Jammer und Klage. Weiber und Kinder flüchteten oder trennten sich von den flüchtenden Vätern. Signalschüsse knallten und riefen den Landsturm; die abentheuerlichsten Gestalten, verschieden bewaffnet, stiegen vom Gebürg herab, dem Rufe Folge leistend! Aber im Ganzen sah ich wohl, daß auf keinen fernern Widerstand zu denken war. Zwischen Amsteg und Andermatt begegnete ich der Mannschaft des früher so trefflichen Urner Bataillons, in vollkommener Auflösung, offenbar von keinem guten Geiste beseelt,

und kaum noch den Schatten militäriſcher Disciplin beibehaltend. In Hoſpital angelangt, wollte ich dort raſten, der Wirth und Poſtmeiſter riethen mir aber zu ſchleunigen Aufbruch, da der Hoſpiz nur mehr mit vier Landwehr-Compagnien beſetzt ſei, welche beim erſten Anlauf des Feindes, und vielleicht ſogar vor demſelben, auseinander laufen würden. Die Walliſer ſeien bereits durch den Urſener Paß heimgezogen. Zugleich ſetzte er mich in Kenntniß, daß ich in Airolo als öſterreichiſcher Offizier erkannt worden ſei, und die Teſſiner geſchworen hätten, mich, falls ich in ihre Hände fallen ſollte, ohne Weiteres aufzuknüpfen. Unter ſo bewandten Umſtänden hielt ich einen längeren Aufenthalt am Hoſpital für nicht gerathen, und mein ſämmtliches Gepäck in Hoſpital zurücklaſſend, benützte ich trotz meiner Ermüdung die mondhelle Nacht, welche auf den Schneefeldern wie Tageshelle leuchtete, um meinen Weg bis Realp fortzuſetzen. Dort ſchlief ich drei Stunden, brach Morgens auf, überſtieg die Furca und erreichte gegen Mittag das Gaſthaus am Rhône-Gletſcher, welches glücklicher-, aber unbegreiflicher Weiſe noch von einigen Walliſer Landſtürmern, und noch nicht vom

Feinde besetzt war; auf dieser Strecke schloß sich Herr Siegwart Müller, den man schon in Andermatt hatte ermorden wollen und mehrere Flüchtlinge an uns an. Auch begegneten wir einem jungen Franzosen, der Herrn Siegwart wichtige, wenn auch leider verspätete Depeschen aus Frankreich brachte. Abends erreichten wir Münster in Ober-Wallis. In der Nacht verbreitete sich das Gerücht, das Gasthaus am Rhône-Gletscher sei kurz nach unserer Abreise von den Bernern vom Grimsel aus besetzt worden, so wie das Hospitz am St. Gotthardt von den Tessinern, welche nebstbei den Wallisern auf dem Fuße folgend, bereits durch den Urserner-Paß in Ober-Wallis eingedrungen sein sollten. Diese sämmtlichen Gerüchte erwiesen sich später als falsch, trugen aber dennoch dazu bei, bange Unruhe unter der Population von Ober-Wallis zu verbreiten und beschleunigten unsere Reise. Wie weit mußte die Entmuthigung gekommen sein, daß die tapfern Walliser jetzt vor den feigen Tessinern zitterten! Freilich war Ober-Wallis nur durch Landsturm vertheidigt, da die reguläre Mannschaft gegen St. Maurice in das Unter-Wallis gezogen war, wo General Kälbermatten die Waadtländer in Schach hielt.

Abends erreichte ich Brigg. Die Nachricht von dem Falle Luzerns hatte ſich mittlerweile verbreitet, und überall ſpiegelte ſich in den Geſichtern Verzweiflung oder Beſtürzung, welche ſich wohl auch in Drohungen und Klagen gegen uns Flüchtlinge ausſprachen. Mich beſonders, welchen man als Oeſterreicher erkannte, und nun einmal durchaus für einen kaiſerlichen Abgeſandten anſehen wollte, verfolgte man mit herzzerreißenden Bitten, — „kommt der Kaiſer nicht mit ſeinen Soldaten die Heiden zu verjagen“, — „verläßt uns das Haus Oeſterreich!“ — „wer wird uns ſchützen, wenn Gott und der Kaiſer uns verlaſſen“, — rief man mir die ganze Reiſe durch Ober-Wallis in die Ohren. Der alte Landammann S***, als er, ſeines Körperbaues wegen die Flucht über die Furca aufgeben, und in die Hände ſeiner Verfolger ſich zurückbegeben mußte, äußerte bitter: „ich habe ſechzig Jahre auf Gott und Haus Oeſterreich geglaubt, von jetzt an will ich zu dem Teufel und ſelbſt zu den Franzoſen bethen!“ —

Daß ich unter ſo bewandten Umſtänden nicht daran denken konnte, in Wallis, hätte auch der Widerſtand daſelbſt länger gedauert, meinen Auf-

enthalt zu verlängern, iſt einleuchtend. Der General Kälbermatten wurde ſpäter am Simplon ſogar mit dem Tode bedroht. — Taffener, Oberſt Courten befanden ſich bei St. Maurice in Unter-Wallis, ich mußte alſo ohne Abſchied von ihnen ſcheiden, und erreichte am 26. Abends die Höhe vom Simplon, von wo ich den Schweizeralpen Lebewohl ſagte, von dunkler Ahnung bewegt, was für eine Zukunft ſich hinter dieſem Rieſenvorhange wohl entwickeln, und unter welchen Verhältniſſen mich das Schickſal wohl einſt wieder in dieſe Thäler führen würde! —

Einige Betrachtungen über Landſturm und Guerillas-Krieg.

Der Landſturm iſt eine allgemeine Volks-Erhebung zur Abwehr eines eingedrungenen Feindes.

Seine Kraft liegt in der Quantität der Maßen, in ihrer Begeiſterung, in der Benützung des wohlbekannten Bodens, in der Allgemeinheit der den Feind bedrohenden Bewegungen, in der Verwendung aller zu deſſen Vernichtung zu Geboth ſtehenden Mittel.

Seiner Natur nach kann der Landſturm weder lang unter den Waffen behalten, noch weit von ſeinem Wohnſitze entfernt werden.

Er muß ſich hauptſächlich auf Vertheidigung des eigenen Herdes beſchränken.

Er unterſcheidet ſich von den Guerillas, welche Streifzüge unternehmen, und ihr Haupt-Element in einer großen Beweglichkeit, Schnelligkeit und Ausdauer bei Entbehrungen finden.

Er wirkt vorzüglich defensiv, aber einem unvorsichtig vorrückenden Feinde fällt er in Flanke und Rücken, begleitet und beunruhigt ihn auf seinen Märschen, unterbricht seine Communicationen, neckt und ermüdet ihn; einen etwa schon geschlagenen Feind aber, oder einzeln versprengte Abtheilungen verfolgt er und vernichtet sie.

Nie muß der Landsturm angriffsweise vorgehen, als nur dann, wenn er in großer Ueberzahl dem Feinde gegenüber steht, oder das Terrain ein ganz besonders günstiges ist.

Es dünkt mich zweckmäßig, wenn die Einheiten, in welche der Landsturm eingetheilt ist, keinen militärischen, sondern einen politischen oder kirchlichen Eintheilungsgrund behalten, deßhalb halte ich es für besser, wenn der Landsturm nicht in Compagnien, sondern wie ehemals in der Vendée, in Gemeinden eingetheilt ist. Jede Gemeinde wählt ihren Hauptmann und einen Oberlieutenant als dessen Stellvertreter und Oberaufseher der Waffen- und Munitions-Depots.

Diese beiden Offiziere und der Ortsgeistliche,

welcher zugleich Feld-Caplans Dienſte verſieht, beſorgen die innere Adminiſtration, den Dienſt und die Waffenübungen. Die Gemeinde wird in vier Züge eingetheilt, der Hauptmann ernennt fünf Lieutenants, wovon jeder Zug einen zum Führer erhält, der fünfte hingegen als qua Adjutant beim Hauptmann verbleibt. Der Oberlieutenant erhält zur Beihülfe ſeiner Verrichtungen einen Oberführer oder Feldwebel, welchen die Gemeinde erwählt. *)

Der Hauptmann, der Geiſtliche und der Oberlieutenant bilden zuſammen den Adminiſtrations-Ausſchuß. **) Mehrere Gemeinden bilden einen Diſtrict, dem als executive Macht ein Major oder Diſtricts-Commandant vorſitzt. Der Landſturm eines ganzen Cantons ſteht unter einem eigenen hiezu

*) Bei Kriegen, welche einen religiöſen Charakter tragen, iſt es durchaus nothwendig, daß die Wahl des Hauptmannes von dem Geiſtlichen beſtätiget werde, jedenfalls derſelbe mit Letzterem in gutem Einverſtändniß ſtehe.

**) Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man trachten muß, zu allen dieſen Stellen die angeſehenſten, beliebteſten und verläßlichſten Männer, von deren Einfluß, Thätigkeit, Eifer und Einſichten ſich zweckdienliche Reſultate erwarten laſſen zu wählen, meiſtens eignen ſich Gutsbeſitzer, Wirthe, Schulmeiſter oder wolhabende Bauern dazu.

bestimmten Obersten. In jeder Gemeinde und jedem Distrikt ist der Allarm- oder Sammelplatz im Verhinein genau zu bestimmen.

Die Sturmglocken in den Dörfern, (die während der Kriegszeit nur zu bestimmten Zeiten, als etwa am Sonntag zur Messe oder zur Vesper, nicht geläutet oder wenigstens anders bezeichnet werden sollten) und die Feuer-Signale auf den Bergen geben die Zeichen, wann der Landsturm sich zu erheben und zu versammeln hat, welches immer auf das zahlreichste und schleunigste bewerkstelligt werden muß.

Kirchen, Kirchhöfe, gemauerte Häuser aller Arten müssen mit Schießscharten und Auftritten an den Fenstern und in den Mauern versehen werden, auch Sandsäcke, Wagen, von denen die Räder abgenommen und die Deichsel vorgesteckt sind, Holzblöcke, Eggen und dergleichen dienen zu guten Barrikaden und müssen in Bereitschaft gehalten werden.

Bei Brücken und sonstigen Communicationen müssen stets ein paar Balken so los gelegt werden, daß sie schnell abgenommen werden können. Bei Päßen müssen an den Abhängen große Bäume oder Felsenstücke in Bereitschaft liegen, die man mit

Hebeln auf den unten vorüberziehenden Feind herabwälzen kann; dieſe Maßregel macht viel Wirkung, beſonders wenn dabei noch gute und zahlreiche Scharfſchützen verwendet werden. *)

Trommeln, Pfeifer und Horniſten können beim Landſturm gar nicht genug verwendet werden, bei jedem Zug muß wenigſtens ein guter Tambour ſich befinden, außerdem kann man noch mehrere Knaben mit Trommeln und Pfeifen dazu verwenden.

In jedem Diſtrict, wenigſtens in jedem Canton, ſoll eine Ubication zu einer Art Spital vorgerichtet ſein.

Ebenſo ein Magazin für Waffen und Munition.

Zum Transport und zur Bewachung der Gefangenen können auch ältere Männer und ſogar kräftige Weiber verwendet werden, doch müſſen immer ein paar, wenn auch wenige Männer, für den Nothfall in Bereitſchaft ſein. Gefangene, die entwiſcht ſind, oder auch nur einen Verſuch dazu machen, ſind ohne weiters niederzuſchießen.

---

*) Bei einem unvorſichtig vorrückenden Feinde läßt ſich auch die Vorrichtung anwenden, die Strebepfeiler der Brücken durchzuſägen oder abzugraben, welches ihn beim Einſturz mit in den Abgrund reißt.

So lange das Aufgeboth dauert, steht der Landsturm sowohl, als jedes ein Militär-Verbrechen begehende Individuum unter dem Kriegsrecht, welches von jedem Districte unter dem Vorsitze eines Hauptmannes als Präses, zweier Offiziere und vier Gemeinen zusammengesetzt wird; in gewöhnlichen Fällen gilt die Appellation an das Landsturm-Commando, in außergewöhnlichen Fällen kann es in vierundzwanzig Stunden exequirt werden. Spione, entlaufene Deserteurs werden im Betretungsfalle aufgeknüpft, die entflohenen Gefangenen, falls sie wieder eingebracht, werden erschoßen.

Grobe Subordinations-Verbrechen, Raub, Plünderung und Nothzucht werden mit Leibesstrafen, in erschwerenden Fällen durch den Tod mit Pulver und Blei bestraft.

Feldflüchtigkeit wird in gelinden Fällen mit Auspeitschen und Strafdiensten, da wo das Exempel gefährlich ist und bei Offizieren, immer mit dem Strange bestraft.

Nachläßigkeit auf Wachen und Posten vor dem Feinde, ist immer auf das strengste, und da, wo durch dieselbe ein Ueberfall oder sonstiges Unheil

entſtanden iſt, mit dem Tode durch Pulver und Blei zu ahnden.

Bewaffnung des Landſturms iſt jedes Werkzeug in kräftiger Fauſt; wer mit dem Feuergewehr umzugehen weiß, der verſehe ſich mit ſeiner Büchſe, und nehme dazu noch einen tüchtigen mit einer ſechs Zoll langen Spitze beſchlagenen Gebürgsſtock. Dieſer mit der Spitze in den Boden geſteckt und in angemeſſener Höhe mit einer kurzen Querſtange verſehen, dient dazu die Büchſe aufzulegen, *) und iſt im Fall der Noth auch eine Art Pike im Handgemenge, als Abwehr gegen Cavallerie oder Bajonete vortrefflich zu gebrauchen. Gute Schützen mit guten Büchſen ſind ſehr nützlich, aber nur keine ſchlechten Feuergewehre in ungeſchickten Händen, in welchen, wenn das Herz auf dem rechten Flecke iſt, eine Senſe an einer langen Stange, ein Dreſchflegel, ein Morgenſtern immer noch eine ſehr gefährliche Waffe wären, während ſie mit ſchlechten Flinten bewaffnet,

*) So ſchießen die Kroaten und Albaneſen, und ſind ſehr gefährlich, denn ein getroffener Schuß iſt beſſer als 100 Luft-Knaller, und imponirt dem Feinde in dem umgekehrten Verhältniße der Schüſſe zu den Treffern.

nur ein, dem Feinde ungefährliches, Pulver vergeudendes Luftgeknalle hervorbringen würden.

Der Landsturm muß in der Regel seinen Proviant auf zwei bis drei Tage und wenigstens zwölf Patronen in Bereitschaft halten und selbst mit sich führen.

Bei Gefechten muß mit den Schützen der Feind beschäftigt und wo möglich wankend gemacht, sonst sich aber nur mit Vorsicht genähert werden. Kann der Feind aber überfallen werden, oder befindet er sich in Unordnung oder auf der Flucht, dann keine Knallerei mehr, sondern d'rauf losgeschlagen.

Wenn Landsturm und regulirte Truppen zusammentreffen, kommandirt, wenn die Kommandanten im Range gleich sind, der Kommandant der Letzteren, im Falle aber der Kommandant des Landsturms vom Districts-Kommandanten aufwärts einen höhern Rang als der beigegebene Linien-Offizier bekleidet, führt er das Kommando.

Zu Bothengängen können bei einer begeisterten Bevölkerung, wie es bei den spanischen Bürger-Kriegen allgemein der Fall war, auch Frauen und Mädchen verwendet werden.

Es wäre gut, schon jetzt, z. B. an den Sonntagen Nachmittags kleine Uebungen in nichts andern als Formirung der Colonne (Marschordnung), Brechung derselben, Aufmarschiren, Vorposten-Ausstellen, Scheibenschießen und dergleichen zu machen. Kleine Belohnungen und Auszeichnungen, etwas Musik muß dieß mehr zu einer Volksbelustigung machen, als zwangsartige Verpflichtung darstellen.

Es wäre jetzt schon gut, gewisse Abzeichen, z. B. ein rothes Kreuz auf gleichgeformten Hüten oder Mützen mit der Cantons-Cocarde zu bestimmen und bei solchen Gelegenheiten tragen zu lassen.

Der Geistlichkeit und den Frauen liegt die Verpflegung und die Sorge für die Kranken und Verwundeten ob, und es steht zu wünschen und zu erwarten, daß die erstere ihren ganzen Einfluß zur Erreichung dieses eben so edlen und ihrer Bestimmung entsprechenden, als für die allgemeine Sache wichtigen Zweckes anwenden wird.

Miscellen.

Ueber die „Lebensbilder aus dem Befreiungs-Kriege.“*)

Unter diesem Titel sind zwei Bände erschienen, deren Inhalt als einer der reichhaltigsten und merkwürdigsten Beiträge zur Geschichte unseres Jahrhunderts, namentlich der politischen und militärischen Zustände Teutschlands in den Zeiten der Franzosenkriege, angesehen werden kann.

Obzwar der Verfaßer sich nicht nennt, ist er leicht zu erkennen. Die mit Vorliebe und genauer Sachkenntniß auseinandergesetzte Darstellung der Ereigniße in Tyrol (quorum ipsi pars magna fuit) — wo sein Staatsdegen weit weniger eine Sinekurwaffe war, als mancher jetzt getragene Hußaren-Säbel, — lassen leicht seine Spur finden. Zu thätig wirkte in jenen kriegerischen bewegten Zeiten mit

*) Jena. Frommann. 1841.

Feder und Degen derjenige, der sie beschreibt, als daß er unerkannt bleiben könnte, wenn auch nicht sein eigenthümlicher, bisweilen schwülstiger, oft aber eines Tacitus und Johannes Müller würdiger, immer leidenschaftlicher, dagegen von stupender Gelehrsamkeit und kräftiger Gedankenfülle strotzender Styl, ihn nicht, besonders bei seinen bekannten Beziehungen zum Grafen Münster (dessen Biographie der Hauptgegenstand der ersten Abtheilung ist) sogleich errathen ließe.

Abgesehen davon, in wie weit der Herr Verfaßer es gegen sich selbst und die in diesem Werke kompromittirten, noch lebenden und hohen Personen verantworten könne, hat er auf jeden Fall durch die Veröffentlichung merkwürdiger Actenstücke der Geschichte jener Zeitperiode einen Dienst erwiesen. Diese, und die daraus folgenden Ansichten, kann nur einer jener Männer geben, welche, wie der Herr Verfaßer in dem Drama selbst mitgespielt haben.

Ganz anders wird man nach Lesung dieses Werkes die Verhältniße in Teutschland, die Insurrection in Tyrol, den Krieg der Jahre 1813 und 1814 beurtheilen. Man wird sich nicht mehr wundern, wie ohnmächtig und unwirksam die Verwen-

dung für die nach dem Kriege 1809 verlassenen Opfer des teutschen Insurrectionskrieges war, wenn man sieht, wie wenig Sympathie für sie an den Höfen, für die sie sich opferten, herrschte! Man möchte blutige Thränen über die Aufopferungen weinen, welche für die, denen sie geweiht waren, mehr ein Gegenstand banger Besorgniß als ein Beweis treuer Anhänglichkeit gelten.

Es sind zu viel Reminiscenzen aus dem österreichischen Plutarch und Andreas Hofer, als daß die Familienähnlichkeit des vorliegenden Werkes mit den Brüdern nicht den gemeinsamen Vater errathen ließen.

Höchst merkwürdig sind die beiliegenden Actenstücke und Personenschilderungen, namentlich des Grafen Münster, — des, ziemlich als grausiges Nachtstück gemalten Herzogs Karl von Braunschweig, — des Ministers Thugut, — ebenfalls ein häßliches Konterfei, — der Fürsten Kaunitz und Metternich ꝛc. Ferner die Korrespondenz des Grafen Gneisenau (später Feldmarschall) mit dem Grafen Stein, — jene des Pseudo Norbert Turnow mit dem englischen Ministerium; woraus die Kühnheit der Pläne eines verzweifelten Widerstandes auch nach dem unglücklichen

Ausgange des Feldzuges 1809 erhellt. — Ein merkwürdiger (angeblich einer jetzt hochgestellten Militärperson in österreichischen Diensten zugeschriebener) Brief aus der pyrenäischen Halbinsel im Anbeginne des Jahres 1813. (II. 56.) — Höchst interessante Mittheilungen über den verstorbenen Kaiser Franz und die ihn zunächst umgebenden Personen, — mehrere zwischen Graf Münster und Fürst Metternich gewechselte Depeschen (II. 297—314), die Verhältniße in der Halbinsel und in Griechenland während des Jahres 1826, — andere (II. 315—340), das Ministerium Canning betreffend. Endlich eine gehalt- und folgenreiche Aeußerung der Abgeordneten des Tyroler Bauernstandes sämmtlicher Gerichte des Oberinnthales im Jahre 1801 (II. 340) — und zuletzt die richtigsten und interessantesten Mittheilungen über die Stellung und Einwirkung des Erzherzogs Johann auf Tyrol, — die darauf Bezug habenden Umtriebe, die Art, wie der verstorbene Kaiser dieselben betrachtete, — endlich die Einwirkung der österreichischen Polizei-Hofstelle und des Kabinets in diesen Angelegenheiten und der Standpunkt, aus welchen man sie beurtheilte.

Es erhellt aus dieser gedrängten Enumeration so wichtiger, bis jetzt so unvollkommen dargestellter oder wenig bekannter Gegenstände, welches Interesse besagtes Werk für den Politiker, Krieger und Geschichtsforscher haben muß. Wir haben in Jahrzehnden eine Masse Ereignisse vorüberschreiten gesehen, welche uns glauben machen könnten, es seien Jahrhunderte an uns vorübergerauscht. Desto schwerer ist ihre Geschichte darzustellen. Mehrere derlei Beiträge würden bei der Masse von Notizen und authentischen Belegen, welche dieses Buch enthält, die Aufgabe sehr erleichtern. Dieses schildert mit kräftigen und lebendigen Farben Menschen und Dinge, und wenn der Pinsel auch zuweilen in überfließende Galle getaucht ist, so bleiben deshalb doch die Contouren des Bildes richtig.

Hätte der Verfaßer etwas weniger von dieser Ingredienz in seinen Farbenstoff genommen, hätte er minder leidenschaftlich geschrieben, so wäre sein Buch, nächst jenem Silvio Pellicos, gewiß eine der bittersten und gefährlichsten Erscheinungen für Oesterreichs Politik und die sie leitenden Staatsmänner gewesen. Daß dies im Sinne beider Werke lag, ist evident. Der Italiener aber wußte sein Messer besser zu

schleifen, und erst als es in der Wunde stecken geblieben, merkte das Publikum den Stoß. Der Tyroler zielte auf das Herz, und zielte scharf, aber er nahm zu viel Ladung und die Kugel ging zu hoch. Sein Auge war richtig, aber die Hand zuckte im Schußfieber.

Abgesehen von jeder Tendenz bleibt aber besagtes Buch schon durch die Menge von verschiedenartigen Notizen und interessanten Dokumenten, als authentische Belege zur Geschichte der letzten Zeitperiode, eine höchst merkwürdige Erscheinung, welche nothwendig die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen muß, und deren Bedeutung nicht unbeachtet bleiben kann. —

— „Ach, sie haben
„Einen braven Mann begraben."

Wien 21. Febr. 1848.

Ich komme von der Begräbnißfeier des Hofkriegsraths-Präsidenten Grafen Ignaz Hardegg zurück. — Es hat mich diese Feierlichkeit lebhaft ergriffen. War es mir doch, als würde mit diesem Manne mehr in die Gruft gesenkt als blos seine entseelte Hülle! Er selbst war einer der letzten Repräsentanten jener alten Geschlechter, von welchen blos die Namen übrig bleiben. Ihn konnte man sich noch einherschreitend in der ehernen Rüstung denken, und sein Händedruck mahnte an die Eisenfaust Götz von Berlichingens und war noch eine sichere Bürgschaft für die gemessene, aber eben so untrügliche als ungeschmückte Rede. Seine wirklich seltene Tapferkeit war bei ihm Natur, ein „Hardegg" konnte nichts Anderes sein. Er hätte nicht begriffen, daß es An-

I.
I.

ders sein könne. Sein Heldenmuth in der Schlacht bei Wagram, wo er bei Baumersdorf mit einem Häuflein (aus Jägern und der böhmischen Legion bestehend) der feindlichen Uebermacht Stand hielt, erwarb ihm selbst die Bewunderung des Gegners. Die Nachfrage Napoleons, wer denn dieser Held (heros) gewesen sei, der Baumersdorf damals so lange gehalten habe, trug nicht wenig bei, ihm die allgemeine Stimme beim Theresienkreuz-Kapitel zu verschaffen. Bis an sein Ende war er ein trefflicher Schütze und Waidmann, ein fester Reiter. Mich dünkt immer, diese Rittergestalten müßten sich eilen hinabzusteigen in die dunklen Räume der Gruft, weil sie keinen Platz mehr finden in der neuen Welt des Dampfes, Truges und der Arglist! — Sie werden hinweg gedampft! — Auch ihr Schwert ist bald nur mehr eine unnütze Zierde. Mann an Mann wird nicht mehr, oder selten gekämpft. Man bekömmt nur selten das Weiße im Auge des Feindes zu sehen! Auf halbe Meilen weit steht der Gegner, der das tödtende Geschoß absendet, welches mehr der Zufall als sein Wille dem Ziele entgegen führt! — Auch dem Kriege ist ja seine ritterliche Poesie genommen! —

Es trugen die Leiche des Hofkriegsraths-Präsidenten vorschriftsmäßig die Offiziere pro forma, aber den Sarg stützten Unteroffiziere aller Waffengattungen, — Infanteristen, — Reiter, — Pioniere ꝛc. ꝛc.; es kam mir vor als begrüben wir „die alte Armee“ und den Hofkriegsrath dazu! — Der eiserne Mann mit dem geschlossenen Visir, der da hinter dem Sarge reitet, ist vielleicht auch ein gestorbener Ritter, und die Seelen des Reitenden und des Getragenen konversiren vielleicht bereits drüben und gratuliren sich, daß sie heraus sind aus dieser Lumpenwelt, und moquiren sich über uns, die wir noch darin herumkriechen!

Herr S* und Gesinnungsgenossen können sich freuen, es ist wieder ein Ritter mit „noblen Passionen“ weniger! Auch er liebte das edle Waidwerk, sein gutes Roß! — und freute sich daran, das eine zu üben, — das andere zu tummeln noch in seinen späten Jahren! — Auch er war kein Papiermensch, und begriff auch in seinen alten Tagen, daß die Jugend jung sein müsse, und an seiner Tafel erfreute ein gutes Glas Wein das Herz der Gäste, — das Alles ist jetzt verpönt. Gehört zu den

„noblen Paſſionen“! Jedes Gefühl darf nur mit Glacéhandſchuhen angegriffen und aufgefaßt werden! wo bleibt aber dann die Wärme, das Leben?!

Doch, die Feinde der „noblen Paſſionen“ werden recht behalten, — wie die Mohicans werden nach und nach die alten Rittergeſchlechter von der Erde verſchwinden. Wie der Mohican mit ſeinem Tomahawk den Bleichgeſichtern hat weichen müſſen, ſo wird auch der letzte Ritter mit Schild und Schwert unter die Erde ſinken und einem Geſchlechte ſchwarzbefrakter Advokaten, Doktoren und Litteraten, Geldmäklern und Dampfſpekulanten Platz machen. — Wird dann ſchwerlich wohl ein luſtiges Leben ſein! — Bis nicht dann irgend ein kräftiges Barbarenvolk oder ein Imperator mit ſeinen Prätorianern der Sache wieder eine andere Geſtalt gibt!

Es war heute ein trüber Tag voll ſchwerer Regenwolken, nur mit den Leichenfackeln erhellt. Ich erwarte nicht viel Heiteres mehr! — Alter Kriegsheld! guter Vater Hardegg, brauchſt nicht zu bedauern gegangen zu ſein, ruhe ſanft, ſtrecke die Heldenglieder zur ewigen Ruhe und bedauere uns! —

Verzeichniß sämmtlicher Präsidenten des k. k. Hofkriegsrathes.

Ferdinand I., römischer Kaiser und Erzherzog von Oesterreich, faßte 1556 den Entschluß, die auf die k. k. Heere Bezug habenden Geschäfte der k. k. Landesregierung abzunehmen und dagegen eine selbstständige Hofstelle unter dem Titel: „k. k. Hofkriegsrath" zu errichten. Dieser k. k. Entschließung zu Folge ernannte Se. Majestät noch in demselben Jahre einen Senat von fünf Hofkriegsräthen, wovon der Erste, Georg Freiherr von Tannhausen, k. k. Feldmarschall-Lieutenant, das Präsidium führte.

Seit dieser Zeit wurden folgende Herren Generäle zu wirklichen k. k. Hofkriegsraths Präsidenten ernannt.

Jahr der Ernennung.

1592 — David Freiherr von Ungnad,

1604 — Karl Ludwig Graf von Stelz,

1610 — Johann Freiherr von Molard,

1619 — Johann Kaspar Graf von Stadion,

Jahre
der Ernennung.

1624 — Rambald Graf von Colalto.
1632 — Heinrich Graf von Schlik.
1650 — Wenzel Fürſt von Lobkowitz.
1656 — Hanibal Fürſt von Gonzaga.
1668 — D. Fürſt von Montecucculi.
1681 — Hermann Markgraf zu Baden.
1692 — Rüdiger Graf von Starhemberg.
1701 — Heinrich Fürſt von Mannsfeld.
1703 — Eugen Prinz von Savoyen.
1736 — Lothar Graf von Königsegg.
1739 — Joſeph Graf von Harrach.
1762 — Leopold Graf von Daun.
1766 — Moriz Graf Lacy.
1774 — Andreas Graf Hadik.
1791 — Michael Graf Wallis.
1796 — Ferdinand Graf Noſtitz.
1801 — Karl der Unvergeßliche, Erzherzog von Oeſterreich.
1805 — Max Graf Baillet von La Tour.
1806 — Wenzel Graf von Colloredo.
1809 — Heinrich Graf von Bellegarde.

Jahre
der Ernennung.

1813 — Fürſt Karl Schwarzenberg, auch während ſeiner Anweſenheit bei der großen Armee,

1820 — Neuerlich Graf von Bellegarde.

1825 — Prinz Hohenzollern-Hechingen.

1830 — Ignaz Graf von Gyulai.

1831 — Graf von Frimont.

1832 — Ignaz Graf Hardegg Glatz, bis 1848; geſtorben den 17. Februar um halb zwei Uhr Morgens.

Sündfluth naht! — Wetterleuchten!

1847. Untergang des Sonderbundes. Hätte er gesiegt, so stünde Gislikon auf gleicher Höhe mit Sempach und Morgarten. — Der Radikalismus hat in der Schweiz gesiegt, die Zwölfpfünder der Zwölfer ihr Unrecht als Recht, als fait accompli geltend gemacht. — Er wird diese Rechtsprozedur auch weiter in Anwendung bringen. Das Hypomochlion, der St. Gotthard, ist in seiner Hand, die beiden Hebelsarme, der Rhein und der Po werden in kurzer Frist in Bewegung gesetzt werden! Man muß blind sein, um in den Schweizer Ereignißen nur eine lokale Frage sehen zu wollen, ihre Bedeutung ist in politischer sowohl als in strategischer Beziehung eine allgemein-europäische. Das erste Vorpostengefecht der Revolution war der Pohlenaufstand im Jahre 1846.

Mehr strategisch begründet ist die bereits gelungene Besitznahme des großen wichtigen Gebürgsknotens, welcher die Verbindung Italiens und Teutschlands bedingt.

Mailand. — Tabakkrawall. Jänner 1848.

Nach heftigen Auftritten und Blutvergießen durch Casati's*) Geheiß vollkommene Ruhe. — Jetzt halte ich die Revolution für ganz gewiß. In seiner Hand liegt eine disciplinirte Gewalt, mächtiger als jene der Regierung. Kann er sie nach Belieben zügeln, wird er sie noch leichter loslassen können. Darum ist die Revolution, meiner Ansicht nach, gewiß, und leider werden in militärischer Hinsicht nicht die nothwendigsten und zweckdienlichen Maßregeln in dieser Beziehung getroffen. In Afrika und Spanien habe ich bereits derlei gesehen, aber ich predige tauben Ohren. Man kennt die Revolution nicht! —

---

*) Damals Podesta in Mailand, bereits als Präsident der provisorischen Regierung der Revolution bezeichnet.

Febr. In Wien Verblendung und Verrath. — In München Lola-Spektakel.

---

21 Febr. Das französische Gouvernement stürzt in Paris in den ursprünglichen Koth, dem es entstiegen und aus dem es gekittet. — Beinahe ohne Blut! — Das Reich der Professoren, Doktoren, Wucherer, Schwätzer und Journalisten hat ein Ende! Die Pfiffologie, auf die allgemeine Hundsfötterei spekulirend, langt nicht mehr aus!

März. Nachwirkung in Bayern, Karlsruhe und ganz Oberteutschland! — Wird sich hier auch nicht lange erwarten lassen! —

---

2 April. Mein liebes Mütterlein ist gestorben, — somit auch dieses liebe Band gelöst, — und ich kann frei die Anker lichten, die mich an diesen fluchbeladenen Boden knüpfen! —

Auch die Sündfluth ist bereits in vollen Strömen hereingebrochen. —

Wohl dem, der noch einen Regenschirm an der linken Seite trägt. Ich suche den meinen wieder hervor, der mich bereits bei manchem Gewitter begleitet. Gehe nach Tyrol. Dort ist wohl der Berg Ararat zu suchen, da muß die Arche Noah der Rettung zu finden sein, in welcher Treue und Ehre der Fluth von Schande und Schmach entzogen wird, welche hier sprudeln! —

April. Tyrol.

Gott sei Dank! grün und weiße Kokarden, — Landesschützen gesehen, — Männer, — Berge, — Herzen gefunden. — Vielleicht läßt der Himmel auch nach dieser Sündfluth den Regenbogen der Hoffnung emporsteigen! —

Wien, 1861. Druck von V. Grund.

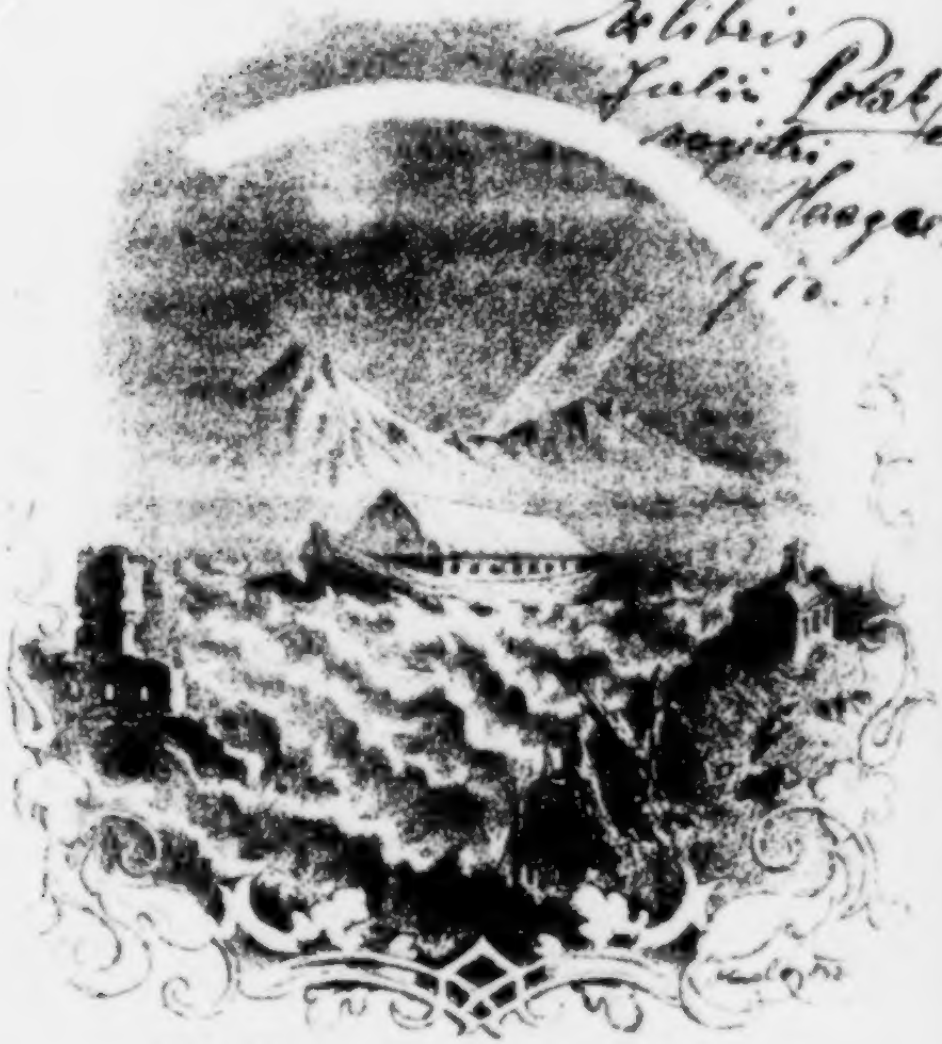
Post-diluvianische

FIDIBUS-SCHNITZEL

1849 BIS 1860.

1tes & 2tes FASCIKEL.

Ex libris
Julii Polak
negotii
Hagae.



Als Manuskript für Freunde

1862.

Postdiluvianische

Fidibusschnitzel.

Von 1849 bis 1854.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Fidelitati!

Treue! — Du schönes, herrliches Wort! — Du Schwester der Tapferkeit, — die ihr beide schützend das makellose Schild der Soldatenehre emporhebt, — auch Dich möchte ich strahlend auf der Brust der Krieger begrüßen, in der Du während der Zeit, als man Dich auf Erden überall vermißte und verschwunden wähnte, geheiligt und bewahrt wurdest. 11. Dezbr. 1849.

Unser lorbeerbekrönter, jugendlicher Soldatenvater, unser gnädigster Kaiser hat bereits den Braven, welche er der Versicherung seiner allerhöchsten Zufriedenheit gewürdigt, ein dieselbe bezeichnendes Kreuz verliehen. Es war dies eine gnädige und billige Berücksichtigung so vieler Offiziere, welche bei gleicher Tapferkeit und größerer Verantwortlichkeit im Vergleich mit ihren Untergebenen, die sie unerschrocken

zum Kampfe, auf Barrikaden und zum Sturme geführt hatten, später im Schatten ſtanden. Der Unteroffizier, welcher oft hinter oder neben dem Offizier die Barrikade erſtiegen und in Folge deſſen die wohlverdiente Tapferkeitsmedaille erhalten hatte, ward ſpäter auch Offizier und ſtand geſchmückt mit dem Ehrenzeichen als Waffengefährte neben ſeinem eben ſo tapferen ehemaligen Vorgeſetzten, der ihm vielleicht noch zu dieſem Vorzug durch ſein eigenes Zeugniß verholfen hatte, während dieſer mit nackter Bruſt die Belohnung nur in ſeinem Bewußtſein finden konnte. Allerdings iſt dieſes viel und mehr als jedes äußere Zeichen, nichtsdeſtoweniger aber ſind menſchliche Empfindungen in jeder Menſchenbruſt zu tief eingeprägt, als daß eine derlei ſtoiſche Genügſamkeit überall zu finden und zu erwarten ſein ſollte. Es iſt aber nicht die tadelnswertheſte Schwäche des Kriegers, wenn er auch in den Augen der Welt als das erſcheinen will, deſſen er ſich innerlich bewußt iſt, und nach äußerlichen Zeichen der Anerkennung geizt. — Sei uns daher gegrüßt, Du heiß erſehntes Zeichen des Kaiſerlobes! —

Eine Reihe in pflichtgetreuer Erfüllung der ehren-

vollen, aber oft dornenreichen und blumenarmen Kriegerlaufbahn zurückgelegter Dienstjahre erwirbt jetzt dem Veteranen, Offizier so gut als Soldaten, ein ehrendes Dienstzeichen! Mit Freude und Dankbarkeit begrüßen wir auch dieses neue Zeichen der Huld unseres Kaisers, und waren Zeuge, wie mächtig dessen Verleihung auf den Entschluß der Mannschaft bei zu reengagirenden Soldaten einwirkte.

Und doch wagen wir den Wunsch noch um ein drittes Zeichen der kaiserlichen Huld und deren Andenken für das Heer auszusprechen.

Nach und nach werden die immer selteneren Armeekreuze für die Feldzüge 1813 und 1814 verschwinden. Wäre es nicht angezeigt, den Ruhm der Vergangenheit mit jenem der siegvollen Gegenwart aufzufrischen? An *demselben* schwarzgelben Bande, die Farben des Kaiserhauses, trage das *junge* Heer, wie damals das *alte*, — ein Zeichen der kaiserlichen Huld — Fidelitati — „der Treue“ — sei ihre Devise; an dieser zerschellten, wie der Heldenmarschall in seinem unvergeßlichen Armeebefehl voraussagte — die Anstrengungen des *äußern* und der Verrath des *innern* Feindes. Den Thron des

kaiſerlichen Großvaters gegen den mächtigen Imperator ſchützte das tapfere treue Heer; — es iſt dasſelbe geblieben, und der erlauchte, ſieggekrönte Enkel kann getroſt den Söhnen der Krieger von Wagram und Leipzig den Schutz ſeiner Krone anvertrauen; denn bei Vicenza und bei Temesvar, bei Cuſtozza und vor Komorn, in den Gefilden der Lombardie und auf den Ebenen Ungarns haben ſie ſich als den Vätern ebenbürtig erwieſen. Es ziere daher ihre Bruſt ein ähnliches Zeichen wie jenes, das Kaiſer Franz im gerechten, die Armee ſo ehrenden Dankgefühle jedem einzelnen Streiter in ſeinem Heere verlieh. Man erkenne noch in ſpäten Jahren die „treuen“ und tapferen Soldaten von 1848 und 1849. — Freund und Feind ſoll an dem ſchwarzgelben Bande die Farben wiederſehen, welche weder die Wuth des Angriffs, noch die Argliſt der Verführung zu bewältigen vermochten. Es erlange die Überzeugung, daß, ſo lange dieſes Heer den Thron umgibt, derſelbe feſt und unerſchütterlich ſtehe, und ſo wie dieſe Wahrheit vor 35 Jahren, ſo wie jetzt ſich beurkundete, dieſelbe noch in ſpäteſter Zeit unumſtößlich bleiben wird.

Wir wagen hierzu als passendes Zeichen eine eiserne schwarze Medaille vorzuschlagen, mit der Devise: „Fidelitati" — auf der andern Seite 1848 und 1849 in vergoldeten Lettern. Jeder kaiserliche Soldat, der in dieser Epoche gedient und bei seiner Fahne treulich ausgehalten hat, mag damit betheilt werden, denn in dieser Zeit hatte er überall Gelegenheit, seine treue Ergebenheit in schwierigen Proben zu bewähren. Wir fänden es auch billig, daß die Abschieder jener Regimenter, welche im Jahre 1846 in der galizischen Revolution sich so rühmlich bewährt haben, damit geschmückt würden.

In wenigen Jahren werden die treuen Krieger dieser Epoche nach und nach sich zerstreuen, in ihre Heimat zurückkehren, auf tausendfach verschiedenen Wegen sich trennen. Wenige werden noch bei der Fahne zurückbleiben, um das Andenken an diese merkwürdigen Ehrentage der Armee zu bewahren. Wäre es nicht schön und tröstend für Alle, wenn sie sich an dem gemeinsamen Zeichen der kaiserlichen Huld und an den Farben, die sie so glorreich vertheidigten, auch fernerhin erkennen würden? — Mit Stolz könnte der Greis in spätern Jahren seine

Medaille den Enkeln vorweiſen und ſagen: „So waren wir in jener Zeit, — ahmt uns nach in der Eurigen!“ — Möge die Zukunft dann bringen was ſie will, mag der Zeiger der Weltgeſchichte auch Jahrhunderte durchwandeln, ſtets wird Freund und Feind bekennen müſſen: „Es iſt noch immer dasſelbe ewig treue und tapfere kaiſerliche Heer!“

Über die Distinktionszeichen der Civilbeamten und deren Äquipariren mit den Militär-Chargen.

Es ist bereits viel dafür und dawider gesprochen worden, in wie fern eine spezielle, allgemein anerkannte und zu erkennen gebende Tracht — eine die öffentlichen Beamten der Regierung in ihren Funktionen bezeichnende Kleidung — wir wollen sie Uniform nennen — zweckdienlich, angemessen oder sogar nothwendig sei. 22. März 1851.

Es wäre zu weitläufig diesen Gegenstand erschöpfend zu erörtern; es dürfte vielleicht überhaupt auch nicht entschieden sein, ob es gerathen sei auch in der äußern Form die Existenz eines Beamtenheeres (von allen stehenden, liegenden oder sitzenden Heeren gewiß das kostspieligste) zur Schau zu stellen. — Wir wollen indeß diese Frage beseitigen und in

Vorhinein annehmen, was wir auch gewiſſermaßen vom praktiſchen Standpunkte aus billigen, daß den Civilbeamten der adminiſtrativen, juridiſchen, finanziellen und polizeilichen Branchen, beſonders bei Ausübung ihrer Funktionen, eine eigene, denſelben angemeſſene und ſie bezeichnende Kleidung zuſtehe. Jedenfalls aber begreifen wir nicht, warum dies bei den Männern des Friedens gerade eine kriegeriſche ſein müſſe? Warum kleiden ſie ſich nicht als Geiſtliche, oder als Berg- oder See-, warum gerade als Kriegsleute?

Daß der Richter im ſchwarzen oder rothen Talar oder im Hermelin-Mantel, daß der Profeſſor oder Rektor der Univerſität mit einer ſeiner Amtswürde und Stellung entſprechenden Tracht, mit Bruſtkette und Doktorhut erſcheine, finden wir für ganz anpaſſend. Warum aber der Offizial eines Rechnungs-Departements einen Degen in die Kanzlei ſchleppen ſolle, oder warum ein Rath des Miniſteriums des Handels oder des öffentlichen Unterrichts am Rathstiſche in derſelben Tracht erſcheine wie der Befehlshaber einer Küraſſier-Brigade auf dem Schlachtfelde; — will uns eben nicht einleuchten. Beſonders

unpaſſend aber erſcheint uns das Anbringen der, die militäriſchen Grade bezeichnenden Sterne, Borten, und das Tragen der Port' d'Epées. Wenn es die Herren freut, einen Degen (der doch eigentlich beſtimmt iſt, die Scheide nie zu verlaſſen und alſo füglich bloß durch die letztere erſetzt werden könnte) — zu tragen, ſo vergönne man ihnen dieſen unſchuldigen Genuß; aber man ſpiele nicht mit den Zeichen der militäriſchen Hierarchie! Wer zweifelt daran, daß mancher Staatsbeamte vielleicht an einem Tage wichtigere Geſchäfte abthut, und ſomit dem Staate perſönlich wichtigere Dienſte leiſtet, als mancher Regiments-Kommandant in Jahren, der am Ende nichts anderes thun kann, als den oft gewaltig relativ kleinen Theil des Geſammtzweckes zu erfüllen, den er mit Hundert andern theilt. Wie viele Lieutenants verbluten auf dem Schlachtfelde, wie mancher brave Soldat liegt mit zerſchmetterten Knochen auf der Wahlſtatt, deren Tod und Wunden oft hätten vermieden werden können, wenn man den Angriff eine halbe Stunde, nach welcher ſich der Feind wahrſcheinlich von ſelbſt zurückgezogen, verſchoben hätte, und die ſomit vielleicht ganz nutzlos

und ohne Zweck ihr Blut verſpritzten. — Und doch hat dieſer arme Lieutenant, dieſer vergeſſene Musketier relativ dem Kaiſer und dem Vaterlande ein größeres Opfer gebracht, und ſubjektiv ein größeres Verdienſt, als der große wichtige Staatsmann, der auf dem Grunde des, durch die Summe dieſer Opfer erkauften Sieges, endlich den Weltfrieden abſchließt, durch welchen er das Glück des Vaterlandes und den Glanz des Thrones ſichert, und ſomit ſeinen Namen in der Weltgeſchichte mit Recht einzeichnet.

„Wir haben von dem Glanz und Schimmer —
„Nichts, als die Müh' und als die Schmerzen,
„Und das wofür wir uns halten, in unſer'm Herzen."

Deßwegen läßt ſich die militäriſche Hierarchie nicht auf andere Stände und Berufsklaſſen übertragen. Der Befehl, welchen der Feldherr dem Generalen, welchen der Korporal dem gemeinen Manne ertheilt, der oft nichts mehr und nichts weniger bedeutet, als — „geh' hin und ſtirb" — iſt weit verſchieden von dem Auftrage, welchen der Beamte mit drei Sternen jenem mit einem Sterne oder der Goldbortirte dem Unbortirten gibt.

Das Empfindlichste für uns Soldaten aber ist: daß eben durch diese Ähnlichkeit die Grundsätze der Civil-Hierarchie in die unserige unmerklich übertragen, und unser Kastengeist, (den wir, offenherzig gestanden, für das Palladium der Armee halten) dadurch untergraben wird. Besonders der gemeine Mann, der Unteroffizier, gewöhnt sich daran, da er den subtilen Unterschied auf Rock und Kragen, an Degenquaste oder Hut nicht mehr zu unterscheiden vermag, entweder allen glänzenden Röcken und flimmernden Sternen die Honneurs zu machen und einen gewissen Ehrfurchtsgrad zu bezeugen, oder am Ende und unter großen Umständen sie keinem zuzuerkennen und jedem zu versagen.

Man kleide die Herren vom Civil wie man will, in Sammt und Seide, man vergolde sie von vorne und von hinten, aber man lasse den einfachen Waffenrock mit seinen Abzeichen dem Manne der Waffe.

Jeder sei das was er ist, recht, und stolz darauf nichts Anderes zu scheinen, als was er eben ist. Die Spielerei mit Nationalgarden und akademischen Legionen sollte eine Lehre sein.

Der Adel war früher allein im Beſitze und im Gebrauche des Waffentragens. Als Erbſtück ging dieſes auf den Soldatenſtand über. — Warum aber die „Ritter der verſchiedenen Diätenklaſſen“ (ſiehe Bekenntniſſe eines Soldaten) ſich in dasſelbe getheilt haben, während der Adel ſelbſt nach und nach vom Schwerte bis zum unſchuldigen Spazierſtöcklein gekommen iſt, ſehen wir nicht ein. Während der „Ritter“ nicht mehr berechtigt iſt, den Degen zu tragen, iſt dieſer bei jedem Kanzleiaſpiranten ſichtbar *).

Warum fällt es uns Soldaten nicht ein, die Abzeichen des geiſtlichen Standes, und deſſen hierarchiſche Rangsunterſchiede anzunehmen, ſo daß etwa

*) Oder will die jetzt waffentragende Bureaukratie dadurch andeuten, daß ſie an die Stelle der entwaffneten Ariſtokratie getreten ſei? Das wäre nicht klug gethan, denn die Waffe iſt eine gefährliche Zierde und ein drückendes Privilegium, wenn man nicht die Kraft, ſie zu gebrauchen im Arme fühlt. Die Ariſtokraten mußten Eiſenrüſtung, Speer und Schild ablegen, als die Kanone eine neue Zeit verkündete. Sind aber die Bureaukraten ihre Erben, mögen ſie bei der Feder bleiben und nicht abwarten, bis eine ähnliche mächtige Stimme ſie erinnere, daß ihre Waffe ihrer Bedeutung entbehre, und auch ſie wie ehemals den Adel entwaffne.

der Lieutenant mit dem Kaplan, der Rittmeiſter mit dem Pfarrer, der Oberſt mit dem Abte, der General mit dem Biſchofe und am Ende der Feldmarſchall mit dem Kardinal äquiparire? Und doch wäre vielleicht in dieſem Falle noch eine weit größere Analogie der beiden Stände durchzuführen.

Nur in einem Militärſtaate, wo die Kriegerkaſte allein vorherrſcht und das Hauptaugenmerk der Regierung iſt, wo die Armee Zweck, das Übrige blos Mittel iſt, die höchſten Gewalten beſtändig und lediglich in den Händen hoher Militärperſonen liegen, wo der Monarch ſelbſt vor Allem Kriegsfürſt iſt und ſein muß (ein in Mittel-Europa kaum denkbares Verhältniß), läßt ſich die Coordinirung der adminiſtrativen Beamten und Funktionärs mit jenen des Kriegerſtandes auch in der äußern Form denken, eben weil die Principien der militäriſchen Hierarchie und Disciplin auf alle Zweige der Verwaltung und auf alle bürgerlichen Verhältniſſe angewendet werden können, aber nicht umgekehrt, denn dann heißt es:

Cedat toga armis.

Aber eben deßwegen, glauben wir, liegt es im Intereſſe der Beamten ſelbſt, nicht in der Form

eines Beamtenheeres zu erſcheinen, deſſen Degen die unſchädlichſte, mindeſt gefürchtete Waffe iſt, die nur reizt ohne zu ſchützen.

Das Schwert laſſe man uns Soldaten; und wir glauben, es wird ſich Jedermann am beſten dabei befinden, wenn er bei ſeinem Leiſten bleibt.

Ein Herr hatte einen treuen Hund, eine niedliche Katze, eine freundliche Taube und einen luſtigen Raben. — Sie lebten lange freundlich und wohlgemuth in einem guten Einvernehmen. Der Hund in ſeiner Hütte, die Katze ſaß auf dem Faß, die Taube auf dem Dach. der Rabe ſpazierte im Hofe herum. Da fiel es der Haushälterin ein, ſie ſämmtlich in einen Sack zu ſtecken. Die Taube ward zerriſſen, der Rabe hackte dem Hunde die Augen aus, und dieſer erwürgte die Katze. — Caveant Consules! — 7. April 1851.

14. April 1851. Wenn in Folge des Belagerungszuſtandes der Italiener gehorſam ſeinen befiederten Kalabreſer, — der Ungar ſeinen Kuſchma, — der Pohle ſeine Conföderatka, — der Czeche ſeine Swornoſtmütze, — der Tyroler ſogar ſeinen grünen Hut abgelegt hätte, und dann fragen würde, was er alſo von nun an für eine unſchuldige Kopfbedeckung tragen dürfe, ſo bliebe — außer der cilinderförmigen Angſtröhre — nichts anzurathen, als die Freiheitsmütze oder eine ſchwäbiſche Schlafmütze.

Wenn man einen Krug Milch, eine Maß Bier, eine Flasche Wein, ein Glas Branntwein im Keller hat, so kann man allenfalls, Zeit und Weile abwechselnd, alle diese Getränke genießen. Wenn man aber z. B. in der Meinung, eine größere Quantität Milch zu erzielen, diese sämmtlichen Ingredienzien in den Milchtopf zusammengießt, so wird keine Milch, sondern etwas ganz Unnennbares, jedenfalls Ungenießbares daraus werden! — 16. April 1851.

So wird es mit der beanstrebten Verschmelzung der Nationalitäten gehen, wenn man Ungarn, Czechen, Pohlen, Kroaten, Rumänen, Serben und Lombarden in teutsche Österreicher verwandeln will. —

18. April 1851. Ein großer Herr beſaß einen ſchönen, vortrefflichen Vierer Poſtzug, aber die vier Renner waren von verſchiedenem Temperament, und das Kutſchiren ſehr ſchwierig. Ein Kutſcher nach dem andern fiel vom Bock herunter; bald ſuchte man die Schuld am Geſchirr, bald am Wagen. Endlich ſchmiß das Fuhrwerk um, der alte Kutſcher ſtürzte herab, aber kräftige Hände richteten den Wagen wieder auf. Nun beſchloßen die Stalldiener ein einziges Thier einzuſpannen, nämlich zuſammengeſetzt aus dem Kopfe des Sattel-, dem Leib des Hand-, den Beinen und dem Schweife der Vorderpferde. Hierzu mußten natürlicherweiſe aber vorher erſt die Renner getödtet und zerlegt werden. Dazu wurden die Nachbarn eingeladen und mit Eiſen und Beil das Werk durchgeſetzt; — nach vielen Mühen gelang die Unternehmung. Als man aber die verſchiedenen Körpertheile chirurgiſch abgelöst und wieder zuſammengefügt

hatte, bemerkte man erſt, daß man kein lebendiges Geſchöpf, ſondern wieder einen lebloſen Cadaver oder vielmehr ein Flickwerk verſchiedener Cadaver zur Dispoſition hatte, deſſen peſtilentialiſcher Geruch die ganze Umgegend vergiftete.

Mir iſt leid um den Beſitzer des ſchönen Poſtzuges, der mit demſelben ſchnell und weit hätte fahren können, und um die ſchönen, wunderherrlichen Thiere, die, jedes einzeln, ihm aus der Hand gefreſſen hätten!

1. Juni 1851. Die Franzoſen ſpielen ihre Revolution im Cirque olympique, — die Italiener machen daraus eine Oper, — die Spanier eine Tragödie oder ein Melodram, — die Pohlen eine Bärenhetze, — die Teutſchen ein Mittelding von Iſſlandiſchen Sentimental-Converſationsſtücken, mit Turnkunſtſtücken abwechſelnd.

Charakteriſtiſch iſt der Vorſchlag einiger ſlaviſcher Blätter: die ruſſiſche Sprache als allgemeines Idiom der ſlaviſchen Majorität anzunehmen. Das iſt der Erfolg der germaniſchen Durchgeiſtung, die ſo vielfach angeſtrebt und befürwortet wird. 1. Juli 1851.

4. Juli 1851. Gegen die Centraliſations-Theorie gilt die ſich mir aufdringende Bemerkung, daß ſelbſt hier im lombardiſchen Königreiche noch bis jetzt die Eigenthümlichkeit und charakteriſtiſche Verſchiedenheit in einigen Provinzen, namentlich in Bezug auf Como, Bergamo, Cremona und Brescia bei jeder Veranlaſſung grell hervortritt. Die übrigen Provinzen: Sondrio, Lodi, Pavia und Mantua bewahren gleichfalls noch in vielfacher Hinſicht beſondere Eigenthümlichkeiten, welche eine umſichtige Regierung keineswegs bei ihren adminiſtrativen Maßregeln ignoriren darf. So wenig iſt die theoretiſch überall gepredigte, und als bereits beſtehende Verſchmelzung der italieniſchen Einheit bis jetzt praktiſch durchgeführt, beinahe noch nicht vorbereitet.

Die Kabinetspolitik des letzten Jahrhunderts hat durch gefliſſentliche Zerſtörung alles Herkömmlichen, Ererbten und Geheiligten (eigentlich ſchon ſeit der Reformation) — zwiſchen ſich und dem hiſtoriſchen Boden der Vergangenheit eine Kluft gegraben. — Die Revolution kam urſprünglich von Oben (Richelieu, — Pombal, — Arana, — Friedrich I., — Joſeph, — Katharina ꝛc. ꝛc.). An die Regierungen, nicht an das Volk, wandten ſich damals die Encyclopädiſten *). Jetzt ſtehen erſtere, da ſie jede Nationalität und die Conſervativen ſowohl als die Radikalen gegen ſich haben, ohne Stütze, — den hiſtoriſchen Boden haben ſie aufgegeben, und mit der eigentlichen Revolution gibt es keine Verbrüderung für ſie. Sie hängen wie zwiſchen Himmel und Erde ohne Halt in der Vergangenheit und ohne

2. August 1851.

*) Voltaire, d'Alembert, Diderot ꝛc. ꝛc.

Hoffnung für die Zukunft, und müssen gegen Conservative und Destruktive gleichmäßig auf der Huth sein. Daher die unnatürliche, aber nichts destoweniger thatsächliche Vereinigung der widersprechendsten Elemente in den regierungsfeindlichen Bewegungen in Pohlen, Ungarn, Venedig, der Lombardei ꝛc. ꝛc., wo Pabst und Mazzini, Nationalität und Cosmopolitismus, Adel, Besitz und Reichthum dem Communismus selbst die Hand reichten, also die anscheinend heterogensten Elemente sich verbündeten, sobald es darauf ankömmt, gegen die Regierung aufzutreten, welche die Erinnerungen sowohl als die Hoffnungen zu feindlichen Faktoren hat. Der Vernunftstaat an und für sich ist aber eine abstrakte Fiktion, die nur im Professoren-Gehirn wurzelt, wenn keine urwüchsige, legale, moralische oder nationale Basis vorliegt, auf welcher das Staatsgebäude ruht.

Hätte im Jahre 1848 die Centraliſation ſo beſtanden, wie ſie jetzt angeſtrebt wird, und wären die ſogenannten veralteten Inſtitutionen des kaiſerlich-öſterreichiſchen Heeres, (wie man es bereits ſeit fünfundzwanzig Jahren mehr oder weniger als wünſchenswerth darſtellte), abgeſchafft geweſen, — ſo hätte die Revolution ein leichteres Spiel gehabt. Deßwegen müſſen bis zu einem ferneren Verſuche dieſe Hinderniſſe beſeitigt werden. Die Centraliſation in der Verwaltung muß erſt von Oben durchgeführt und das Heer von Oben und Unten in ſeiner Eigenthümlichkeit untergraben werden, um einen zweiten Verſuch der Unternehmung zu wagen, in welcher die früheren Unternehmer ſo unglücklich geſcheitert ſind. 3. Auguſt 1851.

4. Septbr. 1851.

Wenn es auf diesem Wege fortgeht, wird der Czeche den Teutschen, — der Ungar den Czechen, — der Slowak und Serbe den Ungar schlachten, — der Bürger den Adel, — der Proletarier den Bürger todtschlagen, — der Bauer die Grundherren vertilgen, — der Hußit den Katholiken, und alle zusammen den Juden erwürgen, — die Gotteslängner den Christen ausrotten, und der Teufel Asmodi, der sie Alle, und zwar im verschärften Tempo, ihrem eigenen Untergange zureitet, — sein Plaisir daran haben.

Bevor eine wirkliche politiſche Freiheit der Geſammt-Geſellſchaft denkbar wäre, müßte das Individuum nicht Sklave ſeiner eigenen Leidenſchaften, ſeines eigenen Egoismus, — ſeiner Genußſucht, — müßte Freiheit nicht mehr Geſetzloſigkeit, ſondern Geſetz-Sitte, ſein. Die Freiheit des einen bedingt ja eben in der Geſellſchaft die Beſchränkung des andern wechſelſeitig. — So wie die Sachen jetzt ſtehen, muß die Geſellſchaft erſt wieder durch eine Eiſenhand geknechtet werden, um ſich zur wahren Freiheit zu befähigen. — Statt daß bei ſittlich guten Individuen aus den allgemeinen Sitten endlich Geſetze, aus Geſetzen endlich eine politiſche Verfaßung werden ſollte, — eine Aufgabe, welche die Religion vorzubereiten und zu ermöglichen berufen iſt, muß jetzt erſt die brutale Gewalt das allgemeine Geſetz zur Sitte des Einzelnen machen.

5. Septbr. 1851.

16. Sept. 1851. Ein System, welches allen Nationalitäten sich feindlich gegenüberstellt, — in jeder Mütze und jeden Hut, — in jeder bunten Weste ein sichtbares Zeichen eines Empörungsgelüstes wittern muß, — dem die Töne jedes Volksliedes, — als wehmüthige Klage über eine geliebte zerfallene Vergangenheit, oder als verpönte Hoffnung einer wiederbelebenden Zukunft entgegenklingen, — dem jedes Ammenmährchen und jede Prophezeiung drohend entgegentreten, — ein solches System hat sich eine unlösliche Aufgabe gestellt.

Das Josephinische System mit den Mitteln des Absolutismus ausgeführt, scheint mir als Knechtung jeder Selbstständigkeit, als Ignorirung der heiligsten Gefühle, nämlich: Religion, Vaterland, als Verletzung jeder Tradition und Gepflogenheit, als Beseitigung der Geschichte und ihrer Ergebnisse eine jedenfalls antipathetische, despotische, das ächte nationale Selbst-

gefühl des Volkes, ſo wie jenes des Individuums erniedrigende, ſehr ſchwere — aber am Ende nicht in dem Reiche der Unmöglichkeit liegende Aufgabe. Daſſelbe aber auf ſogenannte konſtitutionelle Formen gründen wollen, ſcheint mir eine Contradictio in adjuncto, — ein reiner Widerſpruch, nicht leichter zu löſen, als die Aufgabe, einen viereckigen Kreis konſtruiren zu wollen.

20. Septbr. 1851.

Heute mit der Post gefahren. — Die Postillone haben statt der früheren heiteren rothen Röcke und wehenden Federbüsche graue Jacken mit eierspeisfarbigen Aufschlägen und einen Strümpel von Roßhaar auf dem Hut. Statt des früheren lustigen Postliedes bei der Ankunft und Abfahrt aus der Station geben sie eine Art Thürmer-Ruf, gewisse misteriöse Zeichen von sich! — Alles verklingt, vergilbt, versinkt, verlischt in der jetzigen grau-grauen Staatstheorie.

Lopez und seine Expedition gegen Cuba,

welche in Nr. 131 des „Österreichischen Soldatenfreundes“ mitgetheilt wurde, hatte nachstehende Einsendung zur Folge.

Im wohlgemeinten Interesse des gewiß edlen Zweckes, den sich der „Österreichische Soldatenfreund“ als Ziel gesetzt hat, erlaubt sich Schreiber dieses einige Bemerkungen über den Leitartikel: „Lopez und seine Expedition gegen Cuba.“ 27. Aug. 1851.

Von den französischen Encyclopädisten angefangen bis auf unsere Tage, hat sich bei allen Völkern und Nationen der Welt die Presse der guten und schlimmen Sache auf staatlichem und kirchlichen Gebiet in Zweck, Anlage und Ausdruck so haarscharf auseinander geschieden, daß wenige Blicke in ihre Produkte genügen, um sie heimstellen zu können.

Die Repräsentanten der guten Sache konnten nichts Besseres thun, als das was sie anstrebten,

auf geradem Wege zu wallen, und dafür die logisch richtige Bezeichnung zu wählen, während die Träger des Schlimmen sich nichts so angelegentlich sein lassen mußten, als ihre Sache und deren Zweck mit dem Scheine des Guten und Schönen zu umgeben, wenn sie anders nicht Gefahr laufen wollten, ihre sündeerzeugten Kinder todtgeboren zu sehen.

So heißt bei ihnen die Vertreibung einer legitimen Regierung aus dem rechtmäßigen Besitz: „Befreiung," Rebellion: „Verbesserung," Umsturz: „Aufklärung," Zügellosigkeit: „Freiheit," die heruntergekommenen Waghälse für ihre Sache nennen sie: „Patrioten," „Märtyrer," wenn sie der gerechten Strafe anheimfallen. Wissen die Gutgesinnten aus der zertretenen Ordnung wiederum etwas Gutes zu schaffen, belehren sie die Welt eines Besseren, und ist man wenigstens um etwas klüger geworden, so nennen sie das: „Folge ihres Wirkens," und stellen die Empörung als nothwendige Bedingung zur Schaffung des Guten auf.

Das ist männiglich bekannt, darüber dürfen wir kurz sein.

Warum aber die Presse der guten Sache oft

ſich gerade derſelben Gegenſtände, derſelben Anlage, derſelben Ausdrücke bedient, da doch das, was erzielt werden ſoll, das direkte Gegentheil von dem Streben jener iſt, das begreifen wir nicht, und doch iſt es im vorliegenden Artikel der Fall.

Über den zuweilen vorkommenden Ausdruck „Patrioten“ können wir aus obenangeführten Gründen nicht ohne Rüge weggehen, denn es iſt ja ſehr fraglich, wer es beſſer mit ſeinem Vaterlande meinte, der, welcher deſſen Losreißung von dem Mutterlande herbeiführte, oder jener, welcher dem früheren Fortbeſtand eines wahrlich nicht beklagenswerthen politiſchen Zuſtandes ſeine Thätigkeit widmete. Warum gerade lediglich dem Rebellen und Inſurgenten der Name „Patriot“ zukommen ſoll, können wir nicht einſehen. Man kann in beiden Lagern aufrichtige Vaterlandsfreunde zählen, denn irren iſt menſchlich, aber auf keinen Fall darf man den Namen eines Vaterlandsfreundes ausſchließlich dem zuſprechen, der deſſen Wohl in Zerſtörung des beſtehenden Zuſtandes ſucht.

Es ſcheint uns nicht angemeſſen, einer Armee, die, wie ſie daſteht, mit allen Tugenden der Treue

und Tapferkeit geſchmückt iſt, gerade dieſer Armee einen Menſchen in allen ſeinen Verirrungen mit ſeinen wenigen guten Eigenſchaften, bis zu ſeinem letzten Attentat gegen den rechtmäßigen Beſitz einer legitimen Regierung als Hauptgegenſtand in einem Leitartikel vorzuführen, und zwar als „Befreier“ (nicht Empörer) einer Inſel, deren Freibrief ein Schuldſchein von fünfzig bis hundert Millionen Dollars ſein ſoll. Das ſcheint uns eine verfehlte Wahl des Gegenſtandes. Weit entfernt jedoch, daß dieſer Theil der Geſchichte, und zwar namentlich in ſo fern er einer nach allen Richtungen des Revolutionsweſens verirrten Zeit angehört (übrigens bekannt genug), von der k. k. Armee nicht geleſen werden ſoll, aber entweder nicht in ihrem eigenen Organe, oder dann in einer andern Auffaſſung, in einer andern Form, zu einem andern Zwecke gegeben.

Mit einer hiſtoriſch-ſtatiſtiſchen Skizze begonnen, das Kriegsweſen der Spanier zu Waſſer und Land geſchildert, die dem Geſammt- und Partial-Vermögen nachſchleichende Spekulation in ihren Vorkehrungen, Rüſtungen, der Wahl des Kommandanten ꝛc. bis zum Angriffe auf Cuba verfolgt; die Thatſache bis an ihr Ende treu gegeben, ihre Folgen für die Zukunft

gehörig ausgebeutet, so hätte der Artikel seine hiſtoriſche Bedeutung und ſein Intereſſe bei denen, für die er geſchrieben war, nicht verfehlen können; um ſo weniger, als dann die mit- oder nachlaufende Biographie des Lopez und der ihn begleitenden Abenteurer *) der Welt gezeigt hätte, wohin es

*) Sehr unrichtig werden dieſe „Offiziere" benannt. In Aufſätzen, welche für Militärs beſtimmt ſind', muß unſerer Anſicht nach auch in der Form eine genaue, den militäriſchen Kaſtengeiſt immer berückſichtigende Bezeichnung militäriſcher Qualitäten, Merkmale, Würden ꝛc. ꝛc. obwalten. Wir leiden ohnehin im Allgemeinen genug an der vorherrſchenden Begriffsverwirrung, — deſto ſtrenger, ja ſei es bis zum Pedantismus, müſſen wir die Wortverwirrung und Verwechslung, welche dann nur zu oft die erſtere herbeiführt, ferne halten. — Offizier, — kömmt von Officium, Der Offizier iſt ein militäriſcher Anführer, der in ſein Amt und Würde, in ſeine Pflichten und Rechte von jener Gewalt eingeſetzt wurde, der eine ſolche zuſteht.

Wer uns auch als Feind gegenüberſteht, mit der Waffe und den Abzeichen, die unſerem Ehrenſtande auch unter verſchiedenen Fahnen zuſtehen, hat ein Recht auf unſere Achtung, und ſobald das Schwert abgelegt iſt, auch auf kameradſchaftliche Behandlung. Aber der Freiſchärler darf nicht mit dem ebenbürtigen Soldaten verwechſelt werden. Commilitones, — Kameraden ſind und ſollen außer dem Gefechte auch die Krieger verſchiedener Herren und Kronen ſein, nicht aber die Genoſſen eines Abenteurer-Haufens, die

Menſchen bringen, die ihre oft guten Eigenſchaften nur zu Verirrungen hergeben, und jedenfalls hätte der Verfaſſer dann nicht Urſache gehabt, zum Schluſſe des Artikels ſeinen Helden mit magerer Moral als unwerth eines „Befreiers“ zu degradiren.“

---

mit uns nur darin ähnlich, daß ſie die Waffe führen, Gott ſei Dank, in Geſinnung und Sitte ſchroff von uns geſchieden ſind. Eine ſolche Anſicht würde ein Schisma, eine Häreſie in unſerem Stande ſein. Es war für die Begleiter des Filibuſtier Lopez ſchon übergroße Milde und Ehre, daß es ihnen vergönnt wurde, den ehrlichen Soldatentod durch Pulver und Blei zu ſterben, da ihnen eigentlich mit Fug und Recht der Strang zuerkannt hätte werden müſſen.

Vide Hiſtoriſch-politiſche Blätter,
18. September 1850, Seite 144.

Mailand.

Die Sophiſten werden ihr Ziel erreichen! Aber täuſchen wir uns nicht! Auf jeden Sieg der Anarchie folgt die Gewaltherrſchaft der kriegeriſchen Macht; einer inländiſchen, wenn noch der Stoff dazu vorhanden iſt, — einer ausländiſchen, wenn die ſittliche Entnervung, die intellektuelle Verkommenheit, der Indifferentismus des Herzens und des Geiſtes ſchon zu weit um ſich gegriffen haben. Dieſe Macht wird dann mit eiſerner Fauſt die Spinnengewebe der Advokatenkunſt durchreißen, mit einem Manneſchritte über die Häupter der Pygmäen mit dem Federkiele hinwegſchreiten, das Schwert in

16. Jänner 1852.

die Apothekerwage der Rabbuliſten werfen und eine Kampfes-Regel wieder in ihr Recht ſetzen, die ſo alt iſt, wie die Welt: daß jeder die Macht gebrauche, die er eben hat (jus fortioris)! —

Mailand.

Geſtern auf dem Hofball, — den erſten ſeit dem letzten, dem ich beiwohnte im Februar 1848. — Damals glaubte ich an allen Ecken das flammende „Mane tekel phares“ zu leſen. Auch geſtern ſah ich es noch glimmen, wenn auch der Glanz der Waffenröcke es ſcheinbar verdunkelte! 19. Jänner 1852.

Dieu sauve le Roi! —

Als ich im Jahre 1848 meine leider nur zu ſehr begründeten Beſorgniſſe laut werden ließ, ſchalt man mich einen ſchwarzſehenden Narren! —

Si tacuisses, philosophus mansisses. *)

Darum war ich geſtern ſtill, bin aber kein Narr geworden und ſchwarzſehend geblieben!

---

*) Hätteſt Du geſchwiegen.
Wärſt Du ein Weiſer geblieben.

24. Jänner 1852.

Gewalt iſt noch nicht Autorität.

Es kann Gewalt geben ohne Autorität.

Es kann Autorität geben ohne Gewalt.

Am Beſten iſt beides, — die Macht mit dem Rechte vereint, — dann ſind die ſocialen Kräfte im Gleichgewichte, — dieſes wird geſtört, ſobald jene von einander getrennt werden.

Mailand.

Jeder Terrorismus erlahmt, sobald die Durchschnittsmasse ihre Leidenschaft gestillt hat, und dessen Druck selber zu empfinden beginnt. Die Fanatiker, welche ihn dann noch perpetuiren wollen, gehen dann entweder in ihren eigenen Consequenzen zu Grunde, oder sie werden allmählig bei Seite geschoben. 25. Jänner 1852.

15. August 1852. Die Grenadier-Bataillone aufgelöst und die Grenadier-Mützen abgeschafft.

Mir ist leid um diese, so unzweckmäßig und unbequem sie auch sein mochten. Aber man trug an ihnen auch eine glorreiche Last von Erinnerungen! Diese Grenadier-Mütze, die ich also nicht lange mehr sehen werde, verschwindet wie ein Meilenzeiger, auf dem geschrieben stand: von Kollin, — von Stokach, — von Aspern, — von Leipzig, — und unter Daun, Loudon, Erzherzog Carl, ich darf auch sagen Schwarzenberg, hatten sie ihre Feldzeichen zu ihren Lorbeerkränzen gewunden! Mir ist leid um diese Mützen! — Türken, Preußen und Franzosen kannten sie wohl! — Die Franzosen würden ihre bonnêts a poil, eben so unbequem als die unsern, nicht leicht vermissen. Ce sont nos bonnêts de Marengo, je conçois qu'ils ne Vous plaisent pas, — sagte mir einmal ein alter, fran-

zösischer Grenadier, den ich auf deren Unzweckmäßigkeit aufmerksam machte.

Auch die alten Pappenheimer haben ihre Schwerter eingesteckt (Kinsky-, Liechtenstein-Chevauxlegers), und sind Lanzenreiter, — Uhlanen, — geworden. Ich kann mir einen alten Hohenzollern, — Alt Löwenstein, — gar nicht mit pohlnischer Czapka und Kurtka denken! — So versinkt die alte Armee. Vielleicht geht die neue einer noch glorreicheren Zukunft entgegen, aber sie ist eine neue.

Mit dem neuen Reiter-Reglement kann ich mich durchaus nicht befreunden. Diese Massen, aus denen man sich durch künstliches Kriechen herauswindet, sagen mir nicht zu. Das Haupt-Element unserer Reiterei, die Bewegung, — die Schnelligkeit, ist in den Hintergrund getreten. Man braucht gar nicht mehr zu reiten, es wird nicht mehr geflogen, wie ehemals. Mir sagte die alte Reitertaktik mehr zu *).

*) Hat sich durch die Bemühungen des Herrn Kavallerie-Inspectors Fürsten Liechtenstein Franz seitdem geändert und wesentlich gebessert.

Mir iſt leid um meine alten grünen Hußaren. Ich glaubte, wenn ich ſo einen grünen Dollmann ſah, mich immer in meine Jugend verſetzt, und das alte Lied vom Wurmſer-Hußaren ſingen zu hören. Es iſt auch vorüber! — Überhaupt ſingen die Leute nicht mehr, weder die jungen noch die alten, die Marſeillaiſe oder das Hekerlied ausgenommen. Oder haben die andern keine Stimme, keinen Klang mehr? Auch möglich. Aber der Rakoczi-, Rota- und der Klapka-Marſch klingt in manchem Herzen volltönig fort! — Warum haben die Andern keine ähnlichen Klänge? — Hat dieſe Jahreszeit keine Vögel mehr, die ſingen können, oder fühlen ſie inſtinktmäßig, daß die Zeit zum Abziehen, — daß ihr Herbſt und baldiger Winterſchlaf erſchienen ſei? — Fürchte wohl. — Es gibt keine Wurmſer-Hußaren mehr! —

Mailand.

Die Militär-Kommanden können gegenwärtig nicht genug Haslinger und Birkenruthen auftreiben, um die Böſen auf den Hintern zu klopfen. Damit aber treibt man den Widerſtand noch nicht aus den Köpfen. Man lehrt den Gegnern nur mehr Vorſicht. — Liebe läßt ſich nicht ein-, der Haß nicht auspeitſchen! — Den Arzt erſetzt nicht der empiriſche Chirurg! — 16. Auguſt 1852.

17. August 1852. Gefängniß-Visitirung. — Unbegreiflich, daß Knaben von 15 Jahren mit reifen Verbrechern monatelang eingekerkert sitzen. Eine wahre Hochschule des Lasters!

Mehr Titelkupfer zu allen Romanen der Neuzeit gesehen, als Blätter in denselben sich vorfinden.

Eine wahre Schattenseite der Menschheit ist so ein Kerker. Eine Protestation gegen die Form der Gesellschaft, wie sie sich gegenwärtig gestaltet hat.

Jeden Morgen soll man Gott danken, daß man nicht als Narr oder Gefangener aufwacht.

Der Zerfall unſerer Geſellſchaft, das Verlöſchen des Selbſtbewußtſeins im Individuum, in der Familie, in der Zunft, in dem Stande (Lebensberuf). — iſt ſo weit gediehen, daß die Regierungen beinahe vergeſſen haben, ſich auf deren Elemente ſtützen zu müſſen. Die Träger der Autorität ſind nur mehr das Beamtenthum, die bewaffnete Macht und deren Hermaphroditen, die Gened'armen. 18. August 1852.

Es iſt aber nicht möglich, auf den Federſpitzen der Beamten die Geſellſchaft zu balanciren und zu ſtützen. Das haben die Mandarine ſelbſt eingeſehen, und trotz ihrer Kaſten-Eiferſucht, die Bajonette als Hülfsmittel herbeigezogen. Aber Feder und Bajonett ſind keine ſoliden Stützpunkte.

Das Heer war anfänglich nur beſtimmt, die Geſellſchaft gegen den äußerlichen Feind zu ſchützen. Erſtere hatte genug Conſiſtenz in ihren Beſtandtheilen, um ſich im Innern ſelbſt zu ver-

theidigen. Adel, Bürger, Landmann, Zunft, Familie, ja, das einzelne Individuum bedurfte außer ganz besondern Fällen keinen besondern Schutz, den es am besten bei seiner eigenen Genossenschaft fand. Das Gesetz, die Regierung, stand nicht außerhalb, sondern inmitten des Selbstbewußtseins der Gesellschaft, dessen unzertrennlichen Bestandtheil sie bildete. — Jetzt ist es anders. — Schon die Nothwendigkeit des Bestehens jeder Regierung, eine große bewaffnete Macht in steter Verwendung zu ihrer eigenen Existenz bereit zu halten, beweiset die traurige Wahrheit und die unnatürliche Lage, daß sie in der Gesellschaft selbst, der sie vorsteht, einen eben so mächtigen innern Feind als jeden äußern fürchten muß, da sie nur durch dieselben Gewaltmittel, welche früher lediglich nach Außen gerichtet waren, sich nach Innen schützen kann.

Prag.

Altstädter-Ring — Kleinseite — Hradschin durchschritten! — Es war Abend, im Nebel umgaukelten mich Riesenschatten! — Hat man Recht gethan, diese Nationalität zu ersticken!? — Ist denn ein pergamentener Polizeistaat, ohne jedem volksthümlichen Leben und selbstbewußten Gefühl, ohne Geschichte und ohne Hoffnung, wirklich das Ideal einer modernen geregelten Gesellschaft? Sind die Hingerichteten auf dem Altstädter-Ring wirklich die letzten Blutzeugen der böhmischen Nation gewesen, und ist diese letztere selbst mit jenen gestorben und begraben!? — Es wäre schmerzlich, wenn dieß eine Nothwendigkeit, ein fait accompli, eine historische Thatsache wäre! — Was nützen dann derlei politische Volks-Cadaver? — Sind etwas bessere und zahlreichere Eisenbahnen und etwas wohlfeilerer Kattun wirklich das Endziel jedes politischen Bestrebens, und die Gensd'armen die einzigen Schutzengel der sozialen Ordnung!? — 20. August 1852.

21. August 1852. Wenn die Kette, welche die Herzen der Völker an die Dynastien bindet, zu Ringen nur das Heer, die Beamten und Gensd'armen, und deren Treue und Pflichterfüllung hat, genügt eine verlorne Schlacht, um sie zu lösen! Deshalb stürzte die Schlacht von Jena die preußische Monarchie, während jene von Wagram den Völkerbund, der sich unter dem Kaiserhause vereinigt hatte, nicht zu zersprengen vermochte. Jetzt wäre eine ähnliche Niederlage furchtbar in ihren Folgen.

Die Spitzbuben wird, soll und muß man immer zu Gegnern haben, und man trete ihnen, sei ihre Zahl groß oder klein, kühn und entschieden entgegen. Man vermeide aber, durch Verletzung heiliger Gefühle deren Zahl mit honetten Leuten zu vermehren. So lange blos Schächer, Diebe und Räuber an das Kreuz geheftet wurden, war und blieb dieses ein Schandpfahl. Seit der Heiland darauf geschlagen wurde, ist es das Symbol des Erhabensten — ein allgemein anerkanntes Zeichen der Ehre geworden. — Man hüthe sich, den Galgen auf dieselbe Weise zum Symbol des Märtyrers, des, für seinen Glauben Geopferten, zu stempeln! —

22. August 1852.

24. August 1852. Hüte, Mützen, Bänder, Farben werden verpönt, Stöcke und Taschenmesser verbothen. Aber die Blicke und Gesichter kann man nicht polizeilich reguliren. Wenn des vorübergehenden Mädchens niedergeschlagene Augen nur sich heben, um einen Strahl des Haßes blitzen zu lassen, wenn der gedemüthigte, zur Seite gestoßene Facchino nur in einem schielenden Seitenblick dem giftigsten Ingrimm Luft macht, so werden sich mit der Zeit auch die Waffen finden, ihn thatkräftiger an den Tag zu legen! —

Täglich ſtrotzen die Zeitungen von Sentenzen, — Hinrichtungen, — Exekutionen, — wie behauptet wird, nothwendige Hülfsmittel zur Begründung des Vernunftſtaates. Man ſollte bedenken, daß jeder ungerecht, — zwecklos, — oder überflüßig verſpritzte Tropfen Blut, oder jede vergoſſene Thräne zum ätzenden Scheidewaſſer wird, welches die Pietät der Völker untergräbt. Die meinen es nicht gut, die dieſen böſen Stoff in die Herzen der Völker gießen! — Sie ſagen wohl, man bedürfe keiner Pietät, — man verlange nur Gehorſam. Gott bewahre uns aber dann vor einer Schlacht wie die bei Jena! — 25. August 1852

30. August 1852. Jemand meint: „Wir haben die Macht, wozu brauchen wir das Recht!“ — Wenn aber Macht ohne Recht beſiegt wird, bleibt Nichts! — Recht aber auch ohne Macht bleibt ſchon deßhalb immer, auch zeitweiſe überwunden, eine Gewalt, eben weil es Recht iſt, und Gott ſelbſt in jeder Menſchenbruſt ein unvertilgbares Gefühl der Anerkennung desſelben gegründet hat, welches deſſen Vertheidiger in eben dem Grade ſtärkt, als es den Angreifer lähmt! —

Wenn die Leute in dieſem Syſtem fortfahren, ſo werden wir, wenn die Stunde der Gefahr erſcheint, nirgends eine Vendée mehr improviſiren können! — Für den modernen Vernunftſtaat läßt ſich kein Pudel todtſchießen! Den mächtigen Hebel der Nationalität überall gegen ſich kehren, ſcheint mir ein gefährliches Wagniß! — 30. Auguſt 1852.

1. Septbr 1852

Die Regierungen sind zwar dem Prinzip der Revolution abhold, sanktioniren aber dennoch überall deren Konsequenzen und Ergebnisse, wo dieselben in ihren Kram taugen. — Die Revolution hat das heilige römische Reich, Frankreich, Pohlen, die Generalstaaten und Venedig gestürzt, und was sie zerstört oder geschaffen hat, ist von den Regierungen als zerstört oder bestehend anerkannt worden! Mit Trümmern und auf Trümmern haben die Regierungen gebaut, — nichts aber von dem früher Bestandenen wieder hergestellt. — Malta und Algier sind gefallen, aber nicht die Fahne des Kreuzes hat deswegen gesiegt! — Es ist allerdings leichter, mit revolutionären Grundsätzen zu regieren, — tabula rasa machen, als konserviren, nur muß man dann nicht behaupten, daß man die Revolution bekämpfe, und sich nicht wundern, wenn diese im Ganzen und Großen, trotz Reaktion und Belagerungszustand, fortschreitet! —

Es gibt nur mehr dreierlei Stände und Klaſſen, 2. Septbr.
die man und die ſich auch gleich von Außenher 1852.
erkennen. Es ſind Prieſter, — Soldaten, —
und Juden, — deswegen ſind ſie auch die mächtigſten und wichtigſten Elemente! —

5. Septbr. 1852.

Bei der Organisation der Gesellschaft, wie sie aus dem Mittelalter übertragen und vererbt wurde, wo die Familie, die Zunft, der Stand, die Corporation ihr selbstständiges Leben behauptete und bewahrte, war es die Aufgabe eines jeden dieser Elemente, sich selbst zu vertheidigen und zu verwalten. Als nach und nach der Staat allein diese Aufgabe übernahm, wurde zuerst die Vertheidigung dem stehenden Heere ausschließlich übertragen. Derselbe Prozeß fand aber nach und nach auch in Beziehung auf die Verwaltung statt, und es mußte ein stehendes Heer von Verwaltern (Beamten, Bureaukraten —) geschaffen werden, welches in dem Maße zunahm, als die Zweige der Verwaltung, deren Bedürfnisse und Obliegenheiten sich vermehrten, ausdehnten und verwickelten.

Es frägt sich nunmehr, ob die auf diese Art Vertheidigten und Verwalteten (id est: Beschirmten

und Regierten) genugſame Produktionskraft beſitzen, die immer ſteigende Zahl und Bedürfniße der Vertheidiger und Regierer beſtreiten zu können. Daher die immer ſteigende und nicht zu beſchwichtigende Finanz-Verlegenheit aller Staaten! —

10. Septbr. 1852. Man kann eine gemeinsame Regierung, ohne deshalb ein gemeinsames Vaterland zu haben. Kömmt mir vor, als wolle man einem Pferde oder Rinde, weil man ihm die Anfangsbuchstaben des Besitzers auf Wange und Schenkel brennt, auch die Eigenschaften der Gestütsrace mittheilen. Militär- und Civil-Gouvernements, Bezirke und Distrikte kann man schaffen, — ein Vaterland kann man eben so wenig oktroiren als eine Religion. Und eben darin ist das Vorgehen der Regierungen, welche die historischen Traditionen verläugnen und vernichten, um den modernen papierlebenden Vernunftstaat oder Kabinetsdivan anzustreben, ein durchaus revolutionäres zu nennen!

Die Regierungen geben einen Weg, den Proudhon selbst nicht besser angeben könnte! — Familie. — Zunft. — Corporation, — Stand, — Kaste, — wird aufgelöset und verschmolzen in die große Gesellschaft: Staat; der ebenso folgerecht die Leitung und Bevormundung jeder noch so geringen Thätigkeit des Staattheilchens — Mensch — anspricht und übernimmt. Dahin wirken alle Taxen, — Erbfolge-Gesetze, — Maximum ꝛc. ꝛc. Es ist dieß eine Folge der Fiktion, daß der abstrakte Begriff Staatsbürger in sich schon eo ipso alle übrigen, dem gesamten Staate zukommenden Merkmale und Fähigkeiten einschlöße. Er soll als Deputirter: Staatsmann und Gesetzgeber, als Nationalgardist: Krieger, als Geschworner: Richter, als Gemeinde-Ausschuß: Verwalter sein; und ist dann Nichts von dem Allen recht und wirklich. 14. Septbr. 1852.

10. Oktbr. 1832.

Es sagt Scholz: „Es saß einmal einer auf den Ruinen von Karthago, was er da gemacht hat, weiß kein Mensch.“ — Der gute Marius war wohl auch, wie unser einer, ein römischer Zopf! Er sah seine Zeit, seine Welt versinken, und in Karthago's Trümmern erblickte er im Geiste das Schicksal Rom's. Wie Er sitzen auch wir befrackte Mariuse auf den Ruinen. Wenn man ehemals alt wurde, versank man allein, aber das was einem lieb und werth war, blieb stehen und blühte fort auf unsern Gräbern. Jetzt öffnet sich das Grab für Alles, was uns einst blühend erschien, und wir sinken nach, und von unserer Zeit bleibt nicht einmal die Asche.

Ehemals, wer z. B. im Jahre 1700 geboren wurde, und im Jahre 1780 gestorben ist, verließ die Welt, in der er gelebt, — jetzt verläßt die Welt ihn, bevor er gestorben. Was den Vätern heilig war, ist Tand für die Söhne. Was jene sammelten, hat

keinen Werth für ihre Nachkommen. Mag einer Geld und Gut ſammeln, die nächſte Finanz-Operation oder der Curs der Staatspapiere vernichtet das mühſam Erſparte, und von einem Vater, der ein Fideikomiß gründete oder Staatspapiere ſammelte, haben die Kinder nicht viel mehr, als jene, deren Vater das Seinige verlumpte. Ob der Papa etwa das goldene Vließ hatte oder nicht, kümmert den filius jetzt wenig, wenn nur viel Geld hinterblieb.

Der reiche Wucherer wird Baron ſo gut wie der Held, der mit ſeinem Blute das Thereſienkreuz erwarb. Ja ſelbſt der Galgen iſt kein Flecken mehr für ein Geſchlecht, da auch ſo manche ehrliche Leute daran gehangen ſind. Kurz, wir leben in einer Zeit, die keine Vergangenheit und keine Zukunft mehr anerkennt, und die künftigen Mariuse werden vielleicht nicht einmal Trümmer mehr finden, auf denen ſie ſitzen und meditiren können! —

8. Nov. 1852.

Schade um den alten Ausdruck „teutſche Kavallerie, Hußaren und Uhlanen“ — wie der alte Militär-Schematismus ſie bezeichnete. Nur das Haus Öſterreich konnte ſich dieſe Benennung erlauben, — der teutſche Panzerreiter, — der ungariſche Hußar, — der pohlniſche Uhlane, — brachten die Vorzüge ihrer Nationalität, behielten ſie unbeſchadet derſelben, und waren doch k. k. Reiter alle zuſammen. Nur das Haus Öſterreich konnte dieſes Experiment machen. — Jetzt ſtehen wir da, — oder vielleicht nicht einmal da, — wo Franzoſen, Ruſſen, Preußen ſtehen, welche uns oft um die vortrefflichen Elemente beneideten, die uns allein rein zu Dienſten ſtanden, und die ſie erſt nachahmen mußten!

Die Eigenthümlichkeit des kaiſerlichen königlichen Heeres, die im Jahre 1848 ſo ſchön bethätigte Treue an das dynaſtiſche Prinzip, an das Kaiſerhaus, fand ihren Grund eben darin, daß dieſes Heer, wie alle im Mittelalter waren, geblieben iſt. Es war ein dynaſtiſches, — kein Staatsheer. Sein Element, ſein Lebensprinzip war die Treue. Es gehörte dem Kriegsherrn, dem es geſchworen, — keinem Lande, keinem Staate an. 10. Nov. 1852.

Als ſich ſeit dem dreißigjährigen Kriege nach und nach alle europäiſchen Heere aus dynaſtiſchen Heeren in Staatsheere, — da wo Staat und Nationalität zuſammenfallen, wie z. B. in Frankreich, — in Nationalheere umwandelten, konnte bei dem Heere des Hauſes Öſterreich dieſe Umwandlung nicht ſtattfinden. Die Verſchiedenheit der Reiche, Stämme, Racen, welche ihren Contingent in die Feldlager des Kaiſers lieferten, machte es unmöglich, ſie als einem

Volke angehörig zu betrachten. Verſchieden waren die Geſetze, die Verhältniße der Heimath, deren Angehörige ſich erſt im Feldlager aneinander reihten. Es mußten ihnen daher beſondere Geſetze, Einrichtungen und Verordnungen gegeben werden, welche unter ihnen gleich, wenn auch von den Landesvorſchriften, wo ſie zeitweilig weilten, verſchieden waren. Der Ungar konnte in Böhmen nicht nach den Geſetzen ſeines Landes teſtiren, der Lombarde wurde nach andern Geſetzen behandelt, als der Galizier ꝛc. ꝛc., daher wurden die Kriegsartikel und die Militär-Geſetze das gemeinſame Geſetzbuch aller Kriegsvölker des Hauſes Öſterreich, abgeſehen von dem Lande, wo ſie ſich befanden. Noch greller trat dieſer Umſtand in jenen Zeiten hervor, wo die Beſitzungen in den Niederlanden und die mancherlei Verknüpfungen mit dem ehemaligen römiſchen Reich noch mehr die Verſchiedenheit der Elemente, aus welchen die öſterreichiſche Hausmacht beſtand, in das Licht ſtellten. Der Ungar, der Wallone, der Teutſche, der Wälſche, der Böhme, blieb das, was er war, aber vor Allem war er kaiſerlicher Krieger, und als ſolcher unter gleiches Geſetz, Form und Verfaſſung geſtellt. Das war nicht aber

ſo gemacht und ausgedacht, ſondern durch die Natur der Sache, durch die hiſtoriſche Entwicklung, durch die Macht der Thatſachen bedingt. Reſultate, die aus dieſen entſpringen, und auf ſolchen Gründen beruhen, haben auch mehr Beſtand und Lebenskraft als die, welche die Staats- und Lebensklugen erſt austipfeln und ausklügeln. So beſtand auch das kaiſerliche königliche Heer trotz allen Wechſelfällen, und als die Revolution kam, wußte ſie wohl die Völker zu verleiten, aber was ſie mit dieſem Heere, welches keinem Volke, ſondern nur ſeinem Eide angehörte, anfangen ſollte, wußte ſie nicht. — Daran ſcheiterte ſie! —

Mit der Reichs-Einheit hört die Nothwendigkeit der Sonderſtellung des Heeres auf, es beginnt ein Staatsheer zu werden, das Staatsoberhaupt iſt zwar der Kaiſer, es kann aber auch ein Staatsoberhaupt gedacht werden, welches kein Kaiſer, oder wenigſtens keiner aus dem Hauſe Habsburg wäre. Für das alte kaiſerliche königliche Heer war aber ein ſolcher Fall gar nicht denkbar. Es hätte ganz aufgelöst und neu geſchaffen werden müſſen. Selbſt Koſſuth ſpiegelte den Hußaren noch lange vor, ſie

ſeien die eigentlichen treuen königlichen Hußaren, und die Szekler-Füſeliere in Siebenbürgen trugen faſt den ganzen Feldzug hindurch die kaiſerlichen Farben. Mit der Reichs-Einheit tritt die Staats-Idee in den Vordergrund, die dynaſtiſche in zweite Linie, und das kaiſerliche königliche — wird ein Staatsheer! —

Im ſiebzehnten Jahrhundert ging die Revolution den Gang von Oben herab. Schon früher hatte größtentheils die Macht der Fürſten die Suprematie und die Einheit der Kirche angefeindet und gebrochen. Damit war die große Schöpfung Karl des Großen, — das heilige römiſche Chriſtenreich im Occident, — in ſeiner Baſis angegriffen. Die Kronen hatten ſich von der Tiare losgeſagt. Die Gliederung der Geſellſchaft, wie ſie ſich im Mittelalter ſeit dem Verfall des römiſchen heidniſchen Staates geſchichtlich herausgebildet hatte, war erſchüttert. Die Kronen verſuchten es ohne Kirche und Volk zu regieren. In Frankreich gelang der Verſuch unter Richelieu bis Ludwig XIV. In England mißglückte er unter Karl I. — Die engliſche Revolution von 1642 war eigentlich eine conſervative, ſie war der Widerſtand gegen die von der königlichen Machtvollkommenheit angeſtrebten Veränderungen. Ihrem Gelingen hat das Reich

12. Nov. 1852.

welches noch auf mittelalterlicher Baſis beruht, zu verdanken, daß es noch gegenwärtig beſteht. — Richelieu's und Ludwig XIV. Beginnen führten zu der Revolution 1789, und die alte Monarchie fiel, weil ihr die naturgemäße Grundlage bereits entzogen war. Ohne Kirche und Volk — (Gefolge) kann die Krone nicht feſtſtehen. Ihre Stelle will dann der heidniſche Staat mit ſeinem Populus — (Pöbel) *) — einnehmen. — Da aber dem heidniſchen Staate ebenfalls in unſerer europäiſchen geſchichtlichen Entwicklung ſeine Urelemente, ſeine Unterlagen — (z. B. Sklaverei) — abgeben, ſo kann auch er nicht zur Lebenskraft gelangen. Die Pöbelwirthſchaft und der Imperatoren Despotismus ſind nur abwechſelnd aufeinander folgende Stadien in der anarchiſchen Auflöſung einer Geſellſchaft, die zu alt

*) Wir haben kein anderes Wort, denn ſowohl Volk (Gefolge) — als Nation — (von nascere — Geſchlecht — potenzirte Familie) iſt nicht gleichbedeutend, und überſetzt nicht das lateiniſche Populus. — Der Germane übertrug das für ihn unüberſetzbare Wort unverändert in ſeine Sprache, es erhielt aber unter der Verſtümmelung „Pobel" bald eine gehäßige Bedeutung. Dieß findet noch mit andern, ſogar urteutſchen Worten z. B. Kerl, — Dirne, — Spießgeſelle ꝛc. ſtatt, welche früher einen viel edleren Sinn hatten.

iſt um ſich zu regeneriren, und zu jung um gleich ſterben zu können. Es bedarf einiger Jahrhunderte, um die Agonie einer großen weltgeſchichtlichen Epoche zu vollenden. —

20. Nov 1852. In der allgemeinen Zeitung wieder Friedensblätter von Elias Burritt ꝛc. ꝛc. — So lange der böse, fleischfressende Affe, den man Mensch nennt, mit Schneidezähnen auf die Welt kömmt, wird er darauf ausgehen, einzeln oder in Masse seinen Nebenmenschen als Mittel zum Zwecke zu gebrauchen, die Gewalt statt des Rechtes gelten zu lassen, ihn zu bezwingen, und im Widerstandsfalle zu vernichten suchen. Darum — si vis pacem, para bellum. — Wenn es den Friedensaposteln gelingen sollte, den gebildeten Theil des Continents physisch und geistig zu entwaffnen und zu entmannen, wird irgend ein junges kräftiges Volk seine Heere ausschicken, seine Freibeuter-Schiffe absenden, die „Segnungen des Friedens" für sich in Anspruch zu nehmen. Neue Normannen und Seekönige werden erscheinen, welche die goldenen Früchte der sogenannten friedlichen Civilisation mit gewaffneter Hand pflücken, und mit dem Schwerte ungestört und

ungehindert da reichliche Ernte halten werden, wo Herr Burritt und Konsorten gesäet haben.

Wäre Spanien nicht noch waffenfähig, was wäre bereits aus Cuba geworden? — Stünden nicht in Frankreich, Preußen ꝛc. ꝛc. die stehenden Heere gerüstet, wir würden schon lange die rußischen Legionen aus unserem eigenen Säckel besolden und verpflegen, deren welthistorische Bestimmung es ist, die slavische Race alleinherrschend vom weißen bis zum schwarzen Meere, vom Ural bis an die Oder vor der Hand, später bis zum adriatischen und Mittelmeer, vielleicht bis zum Ganges und zum Rhein zu machen. Warum sollten die Slaven nicht jetzt dieselbe Rolle ansprechen, welche einst Lateinern und Germanen zufiel? — Als Rom's Legionen keinen Damm mehr abgaben, überfluthete der Strom junger thatkräftiger Völker die alte Civilisation. Ist die Geschichte seitdem eine andere geworden? — bleiben die Gesetze, nach welchen sie uns ihre Entwicklung darstellt, nicht dieselben? — Ist der alte Kampf zwischen Geist und Körper, Recht und Gewalt, Alter und Jugend nicht derselbe? — Der ehemalige rüstige, jugendliche Kämpfer wird alt, er legt Waffe, Pokal

aus der Hand, — schickt die Magd Hagar aus dem Hause und begnügt sich mit der alternden Hausfrau, — sitzt in seinem Lehnstuhl, macht seine Rechnungen und kurirt sich am Podagra. Da sagen die Leute, er hat sich rangirt, hat sich in einen soliden, ordentlichen Mann verwandelt, — eigentlich ist er aber nur alt geworden, und mit der Kraft hat ihn auch die Sünde verlassen. — Da kommen aber die jugendlichen, kräftigen, genußsüchtigen Enkel, die habgierigen Verwandten, und strecken die begehrende Hand nach den lockenden Geldsäcken. — Ist kein Gensd'arme bei der Hand, so wird der Alte blechen müssen, er mag von Recht, von Undank schwatzen so viel er will. Ich rathe ihm also, seine guten alten Kuchenreuter wohlerhalten und geladen neben sich auf dem Nachttische liegen zu lassen. Es ist der sicherste, der beste Schutz. — Völker aber haben gegenseitig zu ihrem Schutz noch keine Gensd'armerie. Ihre schützenden Pistolen sind die Kanonen. Herr Burritt hat also sehr Unrecht, wenn er diese ultima ratio so despektirlich behandelt, und seine reichen Landsleute dürften es am meisten bedauern, sollte es seinen Ermahnungen gelingen, dieselben bei ihnen zu beseitigen.

Heute in der revue des deux mondes eine Zusammenstellung der letztjährigen Ereigniße gelesen, wo der Adel als der Hauptfaktor der Revolutionen in den Reichen des Hauses Österreich dargestellt wird. Diese absurde Anklage wird jetzt so oft wiederholt, daß sie endlich, wie viele andere Lügen, zum historischen Axiom werden wird. In Galizien ist diese Angabe theilweise in so fern gegründet, als der Pohle seine Nationalität über Alles stellt, die Herstellung derselben aber allerdings nur durch eine Revolution bewirkt werden zu können schien. Der pohlnische Adelige ist vor Allem Pohle, er sympathisirt also nicht als Adeliger, sondern als Pohle größtentheils mit der Revolution, und sein Teutschenhaß traf die Regierung, nicht weil sie Regierung, sondern weil sie teutsch war. 1. Dezbr. 1852.

In Italien betheiligte sich der Adel aus ähnlichen Ursachen an der Revolution, aber sie ging eigentlich nicht von ihm, sondern von dem Mittelstande und

den Rothen aus, fand eigentlich im Volke nur bedingten Anklang, wuchs aber unter dem Schutze England's und der Beihülfe der Nachbarstaaten zu einer Macht heran.

In Ungarn widerstand der loyal gesinnte Theil des Adels nicht kräftig genug, aber er war keineswegs im Allgemeinen revolutionär gesinnt, noch weniger Urheber der Revolution. Die Kossuthischen waren an Energie, nicht an Zahl überlegen.

Die Stände der übrigen Reiche waren allerdings nicht gesonnen, sich zu Werkzeugen der Bureaukratie machen zu lassen, und alle die absurden Maßregeln, welche diese auf das Tapet brachte, zu unterstützen, und deren Gewährleistung zu übernehmen, somit die Pfoten herzuleihen, mit welchen die Bureaukratie die heißen Kastanien aus dem Feuer holen, die Verantwortung aber den Ständen überlassen wollte. Nichtsdestoweniger aber waren die Stände zu klug, um der eigentlichen Revolution die Bahn brechen zu wollen. Gerade jene bureaukratische Parthei, welche längst schon mit ihnen im Hader lag, benützte nun ihre Wirksamkeit, um die Entfernung des Fürsten Metternich und die Veränderung seines Systemes

herbeizuführen, durch welche ſie ſelbſt zu noch größerer Machtvollkommenheit, gerade durch Vernichtung alter Traditionen ſammt aller hiſtoriſchen und ererbten Rechte, Privilegien und Einflußes, zu gelangen hofften. Wer jene Zeit erlebt hat, wird ſich erinnern wie das, oft wirklich beinahe mit lächerlicher Anwendung gebrauchte Wort „Ariſtokrat“ der höchſte Fluch war, den man ſeinem Feinde zuwerfen konnte! In den teutſchen Erbländern war dieſe Feindſeligkeit beinahe jeder andern vorwiegend, in Böhmen war nur die Benennung „Němecz“ (Teutſcher), noch haßenswürdiger. Gab es ja doch damals kein Verbrechen, keinen Verrath, kein Laſter, welches man den armen Ariſtokraten nicht aufbürdete. Mußten nicht erſt ein halb Dutzend Fürſten und Grafen auf dem Wahlplatze liegen, die verwundeten nicht zu rechnen, bis man ſie endlich wenigſtens nicht mehr der Feigheit bezüchtigte und zugab, daß ſie doch den Kugeln nicht aus dem Wege gingen! — Und jetzt ſollen die Ariſtokraten es geweſen ſein, welche die Revolution gemacht haben? — wahrſcheinlich um ſich ſelbſt aufzuhängen! —

Ein „Brief über den Adel in Öſterreich"

20. April 1853.

fragt in der „Teutſchen Volkshalle" (10. April 1852). wo denn der Adel im Jahre 1848 geweſen ſei? — Dieſer im Allgemeinen gediegene, und die von demſelben vertretenen Anſichten auf eine ſehr gemäßigte Weiſe verfechtende Aufſatz rührt von einer Feder her, welche ſchon in der Form ſich als ebenbürtig erweist, und folglich genügenden Anſpruch auf Achtung von Freund und Feind verdient. Man kann daher einen von derſelben ausgehenden Angriff weder ignoriren, noch unerwidert hinnehmen.

Der Verfaſſer des Briefes wundert ſich, daß am 13. März der „treue Adel" ſich nicht in der Kaiſerburg um die kaiſerliche Familie geſchart, die Geheimräthe und Kämmerlinge nicht auch in jenen unheilvollen Stunden die damals dunklen und leeren Gemächer gefüllt haben, welchen ſie ſonſt in ihrem Glanze bei andern Gelegenheiten und in andern

Zeiten zuſtrömten. Darauf kann man nur erwidern: daß jene Geheimräthe und Kammerherren damals ſehr ungebethene Gäſte geweſen wären, durch deren Anweſenheit man nur befürchtet hätte, neue ſich darbietende Freunde anderer Kategorie von innigerer Annäherung abzuhalten. Die wenigen, welche, wenn auch ungerufen, vermeinten, ihrem Schwure treu, ſich um den Kaiſer ſcharen zu müſſen, wurden von den damaligen Gewalthabern bald und ziemlich trocken belehrt, daß derlei Don Quixotiaden nicht mehr in den Geiſt der Zeit und zu den Bedürfniſſen der Gegenwart paßten.

Es iſt überhaupt einer der ungünſtigſten Mißſtände der conſervativen oder Ordnungspartei, daß die „Ungerufenen“ eigentlich nichts für ihre Sache thun können, die dagegen oft in den Händen der „Unberufenen“ ſcheitert, während bei der Umſturzpartei jeder, hinter Hecke und Buſch, hinter dem Schreibtiſch, ſo wie aus dem Kellerloch oder vom Dachfenſter herab, d'rauf losfeuert mit Blei, Gift oder Tinte! — Nun aber wurde der Adel nicht gerufen, — die landſtändiſchen Verſammlungen waren aufgelöst, — die Patrimonial-Verhältniſſe annulirt,

— wo ſollte er das Feld ſuchen, auf welchem er für das Kaiſerhaus, für das Beſtehende mit dem Schwert oder auch nur mit dem Wort oder der Feder kämpfen konnte? Bald hieß es, man ſolle ſich der Nationalgarde anreihen, um derſelben dadurch conſervative und Ordnungs-Elemente einzuimpfen; bald hieß es dagegen wieder, man ſolle ſich von jeder öffentlichen Wirkſamkeit ferne halten, um nicht die Gegner zu reizen; — aber nie wurde dem Adel, — den kroatiſchen ausgenommen, — ein Wirkungskreis zuerkannt, eine klare Weiſung ertheilt, ob oder was man von ihm erwarte. Vereinzelt mußte jeder Redliche ſich damit begnügen, wenigſtens jenen Stellungen ſich zu entziehen, in denen er nothgedrungen der legal anerkannten Revolutionsgewalt und neuen Ordnung der Dinge auch noch wider ſeinen Willen hätte Vorſchub leiſten müſſen, und zwar konnten ſelbſt dieſe Entfernungen oft nur mit großen Opfern bewirkt werden. — Viele ungariſche Familien lebten im Exil zu Salzburg, in Baden, nur um ſich der Koſſuth'ſchen Herrſchaft zu entziehen. Andere mehr oder weniger hervorragende Mitglieder des Adels blieben in Böhmen und den übrigen Provinzen auf

ihren Beſitzungen, vereinzelt mannigfaltigen Anfeindungen ausgeſetzt, — einige, wie die Fürſten Vinzenz Auerſperg, Friedrich Schwarzenberg, die Grafen Colloredo, Waldſtein, der Prinz Coburg, zwei Brüder Paar, ließen ſich bei den Tiroler Landesſchützen einreihen, um, den Stutzen in der Hand, an den bedrohten Grenzen Tyrols, zu kämpfen, da man ihres Degens irgend ſonſtwo nicht zu bedürfen ſchien und ſie hierdurch wenigſtens der Nothwendigkeit enthoben wurden, eine Rolle in der Soldatenſpielerei der Nationalgarde zu übernehmen. Die, deren Stellung und Alter es ihnen erlaubten, ſtrömten dem Heere zu; und wahrlich, wenn der Verfaſſer „des Briefes“ den öſterreichiſchen Adel im Jahre 1848 und 1849 ſuchen will, dort auf den Schlachtfeldern am Mincio, an der Donau und an der Theiß, dort wird er ihn, — und zwar zahlreich und ruhmvoll vertreten wiederfinden. Mit ſeinem Blute hat er dieſe Schlachtfelder gedüngt, — die Fürſten Windiſchgrätz von beiden Linien ſtanden, ein Vater mit fünf Söhnen *), vier

*) Dieſer Vater allein — der Feldmarſchall — könnte im Nothfalle genügen, jeden Vorwurf gegen den öſterreichiſchen Adel zu entkräften.

Brüder der andern Linie in den Reihen des Heeres. (zwei davon wurden schwer, einer in Prag, der andere bei Komorn verwundet). Acht Liechtensteine trugen den kaiserlichen Waffenrock *). —

*) Wie? — mag deren Aufzählung sagen: Aeltere Linie: Fürst Franz, FML. (erhielt das Ehrenkreuz für die Schlacht bei Temesvar) Armeekorps-Kommandant; — Fürst Friedrich, Ehrenkreuz-Ritter, FML., Kommandant in Livorno; — Fürst Eduard, FML., Divisionär in Prag (Eiserne Krone und Militär-Verdienstkreuz); — Fürst Karl, Major in der Armee außer Dienst, durch eine schwere Verwundung bei einer Attaque gegen die päpstlichen Insurgenten in den früheren italienischen Feldzügen; — Fürst August, Major in der Armee, durch einen Beinbruch in früherer Zeit undienstbar geworden; — Fürst Rudolph, starb 1848 als Rittmeister den Heldentod durch eine im Gefolge des Herrn FML. und Korps-Kommandanten Grafen d'Aspre bei dem Angriff von Vincenza erhaltene Verwundung. — Jüngere Linie: Fürst Carl (Vater), der allgemein verehrte und geliebte General der Kavallerie und Oberstthofmeister Sr. apostol. Majestät, Inhaber eines Ulanen-Regimentes (desselben Regiments, welches ehemals unter Pappenheim als Piccolomini d'Arragona sich einen so hohen Ruf erwarb), — Fürst Karl (Sohn), Rittmeister und Adjutant Sr. Majestät. Mit zerhauenem Kopf und zerschossenem Arm durch seine braven Ehevaux-Leger's mühsam den Säbeln der rebellischen Husaren entrissen, in deren Mitte seine verwegene Kühnheit den, kaum dem Knabenalter entwachsenen Jüngling geführt hatte.

von vier Taxis blieb einer todt (als General bei Vicenza), einer schwer verwundet bei Temesvar. — von acht lebenden Schwarzenbergen blieb nur der älteste, sein 15jähriger Sohn und der Kardinal zurück, die fünf anderen standen vor dem Feind. — Ein Szecsen fiel, Opfer seiner heldenmüthigen Verwegenheit, bei Villafranca. — ein Zichy vor den Barrikaden von Vicenza. — vier Palffy fochten bei des Kaisers Heer in Ungarn. — und der einzige Sohn des Fürsten Eßterhazy verließ Frau und Kind, um als Lieutenant den beschwerlichen Feldzug in Ungarn mitzumachen, dessen Gefahren und Beschwerden der königlich reiche und in der Fülle aristokratischen Wohllebens erzogene, bereits zum Mannesalter herangereifte junge Fürst in freudiger Hingebung mit seinen Kameraden theilte. — Die Lobkowicze, Sternberge, Clam, Wratislaw, Auersperg sind dort zu suchen und zu finden, wo Österreichs Banner wehte.

Dieß als Auskunft für den Frager um Österreichs Adel in den Tagen der Gefahr! Er suche unter den Theresien-Ordens-Rittern, vielleicht findet er dort mehr als einen Namen, welcher den öster-

reichiſchen Adelsgeſchlechtern angehört, und ihm Aufſchluß geben werden, wo ſie an jenen Tagen Gelegenheit ſuchten den Traditionen ihrer Vorfahren treu zu bleiben!

Gestern der erste Mai. — Der ehemalige erste Mai blüht nicht mehr! Selbst die Natur scheint ihn als Kalenderzopf beseitigt zu haben. Denn was sie dem trüben Oktober oder November an Wärme zugegeben hat, ist dem Mai an Blüthen und Sonne entzogen worden! Es war hundekalt in der Früh. Die Bäume wie Besen. — Kein Lauferpreis, keine Musik, keine Frühstücksparthien im Prater. Nachmittag statt der glänzenden Equipagen eine endlose Reihe Cabs, Phönixe, Comfortables und sonstige einspännige Fuhrwerke mit geputzten, frierenden Hausfrauen und ihrer beschnupften Nachkommenschaft. Das Volksleben und die letzten Reste der alten Gemüthlichkeit und des früheren Frohsinns sind getödtet. Keine Harfenistinnen, kein Gesang, kein Scherz! Überall Polizei, Soldaten und Gensdarmen, das Ganze glich mehr einer Exekution, der die

2. Mai 1853.

Menge aus Neugierde beiwohnte, als einem Feſte der Freude! Es war der ehemalige erſte Mai mit ſeiner ſäkulären Bedeutung, der zum Richtplatze ausgeführt wurde, der alte Ariſtokrat unter den Monaten, der ſich erlaubte vorzugsweiſe zu blühen, zu duften und ſich zu putzen, ſtatt eßbaren Kohl und dreſchbare Aehren zu tragen.

Prater. — Was ist das für ein jämmerlicher Zustand der Gesellschaft, in welchem jeder Mensch wie ein Stift in einer Maschine sich nur unter Aufsicht bewegen kann. Kaum sind zehn Wagen und hundert Spaziergänger versammelt, so sind zehn Gewaffnete zu Roß und zu Fuß vonnöthen, um jeden anzuweisen, wo er gehen, stehen oder sich bewegen darf! Und doch ist es beinahe nothwendig geworden! Dergestalt ist die Bevormundung des Individuums zum Vortheile der Gesellschaft erwachsen, daß vor lauter Gefasel über Freiheit ein freier Mann nicht mehr wird ohne Aufsicht eines Gensdarmen über die Gasse gehen können. Zum Vortheile aller andern Freiheiten. — Preßfreiheit, Lehrfreiheit, Wahlfreiheit ꝛc. — ist die einzige, um die es sich lohnt zu kämpfen, und nach der zu streben ich begreiflich finde, die einzige, die für jeden nicht in Ketten Geborenen mehr oder weniger Bedürfniß ist, die persönliche Frei- 12. Mai 1853.

heit auf das Minimum eines Schulknaben reduzirt! Es ist ein plaisirliches Resultat der Civilisation an einem schönen heiteren Sommerabend die Heerde der zahmen und gesitteten Staatsbürger unter der Aufsicht der behelmten und waffengerüsteten Hirten in das Freie getrieben zu sehen! Nicht springend wie die Schäflein und Böcklein, aber in Reih' und Glied gehalten und wohlbeachtet, daß nicht etwa die Weiblein sich zu kecke Geberden, oder die Männlein Unanständigkeiten erlauben, und nicht gegenseitig die Köpfe anrennen. Was braucht man mehr Evangelium, Koran, Religion oder Ehre, Bürgertugend oder Glaube! Ist ja dafür die Polizei eingesetzt! —

Es ist, glaube ich, der Fehler aller Regierungen, daß, obzwar der Revolution selbst feindlich entgegenstehend, sie dennoch dem Gelüste nicht widerstehen können, alle ihnen bequem scheinenden Consequenzen der Revolutionen anzunehmen und zu vertreten. Deßwegen fallen ihre Maßregeln oft vollkommen mit jenen, die der Sozialismus andeutet und anempfiehlt, überein. Proudhon selbst könnte oft nicht besser eine Verordnung angeben als manche, die unseren absolutistischen Regierungs-Organen ihren Ursprung verdankt. Sozialismus und Absolutismus sind nahe verwandt. — Auflösung, wenigstens Bevormundung jedes individuellen Lebens (Individuum, Familie, Geschlecht (natio), Zunft, Corporation, Staat) in der allgemeinen Abstraktion des Vernunftstaates oder des summarischen Begriffs (Menschheit). — Die praktische Applikation der sozialistischen Theorie der Eigenthumslosigkeit auf die Agrikultur

20. Mai 1853.

fand bis jetzt nur in dem absolutistischen Rußland bei den Colonial-Regimentern wirklich statt. — So auch die Conskription kleiner Kinder zum Marine-Dienst, — einen Schritt weiter, und wir haben die sozialistische Theorie der dem Staate allein zufallenden Erziehung und Bestimmung der Kinder, — auflösbare Civil-Ehe dazu, und die Auflösung der Familie ist fertig. — Man dehne die Verwaltung der Stiftungen, des Kirchen-Vermögens ꝛc. mehr aus, man vergrößere die Erbsteuer und beschränke die Rechte des Testators, und man wird, ohne es zu bemerken, den sozialistischen Theorien ganz nahe gekommen sein. Hat ja doch Absolutismus und Sozialismus denselben Endpunkt. Geistige und materielle Verschmelzung des Individuums in der Masse, Seelen- und Leib-Eigenschaft. Für beide lebt nur der Sultan oder der Staat. — dazwischen darf nichts Anderes selbstständig leben, muß also getödtet und verschlungen werden, — ob verdaut, — ist eine andere Frage! —

Es gibt kein Vaterland mehr. Es wird nur ein Staat anerkannt. Deßwegen verschwindet auch die Benennung Landesvater und Landsmann. Es gibt nur ein Staats-Oberhaupt, — und Staats-Angehörige. Diese zerfallen in Staats-Diener und Contribuenten. Das Wort Diener ist nicht ganz richtig, denn eigentlich sind sie die Herren, was die andern sind, ob Diener oder Leibeigene ist nicht recht zu unterscheiden. Jedenfalls sind die sogenannten Staats-Diener im Staate die Hauptsache, und nur ihretwegen wird die Existenz auch solcher Objekte, auf welche sie ihre Verwaltungsfähigkeit ausdehnen, bedingt!

24. Juli 1853.

3. August 1853.

Man sagt „Landesvater!“ — warum kann man nicht sagen Staatsvater? Weil das Land — (Volk) — etwas Gegebenes, Geborenes, Ererbtes ist, weil es die Potenzirung der Familie bedeutet; — Staat dagegen eine Association, ein nicht urwüchsiges, sondern auf gemachten Verhältnissen und Combinationen beruhendes, — ein bloßer Begriff ist.

Ich muß, so lange das Blut meiner Ältern in meinen Adern fließt, meinem Volke — (Lande) — angehören. Seine Vorzüge und Fehler sind auch mir angeboren, seine Ehre und Schande kleben mir unverlöschlich an, seine Ehrentage bleiben immer und ewig Freudentage auch für mich, seine Trauertage streuen auch auf mich Staub und Asche, mag ich jenseits des Ozeans, am Nordpol oder bei den Antipoden hausen. Von dem Staate aber kann ich mich lossagen, — kann auswandern, — ein regelrechtes Auswanderungspatent, eine giltige Nationalisirung

oder Bürgerrechts-Verleihung in New-York oder Mexiko löst alle meine Verpflichtungen und Sympathien für den Staat, dem ich angehöre, sobald ich dem Zwange entkommen bin, oder freiwillig den Rechten und Pflichten entsage, durch welche ich an ihn gebunden war.

Deßwegen ist Verbrechen an dem Landesvater ein potenzirtes Parricidium, an dem Staats-Oberhaupte nur ein gesteigertes Subordinations-Verbrechen oder Kontrakt-Bruch.

10 August 1851.

Könige und Völker werden durch ihre Schmeichler auf dieſelbe Weiſe bethört. Beiden wird als Lockſpeiſe Schranken und Zügelloſigkeit vorgeſpiegelt. — die unumſchränkte Gewalt nicht ſowohl als Mittel zu einem erhabenen, ſondern an und für ſich als alleiniger Zweck, — dargeſtellt. Jedes hergebrachte Recht, jede moraliſche Verbindlichkeit wird als unbequemes Hemmniß, als haſſenswerthe Beeinträchtigung der ſouverainen Macht geſchildert, und deſſen Vernichtung herbeigewünſcht. Mit dieſem Verfahren wird das Gleichgewicht der Gewalten zerſtört. Dann führt der abſolute Demokratismus wieder zur Diktatur. Vom unumſchränkten Abſolutismus aber zur Anarchie iſt ebenfalls, wenn alle Mittelglieder der Geſellſchaft aufgelöſt oder beſeitigt ſind, nur ein Schritt, — oder vielmehr nur Schnitt. — Es gibt dann nur noch einen Kopf abzuſchlagen! Dieſe ewig richtige Beobachtung ſollten Völker und Könige wohl im Auge halten.

War letzthin in einem vornehmen Salon, wo man sich über die französischen Legitimisten lustig machte. Der napoleonische Imperialismus sagt denen Leuten, die keine Schranke, kein Prinzip als jenes der eigenen momentanen Bequemlichkeit anerkennen wollen besser zu. Deßwegen ist ihnen eine Armee, als blindes Werkzeug schrankenloser Willkühr zusagender als ein selbstständiger, selbstbewußter, unabhängiger Adel, der am Ende auch im Unglück unwandelbare, folglich auch bedingter Weise zu Opfern verpflichtende Grundsätze voraussetzt. Daß aber eine, wenn auch die beßte Armee, nicht allein als einzige und ausschließliche Grundlage einer Dynastie, — eines Staates, — einer Gesellschaft, ja nicht einmal einer Regierung dienen könne, beweiset gerade der Untergang des ersten napoleonischen Imperatorenthums nach den Unfällen anno 1814 trotz des Ideals eines Heeres wie jenes, welches die Riesenschlachten der Feldzüge in den Jahren 1805, —6, —9, —12, —13, —14 und —15 in Deutschland, Rußland,

11. Nov. 1853.

Spanien und Frankreich ſchlug, und in Glück und Unglück die Bewunderung aller Zeiten und aller Soldatenherzen in Anſpruch nehmen darf. Nach den Anſichten jener Leute im beſagten Salon wäre alſo der Fall denkbar, daß, falls unſere jetzige Dynaſtie verdrängt würde, die treuen Anhänger der legitimen Familie, wenn ſie in paſſiver Zurückgezogenheit ſich nicht entſchließen könnten, ihre Grundſätze von angeſtammter Treue und Ergebenheit zu verläugnen, oder dieſe ſo weit treiben würden, durch irgend eine Demonſtration dieſelben zu bethätigen und dadurch das bequeme Wohlleben (d. h. die Ordnung) zu ſtören, ſich darauf gefaßt machen müßten, von den eigenen Standesgenoſſen verhöhnt, verſpottet und anathematiſirt zu ſehen. — Ihr Helden der Vendée! verzeiht ihnen. — Aber ich las das

„mane tekel phares“

wieder deutlich an dem goldenen Getäfel und den Damaſtvorhängen des beſagten Salons!

Mir dünken die öſterreichiſchen Staaten eine Analogie mit den amerikaniſchen Freiſtaaten darzuſtellen, — nur daß bei der Verbindung der erſtern das dynaſtiſche patriarchaliſche, — bei jenen der letzteren das republikaniſche Aſſoziations-Prinzip zu Grunde liegt. Es gibt eben ſo wenig eine vollkommen einheitliche amerikaniſche Republik, als es wohl je einen gleich einheitlichen Kaiſerſtaat geben kann. Aber eben ſo wie die amerikaniſchen Freiſtaaten ſich in ihrem Geſammtintereſſe nach Außen und nach Innen vertreten, können die öſterreichiſchen Staaten in demſelben Verhältniß ihre Vereinigung geltend machen, und zwar um ſo leichter, da bei ihnen der Centralpunkt, „die Dynaſtie," ohnehin ſchon an und für ſich den untheilbaren, unverrückbaren und lebendigen Schlußſtein des politiſchen Gebäudes darſtellt und biethet. — 20. Jänner 1854.

13. Mai 1854

„Girquet," Préfet de Police unter Louis Philipp, gelesen. Ganz der Ausdruck dieser elenden, corrupten, auf keinem bestimmten Prinzip, durch keine Überzeugung gehaltenen und unterstützten, nur auf Corruption, finasserie und Gaukelkünste sich stützenden, auch vorzugsweise nur von Geldmenschen und Philistern, (deren Zahl allerdings in gegenwärtiger Zeit sehr groß ist, ja die Majorität unbedingt bildet), vertheidigten Regierung! Deßwegen war auch die Minorität, aus den Begeisterten oder Gesinnungstüchtigen, — den Kühnen und Unternehmenden, — den durch kein moralisches Band zurückgehaltenen und mit dem Reste der Gesellschaft Unversöhnten, — den Entbehrenden und Genußbedürftigen, — bestehend, nicht gründlich zu bewältigen. Eine solche Regierung, welche nebstbei auch der Unterstützung der religiösen Organe nicht nur entbehrt, sondern sie auch theilweise oder indirekt als Gegner hatte, — mußte nothwendig durch die

weitere Entwicklung desſelben Prinzips, dem ſie ihr Entſtehen verdankte, auch ihrem Untergange zugeführt werden! Guter Gisquet! die Zeit der aufgeklärten Voltair'ſchen Staatsmänner iſt vorüber! Es handelt ſich nicht mehr um Partheikünſte. — Um Maſſen zu bewegen, zu leiten und zu bewältigen braucht man ganz andere Faktoren als jene Drahtfäden, mit welchen Herr Gisquet vermeint die Geſellſchaft wie ein Marionettentheater dirigiren zu können. —

16 Mai 1834.

Die Leute glauben die Revolution erſtehe nur auf den Barrikaden, und die Wühler ſeien am gefährlichſten, wenn ſie mit Calabreſer-Hüten und großen Bärten herumlaufen! Das ſind nur Symptome, Erſcheinungen, die Wirkungen, nicht Urſachen ſind. Die wahre Revolution, die Auflöſung, kömmt geräuſchlos, geſchniegelt und gebiegelt, und aus den Bureaux und Hörſälen iſt mehr und wirkſamer revolutionirt worden als auf den Straßen und hinter den Barrikaden. So z. B. trägt jetzt das ſtehende Heer und die Bureaukratie ausſchließlich die Waffe und den Waffenrock, der früher den Adel bezeichnete. Will dieſer beides nicht ablegen, muß er in eines jener zwei Elemente ſich hineindrängen. Er beſteht alſo, der äußeren Bezeichnung nach, nicht mehr als eigentliche Corporation. Als Grund-

besitzer gehört er nur in die Klasse der Besitzenden. Lebendig ist er überhaupt nur in seinen historischen Erinnerungen, und, da wo er nicht moralisch gestorben ist, in einigen Traditionen ererbter ritterlicher Gesinnungen, oft lächerlich wie Don Quixote, aber edel und Mitleidsgefühl bei dem Denker und Beobachter erregend wie dieser! Wie die letzten Mohikane verdrängt ihn Beamter, Offizier, Professor, Gutsbesitzer, Fabrikant, nicht indem man ihn ausrottet, sondern indem man ihn verschmilzt und bemüßiget in einen dieser Stände zu treten und darin aufzugehen. Aber so wird auch die Dynastie nach und nach in den Staat aufgesogen. Die Monarchie wird nur als Staatsform bedeutend, die Familien-Idee verschwindet, um welche eigentlich die Form sich gruppirt hatte. Statt lebendigen Wesen steht dann nur ein Prinzip, eine Abstraktion vor uns. Statt einem lebendigen Körper nur ein Schatten. — Gerade wie bei den Verstorbenen. — Absolut zerstört wird nichts oder wenig, wohl aber, und vielleicht Alles, mit der Zeit umgewandelt. Die Lebenskraft aber besteht in der Macht, dieser Umwandlung, die man Tod nennt, zu widerstehen und

dem vorliegenden Lebensprinzipe den Stoff, der ihr angewiesen ist und den es bis jetzt beherrscht hat, zu erhalten. — Ich fühle die wahre Revolution in der Luft weit mehr und richtiger als ich sie mit Augen in ihren Erscheinungen verkörpert erblicke.

Sollte Abends auf dem Burgplatze groſser Zapfenstreich von gesammten Militärmuſiken stattfinden. Ich erwartete einen Monstre-Zapfenstreich. — Radetzky-Marsch. — Grenadier-Marsch. — „Prinz Eugen". — Volkshymne, mit schmetternden Hörnerklang und wirbelnden Trommelgerassel. — Nichts von Allen dem. Allerhand Opergedudel. — Statt an Schlacht und Sieg mahnte mich die Muſik nur an Ballet und Theatergenuſs. Ist das nicht auch ein Zeichen?! Sollten wir Royalisten keine Klänge und Töne mehr haben um unser Gefühl auszusprechen? — Sollte dies ein Beweis sein, daſs das Gefühl selbst erstorben ist? — Sollte unser alterndes Prinzip keine Begeisterung mehr vertragen? — In wie vielen Herzen, — leider kann ich mir es nicht verhehlen, — hätte Anklang, in wie vielen Kehlen Nachklang: die „Marseillaise" — „das deutsche Vaterland" — „das Heker." — ja „das Fuchslied" gefunden! — Der

22. Mai 1854.

„Rakoczy-“ oder „Klapka-Marsch“ — „Pohlen ist nicht verloren“ ꝛc. sind Zaubertöne, die das Blut in vielen Adern zum Kopf und zum Herzen treiben. — Was haben wir dagegen aufzuweisen? Oder fürchten wir jede Strömung des Blutes dahin, und halten wir Herz und Kopf für feindliche Elemente und möchten nur Menschen, die aus Magen und Steiß bestehen? —

Ich hörte fast immer ungarisch, pohlnisch und italienisch sprechen. — Einige nichtssagende Wiener-Gesichter unterschieden sich sichtlich. — Am Ende verlief sich die Menge ziemlich mißvergnügt und unbefriedigt! — Wieder „mane tekel phares!“

Promenade in den Wurstelprater. — Eine Bude, wo die Vertheidigung von Mazagran mit Pöller, Trommel und Trompeten den schaulustigen Mägden, Kindern, Soldaten, vorgezeigt wird. „Einhundertsechsundzwanzig Franzosen bekämpfen zwölftausend Araber" sagt das Programm. — Es ist betrübend, daß man nichts Ähnliches aus unsern Ereignissen für dieses, meines Erachtens sehr wichtige und zu berücksichtigende Publikum darbiethet. — Vor lauter Erziehungs-, — Versittigungs-, — Veredlungs-Wuth und Eifer hat man dem Volke jedes Theater- und Schauspiel entfernt, und doch scheint mir der Einfluß des Praterwurstels wenigstens ebenso wichtig als jener des Hofburg-Theaters. 24. Mai 1852.

Auch wir haben Tage wie jene von Mazagran, warum werden nicht diese dem Kinde, der Amme, dem Soldaten vorgeführt? Oder liegt es vielleicht daran, daß eigentlich doch kein Vaterland, kein National-

gefühl in dem Sinne lebenskräftig sein darf, wie er allein bestehen kann, wie man ihn aber nicht will. Aber vielleicht ließe sich indirekt durch beständige und häufige Darstellung österreichischer Thaten, — Andreas Hofer, — Prinz Eugen, — London, — Aspern, — Malborghetto ꝛc. nach und nach ein solcher Sinn wecken. Allein unsere kluge, sittliche, anständige Presse hat etwas anderes zu thun, als sich mit derlei Lappalien zu beschäftigen. Ob Frau X oder Y diesen oder jenen Vers mit mehr oder mindern Ausdruck gesagt, — ob diese oder jene Tirade in dem letzten Schauspiel mehr oder weniger zu bekritteln, ob nicht dieser oder jener Ausdruck etwa gar zweideutig, oder für zarte Ohren verletzend gelten könne, das sind die wichtigen Fragen und Rücksichten. Was aber das Kind des Volkes, was die künftige Mutter solcher Kinder, was der junge Krieger und der lebensfrohe Geselle, der greise Invalide für Eindrücke auffassen, das ist den hochgelahrten Herren gleichgiltig! Nur zart, kunstgerecht sittlich, veredelnd! und in Folge dessen habt ihr das arme Volk, — dem ihr statt tüchtiges Rindfleisch, Sauerkraut und einem Trunk Bier, durchaus Eistorten, Compots und Limonade

aufdringen wollt, hinausgedrängt in den Wurstelprater, wo man wieder unter Pulverrauch und Trompetenklang als unübertrefflichen Helden, den Franzosen zeigt, — das Kind stellt sich also den blauberockten Kepi-Träger als unüberwindlichen Araberfresser vor! Das Kindsmädchen denkt wie schön es sich mit diesen Spahi oder Zuaven kosen ließe; der junge Soldat denkt sich, daß dieß ganz besondere Kerls seien, — einhundertsechsundzwanzig gegen zwölftausend, und das noch dazu Disciplinar-Compagnien! — sind die schlechten Ausgestossenen so, wie müssen erst die Guten sein! — Der Invalide hat nicht die Freude, wie der französische Stelzfuß, dabei die Bewunderung einzuernten, welche das dortige Auditorium spendet! — Ja! ein wahres Volkstheater geht uns ab, ich meine aber ein Theater für das wirkliche Volk, nicht aber ein Theater, für welches man erst ein Volk schaffen müßte! —

3. Juni 1854. Mir geht es mit dem Studium des Strafgesetzbuches wie ehemals mit dem Lesen der medizinischen Bücher! So wie diese mich am Ende so hypochonderisch machten, daß ich am Ende glaubte von jeder denkbaren Krankheit befallen zu sein, so scheint mir jetzt jede Handlung schon den Keim einer strafgerichtlichen Untersuchung an sich zu tragen. Die Gesetze scheinen mir mehr ein ausgespanntes Netz, um den Unkundigen darin zu fangen, mehr ein Labyrinth, in welchem man stets Gefahr lauft sich zu verwickeln, als eine Schutzwehr gegen widerrechtliche Verletzung. In Folge des Textes des besagten Gesetzbuches reicht die Gewalt des Gerichtes bis in das innerste gesellschaftliche Leben, bis in die unbedeutendsten Verhältnisse der Privat-Existenz, und die Willkühr des Richters erstreckt sich auf die geringfügigsten Handlungen so wie die schwersten Verbrechen. Ist das wirklich der Zweck des Gesetzes? und ist ein Zustand,

in welchem man beſtändig wie unter dem Schwerte des Damocles, ſo unter jenem der Themis athmet, ein erfreulicher? —

9. Juli 1854. Im Ballet „Paquerette“ die alten französischen Sangesweisen, **La Monaco** und **vive Henry Quatre**, (wobei ehemals der Tänzer jedesmal den Hut abnahm.) wieder gehört. — Klang in meinem Innern! — Ob wohl der Herr Armee-Kapellmeister unter den alle Jahre zu komponirenden zwölf Märschen einen schaffen wird, bei dessen Tönen in hundert Jahren noch in einem fremden Lande, in einem fremden Theater, jemand den Hut abzieht und sich in seinem Innern bewegt fühlen wird! O, die Blinden, die vor lauter Staats Konstruktions Wuth das ursprüngliche Volksleben und Volksgefühl ersticken! Beim **Henry quatre** sowohl als bei der **Marseillaise** wird noch in hundert Jahren kein Franzose ungerührt und gleichgültig bleiben!

Ein Civil- oder Militär-Gouvernement kann man octroyren, — damit iſt aber noch kein Vaterland geſchaffen. Ein Findelhaus erſetzt noch keine Mutter und gibt keine Familie. — ein Staat iſt noch kein Volk. — Ein Staats-Oberhaupt kein Landes-Vater! 18. Septbr. 1854.

19. Sept. 1854. Ungarische Rekruten werden bei den böhmischen Kürassier-Regimentern, Oesterreicher und Mährer bei den ungarischen Hußaren-Regimentern untergesteckt. Damit will man die Nationalitäten brechen. Man wird nur die Böhmen oder Ungarn in ihrer Eigenthümlichkeit vernichten, aber damit noch keine Österreicher schaffen. —

Fata viam invenient!

Der Begriff Staat steht gegenwärtig im Gegensatze mit dem Begriffe Volk. — Staatsoberhaupt (kann auch ein Präsident ein Diktator, ein Imperator sein) mit dem Begriff Landesvater. Staatsbürger mit dem Begriff Landsmann. 24. Sept. 1854.

Das Individuum — potenzirt zur Familie, — zum Stamme, — Geschlecht, — Volk. Natio — gens — (genus) — von nascere, — genitur. Alles, potenzirte Familien, Formen, — etwas Ererbtes, Gegebenes, soll aufgelöst werden um aufzugehen in dem a priori construirten Ideal einer nicht aus der Vergangenheit hervorgehenden und in ihr gegründeten, sondern in der Hoffnung einer zu erwartenden Zukunft der Gegenwart aufgedrungenen abstrackten Gesellschafts-Form. —

Die Revolution ist der Kampf gegen die Resultate der Geschichte, das Verläugnen des historischen Rechtes, das Ignoriren der Traditionen. Sie ist die

Vernichtung des Gewordenen zum Vortheile des zu Machenden.

Der Absolutismus kann ebenso revolutionär vorschreiten wie der Demokratismus. Ja! er ist noch mehr als dieser dazu geneigt, denn der eigentliche Kern des Volkes und der Massen hängen weit mehr an Gewohnheit und Tradition als der Einzelne, und die Launen eines Despoten sind ebenso wandelbar als jene des Volkes, abgesehen davon, daß auf diesen nebstbei die Einwirkung von Favoriten beiderlei Geschlechtes, ja auch sonstige Einflüsse sich geltend machen können.

Die Revolutionen von Oben herab sind die radikalsten — Pombal in Portugal, — Peter I. in Rußland, — Aranda in Spanien ꝛc. haben erschütternder an den Wurzeln des nationalen und sittlichen Lebens der Völker gerüttelt als alle Dekrete des National-Convents! —

Ich habe heute von einem hohen Herrn eine Äußerung gehört, welche ich für gefährlicher halte als manche, welche im Jahre 48 die Blätter des Studentenkouriers oder der Constitution füllten: nämlich auf meine Ansicht: es sei Zeit, daß man daran denke der Dynastie wieder die Herzen der ihr zugewiesenen Völker zuzuwenden, erwiderte derselbe: 25. Sept. 1854.

„Man braucht keine Liebe, man braucht nur Gehorsam: man verlangt nicht geliebt, wohl aber gefürchtet zu werden!"

Um Gotteswillen, wo wird man mit solchen Ansichten hinkommen! Wo hat sich in der Geschichte ein Reich, eine Institution durch bloßen Gehorsam, auf Furcht gegründet, erhalten!? Man hätte also gleich von vorne herein nur die Feigen für — dagegen die Kühnen, Verwegenen, Menschenkenner gegen sich! — Gerade die Leute, sind es deren auch nur wenige, die der Furcht nicht zugänglich sind, hätte man dann selbst zu fürchten! Und was geschieht dann, wenn durch eine Catastrophe der

Hebel der Furcht unwirksam geworden ist!? Wird nicht jede Veränderung, welche uns von einem peinlichen, entwürdigenden Gefühl befreit, allgemein mit Jubel begrüßt werden. Wird nicht jeder äußere Feind die Tapfern zu offenen, die Furchtsamen zu stillen Verbündeten haben! Kann man dann je auf Opfer rechnen, die man nur gewaltsam erpreßt und die versiegen, sobald in dem Augenblicke, in welchem man sie gerade am nothwendigsten braucht, die Gewalt gelähmt ist, welche sie beischaffen soll!

Aber die Leute, welche in schlechten Zeiten zitterten, sind jetzt durch den Sieg der Gewalt, welche im Verein mit den Fehlern der Revolutions-Parthei der scheinbaren Reaktion das Übergewicht verschaffte — berauscht! — Wie die Revolution selbst, — beinahe noch ärger, — eifern sie gegen jede Beschränkung, gegen jedes Gesetz, — gegen jedes Recht — sie rühmen selbst die Herrschaft der Willkühr an, — sie vergessen, daß auch ein National-Convent dieselben Grundsätze aufstellen kann. Sie sehen die Gewalt selbst als Zweck, nicht als Mittel zu einem höhern Zweck an! Sie stehen dem echten Royalisten entfernter als manches Mitglied der Linken. Quam deus ꝛc.

H. Dr. Wildner von Maithstein im „Zuschauer“ räth den Zwangs-Kurs des Papiergeldes mit Anwendung durchgreifender Maaßregeln an. Dieselben fallen so ziemlich mit jenen zusammen, welche zur Zeit der französischen Revolution von dem National-Convent versucht wurden und dennoch ihren Zweck nicht erreichten. Die Einführung des Maximums, der Zwangs-Kurs der Assignaten gelangen nicht, trotz Guillotine und allen in der Blüthezeit der Schreckens-Regierung vorgeschlagenen und in Ausübung gebrachten Maaßregeln. Im Gegentheil, der Kornwucher und die Theuerung nahmen auf erschreckende Weise zu, weil der Verkehr gehemmt wurde, und die Assignaten sanken unter den Werth um so mehr als die Annahme derselben gebothen und deren Zurückweisung lebensgefährlich war. Ein Mittagsmahl bei einem Restaurateur in Paris kostete damals 1000 oder 2000 Francs

11. Nov. 1854

in Aſſignaten, gab man dem Kellner aber einen Louisd'or, ſo war er damit über und über entſchädiget. Mit Einſetzung des Maximums ergab ſich das Reſultat, daß am Ende die Bedürfniſſe erſter Nothwendigkeit um gar kein Geld mehr zu bekommen waren. Die Staatskünſtler aber, welche auf die krankhaften Zuſtände der Geſellſchaft quasi in animam vili experimentiren, lernen nichts aus Beiſpielen und glauben mit Verordnungen, Geſetzen und Satzungen alles zu erreichen, jedes Übel zu beſeitigen, jeden Vortheil zu erlangen, gleichwie die Quackſalber mit Rezepten, Schröpfen und Purgiren, vermeinen den Körper geſund zu machen.

Überhaupt hängen alle derlei, jetzt ſehr beliebte Regierungs-Maaßregeln mit dem ſocialiſtiſchen Prinzip, — Auffaugung und Bevormundung der individuellen Thätigkeit in und durch die allgemeine Staatsthätigkeit, — zuſammen. Dahin gehört jede Beſchränkung in Verwendung des Eigenthums. Dieſes letztere hört dann auf wirklich Eigenthum zu ſein, und wird nur ein bedingtes, ſo zu ſagen ein Fidei Commiß, deſſen usus fructus dem quaſi Eigenthümer unter gewiſſen

Bedingungen und Beschränkungen überlassen wird. Dahin gehören alle Maximum-Bestimmungen, Erbsteuern, Taxen, sogenannte Wuchergesetze, durch welche die freie Gebahrung des Eigenthums bei den Einzelnen bevormundet und beschränkt, das gegenseitige Vertrags-Recht bevormundet und der Einzelne gezwungen wird, nur als Theil der allgemeinen Thätigkeit seine Fähigkeiten und Rechte in Ausübung zu bringen und in Folge dessen nicht mehr freier Eigenthümer, sondern nur mehr bevormundeter Verwalter eines ihm vom Staate concedirten Lebens bleibt. Eben dahin gehören alle Taxen, — Fiaker-Taxe, Miethzins-Taxe, Holztaxe. — Der gute „Zuschauer" ahndet nicht, daß er mit Bevorwortung ähnlicher Maaßregeln, welche den Einzelnen zum Diener des großen Sultans-„Publikum" machen, die Grundsätze eines Proudhon und Consorten unbewußt vertritt, welche ja auch dahin streben, jede allgemeine Thätigkeit zum Staats-Monopol zu machen und dadurch jede Individualität in dem Staatsbegriff aufzulösen und zu verschmelzen. Dahin zielt z. B. auch ein im „Fremden-Blatt" enthaltener Vorschlag einer „Junggesellensteuer." In Folge dessen würde

man auch von Staatswegen mit einer Lebensgenossin versorgt, und der Staat übernehme dann auch mit Zwangsmaaßregeln das große Geschäft der „Kuppelei" als Monopol!

Staatskunst ist nicht Staatswissenschaft. — eben weil die zeitgemäße und zweckdienliche Art der Anwendung großer Prinzipien, die Applikation derselben auf das amtliche Leben die Hauptsache ist, ist es eine Kunst. Die meisten teutschen Staatsmänner kommen mir aber vor wie jene Professoren der Medizin, welche auf dem Katheder ein Fach vortrefflich vortragen, am Krankenbette aber nicht zu helfen wissen, und denen man keinen kranken Hund anvertrauen mag, trotz ihrer tiefen Gelehrsamkeit! 30. Nov. 1854.

1. Febr. 1854.

Wo noch ein Volksleben, ein National-Bewußtsein, eine geſchichtliche Tradition nicht erſtorben iſt, hat man die Bedeutung des Adels, trotz Mandarinenweſen und Nivellirungsſucht nicht verlöſchen können. Freilich iſt der Adel nur dann und in ſo lange von Bedeutung als er nicht außer dem Volke, ſondern vielmehr in deſſen innerſten Leben, in ſeinen Erinnerungen, in ſeinen Hoffnungen wurzelt und eine Rolle ſpielt. Iſt dieß nicht der Fall, ſo mag man Titel, Orden, Bänder und Kammerherrnſchlüſſel austheilen ſo viel man will, man wird keinen Adel mehr machen!

Engländer, Spanier, Ungarn ſind die Völker, welche das ſtolzeſte Selbſtbewußtſein belebt, und welche eben deshalb ihren Adel nie feindlich geſinnt waren, ja ſelbſt bei großen politiſchen Erſchütterungen, hiſtoriſche Erinnerungen, glänzende Namen nie als einen Gegenſtand der Verfolgungsſucht anſahen.

Trotz der Gleichgültigkeit, mit welcher während des spaniſchen Bürgerkrieges alle Partheien das Blut ihrer Gegner vergoſſen, wüßte ich nicht, daß irgend jemand als Ariſtokrat füſillirt worden ſei — Der Herzog von Granada, eine Medina Sidonia, ein Oſſuno, ein della Rocca ꝛc. würde ſowohl bei Chriſtinos als bei Carliſten ſeines Namens wegen eher auf Achtung als auf Haß Ausſicht gehabt haben. Ja! Chriſtinos oder Carliſt hätten es gewiß einem Gavacho (Franzoſen), einem Allemano oder einem Engländer ſehr übel genommen, hätte er etwa dieſe Achtung verſagt, oder einen ſolchen Namen geringſchätzend behandelt. Ganz folgerecht, — ſie hätten darin eine Geringſchätzung der ſpaniſchen Nation überhaupt gefunden, welche man in jenen Geſchlechtern verletzt, die einen hiſtoriſchen Glanz beſitzen oder von der Nation ſelbſt als Sterne der Erinnerung betrachtet werden. Ein Herzog v. Argyle, ein Northumberland, ein Worceſter oder Devonshire würden ſich in England wenig Ehre einlegen, wenn ſie, — wie in Frankreich bei Beginn der Revolution, ſo viele adelige Geſchlechter erſten Ranges, — ihre Namen, Titel und Wappen, auf den ſogenannten Altar des Vaterlandes ablegen wollten, — des Vaterlandes,

welches ſie ihnen ja ſelbſt zu eigener Verherrlichung verliehen und übertragen hatte! Dies würde nur dann eine Bedeutung haben, wenn dieſe Vorzüge gegen den Willen des Vaterlandes gewaltſam errungen worden wären, iſt aber ein Widerſpruch, wenn ſie in der Geſchichte, in dem Willen, in der Erinnerung der Nation ſelbſt wurzeln. Freilich war es bequemer und gefahrloſer ſich der Würden und Vorzüge zu entledigen, welche, früher geprieſen und erwünſcht, jetzt anfingen drückend zu laſten. Die Zierden waren Bürden geworden: daher warf man ſie von ſich, und das dumme Volk klatſchte der Feigheit und der leichtſinnigen Gewiſſenloſigkeit Beifall zu! Auch folgerecht, denn ſolche Völker ſchreiten der Epoche zu, wo auch ſie ſelbſt, wie ihre oberſten Kaſten die hiſtoriſchen Erinnerungen ihrer Vorzeit, ihr nationales Selbſtbewußtſein zu verlieren im Begriffe ſtehen! Wenn ein teutſcher Fürſt mit einem tauſendjährigen Namen Titel und Wappen im Jahre 1848 abgelegt und ſich „Bürger Mayer“ oder „Müller“ genannt haben würde, hätten vierfünftel von Teutſchland vor Rührung über dieſen freiſinnigen edeln Volksfreund ſich nicht faſſen können; der Engländer, Spanier oder Ungar hätte es einem

Argyle, Medina, Alba, einem Eßterházy, Bethlen, Bathiany mit Recht als Feigheit, — als Abtrünnigkeit von der National-Sache angerechnet!

Es iſt ein Unglück für ein Volk, wenn große Namen und Geſchlechter, in denen ſeine ſchönſten Erinnerungen fortblühen, verſchwinden. Ich wage es zu wiederholen! es iſt ein Unglück für die Geſammtheit! Es iſt zu bedauern für Frankreich, wenn es keinen Montmorency, keinen La Tour d'Auvergne mehr gibt. Es iſt das Ausſterben und Verlöſchen ſolcher Namen mit dem Abfallen edler Zweige zu vergleichen, welches allmähliges Alt- und Morſchwerden des ganzen Stammes beurkundet! Es ſind lebendige Monumente, ſprechende Denkſäulen der Geſchichte, welche in das Meer der Vergeſſenheit ſinken, und denen der durchwühlte Boden, auf welchem ſie Jahrhunderte ſtanden! dann auch bald in die reißende Fluth hinabfolgt! —

In Ungarn beſonders gilt auch dieſer Reſpekt vor einem national-hiſtoriſchen Namen! Ein Eßterházy, Bathiany, Bethlen, Forgacz kann bei gleichen Eigenſchaften mit jedem andern Competenten vorzugsweiſe auf das Vertrauen, auf die Ach-

tung des Volkes rechnen. „Hätten wir unsere Cavaliere vorausgehabt," meinte ein gefangener Hußar, den ich nach dem Gefecht bei Comorn fragte, warum die ungarische Reiterei diesmal ohne Erfolg ihre Chargen ausgeführt habe!

Ein anderes Exempel ist folgende Thatsache. Ein Graf G***, der auf seinem Gute wohnt, erhielt von einem durchziehenden Militär-Transport einen Offizier in das Quartier; des andern Tages ließ der Graf seine Pferde an die Pritschka des Offiziers als Vorspann zum Weitertransport spannen. Mehrere umherstehende alte Bauern schüttelten dabei den Kopf und unterhielten sich leise. Endlich nahte sich einer dem Grafen, nahm den Hut ab und es entspann sich folgendes Gespräch: „Graf, warum läßt Du denn Deine Pferde an den Wagen des Offiziers spannen?" — „Kinder," entgegnete der Graf, „wißt ihr denn nicht, daß ich jetzt keine Herrschaft mehr, sondern ein Gemeindemitglied bin wie ein Anderer und somit Eure Pflichten und Lasten auch in dieser Gelegenheit theilen muß; ich habe in den Wagen des Offiziers, der bei mir im Quartier lag, vorzugsweise eingespannt, weil meine Pferde

dieſe Gattung Fuhrwerk beſſer gewohnt ſind, euch kann dies aber gleichgültig ſein." — „Mit nichten," entgegnete der Bauer, — „laß Deine Pferde nur ausſpannen, hilf uns lieber bei einer andern Gelegenheit, wir werden Dich wohl ſchon ſelbſt darum bitten, — jetzt aber laß uns in dieſen Wagen einſpannen, damit der Deutſche nicht etwa glaubt, es ſei mit uns ſo weit gekommen, daß ihn ein Graf E*** weiter führen mußte! Wenn er einen Graf E*** zum Kutſcher hat, was wird er dann erſt aus uns machen wollen." —

So denkt der ſtolze Ungar. Würden Ruſſen oder Franzoſen in Wien einen Fürſten X oder Y auf den Kutſchbock ſetzen und ihn mit Kantſchuh oder flacher Säbelklinge zur Eile antreiben, würde der deutſche Janhagel ſeelenvergnügt dazu jubeln, nicht eingedenk, daß in dieſem Falle die Nation Schläge, welche Franzoſe oder Ruſſe dem adeligen fürſtlichen Rücken angedeihen laſſen, vermuthlich in duplo dem plebeiſchen ohnfehlbar werde verabfolgt werden!

Domesticität — Lakay — Läufer — Hayduk — Jäger.

15. Dec. 1851. Es ist das Wort Lakay — d. h. Diener, welcher die Haus- oder Familienfarben seiner Herrschaft öffentlich zur Schau trägt, — beinahe zum Schimpf geworden.

Auch dieses ist, wie so vieles Andere, ein Zeichen der Zeit: ob gerade ein erfreuliches, wollen wir hier untersuchen. —

Es gab eine Zeit, wo ein Königssohn, ein herrlicher Ritter, als Devise auf seine Helmzier schrieb: „ich diene."

Muß also das Dienen eine nicht so sehr entwürdigende Sache sein.

Dem großen Sultan „Publikum" dient Alles — besonders um sein Geld oder auch nur um seinen Beifall. — Warum nicht ebenso gerne dem Einzelnen?

Und doch kann man dem „Einzelnen“ weit eher mit innerer Anhänglichkeit zugethan sein, als dem vielköpfigen Sultan „Publikum.“ —

Auch dem Einzelnen zu dienen läßt man sich allenfalls in der Regel um Geld oder gute Worte gefallen, aber seine Farben zu tragen, es öffentlich zu zeigen, das hält man für entwürdigend. —

Wo es Sklaven gab und gibt, verachtet man freiwillige Diener. Allerdings muß das Dienen durch einen moralischen Begriff geadelt werden, wenn nicht der Diener wie der Sklave blos als Mittel, als Werkzeug gelten soll; dieser Begriff ist aber, ein sehr edler, wenn er in seiner vollen Bedeutung verstanden wird, — es ist die Treue.

Im Alterthum gab es Sklaven und keine Diener. Im Mittelalter tritt der treue Knappe, der mit seinem Herrn Gefahr und Kampf theilt, auf, — der Page, der in zarter Dienstbarkeit der Herrin Schleppkleid trägt, und in Zucht und Ehren aufgezogen ward, bis er sich selbst die goldenen Sporen verdient. — Die ersten und höchsten Würdenträger des Reiches, — selbst Fürsten über Land und Volk —

verrichten als Mundschenken und Truchseßen persönlichen Dienst bei des Kaisers Majestät. —

Und waren diese alle entwürdigt durch ihre Dienstleistungen? — Nein, denn diesen zum Grunde lag die Idee der Treue.

Im Gegensatze mit der Sklaverei der heidnischen Vorzeit tritt die Domesticität. Der Dienende gehörte zur Familie, domus, — des Brotgebers, Herren. Er war nicht blos social unterworfen, — er war moralisch der Herrschaft verpflichtet.

Ich finde, daß ein treuer Lakay um nichts weniger achtungswerth ist, weil er einem Herrn dient, als die zahllosen Knechte und Leibdiener des großen Sultans „Publikum."

Daß der Lakay einen Rock mit den Farben seines Herren trägt, und der Diener des Sultans „Publikum" gewöhnlich einen schwarzen Frack, weil er sonst zu oft Farbe wechseln müßte, macht keinen Unterschied. —

Alle unsere dynastischen Beziehungen gründen sich am Ende auf die Idee der Domesticität.

Wenn die dynastische Idee durch die Staats-Idee absorbirt ist, will der Staat auch das Erbe

der Treue anſprechen, welche man dem Landes-Vater — dem Haupte der Familie ſchuldig war. Das geht aber nicht. — Hört die dynaſtiſche Idee auf, ſo will man die Treue wenigſtens der großen Familie, — dem Volke, Vaterland übertragen. Da zeigt es ſich, daß der Staat aber eben keine Familie, ſondern eine Geſellſchaft iſt, in welcher jeder Einzelne viel gewinnen und wenig riskiren will. Da hat die Treue kein Objekt.

Ich kannte einen Lakay bei einer vertriebenen verarmten pohlniſchen Familie. Es war ein dicker, flachshaariger, ſtarker Kerl mit einer rothen Naſe, — in mehreren Städten, welche die bereits in große Dürftigkeit verfallene Familie durchzog, begegnete ich ihr. Er allein pflegte die kranken, ſiechen Eltern. Früh ſah ich ihn den jungen Knaben, den einzigen Sohn, in die Schule begleiten. Das kranke Töchterlein zog er dann in einem kleinen Wägelchen an die Sonne, lief den Vormittag herum, um die ſparſame Mahlzeit einzukaufen, die er ſelbſt bereitete. In Noth und Elend hielt er treulich aus. Wenn Alles zu Bette war, brummte er ein pohlniſches Soldatenlied, accompagnirte ſich auf der Bolaleika und trank

den Reſt des Thee's mit etwas Rhum, mit etwas ſchwarzen Brod. Ich ſchenkte ihm einmal einen Napoleond'or, mit dem er dem einen Fräulein ein erträgliches Tuch kaufte. Er war Uhlane geweſen und hatte den Feldzug mit dem Bruder ſeines jetzigen Herrn gemacht, der bei Oſtrolenka erſchoſſen worden. Wenn die Familie ausging, putzte er ſich in ſeiner alten, abgenützten Livrée auf und begleitete ſeine Herrſchaft mit einer Devotion und Reſpekt, als ob er einem Kaiſer diene. Faſt ohne Lohn und mit kärglichem Unterhalt theilte er dennoch ſtandhaft Noth und Elend mit ſeiner Herrſchaft. Er begrub in Augsburg die Frau, in München das Töchterlein, in Gaſtein den Herrn.

Ich wollte ihn in meine Dienſte nehmen, er wies auf die zwei übrig gebliebenen Kinder, verkaufte die wenigen Präziosen, legte ſein Schärflein dazu und begleitete die Kinder nach Paris zu einem Verwandten. Dieſe ſtille, lautloſe, ſtandhafte, treue Anhänglichkeit flößte mir innige Achtung ein, um ſo mehr als ſein kranker, unglücklicher, mißmuthiger Herr oft ſeine Laune nicht bezwingen konnte und ihn hart anließ. Er blieb bis an das Ende der ein-

zige, treue Freund der Familie. Iſt dieſer Mann in der Livrée nicht achtungswerther als mancher ſchwarzbefrackte Diener des großen Sultans „Publikum?“ —

Das edelſte, ſtolzeſte Volk Europas, die Basken, lieferten vorzugsweiſe die vielverfolgten Läufer, welche man mit den Beinen ſchwerlich eingeholt hätte und ihnen daher mit den Federn der Preſſe den Garaus machte. Die Basken laufen nichts deſtoweniger wie vor und eh' ſich die Schwindſucht an den Hals, aus Privat-Plaiſir, nur gibt ihnen kein Menſch mehr Geld dafür.

Der Hayduke, der ſeinen Herrn mit Kolbe und Streitaxt in das Gefecht begleitete, iſt er darum minder tapfer, weil er des Herrn Farben trug?

Der Jäger, der im wilden Forſt neben mir ſteht, wenn die Bärin oder der Eber anher braust, ſteht er mir nicht näher, und muß ich ihn am Ende nicht eben ſo achten als den abſolvirten Doktor Juris, der als Sekretär in meiner Kanzlei fungirt? —

In einer Zeit, wo die Treue nichts mehr gilt und nur ſchnöder Eigennutz als einziges Mobil menſchlicher Handlungen betrachtet wird, ſinkt die Domeſticität allerdings zur Sklaverei herab, nicht des

Einzelnen, wohl aber des Mammons. Vor allen Herrſchaften iſt aber die launenhafteſte, rückſichtsloſeſte, herzensärmſte der Sultan „Publikum.“ Und doch entblödet ſich weder Intelligenz, noch Schönheit, noch Talent vor dieſem Sultan auf den Knien zu liegen, — zu kriechen, — zu ſchwänzeln, — zu ſchmeicheln und zu liebäugeln bis man dem Mächtigen ein Beifallswörtchen, ein Zeichen der Zufriedenheit entlockt hat! —

Iſt das im Ganzen würdevoll? Aber der Sultan hat Recht; mag er ſeinen Fuß auf den Nacken der Sklaven ſetzen, die in ihrer eigenen Erniedrigung dennoch ſich einbilden, weit erhaben zu ſtehen über jenen, die mit Treue und Ergebenheit dem Einzelnen ihre Dienſte widmen.

Carl Fürſt zu Schwarzenberg,

geb. den 15. April 1771, geſtorben den 15. Oktober 1820.

Carl Philipp, Fürſt zu Schwarzenberg, geboren am 15. April 1771, iſt wegen der bedeutenden Rolle in den Ereigniſſen der neueren Zeit, und wegen der eigenthümlichen Größe ſeines Charakters eine der denkwürdigſten Erſcheinungen ſeines Jahrhundertes. —

Von der Wiege an zum Krieger beſtimmt, erhielt er eine ſeinem künftigen Stande angemeſſene Erziehung — Abhärtung des Körpers und wiſſenſchaftliche Bildung füllten die Jahre ſeiner Jugend aus, und der Beifall von Männern, wie Loudon und Lacy, wirkte belebend auf ſeine Entwicklung. —

Es iſt bemerkenswerth, daß der Held, der Europa aus den Ketten des Weſtens befreite, ſchon bei dem

letzten Akt des blutigen Schauspieles mitwirkte, welches von Osten her durch Jahrhunderte die christliche Welt mit Schrecken erfüllte.

Der letzte große Kampf gegen die sinkende Macht der Türken brach aus, und der siebzehnjährige Fürst zog als Lieutenant im Regimente Wolfenbüttel nach Slavonien. Mehrere Züge von Entschlossenheit verriethen den künftigen Helden.

Der Feldmarschall Lacy wünschte Gefangene zu machen. Der Fürst schloß sich der ausgesendeten Abtheilung an, und kaum erblickte man die ersten türkischen Streifer, so sprengte er mit Poniatowsky der Vorderste auf sie los, und es gelang dem jungen Krieger, mit eigener Hand einen der damals so gefürchteten Spahis zu entwaffnen, und seinen Gefangenen dem Feldmarschalle zuzuführen, welcher die entschlossene Handlung des kaum dem Knabenalter entwachsenen Jünglings ehrenvoll belobte. Bald darauf befand er sich abermals in Gesellschaft des Fürsten Poniatowsky in der Umgebung des Lagers auf der Jagd. Plötzlich wurden sie von einigen Albanesen, die sich unvermerkt herangeschlichen hatten, überfallen. Schwarzenberg und Poniatowsky schoß

jeder ſeinen Mann nieder, die herbeieilenden Jäger hieben wacker ein, und ſo ſchlugen ſie die Türken in die Flucht, und machten ſogar zwei zu Gefangenen.

Der Kreis ſeiner, wenn auch an Jahren ihm etwas überlegenen Freunde beſtand aus den ausgezeichneteſten Individualitäten der damaligen Jugend. Poniatowsky, Dietrichſtein, der jüngere Fürſt Ligne waren ſeine beſtändigen Gefährten, und in ihrem Umgange entwickelten ſich ſeine geiſtigen und phyſiſchen Eigenſchaften. Später konnte ſich der Fürſt nie an die Schlacht von Leipzig erinnern, ohne zugleich mit Wehmuth des Freundes zu gedenken, der dort ſeine ritterliche Laufbahn endete, und Poniatowsky's Tod verbitterte ihm ſtets die Erinnerung an dieſen Tag. —

Wegen ſeines tapferen Benehmens bei dem Sturme auf Sabacz, wo er mit eigener Hand das Pfahlwerk umſtürzen half, wurde er zum Hauptmanne mit Compagnie und Wahl des Regimentes ernannt. —

Selbſt von dem anweſenden Kaiſer Joſef blieb ſein aufſtrebender Genius nicht unbemerkt, und gegenſeitig machte die Perſönlichkeit des Kaiſers großen

Eindruck auf das Gemüth des jungen Mannes, der stets ein warmer Verehrer des menschenfreundlichen Cäsars blieb.

Von Loudons Feldherrntalent angezogen, verlangte er 1789 die Anstellung in dessen Hauptquartier, und erhielt von ihm eine öffentliche Anerkennung seines Muthes, seines Beobachtungsgeistes und seiner unermüdeten Thätigkeit. Ein schweres Fieber zwang ihn vor Belgrads Erstürmung in Böhmen Erholung zu suchen.

Hier erwartete ihn jedoch ein schmerzlicher Schlag, der Tod seines geliebten Vaters, — und als er sich, noch tief erschüttert, nach Braunau begab, wo man das Heer gegen Preußen zusammenzog, erhielt sein Herz durch den Tod seines Lehrers eine zweite empfindliche Wunde.

1790 wurde er zum Major befördert, und fungirte bei der Kaiserkrönung Leopold II. zu Frankfurt, als erster Wachtmeister der Arcieren Leibgarde. Die Zeit, welche er während seines Aufenthaltes in Wien erübrigen konnte, widmete er größtentheils seiner wissenschaftlichen Ausbildung.

Er las, wie die meisten großen Männer, gerne

die Schriftsteller des klassischen Alterthums, vernachlässigte aber nicht, auch in diesem Punkte mit den Alten gleichgesinnt, über der geistigen Bildung die Entwickelung der körperlichen Kraft und Geschicklichkeit. Er war ein trefflicher Schütze, kühner Reiter und vorzüglicher Fechter. —

Nach der Erklärung zu Pilnitz im August 1791, bei Eröffnung jenes Krieges, der durch ein Vierteljahrhundert Europa verheerte, wurde der zwanzigjährige Major dem, durch seine ausgezeichnete Tapferkeit berühmten Wallonen-Regimente Latour-Dragoner (jetzt Windischgrätz-Dragoner) zugetheilt.

Wegen seiner Jugend empfing man ihn anfangs kalt, bald aber erwarb ihm sowohl sein einnehmendes Betragen im Regimente die Liebe, als sein glänzender Muth vor dem Feinde die Achtung der ganzen tapferen Reiterschaar.

Er überfiel die Außenwerke der Festung Philippeville mit glänzendem Erfolge, wohnte den Schlachten von Jemappes und Nerwinden bei, und lieferte ein schönes Gefecht bei Estreuf. Zum Oberstlieutenant befördert, befehligte er das damals in Galizien geworbene Uhlanen-Freicorps, zu gleicher Zeit, als

Blücher die leichten Truppen der preußischen Vorhut führte.

So berührten sich diese beiden Gestirne am Anfange ihrer Bahnen, zur Vorbedeutung ihres großartigen Begegnens am Ausgange derselben. Um diese Zeit machte der Fürst bei einer Rekognoscirung einen Sturz mit dem Pferde, der von Vielen für die Ursache seiner späteren körperlichen Übel angesehen wurde.

Im Jahre 1794 ernannte ihn der Kaiser zum Obersten des Kürassier-Regimentes Wallis, welches sich damals in Wien befand; allein der Fürst wollte lieber auf die Beförderung verzichten, als den Kriegsschauplatz, und damit die Gelegenheit zu rühmlichen Thaten verlassen.

Der Kaiser stellte daher den dreiundzwanzigjährigen Jüngling an die Spitze des Regimentes Zeschwitz, und er hatte bald Gelegenheit, dem huldreichen Monarchen seinen Dank durch eine glänzende That zu beweisen.

Am 26. April wurde die Stellung der Verbündeten bei Cateau an der Sambre von neunzigtausend Mann angegriffen, und ihr linker Flügel durch das

achtundzwanzigtausend Mann starke Corps des Generals Chapui umgangen. Die Entwicklung dieser Colonne hätte die bedenklichsten Folgen gehabt. Da stürzte Schwarzenberg an der Spitze seiner Kürassiere, unterstützt durch zwölf Schwadronen englischer Reiterei, auf den Feind, warf sein kaum aufgestelltes erstes Treffen auf die nachfolgenden Abtheilungen zurück, verfolgte und vernichtete sie, und entschied somit durch diesen, in der Kriegsgeschichte oft angeführten kühnen Reiterangriff die Schlacht. Dreitausend Feinde deckten den Schlachtplatz, der gefangene General mit seinem Gefolge, zweiunddreißig Kanonen, neunundzwanzig Munitionskarren waren die Trophäen, der Fall von Landrecy die Folge dieses, eines Seidlitz oder Ziethen würdigen Angriffes.

Noch auf dem Schlachtfelde empfing der junge Held aus der Hand des Kaisers das Theresienkreuz. Zu gleicher Zeit wurde ihm dasselbe von dem Ordens-Kapitel wegen einer im vorigen Jahre als Uhlanen Oberstlieutenant vollbrachten That zuerkannt.

Während der drei Wintermonate des Jahres 1795, welche er, ausruhend von dem Kriegsgetümmel, im Schooße seiner Familie verlebte, hatte er Gelegen-

heit ſeine künftige Gemahlin kennen zu lernen, und legte ſo den Grund zu ſeinem häuslichen Glücke. Im Frühlinge ſtand er ſchon wieder im Felde, und der Schlachtbericht ertheilt ihm das Lob, ſehr viel zum glücklichen Erfolge der Schlacht von Amberg beigetragen zu haben. Noch vor dem Schluße des Feldzuges wurde er zum Generalmajor befördert.

Nach dem Frieden von Campo formio bis zu dem Kriege vom Jahre 1799 war es ihm wieder gegönnt, unter den Seinigen zu leben; jedoch, als ob es ihm beſtimmt geweſen wäre, den kriegeriſchen Ruhm in jedem ruhigen Augenblicke mit häuslichem Schmerze zu entgelten, ſo hatte er in dieſer Zeit (25. Dezember 1797) den Tod ſeiner heißgeliebten Mutter zu beweinen. —

In die leer gewordene Stelle ſeines Herzens trat nachmals (27. Jänner 1799) ſeine treffliche Gemahlin, die verwittwete Fürſtin Eſterhazy, geborne Gräfin Hohenfeld.

Der neu ausgebrochene Krieg entriß ihn bald dem Genuße des eben begründeten Glückes. Er zog neuerdings in den Kampf; die erſten Gefangenen wurden durch ſeine Truppen eingebracht.

Doch seine Anstrengungen, so rühmlich sie für ihn waren, blieben ohne Erfolg für das Schicksal des Krieges, und seine Erhebung zum Feldmarschall-Lieutenant (September 1800) vermochte nicht, ihn über die ungünstige Wendung des Kampfes zu trösten. An der Spitze des rechten Flügels hatte er in der Schlacht von Hohenlinden die wenigen Vortheile in diesem verderblichen Kampfe errungen, als er durch die Auflösung des übrigen Heeres in eine so mißliche Lage gerieth, daß ihn der Feind mit dem Beisatze zur Ergebung auffordern ließ: Er habe für seine Ehre genug gethan, und solle das Unmögliche nicht versuchen.

Allein er versuchte und vollbrachte das Unmögliche. Ohne eine Kanone zu verlieren, zog er sich aus der verzweifelten Lage.

Am 18. Oktober übernahm Erzherzog Carl den Oberbefehl über das zerstreute, fliehende, entmuthigte Heer, und theilte die schwierigste Aufgabe, den Befehl der Nachhut, dem Fürsten zu. Er erfüllte diesen Auftrag mit jenem Muthe und jener Besonnenheit, die ihn bei jedem gefährlichen Augenblicke auszeichneten. Vom siegestrunkenen Feinde hart gedrängt, sammelte er die zersprengten Abtheilungen

der Nachhut, verwandelte die wilde Flucht in einen geregelten Rückzug, und verschaffte dem Hauptheere die möglichste Erholung, bis der Abschluß des Waffenstillstandes seinen Anstrengungen ein Ziel setzte. Zur Anerkennung dieser ausgezeichneten Dienste erbat sich der Erzherzog dessen Ernennung zum Inhaber des zum zweiten Uhlanen-Regiment verwandelten ehemaligen, vom Fürsten als Oberstlieutenant befehligten Freikorps, welches schon früher eine unwandelbar treue Anhänglichkeit an die Person des Fürsten bewiesen hatte.

Das Unglück Deutschlands ging dem Fürsten tief zu Herzen, und er wünschte dem Vaterlande vor Allem Ruhe zur Erholung von so schweren Wunden.

Der Friede von Lünneville beschwor die wilden Kriegesflammen für einige Jahre, welche auch er ruhig im Kreise der Seinigen verlebte. Nur eine friedliche Sendung nach Petersburg bei Gelegenheit der Thronbesteigung Alexanders I. unterbrach diese heitere Ruhe. Während sein gutes Schwert in der Scheide lag, wußte er mit Glück und Geschick auf dem klippenreichen Meere der Diplomatie zu steuern. Es gelang ihm, das gute Einverständniß der beiden Reiche wieder herzustellen, sich die bedeutendsten

Männer zu Freunden zu machen, und bei Jedermann den angenehmsten Eindruck zu hinterlassen, welches nicht ohne vortheilhafte Beziehung auf seine zweite, schwierigere Gesandtschaft, und die Zukunft überhaupt blieb.

Der Fürst sollte das Majorat antreten, welches 1703 von seinem Urahn für die zweite Linie des Hauses in Steiermark gegründet wurde; allein er erhielt von seinem älteren Bruder für die ihm zugedachten Besitzungen in der Steiermark die schöne Herrschaft Worlick an der Moldau. Er freute sich innig, den Sommer 1802 auf dieser Besitzung zu genießen, und schon war der Tag der Abreise bestimmt, als die Nachricht kam: Der Brand habe das ganze Schloß zerstört. Der Fürst, den widriges Geschick nie beirrte, ging dennoch auf sein Landgut, und lebte hier an der Hand seiner hochgebildeten Gemahlin stille glückliche Tage. Er besaß die Gabe, sich mit Innigkeit an dem unscheinbaren Aufstreben einer Pflanze oder eines Bäumchens zu freuen, und das Leben der Pflanzenwelt mit jener Liebe zu beachten, mit der man sonst nur auf beseelte Wesen blickt. Wer wäre darauf verfallen, den Heldenjüng-

ling von Cateau, den entschlossenen und besonnenen Retter am Unglückstage von Hohenlinden, wer den Feldherrn, dem einst drei Viertheile von Europa ihre Kräfte anvertrauen sollten — in eben jenem Manne zu suchen, der nun Stunden lang mit Emsigkeit und Sorgfalt unter seinen Bäumen und Bäumchen lebte. —

In dieser Zeit beschäftigte sich der Fürst viel mit dem Studium der besten Werke über Staatsrecht, Kriegskunst und Kriegsgeschichte, beflissen, sich auch in der Theorie die Kenntnisse zu erwerben, deren gründliche Erlernung ihm die blutige Praxis erschwert hatte. Jedenfalls waren diese Jahre bis zum Ausbruche des Krieges 1805 die heitersten seines Lebens.

Die Ernennung zum Vice-Präsidenten des Hofkriegsrathes und geheimen Rathe rief ihn 1805 wieder in das Geschäftsleben zurück. Der Fürst übernahm einen Theil des Heeres, welches unter Mack gegen die Franzosen zog, und am 11. Oktober lieferte er jenes Gefecht bei Jungingen, welches den einzigen Glanzpunkt bildet, der aus der Reihe von Unglückstagen dieses Feldzuges hervorleuchtet. Weder der

freundschaftliche Rath des Fürsten, noch die Vorstellungen der übrigen Generäle konnten den unglücklichen Mack bewegen, das verhängnißvolle Ulm bei Zeiten zu verlassen.

Als es klar wurde, daß dem ganzen Heere nur die Gefangenschaft bevorstehe, erklärte Erzherzog Ferdinand den Entschluß, sich mit der Reiterei durchzuschlagen. Verfolgt von dem tapferen Murat an der Spitze von sechstausend Pferden, führte Schwarzenberg, den Weg mitten durch die Feinde suchend, die kleine Schaar von Kämpfern (eintausendachthundert Reiter), die sich durch seine Führung und den Gedanken, die Person eines Erzherzogs von Österreich zu schirmen, begeistert fühlten. Wo es galt, bahnte sich der Fürst mit dem Säbel den Weg; unter täglichen Gefechten zogen sie, mit Ermüdung, Mangel und Wetter kämpfend, unaufhaltsam weiter; wo Gewalt unmöglich war, rettete er durch Klugheit, und zum Erstaunen der Feinde gelang es ihm, den Prinzen mit seinen braven Begleitern der Gefangenschaft zu entreißen. Sie waren in acht Tagen über fünfzig Meilen geritten, und die Feinde schätzten ihre Zahl auf sechs- bis achttausend.

In düsterer Stimmung über die Vergangenheit, erfüllt von drohenden Bildern der Zukunft, fand er nur in der Erinnerung an sein häusliches Glück einigen Trost. „Nur für euch, meine Kinder!“ rief er damals aus, „nur für euch habe ich Lust zu leben.“ Er wurde an die Seite des Kaisers berufen, der ihm für die geleisteten Dienste die wärmste Dankbarkeit bezeigte. Gegen des Fürsten Rath wurde die Schlacht von Austerlitz geschlagen, unglücklich wie er vorher zu sagen den Muth hatte. Nach der Schlacht sprach er in Begleitung seines Kaisers zum Erstenmale Napoleon, der ihn mit Achtung behandelte und kaum ahnen mochte, seinen künftigen Überwinder vor sich zu sehen.

In dieser Zeit der Verwirrung wurde der Fürst ein Anhaltspunkt für die Wünsche der bedrückten österreichischen Länder. Er wagte sein Leben daran, in einem elenden Nachen über die mit Eis hochgehende Donau zu setzen, um in das Hauptquartier des Erzherzogs Carl zu gelangen. Allein es war noch nicht an der Zeit, sein Vaterland von der tiefen Schmach zu befreien.

Vom Erzherzoge Ferdinand und seinem Kampf

genossen von Jungingen aufgefordert, schritt der Fürst, den Ordensstatuten gemäß, um das Commandeurkreuz des Theresienordens ein, und die versammelten Mitglieder des Capitels riefen auf die bloße Nennung seines Namens einhellig ihre Zustimmung aus. —

Mißmuth über den traurigen Gang der Ereignisse und um seine Gesundheit besorgt, schlug er die Präsidentenstelle des Hofkriegsrathes aus, und lebte den Sommer 1806 auf seinen Gütern in Böhmen.

Als nach dem Frieden von Tilsit das ungebeugte ritterliche Österreich abermals das Schwert umgürtete, widmete sich der Fürst mit aller Hingebung den neuen Einrichtungen, insbesondere der Landwehrbildung; denn er hatte Napoleons Kraft und Feldherrntalent richtig gewürdigt, und konnte daher bessere Erfolge nur von verbesserten Einrichtungen erwarten. Allein er sollte die neuen Kämpfe seines Vaterlandes nur aus der Ferne beobachten; denn er ging nach dem Wunsche Kaiser Alexanders als Botschafter nach St. Petersburg, und hatte hier die wichtige Aufgabe, während dem Kampfe mit der französischen Übermacht Österreich vor einem Angriffe Rußlands zu sichern. Die besten Wünsche

des Vaterlandes begleiteten ihn, und der Kaiser sandte ihm die Abzeichen des goldenen Vließes nach.

Obwohl Rußland bereits Verpflichtungen eingegangen hatte, die seiner Sendung ungünstig waren, so wußte er sich doch allgemeine Zuneigung zu erwerben, und bewirkte wenigstens, daß Rußland nicht gleichzeitig mit Napoleon gegen Österreich in die Schranken trat. Es hätte vielleicht nur eines Sieges bedurft, um das russische Kabinet vortheilhaft zu stimmen. Allein nach der unglücklichen Schlacht von Regensburg mußte der Fürst die Hauptstadt verlassen, und kam auf Umwegen eben zurecht, um noch an dem denkwürdigen Tage von Wagram und an der Schlacht von Znaim thätigen Antheil zu nehmen. —

Der Abschließung des Friedens folgte des Fürsten Ernennung zum General der Kavallerie, und bald darauf der Antritt eines Postens, der vielleicht der glänzendste, aber auch einer der schwierigsten seiner Zeit war. Er wurde zum Botschafter an dem Hofe des Kaisers Napoleon ernannt, und vertrat sein gebeugtes, aber nicht erniedrigtes Österreich mit nie verläugneter Würde. Studium der Hilfsquellen

Frankreichs und Anordnung von Festen, die Napoleons Prunksucht erforderte, nahmen den Fürsten vollauf in Anspruch. Die Vermählung Marie Louisens brachte ihm Zeichen der Huld von beiden Höfen.

Am 1. Juli 1810 gab er der Tochter seines Kaisers jenes verhängnißvolle Fest, bei dem das gräßliche Unglück geschah, welches sein Haus mit Verzweiflung, Paris mit Schrecken, und ganz Europa mit Mitleiden erfüllte.

Ein prachtvoller, eigens erbauter Gartensaal empfing Tausende ausgezeichneter Gäste, als plötzlich die zarten Stoffe der zierlichen Bekleidung desselben Feuer fingen, und in wenigen Minuten der ganze Saal in hellen Flammen stand. Am andern Morgen fand man einen halbverkohlten Leichnam, nur an dem Diamantenschmucke und dem Trauringe als die Gattin seines Bruders erkennbar. Das furchtbare Ereigniß, so männlich er es auch ertrug, hinterließ in seiner Seele einen zerstörenden Eindruck; es verlor sein Schlaf von dieser Stunde an die erquickende Wirkung; sein Inneres wurde mit einem düsteren Schleier umzogen, den nur große Ereignisse auf Augenblicke zu lüften vermochten. Napoleon selbst

bewunderte die Haltung des Fürsten, und behandelte ihn von dieser Zeit mit ausgezeichneter Zuvorkommenheit.

In dem Feldzuge Napoleons gegen Rußland mußte der Fürst den Befehl über das österreichische Hilfscorps übernehmen. Er wußte die vertragsmäßige Verbindlichkeit mit der Ehre der österreichischen Waffen glücklich zu vereinbaren. Am 12. August schlug er bei Podubnie den General Tormassow, und wußte durch kluge Bewegungen mit dreißigtausend Mann die fast dreimal so starke Donau-Armee Tschitschakow's in Schach zu halten, dem er noch zuletzt bedeutenden Verlust zufügte. Nach der Katastrophe an der Berezina war er auf Napoleons ausdrücklichen Befehl bei Nreswicz umgekehrt, um die verfolgenden Generäle Sacken und Lageron abzuhalten. Er führte seine Truppen in bester Ordnung, nachdem er Poniatowsky's und General Regniers Rückzug gesichert hatte, nach Galizien zurück.

Für den Fürsten war der Feldzug 1812 insoferne von großer Bedeutung, als er darin vollends zum Feldherrn von 1813, und sein Corps zum Kern des Heeres von Leipzig reifte.

Die Achtung und Freundlichkeit, mit welcher ihn Napoleon wieder als Botschafter empfing, das Lob, welches er ihm spendete, andererseits die Beförderung zum Feldmarschall, die auch auf dessen Anregung erfolgte, beweisen hinreichend des Fürsten ausgezeichnetes Benehmen in diesem außerordentlichen Kriege. Die zarte Behandlung des von Napoleon zurückgesetzten, und dem Fürsten untergeordneten Generals Regnier, wie seine Menschlichkeit in der Kriegsführung überhaupt, erheben den Fürsten unter die edelsten Feldherrn aller Zeiten. — Oder gibt es etwas Rühmlicheres als seine Äußerung aus späterer Zeit: „Der Feldherr müsse sich Rechenschaft geben für jedes aufgeopferte Leben. Durch jedes würden zarte Bande zerrissen, für jedes Thränen geweint."

Mit edler Festigkeit widerstand er sowohl den Zumuthungen der Franzosen, welche die vertragsmäßigen Pflichten überschritten, als den Lockungen, welche andererseits an ihn ergingen, um ihn zu bewegen, durch entscheidende Maßregeln den Abfall von den nicht geliebten, nunmehr im Unglücke befindlichen aufgedrungenen Bundesgenossen auszusprechen, und dadurch seinen Hof zum Bruch mit Frankreich

zu zwingen. Beides war mit seinen Grundsätzen von Rittertreue und Fahneneid, von Kriegerpflicht und Gehorsam unverträglich. —

Am 17. April 1813 kam der Fürst zum letzten Male in friedlicher Sendung nach Paris. Seine Bemühungen zur Beilegung des verheerenden Kampfes waren fruchtlos. Man sah, daß Napoleon, der großgewordene Sohn des Krieges, nur durch Krieg gebeugt werden könne, und Europa beschloß, die letzten Söhne hinauszuschicken, als Retter und Rächer seiner Freiheit. Ihre oberste Führung und hiermit die Zukunft Europa's legte man in die Hände des Fürsten. Die Wahl war gut getroffen, denn wo hätte man neben solchen Feldherrngaben jenen einnehmenden, vermittelnden Charakter, jene Anspruchslosigkeit, jene beständige Selbstverläugnung, kurz alle die Eigenschaften gefunden, die zur Verschmelzung der vielfachen, verschiedenartigen, ja sogar widerstrebenden Elemente, — zur Vereinigung dieser bunten Kriegermassen, aus denen das Heer der Verbündeten bestand, — nothwendig waren.

Napoleons Kriegsheer, nur um ein Drittheil schwächer als das seiner Gegner, hatte die Zauber-

kraft des Namens für sich, welchen die Strahlenkrone zahlloser Siege umglänzte; schwer und gewichtig lag dieses in der Wagschale, und die Begeisterung, das Selbstvertrauen der kampflustigen Schaaren, die Vortrefflichkeit der in seiner Schule gebildeten Unterfeldherren, endlich die Einheit des Willens, welcher diese Werkzeuge in Bewegung setzte, hätten dieselbe leicht zu Gunsten Napoleons sinken machen können. —

Dagegen zählten die Verbündeten eine Menge Generäle, die alle durch gegenseitige Rücksichten gebunden waren; vier verschiedenartige Heere, die oft gegen, selten mit einander gefochten; Massen ungeregelter Reiterei, welche den Bedarf, aber nicht die Kraft vermehrten. Diese Umstände, besonders aber die aus solchen Verhältnissen nothwendig hervorgehende mindere Schnelligkeit der Operationen, und die Unmöglichkeit diesen den, der Energie des Gegners gleichkommenden Nachdruck mitzutheilen, erlaubten dem Fürsten nur mit der größten Vorsicht an seine große Aufgabe zu gehen.

Er würdigte vollkommen des großen Gegners gewaltigen Geist, er erkannte seine geniale Kraft, und nur das Vertrauen auf Gott und die gute

Sache ermuthigte ihn, das große Werk zu beginnen. Kein zweites Heer hatte Europa mehr in den Kampf zu schicken, hätte der Schlachtengott dieses vernichtet. —

Er sagte deshalb zu einem seiner Freunde: „Wir werden vier gegen einen sein, rechne ich zwei weg, eben weil wir so viele sind, so bleiben immer noch zwei gegen einen."

Nur eiserne Strenge in der Festhaltung des angenommenen Kriegsplanes, und das innigste Zusammengreifen konnte zum Siege führen. Durch Aufopferung seiner selbst, und die schwierigsten Kämpfe mußte der Fürst diese Bedingungen des Sieges erringen; seinem Feldherrngeiste war es oft leichter, den Plan mit dem Schwerte zu vollenden, als ihn mühsam erst im Rathe durchzusetzen. An der Spitze eines unzähligen Heeres, wie es noch keine Zeit beisammen gesehen, einen Gegner im Angesichte, dessen Überwindung unsterblichen Ruhm versprach — machte sich der Fürst das Gelübde, allem Ruhm zu entsagen, wenn er den Sieg erringen würde.

Manche harte Prüfung zwang ihm die merkwürdige Äußerung ab: „Wenn ich die Fäden des ganzen Gewebes, wie sie jetzt liegen in meiner Hand,

hinübertragen könnte in eine fremde, ich thäte es und ginge." Endlich überzeugte ſich Jedermann, daß er nur den Sieg und nicht den Ruhm des Sieges begehre und ſo kam es, daß vor ihm aller Ehrgeiz ſchwieg, alle Eiferſucht verſtummte, und jeder Einzelne nur das Gelingen der Sache wünſchte.

Der Plan, dem man zu folgen beſchloß, beſtand im Weſentlichen darin: Napoleon durch Bedrohung ſeiner Verbindungslinien zum Rückzuge auf die Elbe zu zwingen, und den Schlägen, die er gegen die einzelnen Heere führen möchte, auszuweichen, bis es zeitgemäß wäre, alle Scharen zu vereinen und mit aller Macht gegen alle Macht zu ſchlagen.

Das Heer der Verbündeten wurde in drei Theile aufgelöſt, und in Böhmen, Schleſien und Sachſen aufgeſtellt. Jenes, gegen welches ſich Napoleon wenden würde, ſollte zurückweichen, und die beiden anderen indeſſen dem Feinde in Rücken und Flanke fallen. —

Napoleon wandte ſich zuerſt gegen Blücher, und der Fürſt rückte demnach auf Dresden los. Doch der Angriff mißglückte, wegen Mangel an nachdrücklichem Zuſammenwirken und Napoleons ſchnelle

Rückkunft verwandelte das Mißlingen dieser Unternehmung in einen, mit großem Verluste verbundenen Rückzug. Trotz übler Nachrichten und schlechtem Wetter führte der Fürst die Truppen im Angesichte des Feindes durch die Gebirge zurück. Mittlerweile war Vandamme über Nollendorf in Böhmen eingebrochen und nur des Fürsten Gewaltmärsche und Ostermanns Heldenmuth bewirkten, daß der Feind noch zur Zeit bei Kulm erreicht und geschlagen wurde. Dieser Sieg wirkte günstig auf die öffentliche Meinung und gab auch dem Heere die verlorne Zuversicht wieder.

Durch die bei Kulm, Großbeeren, Dennewitz und insbesondere an der Katzbach dem Feinde zugefügten namhaften Verluste wurde er nicht allein um ein Bedeutendes geschwächt, sondern diese errungenen Vortheile hatten einen besonderen Werth durch die moralische Wirkung, welche sie zu Gunsten der Verbündeten und zum Nachtheile der Franzosen hervorbrachten. Ungeachtet seiner wunderbaren Beweglichkeit konnte Napoleon keine der vereinigten Armeen zu einer Hauptschlacht bewegen, bis endlich seine Massen durch so viele blutige Treffen und erschöpfende Märsche dergestalt verringert waren,

daß es der Fürst zeitgemäß hielt, einen großen Schlag zu führen. Napoleon wurde auf beiden Flügeln umgangen, aus seiner Stellung von Dresden verdrängt, und in die Ebene von Leipzig gedrückt. Am 15. Oktober entwickelten sich die beiden Heere zu der bevorstehenden Riesenschlacht.

Napoleon warf sich mit aller Kraft auf das Centrum und den linken Flügel des Heeres bei Wachau und Gröbern. Schon war es nach langem Kampfe den Franzosen gelungen, durch ein furchtbares Kanonenfeuer das erste Treffen zu erschüttern, und unter dem Schutze der Geschütze rückten ihre Heeressäulen auf die Höhen von Wachau, und erstürmten den Auenhainer Hof mit dem Bajonnet. Da zog der Fürst selbst den Degen, sammelte einige Reiterei, und warf den ungestüm heranrückenden Feind zurück! Schnell den Augenblick benützend, befahl er das Vorrücken und den Angriff der sieben kaiserlichen Kürassierregimenter unter Nostitz.

Dieser Tag und dieser Augenblick entschied Napoleons Niederlage.

Am 17. kam die Nachricht, daß die Nordarmee aufmarschire, dreißigtausend frische österreichische Trup-

ven unter Gollerodo heranziehen, Blücher siegreich über Möckern vorrücke und im Begriffe stehe, seine Vereinigung mit der großen Armee zu bewerkstelligen. Solcher vereinten Macht konnte der Feind nicht widerstehen. Am 18. um 3 Uhr war die große Völkerschlacht entschieden. Vom Monarchenhügel überschaute Schwarzenberg ruhig und mit Zuversicht sein großes Werk, und gab schon Befehle für den folgenden Tag. An diesem kämpften die Franzosen nicht mehr um den Sieg, sondern nur um Erhaltung. Die verbündeten Monarchen zogen in Leipzig ein, und schmückten des Fürsten Brust mit den Ehrenzeichen, die sie von der eigenen herabnahmen. Er aber, durch das Gelingen des großen Werkes belohnt und seines Gelübdes eingedenk, wollte nur durch treue Vollziehung der erhaltenen Befehle zum Siege beigetragen haben. —

Besonnen und mit vereinter Kraft folgte der Fürst den Fliehenden über das Schlachtfeld von Hanau und die alte Kaiserstadt Frankfurt bis an die Ufer des Rheines, welche die Heere nach dem Gefechte von Hochheim mit lautem Jubel begrüßten. Der Fürst war aus guten Gründen dafür, den Krieg

noch im Winter auf französischen Boden zu übertragen; aber erst nach vielen Mühen gelang es ihm, seinem Plane Beifall zu verschaffen.

Auf drei Seiten zugleich vordringend, unbekümmert um die Neutralität der Schweiz, die ohnedies nur ein Spiel war, ließ er die Festungen hinter sich liegen und war am 19. Jänner 1814 ohne Schwertstreich bis an die Marne gezogen. Napoleon hatte indessen wieder eine Armee von hundertzwanzigtausend Mann beisammen, und stand beinahe mit gleicher Stärke dem Fürsten gegenüber. —

Demungeachtet drang der Fürst auf eine allgemeine Vorrückung, und setzte sie im Rathe der Monarchen durch; einstweilen war aber die schlesische Armee schon vorgeschritten und von Napoleon in der Flanke, und auf ihren Verbindungslinien bedroht. Blücher auf dem Schlosse in Brienne überfallen und in gefährliche Lage versetzt.

Schwarzenberg sandte Hilfe, ordnete die Truppen, verwandelte die bedrohte Stellung in eine drohende und bereitete die Schlacht vor. Blücher erfocht nun den ersten Sieg auf Frankreichs Boden. Nur mit Vorsicht, und sich gegenseitig die Hand

biethend, konnte man die allgemeine Vorrückung fortsetzen. Schwarzenberg für die Sicherheit des großen Hauptquartiers verantwortlich, von der Sorge der Subsistenz dieser ungeheueren Massen gehindert, konnte es nur langsam. Desto schneller führte der Feuereifer ihrer Führer die Preußen durch die Champagne. Da warf sich der Kaiser auf sie, und schlug sie mit großem Verluste bei Chalons zurück. Dann wandte er sich gegen den Fürsten, meinend, nun durch einen kühnen Schlag seine Feinde vereinzelt zu vernichten, wie es ihm schon in seinen ersten Feldzügen in Italien gelungen war. Aber die Klugheit des Fürsten täuschte seine Erwartungen, und der wohlberechnete Rückzug über die Seine vereitelte Napoleons Hoffnungen; dennoch entstand im Lager der Verbündeten Mißtrauen und Entmuthigung.

Napoleon wurde ein Waffenstillstand angeboten, und der weitere Rückzug bis Langres beschlossen. Allein in wenigen Tagen hatten die Truppen im Gefechte wieder ihren ganzen Muth gefunden und der Fürst, der im Sturme auf Bar sur Aube verwundet wurde, bezog wieder die Stellung an der Seine. Nach vielen fruchtlosen Versuchen beschloß

endlich Napoleon, ſich auf die Verbindungslinien der Verbündeten zu werfen, und ſie dadurch zum Rückzuge auf den Rhein zu zwingen. Hier aber zeigte ſich des Fürſten echter Feldherrnblick und entwickelte ſich ſeine ganze Kraft. Nachdrücklich beſtand er gerade jetzt auf der ſchleunigen Vorrückung nach Paris und widerſetzte ſich jeder rückgängigen Bewegung. Es gelang ihm, indem er ſich für den Erfolg perſönlich verantwortlich erklärte, die Monarchen zu dieſer kühnen Bewegung zu ſtimmen, welche man gerade jetzt, als der wahre Augenblick dazu gekommen war, aufgeben zu wollen ſchien, während man früher, als ſie Gefahr bringend und unſicher ſein mußte, laut darnach ſchrie und jede weiſe Zögerung für Muthloſigkeit ausgab.

Die Schlacht vom 28. März entſchied die Niederlage Frankreichs. Damit war das große Werk vollendet, für welches die Vorſehung den Feldmarſchall eigens herangezogen zu haben ſcheint. Am 5. Mai legte er das Kommando nieder und alle Monarchen und Völker beeiferten ſich, ihm die Zeichen ihrer Dankbarkeit zu überreichen. Das Großkreuz des Thereſienordens, die Verleihung der Herrſchaft Blu-

menthal im Banate, die Bewilligung, das öſterreichiſche Wappen in das Herzſchild des ſeinigen aufzunehmen, — die Ernennung zum Präſidenten des Hofkriegsraths — bethätigten das Dankgefühl ſeines eigenen Kaiſers. Alle Krieger, die an dieſem ewig denkwürdigen Feldzuge Theil genommen hatten, ſollten Kreuze, aus den eroberten Feldſtücken gegoſſen, an der Bruſt, der Fürſt noch ein beſonderes von Gold am Halſe tragen.

Auf eigene, rührende Weiſe ſprach ſich Kaiſer Alexander aus. Er ließ den Fürſten zu dem erſten Jahresfeſte der Völkerſchlacht in Böhmen aufſuchen, und ſagte ihm, nach verrichtetem Gebete, im Angeſichte der ganzen Bevölkerung Wien's, unvergeßliche Worte des Dankes. Ein Jahr darauf beehrte er ihn mit einem Beſuche in Böhmen, welcher der Familie und den Bewohnern jener Gegend in ewigem Andenken bleibt.

Napoleon verließ Elba. So ſchnell, wie noch nie zuvor, ſtanden die Öſterreicher am Rhein. Der Sieg von Waterloo erſparte jeden weiteren Kampf, und erfüllte den Fürſten mit aufrichtiger Freude; denn ſchon war er der blutigen Arbeit müde, nach ſtiller

Ruhe ſehnte ſich ſeine Seele, und bald nach der Heerſchau von Dijon kehrte er zurück in das häusliche Stillleben. Nach einigen glücklich verlebten Wochen rief ihn eine Dienſtreiſe nach Italien, und der Jubel der Bevölkerung begleitete ihn von der Donau bis zum adriatiſchen Meere.

In Mailand traf ihn die Nachricht vom Tode ſeiner höchſt geliebten Schweſter, Karoline Fürſtin von Lobkowitz, und ſchlug ſeinem Herzen eine tiefe Wunde, durch welche alle düſteren Lebensbilder in ihm wieder erwachten. Von dieſem Augenblicke verlor ſich die Heiterkeit ſeines Geiſtes, und ein Jahr darauf auch die Geſundheit ſeines Körpers. Er wurde am 13. Jänner 1817 plötzlich an der rechten Seite vom Schlage gerührt, und man fürchtete für ſein Leben. Die Lähmung verlor ſich zwar nach und nach und er konnte mit Blücher zu Karlsbad den vierten Jahrestag der Schlacht von Waterloo feſtlich begehen. Aber die Heiterkeit des Geiſtes kehrte nie mehr ganz zurück. Der Tod ſeines Freundes des Fürſten Moriz von Liechtenſtein, und ſeines Waffenbruders Blücher machten einen tiefen Eindruck auf ſein ohnehin ſchon herabgeſtimmtes Gemüth. Im Frühling

1820 verlangte er nach Leipzig, bei dessen Anblick sein Geist und Körper wieder zu erstarken schien. —

Am 1. Oktober erfolgt ein bedenklicher Rückfall in die Hauptkrankheit und der Fürst äußerte ein dringendes Heimweh nach Böhmen, und die lebhafteste Besorgniß, in Leipzig, und nicht in seinem geliebten Vaterlande zu sterben. Allein am 15. October um 10 Uhr Abends, eben als die Hörner der sächsischen Schützen, welche er in Rußland befehligt hatte, und für welche er, wie überhaupt für die ganze damals seiner Führung anvertraute sächsische Heeresabtheilung, eine besondere Achtung und Vorliebe empfand, zur Retraite ertönten, als ob sie dem scheidenden Feldherrn einen Abschiedsgruß zurufen wollten, schlossen sich seine Augen, und die Klage um ihn erscholl durch ganz Deutschland. Die eben zu Troppau versammelten Monarchen nahmen die Trauerbotschaft mit tiefer Rührung auf. Kaiser Alexander rief aus: „Europa hat einen Helden, ich einen Freund verloren, den ich beklagen werde, so lange ich lebe." Kaiser Franz ließ das ganze Heer trauern und befahl, dem Andenken des hohen Feldherrn auf öffentliche Kosten ein würdiges Denkmal zu setzen.

Sein tapferer Degen ſollte im Zeughauſe zu Wien aufbewahrt werden, wo er an der Klinge des Türkendrängers Adolf einen würdigen Genoſſen fand.

Der Fürſt war und bleibt eine eigenthümliche Erſcheinung in der Geſchichte, von der Vorſehung gerade dazu geſtempelt, wozu ſie ihn auserſehen hatte. Nie haben ſich in einem Menſchen Schiller's treffliche Worte:

„— wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes ſich und Mildes paarten,
Da gibt es einen guten Klang."

ſo anſchaulich dargeſtellt. Er war durchaus edel, mild und ſanft, und doch hatten wenige Menſchen ſo die Gabe, durch würdevolle Haltung jedem, der mit ihm in Berührung kam, die Stellung anzuweiſen, welche er ihm ſich gegenüber zudachte. Kindlich einfach — erfaßte er die kleinen Freuden und Bedrängniſſe des Lebens mit rührender Gemüthlichkeit, ſo wie die großen Ereigniſſe mit klarem Blicke und beſonnener Kraft und man hätte in dem freundlichen Manne, der in ſtiller Ruhe ſeine Bäume zuſtutzte oder ſeine Pferde beſichtigte, ſchwerlich den Helden wieder erkannt, der in würdevoller Hoheit neben Kaiſern und

Königen dem Imperator gegenüber ſtand. Er vereinigte den Anſtand und die feine Haltung des Hofmannes mit der Einfachheit des Kriegers, und der Fürſtenſohn beſaß alle Tugenden des Soldaten, während in ihm der Zögling des Lagers im geſellſchaftlichen Umgange das Gepräge der zarteſten, liebevollſten Humanität annahm. Er ſchätzte Wiſſenſchaft und Kunſt hoch, und ließ ihnen während der rauhen Kriegsſtürme ſtets Schutz angedeihen, beſchäftigte ſich auch ſelbſt ſo viel damit, als ſeine ſchweren Pflichten es ihm erlaubten. Ein Liebhaber aller gymnaſtiſchen Künſte, hatte er es in denſelben zu einer großen Vollkommenheit gebracht. Die Jagd liebte er leidenſchaftlich, beinahe zum Uebermaß. —

Er war mittlerer Größe, ſtark und unterſetzt gebaut *), in ſpäteren Jahren gleich ſeinem Freunde

*) Der Fürſt war von der Natur mit ungewöhnlicher, durch vielfache Übung noch vermehrter Körperſtärke begabt. Er machte in dieſer Beziehung oft einen richtigen, ſeine Perſönlichkeit beſonders bezeichnenden Vergleich zwiſchen Muskelkraft und Seelenſtärke, indem er ſagte, daß, gleichwie es mehr Kraft erfordert, ein ſchweres Gewicht eine gewiſſe Strecke weit fortzutragen, als daſſelbe vom Flecke zu heben, ebenſo auch in geiſtiger Rückſicht die wahre Kraft

Poniatowsky, dem Liebling der Frauen, etwas zu wohlbeleibt, demungeachtet in Haltung und Bewegung voll Anstand und Grazie. Der Kopf war von besonderem Ausdruck, insbesondere lag in seinem feurigen schwarzen Auge und in dem milden, schön geformten Munde eine eigenthümliche Beweglichkeit und die Gabe seine innere Stimmung wiederzuspiegeln. Sein Blick konnte sanft und ermuthigend strahlen, und doch funkelte er Blitze kühner Entschlossenheit, als der Uhlanenführer die feindlichen Vorwachen überfiel, der Kürassier-Oberst die Reihen der begeisterten Soldaten der Republik durchbrach, und im entscheidenden Augenblicke bei Leipzig der Feldherr selbst den kampferprobten Säbel aus der Scheide zog. In der Jugend heiter und fröhlich, nahm sein Charakter in Folge der von ihm erlebten späteren Ergebnisse, eine melancholische in sich gekehrte Stimmung an, welches auch viel von dem durch die Verhältnisse zerrütteten Zustand seiner Vermögensumstände herrührte. Mit inniger Liebe hing er an seiner trefflichen, aus-

---

sich weit mehr im Ausdauern und Dulden, als im Augenblicke des Handelns und Wirkens zeige.

gezeichneten Gattin, mit zärtlicher Sorgfalt an seinen Kindern.

Der ganze innere Sinn dieses Mannes spricht sich in folgenden wenigen, an seinen ältesten Sohn gerichteten, beinahe unter dem Kanonendonner und dem Hurrahrufen der heranrückenden Kosaken geschriebenen Zeilen aus.

Slonime am 24. Juli 1812.

„Ich habe eben einige Minuten Zeit, um Dir „auf Deinen Brief vom 30. Mai zu antworten. In „Deinem Vorhaben, mein guter Fritz, welches zwar „nicht ausführbar ist, liegen doch einige Beweggründe, „die ich mit Vergnügen bemerkte. Der Gedanke, das „Kriegshandwerk etwas genauer kennen zu lernen, „bevor Du eine völlig aktive Rolle darin spielen wirst, „ist recht vernünftig, Du dachtest auf diese Art Deinen „Beruf zu prüfen, um nicht etwa einen Stand zu „wählen, den Du nur der Außenseite nach kanntest. „Wenn Du nur um ein Jahr älter wärest, Deine „Gesundheit daher mehr Festigkeit erreicht hätte, der „Schauplatz nicht in so gar entfernten Ländern wäre, „wo Rückkehr zur mütterlichen Pflege bei einer Dir „etwa zustoßenden Krankheit fast unmöglich wäre, wenn „durch die Hin- und Herreise nicht allein schon so „viele Zeit Deinen Studien benommen würde; so könnte

„ich mich dazu entſchloſſen haben, Deinen Wunſch auf „einen Monat zu erfüllen. Indeſſen, mein Sohn, fahre „fort, Deine koſtbaren Jugendjahre zu Deiner Bildung „zu verwenden, übe Dich in den Tugenden, die den „Menſchen im Allgemeinen adeln, denn als Soldat „bedarfſt Du ihrer vorzüglich, wenn Du nicht den „Vorwurf auf Dir willſt haften laſſen, daß Deine „Geburt den Mangel an Verdienſt zu bemänteln ſcheint. „Die höhere Klaſſe, die der Zufall dem Menſchen „am Tage ſeiner Geburt anweiſet, iſt eine ſchwere „Schuld, die er von dem erſten Momente an, wo „er zu ſeinem vollkommenen Selbſtbewußtſein gelangt, „abzuzahlen bedacht ſein muß. Lieber Fritz, lerne „gehorchen, das heißt: ſprich zwar ſtets freimüthig, „ſchweig' aber, wenn Deine Rede nicht nur allein „nicht nützen, ſondern ſchaden kann; Gehorſam iſt der „Cement des Staatsverbandes, ohne den das Gebäude „bei der geringſten Erſchütterung zerfällt; lerne dulden; „ſei redlich und treu bis in den Tod, heiter und ſtand- „haft im Unglücke, beſcheiden im Glück, beſchütze Deine „guten Brüder, ſei nur glücklich in ihrem Glücke, ehre „die Geſetze und befolge ſie genau, ſei ſtandhaft in „Erfüllung Deiner Pflichten, nur dann kannſt Du ruhig „ſchlafen, ſei wohlthätig, ohne zu verſchwenden, ſcheue „ſtets das Laſter und nie den Tod."

Auch folgende unmittelbar vor und nach der Leipziger Schlacht an ſeine geliebte Gattin geſchriebenen Briefe laſſen einen tiefen Blick in das Herz und Gemüth dieſes ſeltenen Mannes werfen. Sie bedürfen keines Commentars, und mögen auch als hiſtoriſche Dokumente Werth haben.

Altenburg am 14. Oktober 1813.

„Ich bin zwar heute ganz erſchöpft, denn mehrere „ſchlafloſe Nächte, und dazu die große Anſtrengung „aller Geiſteskräfte haben mich überwältiget, ich ſage „Dir nur noch ein Wörtchen der Liebe."

Pegau am 15. Oktober 1813.

„Ich wollte Dir geſtern noch ſchreiben, es trieb „mich hin zu Dir, aber ich vermochte es nicht; einige „Stunden Schlaf haben mich wieder ganz geſtärkt; ich „bedarf es, denn morgen bricht ein wichtiger Tag an, „die Ebenen von Leipzig werden abermals eine fürch„terliche Schlacht erleben. Ich habe mit Blücher „verabredet, er ſoll morgen von Merſeburg und Halle „gegen Leipzig rücken, neben ihm Giulay, der bei „Lützen heute verſammelt iſt." —

„Merveldt greift auf der Straße von Zwen-
„kau gegen Kunewitz an, und wird durch das öſter-
„reichiſche Corps de Reserve unterſtützt."

„Die Corps von Wittgenſtein, Kleiſt und
„Klenau bilden das Corps de Bataille zwiſchen
„der Pleiſſe und der Pratha und zwiſchen dem ihnen
„gegenüber ſtehenden Feind; die ruſſiſchen Grenadiere,
„Küraſſiere, die Garden zu Pferd und zu Fuß, auch
„das Corps von Colloredo beſtimme ich zu Reſer-
„ven. Benningſen ſoll mit vierzigtauſend Mann
„bei Grimma eintreffen, nachdem er ebenſoviel zur
„Blocade von Dresden zurückließ. Der Kronprinz wird
„mitwirken oder nicht, das ſteht im weiten Felde." —

„Wenn der Herr uns ſeinen Arm leihen wollte;
„— nur ihm gebührt die Züchtigung; gerne will ich
„auf Alles Verzicht leiſten, das weiß mein Gott! —
„aber ein Unglück in dieſem Momente wäre
„ſchrecklich." —

„Dieſe Schlacht muß mehrere Tage dauern, denn
„die Lage iſt einzig, und die Entſcheidung von unend-
„lichen Folgen." —

„Wenn ich bei meinem Fenſter hinausſehe, und
„die zahlloſen Wachfeuer zähle, die ſich vor mir aus-
„breiten, — wenn ich bedenke, daß mir gegenüber
„der größte Feldherr unſerer Zeit, einer der größten
„aller Zeiten, ein wahrer Schlachtenkaiſer ſteht, dann,
„meine liebe Nanni, iſt es mir freilich, als wären

„meine Schultern zu schwach und müßten unterliegen
„unter der Riesenaufgabe, welche an ihnen lastet.
„Blicke ich aber empor zu den Sternen, so denke ich,
„daß der, welcher sie leitet, auch meine Bahn vor-
„gezeichnet hat. Ist es sein Wille, daß die gerechte
„Sache siege, und dafür halte ich die unsrige, so
„wird seine Weisheit mich erleuchten und meine Kraft
„stärken. Ist es der Wille der Vorsehung, daß sie
„unterliege, so ist mein persönliches Mißgeschick das
„geringste der traurigen Folgen. Überlebe ich es, so
„werde ich in Deinen Augen, meine Nanni, deshalb
„nicht kleiner und werthloser erscheinen. — Im Falle
„des Gelingens wie in jenem des Mißlingens habe
„ich im Voraus meine Eigenliebe bekämpft, und nicht
„das Urtheil der Welt wird mich lohnen oder
„strafen."

„Geht Alles gut, so will ich mich einst bei
„Euch an meinem Bewußtsein erfreuen, und an den
„Kindern, und wir wollen dann wieder unsere Bäume
„pflanzen und pflegen. Eben erhalte ich Deinen Brief
„vom 9ten, wenige Stunden, bevor der Donner der
„Kanonen das Feierliche des Tages verkünden wird.
„Eben unterbricht mich ein Adjutant des wackern
„Blücher's, der mir verkündet, er habe sich verab-
„redetermaßen in Bewegung gesetzt und würde zur
„bestimmten Stunde erscheinen." —

„Nun trenne ich mich von Dir, um ein Paar

„Stunden zu ruhen; mir iſt ſo wohl, mit Dir ein
„Paar Minuten gelebt zu haben.“ —

„Nun denn, meine Nanni, an Dich will ich denken,
„emporblicken gegen den Himmel, um ſeinen mächtigen
„Schutz zu erbitten, und dort wird mein Gebet das
„Deinige finden.“ —

Wie liebt Dich Dein

Carl.

Röthe am 20. Oktober 1813.

„Zu Deinen Füßen, meine Nanni, lege ich die „heiligen Lorbeeren, die mir der Allmächtige gewährte. „Gott hat unsere Waffen gesegnet, die Niederlage des „Feindes ist beispiellos, nie sah ich ein schaudervolleres „Schlachtfeld! — Colloredo, Louis Liechten„stein, Bianchi, Hardegg, Nostitz, haben wie „Helden gefochten; unser Verlust ist sehr groß, aber „man kann sagen, der Feind hat Alles verloren. — „Er ward gestern verfolgt durch die Spitzen aller Armeen, „er suchte sich mit einigen Trümmern von Armeecorps „in Leipzig zu halten; es wurde aber von allen Seiten „eingedrungen, der König von Sachsen, die „Generäle Regnier, Bertrand, Lauriston und „viele andere Generäle, über zweihundert Kanonen, „mehr als achthundert Pulverkarren, Bagagen, eine „ungeheure Menge von Gefangenen, fielen in die Hände „der Verbündeten. — Ich kam gestern Abends von „Leipzig zurück, um die weiteren Anstalten zu treffen; „wir werden nichts versäumen, um von diesem Siege „den ferneren Nutzen zu ziehen."

„Der Kaiser, mein Herr, hat mir das Großkreuz *) „verliehen, der russische das große des Georgsordens „und der König von Preußen den Schwarzen-Adler.

*) Des Theresienordens.

„Das ſag' ich Dir als Neuigkeit; denn Du weißt,
„meine Nanni, daß mich die Sache lohnt, mehr als
„alle Souveräns der Erde zu thun im Stande ſind.
„— Nun ſcheint mir doch ein glückliches Stern zu
„leuchten, und ſo meine Theuere, wird mir nach gethaner
„Arbeit das Glück werden, nach dem ich mich ſo ſehne,
„die wohlverdiente Ruhe in Euerer Mitte in unſerem
„lieben Worlik zu genießen." —

„Nanni, ich habe redlich und treu gehandelt, viel
„geduldet, und der Himmel hat mich geſegnet." —

„Sende mir ein kleines Angedenken, was es immer
„ſei, zum Andenken der glücklichen Ereigniſſe in den
„Ebenen von Leipzig."

Dein, Dein, Dein

Carl.

Auf dem sogenannten Monarchenhügel, unweit von Leipzig errichtete dem Fürsten die Pietät seiner Angehörigen ein Denkmal, welches aus einem mächtigen Granitblocke besteht, und die einfache Inschrift trägt:

„Dem

Fürsten Carl von Schwarzenberg,

dem Führer der, am 18. Oktober 1813 auf den Ebenen Leipzigs für Europa's Freiheit kämpfenden Schaaren

setzten diesen Denkstein

seine Gattin **Marianne**, und seine Söhne

Friedrich, Carl, Edmund.

Wien, 1862 Druck von Karl Gerischek.

Postdiluvianische

Fidibusschnitzel.

Von 1855 bis 1860.

Drei Ritter.

Als eine der merkwürdigſten Erſcheinungen des Mittelalters, als die ſchönſte Blüthe der vom milden Hauche des Chriſtenthums befeuchteten kriegeriſchen Kraft derſelben Völker und Stämme, welche einige Jahrhunderte früher das Weltreich geſtürzt hatten, gelten mir die zur Zeit der Kreuzzüge aus derſelben Quelle mit faſt gleichen Formen entſtandenen drei Ritterorden: die Templer, Johanniter und deutſchen Ordensbrüder.

Da, „wo das Strenge mit dem Zarten,
Wo Mildes ſich und Starkes paarten,
Da gibt es einen guten Klang,"

und das Erzeugniß der Verſchmelzung der Urkraft der Teutonen, Gothen, Gelten und Normannen mit den Segnungen und Mahnungen der chriſtlichen Chari-

tas war das Ritterthum in ſeiner edleren Bedeutung. Das eiſerne Schwert ward zum Kreuze, das Eiſen umrankt von Blumen und Blüthen chriſtlicher Liebe. Der furchtbare, ſtreitfähige, ſtahlbekleidete Krieger legte die Kutte des büßenden Mönches an und ward zum Krankenpfleger des leidenden, hülfsbedürftigen Bruders! Aber wo dieſer leidende Bruder wieder vom Ungläubigen bedroht, wo die gemeinſame Mutter, die Kirche, wieder von ihrem Feinde angegriffen, wo die Heiden wieder Chriſtum an das Kreuz ſchlagen wollten, da erwacht der alte Kriegsmuth in dem ritterlichen Krankenwärter, und er legt die Kutte ab, um wieder in den Panzer ſich zu hüllen und nach Schwert und Schild zu greifen. Nicht wo feige Schwäche demüthig kriecht, aber wo ſtarke ſelbſtbewußte Kraft freiwillig ſich beugt und entſagt, da zeigt ſich die Macht religiöſer Hingebung.

„Muth zeiget auch der Mameluk,
Gehorſam iſt des Chriſten Schmuck.“

Dieſen Gefühlen verdankten die drei Orden, die Templer, Hoſpitaliter und deutſchen Brüder — (ſpäter erſt Ritter genannt) — ihre Entſtehung. Ihr erſter Zweck war die Krankenpflege. Erſt ſpäter,

als die mehrfachen Angriffe der Sarazenen es immer nothwendiger machten, sie zurückzuweisen, trat der kriegerische Charakter dieser Genossenschaften vorherrschender heraus und, wenn sie später mehr und minder sich von ihrer ursprünglichen Wesenheit entfernten, so liegt dieß in dem Schicksale aller menschlichen Institutionen, welche im Laufe der Zeit dem unvermeidlichen Gesetze der Umwandlung und Umstaltung unterworfen bleiben. Was sie aber gewirkt und geleistet, was sie Großes und Edles erzweckt, wird und muß die Geschichte in ihren Annalen aufzeichnen.

Was die Templer durch ihren langen Widerstand gegen die Sarazenen der Entwicklung abendländischer Cultur genützt, was die Johanniter und Rhodiser, namentlich aber der deutsche Orden durch hundertjährige schwere Kämpfe als Bollwerk der Christenheit geleistet haben, muß jede unpartheiische Prüfung der Geschichte dieser Orden anerkennen.

Es ist meines Erachtens nicht billig bei Menschen, Dingen und Institutionen in der Zeitperiode, wo sie sich überlebt haben, und ihr Nutzen und Frommen praktisch nicht in die Augen fällt, zu vergessen, daß sie einst nützlich und nothwendig im Laufe der

Geſchicke waren und ſie dann in ihrem Greiſenalter zu verſpotten oder im Grabe zu verhöhnen. Jetzt hat der allmächtige Staat Mildthätigkeit und Heldenſinn in eigene Regie genommen. Es wird jedem vorgezeichnet, wo, wie und wann er den Armen zu helfen und den Feind zu bekämpfen hat, wann er mitleidig und wo er tapfer ſein ſoll und darf.

Es gibt zwar noch freiwillige, hingebende Jüngerinnen der Charitas, wie die barmherzigen Schweſtern, weil ſich auch durch die Machtgebote des abſoluten Staates das urſprünglich Gute immer eben ſo wenig ignoriren und ausrotten läßt, wie das urſprünglich Böſe. Was die Helden anbetrifft, ſo gibt es auch jetzt noch außer den rekrutirten, geborne Männer des Schwertes; aber ſie ſtrömen wohl mehrentheils dorthin, wo man nicht eben chriſtliche Tugenden und ritterliche Gefühle ſucht, und werden bei Garibaldi und Walker zu ſuchen ſein. Männer, welche die Tugenden der barmherzigen Schweſtern und die freiwillige Entwicklung kriegeriſcher Wehrkraft vereint verbinden, gehören wohl jetzt zu antediluvianiſchen Raritäten. Man vermeint auch ſolche Sonderlinge nicht zu gebrauchen. Für die

Armenpflege gibt es Krankenhäuser und Versorgungs-Anstalten, für den Krieg durch die Conscription beigeschaffte Soldaten. Von den Ungläubigen haben wir Nichts mehr zu befürchten, höchstens auf der Börse, und auf dem Felde der Spekulation wissen ja auch bereits christliche Geldmänner es den Juden gleich zu thun. Darum braucht man allerdings jetzt weder Johanniter noch deutsche Ordensritter. Wenn sie aber auch jetzt bloß als historische Monumente gelten, so hebt dieß ihre vormalige Bedeutung und Verdienste nicht auf.

Wir leben in einer Zeit, in welcher das Individuum immer mehr und mehr von seinem Selbstbewußtsein und seiner Selbstbestimmung verliert, und verschmolzen in der Masse, in welcher es kristallisirt ist, sich darstellt. Der Mensch wird immer mehr und mehr zum Infusions-Thierchen, das heißt: des mächtigsten Geschlechtes. Das Infusions-Thier hat den antediluvianischen Mostodonten, den mächtigen Ur, den vorsündfluthlichen Bären überlebt und zernagt, und wird auch den Löwen zernagen und überdauern. Ich wäre aber doch lieber der Löwe als der Wurm, der ihn seiner Zeit zu vernichten bestimmt ist. Ebenso

kann ſich ſo ein antediluvianiſcher Urmenſch, der ſich nach und nach nicht mehr als ſelbſtſtändiges Individium betrachten darf, nicht ganz mit dem Troſte begnügen, er bleibe ja dann doch immer ein Beſtandtheil des allgemeinen Begriffes „Menſchheit“ und finde als ſelbſtſtändige Gruppe in jenem des Begriffes „Staat“ genugſame Repräſentation ſeiner Individualität.

Und doch habe ich im vollen 19. Jahrhundert des Heiles, des mit Dampfkraft, Telegraph, Cholera, Erdäpfel- und Trauben-Krankheit, Schießbaumwolle, gezogenen Kanonen, allerhand Kammerſyſtemen, verſchiedenen Kongreſſen, Feſt- und Zweck-Eſſen geſegneten, dennoch d r e i, ſage drei Perſönlichkeiten, d r e i Ritter begegnet, welche wirklich noch das Kreuz nicht allein trugen, ſondern auch die Pflichten erfüllten und dem Berufe treu blieben, welchen vor acht Jahrhunderten ihnen dieſes Kreuz auferlegte.

Alſo ad rem. In meiner Jugend, als Knabe, in den Jahren nach dem Feldzuge 1814, 15, begegnete ich oft einem freundlichen Herrn beim Baron H., wo ſich ein Zirkel Gelehrter verſammelte und mein Erzieher mich zuweilen hinführte. Er trug am Halſe ein ſchwarzes Kreuz, welches meine knabenhafte

Neugierde um ſo mehr erregte, als ich bis dahin nur das weiße Maria Thereſienkreuz zu betrachten Gelegenheit hatte. Als ich frug, was dieſes ſchwarze Kreuz bedeute, hieß es: der Herr ſei „deutſcher Ordensritter"; ich war gewohnt, jeden Kreuzträger für einen Helden zu halten, wie das Thereſienkreuz ihn bezeichnet. Darin hatte ich auch vollkommen recht, denn jeder wahre Kreuzträger iſt ein Held, wenn er es auch ungeſehen aber geduldig und gottergeben trägt, wie Chriſtus der Herr und Meiſter das ſeinige! Freilich tragen es gar Wenige, am wenigſten aber die, welche es am Halſe tragen, auf dieſe Weiſe. — Der freundliche Herr im ſchwarzen Rock war alſo in meinen Augen ein Ritter und ein Held, welches ich allerdings mit dem ſchwarzen Rock nicht recht zuſammenreimen konnte. Auf mein weiteres Fragen, bei welchem Corps oder Regiment er diene, hieß es: er ſei ein Doktor, worunter man damals vorzugsweiſe nur einen Doktor der Heilkunſt, einen Arzt verſtand; am Ende hörte ich ihn „Graf" nennen, und ſomit war mir der Graf, der zugleich noch Doktor und Ritter war, ein unauflösliches Räthſel, deſſen Auflöſung mir

aber allerdings meine lange und spätere Bekanntschaft mit diesem merkwürdigen, verehrungswürdigen Manne zur Genüge gab.

Es war dieß der würdige Graf Karl Harrach; ausgezeichneter Gelehrter, Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften, Dr. der Medizin und deutscher Ordens-Komthur. Obzwar zum Staatsdienst bestimmt und gebildet und bereits im Jahre 1784 vom Kaiser Josef zum Gubernialrathe in Prag ernannt, vermochte er nicht dem Triebe zu widerstehen, welcher ihn auf das Gebiet der Naturwissenschaften drängte, und eine unabhängige Geistes-Richtung und Thätigkeit vorzeichnete. Er studirte Medizin, bereisete in wissenschaftlicher Hinsicht Deutschland, Frankreich und England, trat in Verbindung mit den ausgezeichnetsten Gelehrten. Seine Lehrer waren: der berühmte Frank, J. Adam Schmidt, Jacquin; mit besonderem Eifer widmete er sich der Krankenpflege in den Spitälern und im allgemeinen Krankenhause, in Folge dessen er von einem heftigen Spital-Typhus befallen wurde, welcher ihn an den Rand des Grabes brachte. Sein damaliger junger Freund, der nachmals berühmte Dr. Stauden-

heimer, entriß ihn dem Tode; aus Dankbarkeit widmete er seinem Lebensretter die namhafte Summe von zehntausend Gulden.

Im Jahre 1803 ward er zum Doktor der Medizin, Magister der Chirurgie und Geburtshülfe graduirt.

Sein einziges Bestreben war seitdem, mit Hülfe seiner Wissenschaft der leidenden Menschheit Beistand und Trost zu bringen und die Armen nicht allein unentgeltlich, wie es sich von selbst versteht, zu behandeln, sondern er verwendete auch noch seine bedeutenden Einkünfte und sein Vermögen dazu, ihnen die Mittel der Genesung in Fülle zu verabreichen und die Sorgen der Armuth vom Krankenlager der Nothleidenden zu verscheuchen, an welchem er wie ein rettender, tröstender Genius oder Schutzgeist zu erscheinen pflegte.

Im Jahre 1804 ward Harrach, dessen Name zu dem reinsten und höchsten Adel gehört, Ritter, im Jahre 1806 Haus-Comthur des erlauchten deutschen Ordens.

Mit der edelsten Selbstaufopferung erfüllte er die schönste Pflicht des Ordens, der Pflege am

Krankenbette. Als wirklicher, praktiſcher, ausgezeichneter, erfahrener, gelehrter und wiſſenſchaftlich erprobter Arzt, als reicher Mann, war es ihm eine genugthuende Belohnung, die beglückenden Erfolge ſeiner menſchenfreundlichen Thätigkeit in großem Maßſtabe zu erreichen. Vor keiner Gefahr, vor keiner Anſtrengung auf dem ernſten, lautloſen und ſtillen Schlachtfelde, auf welchem der Tod am Siechbette würgt, zurückweichend, zeigte er ſich als Held, als Ritter, todesmuthig und pflichtgetreu.

Gewiſſe Stimmen, welche nichts, am wenigſten einen Ritter unbemakelt laſſen können, wollten behaupten: Graf Harrach hätte wie jeder andere Arzt, ſeine Praxis gegen Honorar geübt. Das iſt abſurd. Graf Harrach war ſelbſt ein ſehr wohlhabender Mann und behandelte nur wirklich arme Patienten oder ſehr gute nahe Freunde.

Als Schriftſteller hinterließ er einige werthvolle Schriften, namentlich über Verbeſſerung des Gefängnißweſens und die in den Strafanſtalten vorkommenden Krankheiten. Er war Mitglied der Joſephiniſchen Akademie und vieler in- und ausländiſchen gelehrten Geſellſchaften.

Vom Hochmeiſter Erzherzog Anton von der Ordensverpflichtung enthoben, mit ſeinem Vermögen bloß zum Vortheil des Ordens zu teſtiren, vermachte er den größten Theil desſelben zu wohlthätigen Stiftungen, und hörte ſo ſelbſt nach ſeinem Tode nicht auf, den leidenden Bruder zu pflegen und deſſen Thränen zu trocknen. Sein Wahlſpruch war: Res est sacra miseri. Er ſtarb im Jahre 1829, beweint und unvergeßlich denen, die ihn kannten.

Der neue Plutarch (Peſt bei Hartleben 1843) beſpricht ſein Leben und Wirken mit folgenden Worten, die wir hier wiedergeben:

„Iſt die ſchöne Kunſt, das Elend ſeiner Brüder zu mindern, die Kunſt, die den Menſchen zum Gotte des Menſchen macht, ſchon an ſich eine Gabe des Himmels, ſo erſcheint ſie doppelt als ſolche, wenn Männer ſich ihr weihen, deren höhere Stellung in der Geſellſchaft ſie jener Aufopferungen entheben konnte, denen ſich andere oft nur aus Nothwendigkeit unterziehen. Ein ſolcher ehrwürdiger Charakter war Graf Karl Harrach!

Aus einem der vornehmſten Geſchlechter der öſterreichiſchen Monarchie am 11. Mai des Jahres 1761 entſproſſen, fiel ſeine Jugend in jene ſchöne und ſegensreiche Epoche, in welcher eine allgemeine philantropiſche Geſinnung ſich über die Welt verbreitete, in welcher

St. Pierres, Rousseaus, Penis und Beccarias Lehren von allen Seiten wiedertönten, in welcher Menschenliebe und Verbesserung menschlicher Zustände die allgemeine Parole, bei Vielen vielleicht ein bloßer Modeartikel, aber doch wahrlich noch die lobenswertheste aller bisherigen Moden, geworden waren. Eine solche Gesinnung konnte nicht verfehlen, die ganze Seele eines lebhaften und höchst erregbaren Jünglings, wie Harrach, früh zu entflammen. Mit Hast und Feuereifer vergrub er sich in die Bücher, ein frisches kräftiges Gedächtniß half ihm besonders zur Erwerbung fremder Sprachen und der Naturwissenschaften, und was diese einsamen Studien begonnen hatten, vollendete eine, mit solchen Behelfen unternommene Reise durch Europa, deren Mittelpunkt ihm England wurde, wo die Richtung seiner Seele nach dem praktisch Heilsamen die meiste Nahrung fand. Howard's rührend großes Beispiel, Jenners wohlthätiges Wirken gruben sich seinem Gemüthe ein und als er in seine Vaterstadt Wien zurückkehrte, wählte er, statt der ihm bestimmten glänzenden Laufbahn des Staatsmannes, — die schlichte, dornenvolle des Arztes. Mit dem ihm eigenen Enthusiasmus ergriff er das Studium, der immerwährende Aufenthalt im Spitale zog ihm ein eben herrschendes Spitalfieber zu; aber das schwere Leiden hatte seinen Eifer nicht abgekühlt. Er nahm im Jahre 1803 den Doktorgrad und von nun an war nicht nur die rastlose Thätigkeit seiner Tage und Nächte, sondern sein bedeutendes Vermögen dem

Wohle, besonders armer Kranken gewidmet. Nicht etwa nur mit Bequemlichkeit und zum Scheine übte Harrach diese Pflichten; man sah ihn vom frühen Morgen bis in die späte Nacht in den entlegensten Vorstädten Wien's in den schmutzigen Kammern der drückendsten Armuth mit Rath und That gegenwärtig sein. Er benützte seine glückliche Stellung mit liebevoller Weisheit. Er hatte die Arzneien nicht nur verordnet, sondern auch bezahlt, und die angemessene Nahrung für die Leidenden aus seinen Mitteln besorgt. Ja auch für den genesenen Nothleidenden war er bedacht. Er schaffte ihm Arbeit, er gab ihm die Werkzeuge dazu. Er ließ z. B. dem Schuster das Leder reichen, und bestellte eine Anzahl von Paaren Schuhen bei ihm, um sie dann an Arme auszutheilen. So übte er eine Art Scharfsinn in Erfindung von Wohlthaten, und gab seinen Talenten wie seinem Besitze in der edelsten Richtung die wahre Weihe. Einer der tiefsten Züge davon ist vielleicht der, daß er dem Wiener Kriminalsenate eine bedeutende Summe überreichte, um sie beim Austritte aus der Strafanstalt solchen Familienvätern mitzugeben, welche mehr aus Irrthum oder in der traurigen Verkettung geselliger Zustände, gleichsam gezwungen worden waren, Verbrechen zu begehen, um ihnen die Rückkehr in den sittlichen und rechtlichen Zustand möglich zu machen. Es gibt ein höheres Wohlthun als das Befriedigen gemeiner Bedürfnisse, und in dieses Wohlthun war Harrach eingeweiht. Bei der ersten Invasion durch die

Franzoſen übernahm er das Spital der öſterreichiſchen Gefangenen und behandelte ſeine Landsleute mit einer Liebe und Sorgfalt, die auch den Feinden Bewunderung einflößte. Als Napoleon, welchem Corviſart von dem ſeltenen Mann erzählte, ihn kennen lernen wollte, zog er ſich beſcheiden zurück, denn das laute Lob gehörte nicht mehr zum Wohlthun. Im Jahre 1814 übernahm er das Spital der Eliſabethinerinnen, und hier war es, wo ihn Schreiber dieſer Zeilen anordnend, rathend, tröſtend walten ſah, eine keineswegs freundliche Außenſeite durch das hervorſcheinende Licht des Geiſtes und des Wohlwollens verſchönernd. Sein von Natur heftiger und rauher Charakter erſchien durch ſeine menſchenfreundliche Richtung verklärt und gezähmt, und man erinnerte ſich bei ſeiner Erſcheinung an jene Charaktere, die in den Schauſpielen ſo viel Glück machen, die hinter einem kurzen, ja brüsken Weſen ein edles Herz, ein wohlwollendes Gemüth verbergen.

Die Mußeſtunden zwiſchen ſo ernſten Beſchäftigungen füllten Muſen, deren Umgang man vielleicht dieſem Manne am wenigſten zugemuthet hätte. Mit Göthe im freundſchaftlichen Verkehr, verſuchte er ſich in der ſtillen Einſamkeit des Studierzimmers im freundlichen Wetteifer mit dem Sänger der Schirin, dem thätigen von Hammer, an den ewigen Liedern Hafiſens, deren „Perlen, — wie er ſich ausdrückt, — durch ihre Pflege geglättet, ſchöner glänzen ſollten.“ Doch blieb immer die Literatur Englands

ſein Lieblingskreis, in dem ſich ſein verwandter Geiſt am heimiſchſten bewegte.

So brachte Harrach, zwiſchen Wohlthun und Studien, ein einfach ſtilles Leben hin; ein Leben, von dem vielleicht eben das gilt, was Schiller von den Frauen ſagte: es iſt deſto beſſer und würdiger, je weniger ſich davon erzählen läßt. Eine Ueberſetzung des Werkes von Maſon Good über die Krankheiten der Gefängniſſe und Armenhäuſer war, nebſt den Erinnerungen geübten Gutes, das Erbe, das er hinterließ. Gichtiſche Leiden, die ihn Jahrelang gequält, aber ſein Wirken nicht unterbrochen hatten, rafften ihn am 19. Oktober des Jahres 1829 aus der Mitte von Hunderten, für welche ſein Daſein eine Segnung war. Er vermachte ſein ganzes Vermögen den Armen. — Manche Auszeichnungen haben es geſchmückt und erfreut; — aber darf man irdiſchen Glanzes erwähnen, wo ein ſolches Leben voll Wohlthun ſpricht?

Den zweiten Ritter, den wir meinen, hatte Schreiber dieſer Zeilen das Glück, ſelbſt unter ſeine Jugendfreunde rechnen zu dürfen. Es war der Fürſt Franz Lobkovic, als k. k. Oberſt in der Armee, Groß-Capitular des deutſchen Ordens, am 2. Februar 1858 zu Prag verſtorben. Er war eine ſeltene Perſönlichkeit als Ritter und Chriſt. Mit ſeltenen, durch

eine ſorgſame Erziehung und Selbſtſtudium ausgebildeten Fähigkeiten des Kopfes und des Herzens, an Kenntniſſen reichlich ausgeſtattet, gehörte auch ſeine äußere Erſcheinung zu den einnehmendſten, und in allen ritterlichen Uebungen wohl geübt und erfahren, namentlich ein ſehr guter Reiter, trug er das Ritterſchwert nicht blos als Zierde, ſo wenig als das Kreuz auf der Bruſt blos als Symbol. Er hatte den Eid in ſeinem ganzen Ernſt aufgefaßt. Längere Zeit theils in militäriſcher theils in diplomatiſcher Verwendung, verließ er ſpäter dieſelbe, um ſich lediglich den Ordens-Angelegenheiten, insbeſondere der Kranken- und Armenpflege, zu widmen. Als im verhängnißvollen Jahre 1848 die Fackel des Bürgerkrieges aufloderte, gürtete er ſein treues Schwert wieder um, und erſchien an der Seite ſeines Freundes und Landsmannes, des tapfern Generales Schlik, in deſſen Hauptquartier, wo Schreiber dieſer Zeilen ihm wieder begegnete. Der lebenskräftige und lebensfrohe Feldherr hatte eine thaten- und lebensluſtige Umgebung um ſich verſammelt, in welche der ernſte, ſtille Ordensritter nicht zu paſſen ſchien, und doch hatten deſſen treffliche Eigenſchaften ihm die allgemeine

Liebe und Achtung aller seiner Waffengefährten erworben. Tapfer, besonnen, unermüdet, unverdrossen in allen, oft anstrengenden Dienstes-Verrichtungen, ausrichtsam, umsichtig im Gefechte, hatte er sich des Vertrauens seines Chefs, der Liebe seiner Gefährten zu erfreuen. Aber wenn das erschöpfende, ermüdende, oft blutige Tagwerk vollendet war, und jeder, froh aus dem Sattel zu kommen, Erholung und Erheiterung suchte, fand man Lobkovic in den Spitälern oder auf den Verbandplätzen mit der Pflege der Verwundeten oder an der damals so heillos wüthenden Cholera und Typhus Erkrankten beschäftigt. Hatte er Vormittag dem feindlichen Feuer unerschrocken die Stirne gebothen, so trotzte er unerschrocken am Abende dem Todesengel des Siechthums und spendete Trost und Hilfe dort, wo die christliche Liebe die schönsten Lorbeeren sammelt! Er kannte die Gefahr der Ansteckung so wenig als jene des Kugelregens. Beide fanden ihn gleich unerschrocken.

Nach dem Feldzuge, welcher seine ohnehin geschwächte Gesundheit noch mehr zerrüttete, zog er sich nach Prag zurück und lebte blos der Charitas. Er starb schnell und sanft. Man fand ihn eines Abends

in einer Kirche für immer eingeschlummert. Er hatte als Ritter und Christ gelebt, und war als solcher gestorben.

Alle Armen Prags beweinten ihn, und nachfolgende, von der Prager Zeitung abgedruckte Zeilen geben Zeugniß von dem edlen Wirken dieses seltenen Menschen!

Fürst Franz Lobkovic.

Einer der edelsten Männer Böhmens, ja der ganzen österreichischen Monarchie, hat am 2. Februar 1858 plötzlich geendet. Franz Fürst von Lobkovic, von der Melniker Linie dieses ältesten Fürstenhauses Oesterreichs, Großcapitular des Deutsch-Herren-Ordens, k. k. Oberst in der Armee ꝛc., starb, 58 Jahre alt, vom Schlage gerührt in der Lorettokirche auf dem Hradschin in dem Augenblicke, als der Priester am Altare sich anschickte, die Worte des Evangeliums zu sprechen: „Jetzt, o Herr! entlasse Deinen Diener in Frieden." — Der Fürst hatte sich früh der militärischen Laufbahn gewidmet, war im Jahre 1835 in den Deutsch-Herren-Orden getreten, welcher von seinen ritterlichen Mitgliedern Dienst im Heere Sr. Majestät des Kaisers verlangt, und dann auch in der diplomatischen Carriere in Berlin und St. Petersburg verwendet worden. Nach dem frühen Tode seines Herrn

Bruders, des Fürsten August Longinus, dessen Wirksamkeit als Gouverneur von Galizien 1831—32, sowie als Präsidenten des Münz- und Bergwesens in freundlichstem Andenken steht, widmete er sich der Vormundschaft über die hinterlassenen Waisen, als die ungarische Revolution den Fürsten auf's Neue bewog, die Waffen zu ergreifen. Er machte unter Grafen Schlik den gefährlichen Zug nach und von Kaschau mit; wenn aber der Dienst ihm freie Stunden gewährte, brachte er diese als echter Ritter des Deutsch-Herren-Ordens im Spitale bei den verwundeten und kranken Soldaten zu. Nachdem er seinen Aufenthalt in Prag genommen, entfaltete er jene geräuschlose, unermüdliche Thätigkeit, welche seine Person und seinen Namen bei Tausenden unvergeßlich macht. In Verbindung mit seiner gleichfalls früh verstorbenen Schwester Helena Fürstin von Lobkovic, diesem Engel der Mildthätigkeit, baute er den barmherzigen Schwestern das große Hospital in der Nähe des fürstlichen Palastes; er baute es im wahren Sinne des Wortes, nicht blos aus seinen Mitteln, sondern unterzog sich auch selbst als demüthiger Ritter der Last der Arbeit. Er besuchte selbst die Kranken, tröstete sie, zeichnete sich die letzten Wünsche der Sterbenden auf, und suchte sie zu erfüllen. Wie viele Waisen er versorgte, welches Elend er linderte, wie viele Thränen er trocknete, das ist nur im Buche der Lebendigen aufgezeichnet. Er selbst suchte sorgfältig, was er Gutes that, dem Auge der Welt zu entziehen. Er darbte,

um Andern zu geben; er entzog sich erlaubte Freude, um Denjenigen, welche er früher niemals gesehen, vielleicht die erste Freude ihres kummervollen Lebens zu machen. Er war Fürst und lebte arm; er war Ritter und Soldat und diente den Niedrigsten. Die größten Summen, die er für mildthätige Zwecke spendete (15.000 fl. auf einmal) wurden so gegeben, daß nur der den Namen des Gebers erfuhr, welcher absolut nicht umgangen werden durfte, und diesem wurde Stillschweigen auferlegt, das dann auch bis zu seinem Ableben treu bewahrt wurde. Die vielen milden Vereine, deren wirkendes Mitglied er war, die barmherzigen Schwestern, die durch seine Vermittlung im großen Krankenhause, bei den Züchtlingen ꝛc. die Pflege erhielten, die Kranken, die Armen werden den edlen Mann nimmermehr vergessen, dessen ganze äußere Erscheinung die glücklichste Mischung von natürlicher angeborener Würde und Wohlwollen war, und dessen imposante ritterliche Gestalt nur dazu geschaffen zu sein schien, Andern auf dem Pfade christlicher Tugend voranzuleuchten. Fürst vom Scheitel bis zur Zehe, ein wahrer Ritter der Barmherzigkeit, ebenso heiter als ernst, war seine Seele gemeinen Leidenschaften und Regungen niemals zugänglich; er kannte nur Einen Endzweck: als Christ zu leben, nur Ein „Geschäft," wie er unlängst sagte, als er das verlassene Enkelkind einer Sterbenden versorgte: den Nothleidenden zu helfen — den Nächsten zu lieben.

So lebte er wie er starb, und starb er wie er

lebte, den Tod des Gerechten, ein Trost für seine fürstlichen Freunde und Verwandten, ein Segen für den Niedrigsten, ein Gegenstand der Bewunderung und Verehrung für Alle.

Wahrlich, so lange der Adel solche Männer in seinem Schooße zählt, ist seine Zukunft unter allen Stürmen gesichert; das ist die Aristokratie der Geburt und der That, des irdischen Besitzes und der Erwerbung des Himmels.

Der Dritte, den ich diesem Bunde der Ritterpflicht und Menschenliebe beizähle, ist ein Jugendfreund und Waffengenosse von mir, Walther Graf Stadion, Maltheser-Ordens-Ritter. — Wir machten zusammen den Feldzug 1821 gegen Neapel mit, in welchem er bei den Jägern diente. Später stand er als Hauptmann längere Zeit in Galizien. Sein guter Soldatendegen war der eines Ritters im vollen Sinne des Wortes. Aber auch seine übrigen Ritterpflichten lagen ihm nicht minder am Herzen. Er war eben im Begriffe, einen langen Urlaub in die Heimat zu den lang entbehrten Brüdern und Geschwistern anzutreten, als die Cholera im östlichen Europa, namentlich in Pohlen, Ungarn, Schlesien

und Böhmen furchtbar ausbrach. Die Unbekanntschaft mit dem damals noch ganz fremdartigen Gespenste vermehrte noch das Grausenhafte des Schreckbildes, und Herzen erzitterten, denen bis dahin Furcht unbekannt geblieben war. Viele, welche sonst dem Tode unter allen Gestalten muthig getrotzt hatten, ohne einen Schritt zu weichen, flohen jetzt vor dieser hohläugigen, bleichen Menschenwürgerin. — das Medusenhaupt des „schwarzen Todes" machte auch Alles erstarren. In diesem Momente gab Walther Stadion seine Urlaubsreise auf, welche ihn aus dem Bereiche der Gefahr in den Schooß seiner Familie geführt hätte, und meldete sich zur Krankenpflege in die mit Cholera-Kranken gefüllten Militär-Spitäler. Unerschrocken, rastlos thätig wirkte sein Beispiel auf alle seine Umgebungen und der Segen der Kranken, die Anerkennung seiner Vorgesetzten und Kameraden lohnten diese, in jener Zeit doppelt lobenswerthe, aufopfernde Hingebung des Ritters, welcher der göttlichen Dame Charitas zu Liebe bereit war, auch mit dem bösen Dämon Cholera eine Lanze einzulegen.

Als in der jüngsten Vergangenheit die Kriegs-

fackel jenseits der Alpen entbrannte, saß, vom Kriegsdienst bereits zurückgezogen, der schon den Sechzigen sich nahende Ritter behaglich auf seiner Comthurei. Jüngere Degen machten diesmal den älteren entbehrlich, und der frühere Kampfesmuth der Jugend, in welcher man den Kampf des Kampfes wegen liebt und sucht, um der überschäumenden Kraft und Thätigkeit einen Ausfluß zu geben, war wohl abgekühlt. Aber nicht vermochte es Walther Stadion, unthätig zu bleiben, wo sich die Banner seiner frühern Waffenbrüder und Genossen entfalteten. Nun suchte er auf dem Schlachtfelde eine andere Thätigkeit als die frühere. Nicht mehr Wunden schlagen, sondern sie verbinden und heilen, war sein Bestreben. Als Hauptmann einer Sanitäts-Kompagnie, wozu er sich anspruchslos gemeldet, suchte er unter dem Kugelregen die Verwundeten auf, tröstete die Sterbenden, linderte, wo er es konnte, die Leiden und den Jammer, welche auf dem blutgetränkten Boden üppig emporwuchern. Nach der Schlacht öffnete sich seiner Thätigkeit ein eben so gefahrvoller als angestrengter Wirkungskreis in den Hallen der mit Verwundeten und Typhuskranken angefüllten Spitäler.

Nach beendigtem Feldzug und erfüllter Ritterpflicht zog der Maltheſer ſich anſpruchslos zurück auf ſeine Comthurei.

Es ſei uns erlaubt, dieſen drei bekreuzten Rittern noch einen Namen anzureihen, deſſen Andenken nicht allein in den Ahnentafeln des mähriſchen Adels glänzt, ſondern auch in der Bruſt jedes Menſchenfreundes, wo ſein Thun, Wirken und Streben bekannt iſt, unvergänglichen Nachklang findet. Es hat uns gefreut, neulich in der Wiener Zeitung nach einem, ſeit dem Hinſcheiden des edlen Grafen Berchtold, verfloſſenen halben Jahrhundert, die Erinnerung an ihn wieder aufgefriſcht zu finden. Es iſt tröſtend und ermuthigend zu erſehen, daß ſolche Männer nicht vergeſſen werden und fortleben im Andenken des Vaterlandes, welches mit Stolz ſie ſeine Söhne nennen darf, und um ſo mehr in jenem ihrer Kaſte und Standes, welche ſie zu Genoſſen zählt. Nur in ſolchen Gemeinſinn kann wirkliches patriotiſches und öffentliches Selbſtbewußtſein fruchttragende Wurzeln ſchlagen.

Wir fügen deswegen den angedeuteten Artikel

aus der Wiener Zeitung als würdiges Seitenstück zu unsern vorausgegangenen Schilderungen vollen Inhalts bei.

Leopold Graf v. Berchtold, der Menschenfreund.

Von F. S. Pinskal. Mit Kopien von Originalbriefen des Kaisers Ferdinand II., Erzherzogs Leopold Wilhelm und der Kaiserin Maria Theresia. Brünn 1859.

E. O. Diese interessante Schrift soll, wie uns versichert wird, nicht in den Buchhandel gekommen sein. Wir können, bei aller Achtung vor den Gründen, welche den Verfasser bewegen mochten, seine Arbeit bloß einem auserlesenen Kreise von Lesern zu gönnen, diesen Entschluß nur bedauern. Weit und breit möchten wir diese schlichten Blätter verbreitet wissen, ja der edle Mann, von dem sie handeln, verdient es, daß sein Leben in alle jene Sprachen übersetzt werde, in welchen er auf seine Kosten eine ganze Reihe philantropischer Abhandlungen veröffentlicht hat. Der Beispiele werkthätiger, aufopferungsfähiger Nächstenliebe gibt es in unserem egoistischen Zeitalter wahrlich nicht zu viele; und mit wie viel Glück, mit wie viel Geschick sich auch die neuere Geschichtsforschung mit unserer großen Kaiserin beschäftigt hat, die wenigen Zeilen Maria Theresia's, die wir hier gesammelt finden, gestatten einen neuen wohlthuenden Einblick in ihr großes frommes Mutterherz.

Graf Leopold Berchthold, geboren 1759 zu Platz im Budweiser Kreise Böhmens, hat dem Staate nur kurze

Zeit, der Menschheit bis zu seinem letzten Athemzuge gedient. Kaum 20 Jahre alt, verließ er seine amtliche Stellung bei der Kommerzbehörde in Triest und begab sich mit einer Vorschaft von 50.000 fl. auf Reisen, als deren hauptsächlichen Zweck er sich die Anknüpfung von Handelsverbindungen zum Vortheile der eben erwachenden Industrie in den k. k. Erbstaaten gestellt hatte. Seine persönliche Wißbegierde, sein patriotischer Diensteifer waren so groß, daß dieser Abschnitt seines Lebens nicht weniger als dreizehn Jahre, die er in Europa, vier Jahre, die er in Asien und Afrika zubrachte, umfaßt. Wie gut er diese Zeit zu benützen verstand, beweist schon der Umstand, daß er nicht bloß in der deutschen, sondern auch in der englischen, spanischen, portugiesischen, französischen und italienischen Sprache Bücher geschrieben, Uebersetzungen herausgegeben hat. Beide gehören weder der schildernden, noch überhaupt der schönwissenschaftlichen Gattung an. Sie sollten nicht gefallen, unterhalten, wohl aber nützen, wirken. Ihre Grundidee war stets eine und dieselbe; das Streben, arme, kranke, verunglückte, scheintodte Menschen zu retten.

Graf Berchtold war ein unermüdlicher literarischer Samaritaner, ein Mann, der eben von der lautersten Philantropie erleuchtet war. Wohlthun war sein Beruf. Er opferte alles zu Gunsten der Leidenden, seine Zeit, sein Vermögen, sein Leben. „Humanität" war allerdings das Schlagwort jener Zeit der Howarde und Wilberforce,

aber ſelbſt ein Lavater war von dieſer uralt chriſtlichen Idee nicht ſo durchdrungen, als unſer Graf. Es wäre zu ermüdend, alle ſeine Schriften anzuführen, aber es iſt auch bei weitem nicht ſo wichtig, als von ſeinen Abſichten und Werken zu ſprechen. Selbſt über die Materien, die er behandelt hat, ſtehen der neueren Wiſſenſchaft gewiß viel reichere Quellen zu Gebote, ſeine perſönliche Wirkſamkeit hingegen iſt ſelbſt in einem Lande, in dem ſich ſeine Standesgenoſſen Spork, Wrtby, Harrach durch ihre jederzeit bewährte Wohlthätigkeit ausgezeichnet haben, unerreicht geblieben.

Beobachten wir ſein humanes Schalten und Walten auf ſeinen eigenen Gütern etwas näher. Graf Leopold führt die veredelte ſpaniſche Schafzucht, verſchiedene bisher in Mähren noch nicht bekannte Maſchinen ein, ermuntert den Fleiß ſeiner Weinbauern durch Prämien, läßt die Jugend in fünf Schulgebäuden unterrichten, eröffnet eine Ackerbau-, eine Obſtbaumſchule, gründet Fabriken, um ſeinen Unterthanen Arbeit und Lohn zu verſchaffen u. ſ. w. Und nun erſt die Kranken! Gleich nach dem Antritte der Herrſchaft Buchlau ließ er ein Spital für 12 Betten herrichten, und da ſein edles Herz gewahrt, daß dieſes nicht genüge, verwandelt er ſein ſchönes, 20 meiſt große Zimmer und einen prächtigen Saal enthaltendes Schloß zu ihren Gunſten in ein Kranken- und Siechenhaus. Doch nicht genug an dem. Da die genannten Anſtalten bloß für Männer dienten, widmet er ſein Zera-

witzer Schlößchen dem weiblichen Theil der Bewohner. Daß er die Oberaufsicht und die Leitung dieser selbst besorgte, versteht sich bei einem solchen Manne wohl von selbst. Nebenbei verfaßte er populäre Sanitätsschriften, verpflichtete sich, seinen Unterthanen gegenüber für jede ihm bekannt gegebene Rettung eines Menschenlebens zu einer Belohnung, errichtete Todtenkammern, schrieb Preisschriften aus, u. s. w.

So vergingen Jahre, ohne daß der Edle einen verlorenen Tag zu zählen gehabt hätte. Da brachen die Kriegsereignisse des Jahres 1808 aus. Die Landwehr wird aufgeboten und der Graf, dem mittlerweile bereits das Kommandeurkreuz des Leopold-Ordens zu Theil geworden war, wird zum Major des dritten Bataillons, das der Hradischer Kreis zu stellen hatte, ernannt. Unser menschenfreundlicher Philosoph konnte eher alles, als einen guten Soldaten vorstellen, denn er war, obgleich sonst groß und stark, an den Augen leidend, äußerst kurzsichtig, nichtsdestoweniger rief er: „Und wenn mich Se. Majestät der Kaiser zum Tambour gemacht hätte, so hätte ich froh im hitzigsten Kampfe die Trommel geschlagen," und schickte sich an, seiner ungewohnten Stellung zu Ehren zu verhelfen. Aber der Generalissimus der k. k. Armee, Erzherzog Karl glorreichen Angedenkens, ersparte ihm bald diese Mühe, die dem edlen Grafen gewiß sehr schwer gefallen wäre. Er beförderte ihn zum Oberstlieutenant und übertrug ihn (1809) die Obsorge über alle im Hradischer Kreise befindlichen Militärspitäler, wozu seine eigenen, wie es sich von

ſelbſt verſteht, gleich beim Ausbruche des Krieges umgeſtaltet worden waren. Hier war Graf Leopold ſo ganz und gar an dem Platze, der ihm in einem Kriege gebührte. Wie er ihn auszufüllen verſtand, dafür lieferte den beſten Beweis, — leider der Tod.

Bei einem ſeiner täglichen Inſpektionsbeſuche in Welehrad geſchah es, wie der Verfaſſer erzählt, daß ein beſonders kräftiger junger Mann, ein Korporal, mit typhöſem Fieber und Petechien dahin gebracht wurde, den der Graf ſelbſt vom Wagen abladen half und der dieſem ein beſonderes Intereſſe einflößte. Des andern Tages fand der Graf dieſen Mann nicht mehr auf ſeinem Lager und erfuhr auf ſeine diesfällige Nachfrage, daß derſelbe in der Nacht geſtorben und bereits in der Todtenkammer ſei. Die Schnelligkeit des Todes erweckte in dem Menſchenfreund den Gedanken, der Mann könnte ſcheintodt ſein; er begehrte ihn zu ſehen. — Man führte ihn in die Todtenkammer, und hier geſchah es, was dem unerſchrockenen Grafen noch niemals begegnet war, daß ihm bei dem Anblicke ſo vieler Leichen und bei dem übeln Geruche ihrer beginnenden Auflöſung eckelte und zugleich ein Schauer durchrieſelte. Doch am meiſten mochte ihm der Umſtand geſchadet haben, daß er ſeiner Kurzſichtigkeit wegen ſein Geſicht zu nahe an den geſuchten Leichnam bringen mußte, worauf er ſich alsbald unwohl fühlte.

Einige Tage darauf, am 26. Juli, erlag Graf Berchtold der Anſteckung, einer der edelſten Menſchen.

Der Zweck dieſer Zeilen iſt nur zur Entgegnung jener hiſtoriſchen und modern politiſchen Anſicht, welche den Adel als eine hummelartige Sorte von fruges consumere nati im Volke, und als die Nachkommenſchaft von Raubrittern und Strauchjunkern darſtellen möchte. Es gibt noch noble, d. h. edle Paſſionen, welche in ihm wohnen und ihn ſelbſt, und das Volk, dem er angehört, zieren und Früchte tragen, wenn dieſe auch nicht immer mit dem Scheffel oder der Elle abzumeſſen ſind. Man verläugne, entſtelle, ignorire und verſtümmle die Vergangenheit und die Geſchichte nicht, wenn man die Gegenwart richtig beurtheilen und die Zukunft ſegenbringend vorbereiten will. — Non parvit offendar maculis ubi plura in carmine netant!

Militäriſche Aphorismen.

Betrachtungen aus dem gegenwärtigen Kriege.

In der „Allgemeinen Zeitung" las ich vor Kurzem bei Gelegenheit der Einnahme von Bomarsund eine Schilderung der französischen Chasseurs de Vincennes und eine Parallele zwischen diesen Truppen und den k. k. österreichischen Jägern. Ich erlaube mir bei Gelegenheit dieses interessanten Aufsatzes noch einige Commentarien. Ohne die Vorzüge der in jeder Beziehung vortrefflichen Truppengattung im mindesten in Abrede zu stellen, welche der Verfasser des obigen Artikels auch mit offenbarer Vorliebe heraushebt, muß ich dennoch in so weit mich dagegen verwahren, als den französischen Chasseurs gewissermaßen der Vorrang vor den k. k. österreichischen Jägern zugesprochen werden sollte, welches so ziemlich die, wenn auch nicht offen ausgesprochene, aber doch innere

2. Jänner 1855.

Überzeugung des Verfassers besagten Aufsatzes zu sein scheint. Ich erlaube mir in dieser Hinsicht folgende Betrachtungen.

Erstlich sind die k. k. österreichischen Feldjäger-Bataillone das Vorbild gewesen nach welchem die französischen Chasseurs de Vincennes gebildet wurden, die Franzosen hatten bis dahin an leichter Infanterie nur die Voltigeurs-Kompagnien bei den Linien-Regimentern und sogenannte leichte Infanterie-Regimenter, welche aber von der gewöhnlichen Linien-Infanterie nur dem Namen und der Farbe des Aufschlages nach verschieden, — in allem anderen aber — Bewaffnung, Ausrüstung, Abrichtung fast identisch waren. Das österreichische Heer hatte aber seit jeher gewisse zum Schützendienst besonders bestimmte geeignete Truppenkörper. Schon in Wallensteins Lager finden wir Tiroler Scharfschützen; Tiroler und Kroaten, bei denen die Kugelbüchse beinahe schon des Kindes Spielzeug ist, lieferten jene trefflichen Schützen, welche bereits im siebenjährigen Kriege die Aufmerksamkeit und die Bewunderung ihrer tapfern Gegner, — der Preußen erregten. Friedrich der Große wußte die ungarischen Husaren trefflich nachzubilden, so daß

die ſeinigen den urwüchſigen jedenfalls gleich, wo nicht als leichte Reiterei überlegen waren. Dazu hatte er auch Reiter-Generale. Mit der leichten Infanterie gelang es ihm nicht ſo gut. Was Loudon im Großen, Trenk und Menzel im Kleinen mit ihren Panduren und Kroaten machten, vermochten die preußiſchen leichten Truppen nicht zu leiſten. Ich glaube, daß ſelbſt im Anfange des franzöſiſchen Revolutionskrieges das k. k. Heer die beſte, wo nicht die einzige wahre leichte Infanterie beſaß. Daß man dieſe vortrefflichen Elemente nicht immer nach ihrem ganzen Werthe zu benützen wußte, daß die damaligen Nachbeter der preußiſchen Taktik (die auf der Potsdamer Wachparade abgeguckt hatten

„wie er räuspert, wie er ſpukt,“

aber gewiß nicht „ſein Genie“ erfaßt hatten), Alles anwendeten, um aus dieſem trefflichen leichten Fußvolk recht unbehilfliche mittelmäßige Linien-Bataillone zu bilden, gehört auf ein anderes Blatt! damit Zopf und Knopf recht paſſe, mußte manche Eigenthümlichkeit, die mit dem Weſen der Truppe zuſammenhing, weichen, — und die natürliche, angeborne oder durch Sitte, Erziehung, Gewohnheit entwickelte

Intelligenz mußte erſt mühſam aus der Mannſchaft heraus exercirt werden, bis man ſie für kriegstauglich hielt! Nichts deſtoweniger leiſteten die k. k. öſterreichiſchen leichten Fußtruppen, Scharfſchützen und Jäger in dem franzöſiſchen Revolutionskriege ſo treffliche Dienſte, daß man ſie gleich bei Anfang derſelben anſehnlich vermehrte. Außer den Tiroler Scharfſchützen und den kroatiſchen National-Grenz-Regimentern wurden Freikorps errichtet, in welchen die zahlreichen herrſchaftlichen Jäger vorzugsweiſe eingereiht wurden. Das O' Donnell'ſche Freikorps, die Jäger von Le Loup und andere derlei Abtheilungen waren die Vorläufer der ſpäteren Feldjäger-Bataillone, zu deren Kompletirung die verſchiedenen Nationalitäten Steiermarks, Ober-, Nieder- und Inner-Öſterreichs, insbeſonders aber Böhmens und Mährens vortrefflichen Stoff lieferten, während die ſlavoniſche und ſyrmiſche Grenze jene bekannten Rothmäntler ſtellte, welche weit mehr verrufen als ſie es verdienten, mit Recht der Schreck der damaligen Carmagnolen waren, aber keineswegs Kinderfreſſer, ſondern wie alle Slaven, eher Kinderfreunde geweſen ſein mochten. Uns ſcheint, daß zwiſchen den franzöſi-

ſchen Chaſſeurs und dem k. k. öſterreichiſchen leichten Fußvolk jener Unterſchied obwaltet, der zwiſchen etwas Gemachten und etwas Gewordenen immer ſich darſtellt. Was beim öſterreichiſchen Feldjäger und beim Grenzer urwüchſig, aus ihm ſelbſt entwickelt iſt, muß der andere erſt lernen. Der Tiroler hat im Lodenrock ſchon manchen guten Schuß gethan, der ihm ſeinen blanken Zwanziger einbrachte, bevor er noch den Ärarial-Stutzen in die Hand bekam; der Grenzer hat den Patrouillendienſt ſchon als Knabe praktiſch eingeübt, wenn er bei Nacht und Nebel ſein Vieh hütete oder dem Nachbar das ſeinige wegtrieb. Was dem Jäger und Grenzer bereits Natur-Inſtinkt iſt, muß der Chaſſeur de Vincennes erſt lernen. Jedenfalls haben die k. k. Feldjäger-Bataillone, die Tiroler Kaiſerjäger — die Grenzer, auf den Blättern der Annalen militäriſcher Leiſtungen die Präcedenz faſt eines Jahrhunderts und ihre Leiſtungen füllen manches Blatt der Kriegsgeſchichte ſeit dem Jahre 1848.

Eine Nachahmung der öſterreichiſchen Jäger ſind auch die piemonteſiſchen Berſaglieri (Carabinieri) und man kann nicht umhin, auch die Formation,

Tapferkeit und Geschicklichkeit dieser Truppe, welche sich dem österreichischen Heere gegenüber in den italienischen Feldzügen als ebenbürtige Gegner bewährten, das gebührende Lob zu zollen, wenn von leichtem Fußvolk die Rede ist, und sie jedenfalls den Chasseurs de Vincennes, welche der Verfasser des besagten Artikels den ersten Rang anweiset, an die Seite zu setzen.

Als Knabe führte mich ein Diener unserer Familie, ein alter Veteran, auf die Schießstatt, ich glaube es war in Weikersdorf. Da standen als Schildhalter zwei lebensgroße hölzerne Figuren, die eine einen Schützen mit grauen Rock und grünen Aufschlag, die andere einen kroatischen Rothmäntler vorstellend. Auf meine Fragen, was das für Soldaten seien, antwortete der alte Uhlane: „Als Carmagnol die Tante unseres Herrn „Kaisers," die Tochter Maria Thereſia's umgebracht hat, nahm Tirolerschütz und Kroat seine Büchse und schoß so lang auf Carmagnol, bis er davon lief. Schütz muß sein angezogen grau und grün, weil die Steine (Felsen) im Gebirge grau sind und der Wald grün, folglich sieht und erkennt ihn Wildpret nicht, wenn

er sitzt auf dem Anstand und sieht ihn auch der Carmagnol nicht, bis er schon getroffen. — Rothmantler hat rothen Mantel, daß sich der Türk vor ihm fürchten soll, denn das bedeutet Türkenblut und der Mantel ist deßwegen roth, daß er nicht fleckig wird, wenn der Kroate den Türkenkopf abgeschnitten hat und ihn im Mantel fortträgt. Wenn der Kaiser sie braucht, ruft er nur und es kommen die Tiroler und Kroaten und erschießen seine Feinde oder schneiden ihnen die Köpfe ab!" Wie flößten mir damals die beiden hölzernen Figuren Respekt ein! — Wie sehnte ich mich darnach lebendige zu sehen! — Im Jahre 1848 sind sie auch in Fleisch und Blut vor mir herumgewandelt und was mein alter Führer damals sagte, ist wahr geblieben, war es auch eben nicht der Carmagnole an dem sie damals ihre Büchse und ihren Handjar erprobten.

Bei Gelegenheit einer Unterredung des französischen Generalen l'Espinasse mit dem Kaiser der Franzosen, in welcher sich ersterer zur Entschuldigung seines großen auf einem forcirten Marsche in der Dobrudscha an Mannschaft erlittenen Verlustes auf die erhaltenen höheren Befehle bezog, bemerkte ein

hieſiges Blatt: „Es ſchien dieß unbegreiflich, da der Kaiſer ſelbſt bei einer ähnlichen Veranlaſſung angeordnet habe, daß derlei Befehlen nur in ſo weit Folge geleiſtet werden ſolle, als dabei das Wohl und die Geſundheit der Soldaten nicht gefährdet werde."

Wir erkennen in dieſem Zuſatze wieder einen der weiſen Dilettanten, die in unſer Metier hineinpfuſchen, mit übelverſtandener Philantropie und Salbaderei die Begriffe verwirren und am Ende doch an dem Grundſatze nichts ändern, daß der Krieg kein philantropiſches, ſittliches Element, ſondern an und für ſich „Zerſtörung" und „Tod" heißt. Wo man dieſe übergewichtig auf den Feind überträgt, hat man den „Sieg" erreicht, und zu dieſem Endzweck ſetzt man die eigene Exiſtenz, — alſo auch „Wohl und Geſundheit" ein. Um den Sieg zu erreichen, iſt aber ein ſicheres rückſichtsloſes Zuſammenwirken, iſt Gehorſam der Werkzeuge, iſt die Überzeugung und Sicherheit des Führers, daß ſein Befehle pünktlich und ohne ſie vorher zu bekritteln und abzuwägen vollzogen werden, unerläßlich. Daß in dieſer Hinſicht ein Marſch oft eben ſo

wichtig sein könne als die Erstürmung einer Batterie wird jeder Kriegskundige zugeben, der weiß, daß die Leistungen auf dem Gebiete der Strategie jedenfalls zum Siege eben so viel beitragen müssen als jene im Bereiche der Taktik. Aus Rücksicht für das „Wohl und die Gesundheit" der Truppe einen wichtigen forcirten Marsch verzögern, ist gerade dasselbe, als vor einer Batterie zurückzuweichen oder sich, damit „Wohl und Gesundheit" geschützt werde, in einen Graben vor derselben verkriechen. Es würde eine gräuliche Verwirrung geben, wenn jeder Abtheilungskommandant nach seinem eigenen Ermessen seine Ankunft auf dem bezeichneten Posten von irgend einer Rücksicht abhängig machen wollte.

Viele, ja die meisten Schlachten sind gewonnen worden, weil gewisse Truppenkörper rechtzeitig, — wenn auch mit Hinterlassung des größten Theiles ihrer Mannschaft eingetroffen, — andere verloren, weil ebenso erwartete Verstärkungen, wenn auch vollkräftig, aber zu spät erschienen sind. Wir führen als Beispiel nur die Schlacht von Leipzig an, bei welcher das Erscheinen des Colloredo'schen Korps, nach einem ermüdenden Marsche von 17 Stunden, entscheidend auf den

Ausſchlag einwirkte. Wenn Bülow bei Waterloo „das Wohl und die Geſundheit“ ſeines Korps berückſichtigt und nur eine Stunde ſpäter gekommen wäre, läßt ſich nicht vorausſagen ob der nomen nefas von Waterloo nicht vielleicht einen der ſchönſten Lorbeeren Napoleons bezeichnet hätte!

Wir können nicht glauben, daß jene kriegeriſchen Traditionen der gegenwärtigen Regierung in Frankreich ſo fremd geworden und die Erinnerungen an die Epoche des Imperators ſo verblichen ſeien, daß ein General, der ſich auf einen von ſeinem Oberfeldherrn erhaltenen direkten Befehl berufen kann, auch bei einem ungünſtigen Ausgang des Unternehmens nicht einen hinreichenden Entſchuldigungsgrund darin finden ſollte. Höchſtens konnte die bei einer ähnlichen Veranlaſſung gegebene Verfügung wegen Schonung und Berückſichtigung der Anſtrengungen bei der Mannſchaft für gewöhnliche Fälle im Frieden oder bei Übungs- oder Dislokations-Märſchen gelten. „La victoire est dans les jambes“ ſagte Napoleon, und damit ſprach er den ſehr richtigen Grundſatz aus, daß die ſtrategiſche Combination das wichtigſte Bedingniß und Vorbereitung zur entſcheidenden taktiſchen Ausführung gebe.

Als ein Schmeichler dem großen Feldherrn einst ein Compliment machen wollte und ſagte: „Sire! Vous avez toujurs sû vaincre un contre trois,“ — antwortete der Kaiſer: „Vous vous trompez; j'ai toujours sû disposer de trois là, ou les autres n'en avaient qu'un“ aber wo, wie und wann das war und iſt die Frage bei vorkommender Gelegenheit!

Wir benützen nur dieſe Veranlaſſung, um vor jenen Stimmen zu warnen, welche unter der Maske der Philantropie jenes Band angreifen, welches einzig ein Heer kittet — den Gehorſam, — und ſich bemühen, jene Verantwortlichkeit, von welcher die Subordination den Gehorchenden enthebt, auf ſeine Schultern zu wälzen, wenn ſein Unternehmen mißglückt. Der Zweck ſolchen Beſtrebens, die Tendenz der Geſinnungen, welche dabei Worte finden, iſt offenbar. Mögen ſie bei uns immer eine Stimme in der Wüſte bleiben. Anguis in gramine latet.

Auch ein Olivenblatt.

„Si vis pacem, para bellum.“

6. Jänner 1855. Allwöchentlich finden wir in den Spalten der „Allgemeinen Zeitung“ die salbungsreichsten Diatriben gegen den Krieg, den Soldatenstand, die Eigenschaften, den Charakter, das Leben des Kriegers. —

Ich glaube gerne, daß der Mensch im Paradiese, wo er mit Löwe, Reh, Wolf und Lamm, Katze und Mäuslein in Frieden harmlos lebte, ganz nach dem Sinne der Oliven-Blätter in der „Allgemeinen Zeitung“ sein Dasein einrichten konnte, aber leider ist es mit dem Paradiese vor der Hand aus. Vor dem Thore steht bereits ein Engel mit dem flammenden Schwerte. Und so haben wir schon hier das erste Schwert und den ersten respektgebietenden Wachposten.

Das Feigenblatt ist die erste Adjustirungs-

Vorschrift. Das Weglassen desselben die erste vorschriftswidrige Uebertretung.

Gleich nach seiner Entfernung aus dem Paradiese wird der Mensch degradirt und unter die Zahl der fleischfressenden Säugethiere rangirt. Sein Nebenmann ist der Affe, der sich von ihm besonders dadurch unterscheidet, daß er minder boshaft ist und keine Fleisch-Ration erhält. Doch bleibt dem Menschen die Erinnerung, und die Sehnsucht nach dem Paradiese macht ihn für die Religion empfänglich, und nur dadurch ist und bleibt er mehr als ein fleischfressender böser Affe.

Kaum gab es mehr als einen Menschen, so schlägt der starke Bruder Kain den schwachen Bruder Abel todt.

Notabene wissen wir damals noch von keinen andern Frauen als der Mutter Eva; wie viele Kains aber werden erst dann entstanden sein, als sich Eva's Töchter multiplicirten und die Eifersucht Veranlassung geben mochte, sich der, dem weiblichen Herzen oft besser zusagenden, Abels zu entledigen!

Um die Ueberlegenheit zu erlangen, welche im Ringkampfe oder mit der bloßen Faust zweifelhaft

blieb, ergriff man ein Mordwerkzeug, die Keule. — somit die erste Angriffswaffe.

Späterhin mochte mancher Abel doch nicht wollen sich so schlechterdings hinschlachten lassen, und versah sich für den Nothfall gleichfalls mit der Keule, da aber sein Zweck nur darin lag, sie zu gebrauchen, wenn er dazu gezwungen war, es ihm aber vor Allem darauf ankam sich der möglichen Streiche zu erwehren, so versah er sich mit einem Brette oder Holzstück, welches dazu diente, die Streiche aufzufangen, das war das erste Schild. — die erste Vertheidigungswaffe.

Nun bemerkten die Kaine, daß es mit dem Todtschlagen der Brüder doch eine beherzenswerthe Bewandtniß hatte und fühlten sie auch nach derlei zuweilen mißlungenen Versuchen nicht etwa Gewissensbisse, so schmerzten doch der Rücken und die sonstigen blauen Flecken nach den abgeholten Schlägen.

Die Abels bemerkten ihrerseits, daß man von Oben herab weit besser und eindringlicher klopfen könne, als wenn man mit dem Gegner auf gleicher Höhe steht. Sie suchten daher bei vorkommenden Angriffen sobald als möglich eine Höhe zu ge-

winnen, oder ſich hinter einem Graben, einer Hecke, einem Fluß in Sicherheit zu bringen. Das iſt der Urſprung jeder Strategie. Wo ſich keine Höhe fand, brachte man eine dadurch hervor, daß man Erde und Steine aufhäufte. Die dadurch entſtehende Vertiefung konnte gleichfalls als Graben zum Schutzmittel verwendet werden, und ſomit haben wir den Anfang jeder Befeſtigung, ſie möge fortificatees royale oder passagûe heißen.

Die Kaine ergriffen, da ſie den Abels nunmehr viel ſchwerer auf den Leib rücken konnten, Steine und benützten die Schleuder, um damit ihre Gegner zu verwunden, ſomit erſchienen die Wurfgeſchoſſe.

Die Jagd, ein natürliches Bedürfniß des fleiſchfreſſenden Menſchen, welcher es ganz in der Ordnung fand, ſeine ehemaligen Gefährten und Kameraden aus dem Paradieſe, die Thiere, zu verſpeiſen oder ihnen die Haut abzuziehen und die ſeinige zu bedecken, hatte mittlerweile wohl auch zur Erfindung der Bogen und Pfeile geführt. Auch war bei dem bereits ausgebrochenen Kriege mit der Thierwelt der Menſch gezwungen, wenn er auch die ſchwächern Geſchöpfe

ungestraft mordete und benützte, sich gegen die reißenden Thiere in wehrhaften Stand zu versetzen und sie aus der Ferne zu bekämpfen, da in der Nähe er ihnen nicht gewachsen; Auerochs, Löwe, Tieger, Panther spotteten seiner Keule oder Axt. Wurfspieß, Bogen, Pfeile waren aber in der Hand des Menschen die Bürgschaft seiner Ueberlegenheit und somit haben wir die ersten Schießwaffen, welche aber bald die Kaine auch gegen die Abel gebrauchten.

Diese schützten sich dagegen, indem sie ihre Aufenthaltsorte mit Graben und Wall umgaben hinter welchen die ihnen zugefallenen Töchter Eva's ihre Kindlein ruhig säugen und sie die Erdfrüchte und die Heerden, welche ihren Unterhalt sicherten, aufbewahren konnten. Um sich aber noch mehr gegen die Wurfgeschosse der Kaine, welche oft an einer der Töchter Eva's in den Wohnungen der Abels, Gefallen oder es bequemer fanden bei schlecht ausfallender Jagdbeute von den Vorräthen der Abels sich zu ernähren als selbst zu arbeiten — zu sichern, richteten aus Steinen oder Holzblöcken auf dem Walle eine höhere Umfassung auf. Das ist die erste Wallmauer und die ersten Pallisaden.

Bald bemerkten die Abels, daß die beste Art sich die Kaine vom Leibe zu halten, darin bestände, vor allem Courage zu haben, sich gut und sorgsam zu befestigen, im Falle des Angriffs mit einer tüchtigen Keule und mit einem kräftigen Arme dem Angreifer für einen Streich drei zurückzugeben, wonach die Erfahrung lehrte, daß er selten wiederkomme.

Das ist so ziemlich die Urgeschichte der Kriegsphilosophie, Kriegskunst, Kriegswissenschaft, Strategie und Taktik, von Kain und Abel bis zu Bomarsund und Sebastopol. Dieselbe ist aber viel zu tief in der Natur und in der Entwicklung des Menschengeschlechts gewurzelt, als daß die Olivenblätter, mit denen die „Allgemeine Zeitung" uns erfreut, sie verändern und uns in den harmlosen Zustand des Paradieses zurückversetzen könnte; vorher müßte der flammende Engel sein Schwert ablegen und von seinem Posten durch den Oberkommandanten der himmlischen Heerschaaren abgelöset werden. Bis dahin, bis nicht Wolf und Kaninchen, Bär und Lamm wieder friedlich neben einander lagern, die Hyäne traulich des Menschen Hand leckt und vornehmlich so lange die Schlange

noch zischt, welche den ersten Menschen zu subordinationswidrigem Benehmen verleitet hat, — so lange werden die Kains und Abels sich blutig schlagen, die Töchter Eva's ein Zankapfel eifersüchtiger Begierden, das Gut des Arbeitsamen oder Glücklichen der Gegenstand neidischen Begehrens des Trägen oder Bedürftigen bleiben und nebstbei Verschiedenheit der Raçe, Abkunft, Kaste, Glaube schon an und für sich Ursache genug sein, die eine Hälfte der Menschen zu Kains, die andere zu Abels zu machen.

Es ist daher nicht wohlgethan den Abels zu rathen, Keule und Schild abzulegen, Wall, Mauer und Brustwehr niederzureißen, um bequem auf und ab wandeln zu können. Die Kains werden so ohnehin schon ihre inwohnende Natur den Ermahnungen des Herrn Eliah Burritt oder wie der Friedensprediger heißt gar nicht oder nur zum Scheine Gehör schenken, und die armen Abels dann ihnen desto leichter zum Opfer fallen.

Ich frage, gäbe es keine Gendarmen und Polizei, was würde ein Mensch thun, der sich nicht im Nothfalle auf seinen eigenen Arm und Waffe verlassen könnte? Wo gibt es aber zwischen Völkern

und Staaten die Gendarmerie, welche kapabel wäre den Aussprüchen des von Herrn Eliah Burritt vorgeschlagenen politischen Schiedsgerichtes Geltung zu verschaffen? Ist nicht die Kanone, ultimo ratio, die höchste Appellation, an welche man auch vor diesen Schiedsgerichten summa instantia appelliren wird?! Und welches Loos, erwartet dann jene Völker und Staaten, welche moralisch und materiell jeder kriegerischen Tugend und Eigenschaft baar, waffenlos und entnervt, ungeübt und ungerüstet, dem barbarischen, aber kräftigen, streitbaren, waffengeübten, kriegs- und beutelustigen Nachbar preisgegeben wären und deren einziger Schutz der Sentenz eines ohnmächtigen Schiedsgericht, und einziger Trost das Bewußtsein wäre, die Friedenspredigten und Ermahnungen des Herrn Eliah Burritt à la lettre zu Herzen genommen und befolgt zu haben!

Nein, auch dem Abel rathe ich nicht allein wohl Waffe und Wall in Bereitschaft zu halten, sondern auch die Streitbarkeit, den Muth, die Unerschrockenheit in der eigenen Faust nicht erkalten zu lassen und mögen Eva's Töchter beflissen sein diese Eigenschaften im Herzen ihrer Beschützer lebendig zu

erhalten, das iſt das wahre, das einzige Mittel den Kain fern zu halten.

Hätte der erſte Kain den erſten Abel waffengerüſtet gefunden, wäre vielleicht dieſer erſte Mord auf dem Erdball unterblieben oder weiter hinausgeſchoben worden.

Der Kain wird Frieden halten, iſt der Abel ein tüchtiger, wehrfähiger, wohlbewaffneter, entſchloſſener Geſell. Das beſte Olivenblatt lautet daher: jedem Abel, als Menſch oder als Volk zuzurufen, rüſte dich, ſei gewärtig. Si vis pacem, para bellum, und der Feind wird es vorziehen Freund zu bleiben oder es zu werden.

Warum „General-Major“ und nicht lieber „General-Feldwachtmeiſter?“

Seit einiger Zeit tritt der volltönende, eigentlich herkömmliche alt kaiſerlich-öſterreichiſche Titel: „General-Feldwachtmeiſter“ in den Hintergrund, um jenem des General-Majors nach und nach zu weichen. Und doch iſt der Erſtere allein die Charge, die er anzeigt, in ihren Attributen bezeichnend, während der andere fremdartige nicht ein Mal in der Sprache und bei der Armee, von welcher er entnommen wird, in dieſer Bedeutung gilt. Die Franzoſen haben und hatten keine Generaux majors. Es iſt dieß nicht ein Mal eine in der franzöſiſchen Sprache bekannte Benennung. Wohl gibt es einen Major-General, gleichbedeutend mit unſerem General-Quartiermeiſter: (Berthier, Fürſt von Neufchâtel bekleidete zuletzt dieſe Charge beim Kaiſerheere. General Guilleminot

3. Febr. 1855.

bei jenem des Herzogs von Angoulême im Jahre 1823). Sonst gibt es nur den sogenannten Groß-Major bei den Regimentern, welches ein mit dem Administrations- und Adjustirungsgeschäfte beauftragter Stabsoffizier ist. Außerdem nennt man Major auch den Chef-Wundarzt; deßwegen weiß Niemand weniger als ein Franzose, was unser französischer General-Major bedeutet.

Der Wachtmeister oder Feldwebel (Maréchal des logis) verhält sich in der ursprünglichen Militärhierarchie zu seinem Hauptmanne, wie der Oberstwachtmeister zum Obersten und der General-Feldwachtmeister zum General-Feldmarschall. Dem General-Feldwachtmeister stunden dieselben Obliegenheiten in Bezug auf das Heer zu, wie dem Oberstwachtmeister im Regimente und dem Wachtmeister oder Feldwebel beim Fähnlein (Kompagnie oder Eskadron), hauptsächlich in Betreff der innern Dienstesordnung. Noch sehen wir die Spuren dieses Verhältnisses in den ähnlichen Vorschriften dieser Chargen bei Meldungen verschiedener Funktionen, bei Ausrückungen und andern Vorkommnissen des innern Dienstbetriebes. Ehemals stund über dem

Obersten nur der Feldmarschall; diesen befehligte der General-Feldmarschall oder Generaliſſimus (Connetable), später fand er seine Stellvertreter in den Feldmarschall-Lieutenants und General-Feldwachtmeisters, gleichwie der Oberst im Regimente seinen Oberstlieutenant und Oberstwachtmeister, der Hauptmann in der Kompagnie seinen Lieutenant und Wachtmeister oder Waibel (Feldwaibel, Feldwebel) ernannte. Der k. k. österreichische General-Feldwachtmeister äquiparirt in seiner deutschen Benennung mit dem noch üblichen französischen Maréchal de Camp und spanischen Mareſciallo di Campo, welche gewöhnlich Brigaden befehligen. (Bei der Infanterie hießen in Frankreich dieselben ehemals Mestres de Camp.) In Spanien ist der Brigadier eine Mittelcharge zwischen Oberst und Mareſciallo di Campo, hauptsächlich aus dem Grunde, weil die Obersten gewöhnlich nur Bataillone kommandiren und die Brigade wenigstens aus mehren derselben zusammengesetzt sein muß.

Es ist auch nicht einleuchtend, wenn man sich an die Benennung „General-Major" hält, warum man vom „General-Major" zum „General-Feld-

marſchall-Lieutenant" avanzirt, da doch ein Major eine höhere Charge bezeichnet als Lieutenant.

So viel uns bekannt iſt, wurden noch bis jetzt die Dekrete der Beförderung zum General-Feldwachtmeiſter unter dieſer Benennung ausgefertigt, und wir ſehen daher nicht recht ein, warum man von derſelben abgeht?

War es nicht ein ſchöner, wohlklingender Titel: „Sr. kaiſerlichen Majeſtät wohlbeſtallter Oberſter eines Regimentes zu Pferd und zu Fuß," und Wallenſtein's: „Sr. kaiſerlichen Majeſtät oberſter Feldhauptmann zu Fuß und zu Roß?" — Haben die Franzoſen an ihren Benennungen etwas geändert? Nein, ſie ſind ſich ſelbſt treu geblieben. Ob wir nicht wohl daran thäten, ſie darin nachzuahmen, wollen wir hier nicht weiter unterſuchen.

Einige Gegenbemerkungen über den Aufſatz: „Die Gegenſätze der Kriegführung in Italien und Ungarn.“

In dieſer, ſo wie in mehreren andern, den Kriegs in Ungarn beſprechenden Stimmen, hat uns die allgemeine Tendenz vorzuherrſchen geſchienen, als ſei dem Oberkommando des zur Bekämpfung der ungariſchen Rebellion beſtimmten Heeres der lange Aufenthalt in Buda-Peſt ſowohl, als der nicht gleich nach der Schlacht von Käpolna erfolgte Theißübergang zum Vorwurf zu machen. 8. Febr. 1853.

Der obbezeichnete Aufſatz trägt zu ſehr den Stempel gründlicher Sachkenntniß und unparteiiſcher Geſinnung, als daß man ſich nicht verſucht, ja gewiſſermaßen verpflichtet fühlen ſollte, da, wo man glaubt, mit dem in denſelben ausgeſprochenen Anſichten nicht übereinſtimmen zu können, dieſelben mit

größerer Aufmerksamkeit zu beleuchten und jener leidenschaftslosen Controverse zu unterziehen, aus welchen allein die Wahrheit geläutert, sich in der öffentlichen Meinung feststellen kann.

Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, in wie fern man aus politischen und sonstigen Gründen mit denen zu Gebote stehenden Mitteln unterließ, die siegreiche Unterwerfung des aufrührerischen Wiens durch die unmittelbare Vorrückung in das Innere von Ungarn zu krönen. Man mußte allerdings hier mehr die moralischen Potenzen im Auge halten, als sich mit der zeitraubenden Berechnung befassen, in wie fern eben die Mittel mit dem Zweck, — wie Kraft zur Last, — im Verhältniß stunden. Aber schon bei oberflächlicher Betrachtung leuchtet es ein, welche schwierige Aufgabe nach der gelungenen Bezwingung der Rebellion in Wien dem Oberbefehlshaber der Armee zu Theil ward, der einen Theil der disponiblen Kräfte noch zurücklassen mußte, und mit dem Reste in der vorgerückten Jahreszeit ein so ausgedehntes und an guten Verbindungslinien armes Land, wie Ungarn, und zwar in insurgirten Verhältnissen, erobern und besetzen sollte.

Daß dieſe Aufgabe, und zwar dennoch mit großen Opfern und Anſtrengungen plus der guten Jahreszeit, — 150,000 Mann kaiſerl. ruſſiſcher Truppen, — und der Ankunft krieg- und ſieggewohnter Kerntruppen aus Italien — (worunter drei vortreffliche, leichte Kavallerie-Regimenter, an denen die Armee in Ungarn ſo ſehr Mangel litt) — mit erprobten Führern gelöst wurde, beweiſet am beſten, wie ſchwierig, ja unlösbar ſie war, wenn man alle vorbenannten plus in minus verwandelt.

Hierauf wird freilich erwidert, eine ſchnelle Vorrückung über die Theiß gegen Debreczin hätte die Organiſation des Rebellenheeres verhindert, und die Revolution mit einem kräftigen Schlage erdrücken können. — Nun aber iſt in keinem Stande und in keiner Kunſt der Reim:

„Wer das Wenn und das Aber hat erdacht,
„Hat gewiß aus Häckerling Geld ſchon gemacht."

mehr paſſend, als für den Soldaten und in der Kriegskunſt. — Wenn alſo zugegeben wird, — was noch nicht bewieſen, — daß dieſer vorausgeſetzt günſtige Schlag, — entſcheidend geglückt wäre, ſo ſind dabei dennoch einige wohl zu berückſichtigende

Aber durchaus nicht in Abrede zu stellen. Denn angenommen, daß allerdings ein großer Theil der feindlichen Streitkräfte erst im Laufe des Winters gehörig ausgebildet, organisirt und disziplinirt worden sei, — so stund doch schon im Anbeginn des Feldzuges auch dem Feinde ein Kern geübter und tapferer Soldaten in den verführten Theilen der bereits übergangenen Nationaltruppen zu Gebote, und in dem bereits statt gefundenen Gefechte hatte namentlich die Kavallerie und Artillerie es bewiesen, daß man es mit nicht eben zu verachtenden Schaaren und Führern, — den Narren Perczel ausgenommen, — zu thun hatte. Die Tapferkeit der Hußaren und die Feldherrngabe eines Görgey wären werth gewesen, für eine bessere Sache zu glänzen, und sie hatten sich wohl als ungerathene, aber als ebenbürtige Kinder des kaiserlichen Heeres erwiesen.

Wer aber die Gegend zwischen der Donau und Theiß kennt, wo ein oder zwei Regentage, ein plötzlich eintretendes Thauwetter oder Schneegestöber jede Verbindung mit Fuhrwerk auf diesen endlosen Ebenen unmöglich macht, auf denen meilenweit kein Dorf Unterkommen — kein Wald Holz zum Lagerfeuer

— ja oft kein Brunnen Waſſer zum Tränken bietet, — der wird jedenfalls anerkennen, welche ſchwere Verantwortlichkeit der Führer eines Heeres auf ſich ladet, der in der ſpäten Jahreszeit, — in Front, Flanke und Rücken bedroht, — ohne Stützpunkte in ſeinen Flanken, — Komorn in Feindes Hand und das bedenkliche, kaum bezwungene Wien hinter ſich laſſend, — die Theiß überſchreitet, ſomit ſeine Operationslinie verlängert, während ſeine Baſis noch nicht geſichert iſt; — und dieß um ſo mehr in einem Falle, wie der vorliegende, wo Alles auf dem Spiele ſtand, und ein Unglücksfall die unabſehbarſten und entſcheidendſten Folgen herbeiführen konnte.

Was hätten alle Siege in Italien genützt, wenn das Heer in Ungarn jenſeits der Theiß durch irgend eine Elementarkataſtrophe heimgeſucht, vielleicht wie das franzöſiſche auf dem Rückzuge von Conſtantine, der Auflöſung nahe gebracht worden wäre? — Was hätte übrigens die gewagte Vorrückung genützt, wenn der Feind dem beabſichtigten Schlage ausweichend, ſich gegen Großwardein zurückzieht, und ſich nach Siebenbürgen kehrt? — Oder wenn er, wie er es ſpäter gethan, ſich theilt, und mit einem Theile ſeiner

Macht die letztere Richtung nehmend, den andern durch Oberungarn in das Granthal entsendet? — Man kann auch annehmen, daß es den Emissären der Revolution in diesem Falle wohl gelungen wäre, die am rechten Donauufer liegenden, von Truppen entblösten Comitate Weßprim, Stuhlweißenburg, die Gegend um den Bakonyerwald, ja vielleicht bis gegen Güns und Steinamanger hin zu insurgiren! Mit welchen Schwierigkeiten wäre dann auch sogar der Rückzug aus jenen entfernten Regionen im Winter verbunden gewesen! Nicht allein Constantine gibt ein warnendes Beispiel, sondern man erinnere sich, in welchen Zustand nur wenige Regentage nach der Schlacht von Dresden im Jahre 1813 das verbündete Heer versetzten, und man wird den Uebergang über die Theiß in jener Jahreszeit nicht mehr unbedenklich finden.

In der Theißgegend ist bei eintretendem Regenwetter jeder Pfad und Raum gangbarer, als der zwischen zwei tiefen Wassergräben sich fortschlängelnde, zehn Klafter breite und mehre Schuh tiefe Morast, den man Landstraße nennt. Ein leichter Wagen wird wohl zu solcher Zeit mit fünf oder sechs Pferden

zur Noth über Feld und Haide fortgeſchleppt, aber kaum vierfaches Ochſengeſpann könnte bei ſolchem Wetter nur einen Sechspfünder fortbringen. Sollte man ſich unbedenklich dem Wechſelfalle eines möglichen Elementarereigniſſes bei dieſen Umſtänden, nur des ſchnelleren, nicht des ſicheren Erfolges wegen ausſetzen, wo deſſen Mißlingen in jenem Augenblicke den furchtbarſten Rückſchlag mit ſich bringen konnte, für deſſen Gelingen aber vielleicht ſchon damals am politiſchen Horizont die ſichere Bürgſchaft für die nächſte Zukunft auftauchte?

Allerdings ſind auch unſere Vorausſetzungen nur auf das jedenfalls ſehr problematiſche Wort Wenn und Aber gegründet, welches wir jedoch mit demſelben Rechte als unſer geſchätzter Gegner in die Wagſchale der Probabilität glauben legen zu dürfen.

Noch eine Meinungsverſchiedenheit mit dem Verfaſſer der „Gegenſätze" erlauben wir uns hier zu bemerken, — nämlich über den Grundſatz: in einem Inſurrektionskriege, wo kein beſtimmtes Objekt vorliegt, ſei das natürliche Objekt der Feind ſelbſt.

Dieß iſt allerdings richtig, wo man einen ſolchen

Feind hat, der ſich finden läßt. Es iſt aber eben die eigenthümliche Natur eines Inſurrektionskrieges, daß der Feind überall und nirgends iſt, am allerwenigſten da, wo man ihn ſucht, und am allerſicherſten dort, wo man ihn nicht erwartet, — daß er verſchwindet, wenn man ihn zu ereilen hofft, und erſcheint, wo man ihn zu begegnen fürchtet. — Wellington lockte die Armeen Suchet's, Soult's und Marmont's bis an die Gränzen Portugal's, und während ſie dieſem ſich ihnen darbietenden Objekte nacheilten, ſtand Catalonien und Navara unter den Waffen, und während man in Andaluſien die Inſurrektion zu unterdrücken ſich bemühte, ſtand im Rücken Arragonien geharniſcht auf. — Das rückſichtsloſe Verfolgen Abd-el-Kader's, der die Franzoſen hinter ſich her lockte, während ſie dadurch ihre Kommunikationen preisgaben, hat ihnen trotz ſeiner Schwäche namhafte Verluſte und manche Schlappe zugezogen.

Der Inſurgenten-Feldherr, der ſich ausſetzt erreicht und mit einem Schlage entweder erdrückt oder vernichtet zu werden, verſteht die Natur ſeines Krieges nicht und hat deſſen Weſenheit nicht vollkommen aufgefaßt. Ein Muſter dieſer Kriegführung gibt uns

Zumala-Carregun, der ſeinen weit ſtärkeren Feinden immer ſo auszuweichen verſtand, daß er da, wo er erſchien, dennoch immer der Stärkere war, und nie — auch durch die Wahrſcheinlichkeit eines glücklichen Erfolges — ſich verleiten ließ, ſein Spiel auf eine Karte zu ſetzen.

Nur das Beſetzen der Nervenknoten eines Landes, wo die Fäden des politiſchen, kommerziellen adminiſtrativen Leben eines Landes zuſammenfließen, und wo dieſe ſich nicht darbieten, deren gewaltſame Zuſammenziehung an gewiſſen feſten Punkten, — deren beſtändige Verbindung durch zahlreiche mobile Colonnen im Verein mit zweckdienlichen, politiſchen und militäriſchen Maßregeln, Anwendung eiſerner Strenge, raſtloſer Thätigkeit und unermüdlicher Wachſamkeit kann nach und nach bei Inſurrektionskriegen einen günſtigen Erfolg ſichern; — nicht aber einzelne augenblickliche Entſcheidungen und glückliche Siege, welche der tauſendköpfigen Hydra wohl einen Kopf abſchlagen, ohne den andern zu berühren. Dagegen iſt eine Inſurrektion nicht aus dem Aermel einiger Wühler oder Schwärmer herauszuſchütteln, ſondern muß in allgemein wirkenden mächtigen Hebeln

ihren Grund finden, wie z. B. in Spanien und in der Vendée das tiefverletzte Religions- und Nationalitätsgefühl. — oder in Algier begeisterter Fanatismus! — In Italien z. B. stand uns wohl eine Revolution, — nicht aber eine Insurrektion im eigenthümlichen Sinne des Wortes gegenüber.

Den sehr interessanten und scharfsinnig entwickelten Bemerkungen des Verfassers der „Gegensätze" erlauben wir uns noch einen Zusatz beizufügen. Alle Waffen des kaiserlichen Heeres haben in den Feldern der Lombardie sowohl als auf den ungarischen Ebenen sich blutige Lorbeern gepflückt. Die Glanzrolle in Italien fiel dem Bajonnet, jene in Ungarn dem Reitersäbel zu. — die Artillerie reichte überall beiden die brüderliche, zur Entscheidung unentbehrliche Hand; so flochten sie zusammen den herrlichen Siegeskranz, der jetzt die dazumal verhöhnte schwarzgelbe Fahne krönt, und der Allen zusammen bleibt, ungetrübt und unbestritten:

„Nach all' der Müh' und all' den Schmerzen
„Das, wofür man sich hält in seinem Herzen!"

(Schiller's Wallenstein.)

Bei der Reiterei iſt der Einfluß und das Beiſpiel der Offiziere bei der Attaque entſcheidend, ſomit ihre perſönliche Tapferkeit, Waffenfertigkeit und Reitkunſt wichtige Faktoren für das Gelingen des Angriffes. Die franzöſiſchen Offiziere, namentlich der ſchweren Kavallerie, waren ſehr tapfer, aber ſchlechte Reiter und ſchlecht beritten; die preußiſchen Offiziere ſehr tapfer, gut beritten und im Allgemeinen vortreffliche Reiter, welches die ruſſiſchen Offiziere ſelten ſind; gut beritten, aber militäriſch ſchlechte Reiter ſind die Engländer. 11. Febr. 1855.

In der ungariſchen Campagne machten die Hußaren feſte Angriffe, aber der Mangel an guten tüchtigen Offizieren, welchem durch die zahlreiche Beförderung geweſener Unteroffiziere oder unerfahrner Studenten, Juraten und ſonſtiger Revolutions-Blüthen nicht abgeholfen werden konnte, war ſichtbar und ſie ſelbſt beklagten ſich darüber, indem ſie ſagten:

„Ja, hätten wir unsere alten kaiserlichen Offiziere gehabt, wäre es anders gegangen!“ — Ein Trompeter, der einen Parlamentär begleitete, welcher sich wundernd an den Vorposten äußerte, daß in dem Treffen am vergangenen Tage so viele kaiserliche Offiziere gefallen seien, — brummte ganz laut: „Das kommt daher, daß die kaiserlichen Offiziere immer voraus sind, die Unseren aber sehr oft hinten.“ — Montenuovo mit seinen Lombarden, des Regiments Kreß Chevauxlegers, Civalart- und Kaiser-Uhlanen, die Kürassier-Brigade Ottinger (Wallmoden und Hardegg, von den Ungarn „Az Ottingeri Mészárosok“ — des Ottingers Fleischhacker — genannt), lauter Regimenter, deren Offizier-Korps besonders ausgezeichnet waren, — bestätigen die Richtigkeit dieses Satzes.

Ed. hat erzählt, daß er bei einer Attaque einer Eskadron von Civalart-Uhlanen das Schlachtfeld mit todten und zwar fast alle lediglich durch Säbelhiebe und nicht mit Pikenstichen gefällte Hußaren bedeckt gesehen habe (etwa zwanzig Leichen). Beweis dessen, daß die Offiziere und Chargen, welche bloß mit Säbeln bewoffnet sind, beim Angriffe und während

der Verfolgung, auch am beſten beritten, ſtets vorne und am Feinde waren.

Eine furchtbare Attaque ſoll jene von Wallmoden-Küraſſiere bei Moor auf ein Bataillon des abtrünnigen Infanterie-Regiments Prinz von Preußen geweſen ſein, wo ohne Pardon niedergemetzelt wurde und Ed. noch ergriffen war, wenn er von den zerhauenen Köpfen und den zum Bitten um Gnade ausgeſtreckten zerfetzten Händen und Armen ſprach.

Der Beweis der Vortrefflichkeit der kaiſerlichen Reiterei iſt aber die Länge der Melées und die Hartnäckigkeit und Erbitterung der Reitergefechte, die nicht mit einem Choc endeten, ſondern ſich oft in minutenlange Einzelngefechte und endloſe Schwärmekämpfe verwandelten.

Ed. ſagt, daß außer bei Ofen und im Acſer Wald und bei Komorn, die Inſurgenten ihre Infanterie ſo wenig als möglich in das Gefecht zu bringen ſuchten. Bei Acs und Pußta-Herkely ſahen wir ſie ſelbſt und zwar brav. Waſa-Infanterie und rothbemützte Honved, durch FML. Herzinger angegriffen, bei dem der Pußta Czem. vorliegenden Kukurutzfeld. In Siebenbürgen ſollen auch die Szekler Infanteriſten

gut und ordentlich geſchlagen haben. Bem ſcheint auch überhaupt ein tüchtiger Mann, ausgezeichneter General aus der alten Schule, der viel auf Tisziplin hielt und ſie zu ſchaffen wußte, ein organiſirendes Genie geweſen zu ſein.

„Grau, Freund — iſt jede Theorie —
Doch grün des Lebens gold'ner Baum."

Es iſt eine natürliche Folge jeder veröffentlichten Anſicht, daß deren Vertreter ſich darauf gefaßt machen muß, mehr oder minder beachtenswerthe Gegner derſelben erſcheinen zu ſehen. Immer iſt aber Solches ein Beweis, daß man es der Mühe werth gehalten habe, dieſelbe zu bekämpfen und ſomit ſchmeichelhafter, als wenn man den Fehdehandſchuh unbeachtet am Wege liegen läßt. Uns hat ein ehrenwerther Opponent in Betreff eines aus dem dritten Faszikel unſerer „antediluvianiſchen Fidibusſchnitzel" im „Zuſchauer" eingerückten Artikels „über militäriſche Prüfungen" die Ehre angethan, dieſen Artikel in demſelben Blatte Nr. 68 vom vorigen Jahre eben ſo gemäßigt als anſtändig zu beſprechen. Die Art, wie dieſes geſchieht, bewegt

10. Febr. 1855.

uns, was wir sonst wohl nicht gerne uns erlauben, auf seine Kritik zu antworten, eben weil dieselbe den Stempel eines Charakters an sich trägt, von dem wir, wiewohl unbekannt, nicht mißverstanden werden möchten. — Wir ergreifen daher die Feder, freilich etwas spät, nicht eigentlich um zu entgegnen, sondern um uns zu erklären, da es offenbar ist, daß unser geehrter Herr Rezensent uns mißverstanden hat. Da dieses bei ihm der Fall gewesen ist, kann dieß um so mehr bei dem größeren, minder aufmerksamen Theil des lesenden, — zumal militärischen Publikums sein, und wir würden dieß um so mehr bedauern, als wir aus den Worten unsers Herrn Rezensenten bemerken, daß er uns eine Ansicht zuschreibt, gegen welche wir uns doch ausdrücklich verwahrt zu haben vermeinten, nämlich: als wäre man ein um so besserer Offizier, je unwissender man sei, als könne ein wissenschaftlich gebildeter Mensch kein guter Soldat sein, und als genüge zu diesem ein guter Säbel in tüchtiger Faust und ein gutes Roß zwischen kräftigen Schenkeln! Weit entfernt diesen Satz aufzustellen, haben wir geglaubt, in unserem Aufsatze den Nutzen und Werth wissenschaft-

licher Kenntniſſe ausdrücklich hervorgehoben zu haben, nur vermeinen wir, dieſelben genügten nicht, um die praktiſche Tüchtigkeit und Brauchbarkeit des Offiziers zu verbürgen. Wir haben aufmerkſam machen wollen auf die große Kluft, die noch zwiſchen Wiſſen und Können, — zwiſchen Wort und That liegt, eine Kluft, welche die jetzige Zeit, — nur zu ſehr zu überſehen geneigt ſcheint, eine Zeit, die auf Rednerbühnen und den Federkiel in der Hand zu ihrem eigenen Schaden die menſchlichen und ſtaatlichen Geſchicke zu leiten verſucht und in welcher man ſich allenthalben auf der Schulbank ſchon befähigt glaubte, nicht ſich examiniren zu laſſen, ſondern der ſelbſteigenen hohen Prüfung jedwede auch noch ſo hohe Autorität zu unterziehen. Iſt es ja doch ſo weit gekommen, daß mancher Doktor der Philoſophie vermeint, er hätte in ſieben Tagen eine ganz andere Welt zuſammenkonſtruirt als unſer Herr Gott ſelbſt, den er nur als Stümper in ſeinem Werke darſtellt. — In einer ſolchen Zeit müſſen wir Soldaten unſern Stand vor dem Übergewicht der Theorie über die Praxis freihalten. — Das wollten wir ſagen. — Charakter, Erfahrung, das ſind

eben ſo wichtige Faktoren bei Beurtheilung der Brauchbarkeit eines Offiziers als das Wiſſen. Folglich genügt eine wiſſenſchaftliche Prüfung nicht, dieſelbe zu erkennen oder abzuſprechen. — Wie man nun gar die Fähigkeit eines Generals prüft, das verzeihe uns unſer geehrter Herr Rezenſent, iſt uns nicht einleuchtend, es ſei denn auf der grünen Wieſe, — entweder proviſoriſch bei großen Waffenübungen oder bei dem Rigoroſum auf dem Schlachtfelde!

Unſer verehrter Herr Rezenſent führt die ſchöne Waffenthat des eben ſo tapfern als gelehrten Herrn Feldzeugmeiſters Baron Zach als Beweis an, daß man ein ſehr gelehrter und doch ſehr tapferer und brauchbarer General ſein könne! Haben wir das aber je geläugnet? — Es iſt aber die Frage, ob dieſelbe Waffenthat nicht auch gelungen wäre, wenn Feldzeugmeiſter Baron Zach eben nicht ſo gelehrt geweſen wäre, als er es war? Wir wollen unſerm verehrten Herrn Rezenſenten noch ein Exempel zu ſeiner eigenen Behauptung in der Perſon unſers eigenen ſehr werthen Freundes, des eben ſo tapferen als gelehrten, — und dieß will hier viel ſagen, — des

Herrn Feldmarschall-Lieutenants Hauslab liefern, dessen Kühnheit, Thatkraft und Entschlossenheit zu einem der schönsten Siege des Feldzeugmeisters Baron Haynau wesentlich beigetragen hat und durch das Theresienkreuz anerkannt worden ist. Und doch behaupten wir, daß es sehr gut war, daß unser Freund sich an diesem Tage eben so sicher und flink im Sattel als auf der Logarithmentafel fühlte, und als ein kühner und schneller Reiter seine Batterien eben so sicher vorführte, als er irgend eine mathematische verwickelte Frage aufzulösen vermochte. Bei dieser Gelegenheit glauben wir sogar, war die erstere Eigenschaft die wichtigere.

Wir haben nur das Recht auf die Beförderung, welches durch eine Prüfung geltend gemacht werden soll, in Abrede stellen wollen, da wir die Möglichkeit läugnen, durch dieselbe sich von der Befähigung des Competenten zu überzeugen. Der Offizier soll als Befehlshaber auftreten und wirken, sei es in kleineren oder größeren Wirkungskreisen; der Hauptfaktor bei Beurtheilung ist und bleibt der Charakter. — Kann man Verläßlichkeit, Besonnenheit, den richtigen Takt, den ein Abthei-

lungs-Kommandant gegen Untergebene und Vorgesetzte beobachten soll, und der sich wohl fühlen, nicht aber lernen läßt (und wenn man das Dienstreglement und alle Vorschriften auch auswendig weiß), bei einer Prüfung erkennen lassen? — Die Schule hat in unserer Zeit ohnehin über das Leben nur zu viel Übergewicht erlangt, mit Papier ist die Welt wie durch eine Sündfluth so überschwemmt, daß die That Mühe hat aus dieser Lava emporzukommen! Vermeint man nicht ohnehin nur zu leicht, eine Sache sei damit schon abgethan, weil sie geschrieben da steht, und glaubt man nicht oft Dinge, die man gelesen hat, als hätte man sie gesehen, bis man dann ad hominem vom Gegentheile überzeugt wird und ganz erstaunt erkennt, daß die papierne Welt himmelweit von der wirklichen verschieden ist! Ein bekannter Dichter warnt schon mit etwas trivialen aber kräftigen Worten, indem er sagt:

„Beherziget das Dictum vel scriptum,"

welches auf eines hinausläuft. Daher möge man den Soldatenstand, der so ausschließlich auf die That angewiesen ist, wenigstens von dem Pedan-

tismus des Katheders, von der trockenen Unfruchtbarkeit des Samums, der aus der Schulstube weht, frei halten. Laßt uns *lernen* — *streben*, aus der Geschichte vergangener Feldzüge Regeln für die möglichen Fälle, in welchen wir uns etwa in ähnlichen Fällen befinden könnten, zu abstrahiren, — laßt uns in deren Beschreibung Stoff zum ernsten Nachdenken über unseren erhabenen schweren Stand und dessen Pflichten sammeln, laßt uns in der Beschreibung geschehener Heldenthaten die Begeisterung schöpfen, welche uns befähigt, sie vielleicht einmal nachzuahmen, — laßt uns in dem Studium der mit dem Kriegshandwerk verwandten Hilfswissenschaften nützliche und interessante, vielleicht bei mancher vorkommenden Gelegenheit höchst willkommene Kenntnisse erwerben; — aber laßt uns nicht in dem Wahne uns erheben, daß irgend ein *Wissen* schon genüge, ein *Recht* da zu geben, wo nur die *That* erst beweiset, ob dasselbe gegründet ist.

Schreiber dieses erlaubt sich eine kleine Episode aus seiner eigenen Jugendzeit hier anzuführen. Derselbe war Lieutenant bei einem Regimente, in welchem der wissenschaftliche Unterricht sehr eifrig behandelt

und geübt wurde, außerdem ein Freund der Lektüre und in einer einsamen Winterstation ohnehin auf solche hingewiesen, hatte er in den Jahren 1816, 17, 18 die ganze Regiments- und seine eigene Privat-Bibliothek verschlungen. — Schells „leichte Truppen, kleiner Krieg" — die theoretischen Beiträge zum praktischen Unterricht im Felde, — Reichlin von Meldegg's Vorpostendienst, — der Guide de l' Officiers en Campagne, — Archenholz, Tempelhof, ja sogar Jomini waren in ihm in Succum und Sanguinem vertirt, Plotho und Koch bekannt wie dem Geistlichen sein Brevier *). Dazu kam noch,

*) Clausewitz und Müffling waren noch nicht erschienen um uns zu belehren, daß man eigentlich die Sache im Jahre 13 und 14 ganz falsch angegriffen habe, und man füglich ohne uns Österreicher viel leichter und schneller zum Ziele, nämlich nach Paris gekommen wäre; — schade, daß sie diese Ansicht nicht beim Ausbruch des Feldzuges schon so klar dargestellt haben, wir hätten uns dann viel edles Blut ersparen können; nun, mag das Werk geschickt oder ungeschickt angegriffen worden sein, Gott hat seinen Segen dazu gegeben — es ist gelungen — und an dem Übrigen liegt nichts, meinte nach dem Siege Fürst Karl Schwarzenberg, unbekümmert um den Tadel der Leute, die vor der Leipziger Blutschlacht es doch nicht gar so leicht gefunden hatten, den Soldatenkaiser, den Schlachtengott zu besiegen, der

daß besagter Schreiber dieser Zeilen leider auch schon damals zuweilen selbst von der grasirenden Schreibwuth um so mehr befallen war, als in den einsamen Landstationen manche andere Zerstreuung abging. Zahllose Ausarbeitungen und Themata, ganze Dispositionen für Armeekorps und Armeen wanderten zum löblichen Eskadrons-, Divisions- und Regimentskommando und von da zuweilen belobt, — wohl schwerlich gelesen, — wieder zurück in die Mappe des Verfassers! —

Beim Ausbruch des Feldzugs 1821 gegen Neapel wurde derselbe als Oberlieutenant zu einem Hußaren-Regimente befördert und rückte auf dem Marsche ein. Ueber Bologna, Florenz, Rom ging der Zug, schwelgend in der Freude der neuen

---

einen und zwar was für einen Kopf, und hunderttausend tapfere Arme besaß, während ihm gegenüber zwar auch viele Arme, aber leider eben so viele und darunter auch was für — Köpfe, standen. — Wahrlich es bedurfte ein pflichtgetreues, — pflichtergebenes, gottvertrauendes Herz, wie jenes des Oberbefehlshabers, Feldmarschalls Fürsten Karl Schwarzenberg, um da nicht unter der Wucht der aufgelegten Last verzweifelnd zu unterliegen und die Aufgabe zu Ende zu führen!

kriegeriſchen Thätigkeit, endlich entronnen dem einförmigen Garniſonsleben, träumend von herrlichen uns erwartenden Kämpfen und Abenteuern trabten wir über die Appeninnen, bewunderten das herrliche Florenz, begrüßten St. Peters Dom, rückten immer weiter in die Abruzzen und bezogen endlich ein Lager unweit von St. Germano, uns gegenüber ſtand der neapolitaniſche General Carascoſa mit zwanzig Tauſend Mann. Als es Abend wurde, leuchteten von den Bergen die zahlreichen feindlichen Lagerfeuer durch die Regenſchauer und Nebel, welche der unfreundliche Märzwind vor ſich hertrieb. Die meiſten Offiziere der Diviſion hatten ſich, in die weißen Mäntel eingehüllt, um ein loderndes Feuer bei der Standartwache gelagert, als der bei dem detachirten Diviſions-Kommando Qua-Adjutantensdienſte leiſtende Wachtmeiſter E. ſich nahte, nachfragend, da über den Anzienitäts-Rang zweier anher transferirter Herren Offiziere Zweifel obwalteten, wer denn der älteſte Oberlieutenant ſei, da an demſelben die Tour ſtände mit ſeinem Zuge die Vorpoſten zu beziehen. Es fand ſich, daß der Schreiber und Verfaſſer der belobten Themen an der Tour war.

Es wurde aufgeſeſſen und mit dem Zug abgeritten, der Herr Oberlieutenant ſolle einſtweilen nur die Poſten aufſtellen, der Herr Oberſtwachtmeiſter würde dann ſchon kommen, dieſelben zu viſitiren, und immer näher ging es in der immer dunkler werdenden Nacht den feindlichen Wachtfeuern zu! — Alſo zum erſten Mal auf Vorpoſten, und da drüben bei dieſen Feuern der Feind, — ein wirklicher Feind, nicht wie bei den Feldmanövern, bei der Concentrirung oder im Marchfelder Lager ein nur als Feind maskirter ſehr guter Freund, — nein, einer, der kapabel wäre, wirklich einen Ueberfall oder, indiskret genug, ſonſt eine nächtliche Ruheſtörung zu verſuchen! Hic Rhodus, hic salta! Jetzt, würdiger Schell, edler Reichlin, hilf! — Du, — wohlerlernte Vorpoſten-Schule in 126 Fragen und Antworten, bleibe meinem Gedächtniſſe die letztere nicht ſchuldig! Des alten Gomez Terrainlehre erleuchte mich, und hilf mir in dieſem Nebel und Dunkelheit, in welcher ich kaum zehn Schritte vor mich ſehe, mich auskennen! Mit jedem Schritte war mir bänger und bänger, — wo die Vedetten hinſtellen? einfache oder doppelte? wo den Soutien-Poſten? welche Wege beachten? welche abpatrouilliren?

O Gott der Heerſchaaren! beſchütze den Einfältigen, denn ein ſolcher bin ich geworden, und habe rein vergeſſen, was ich ſeit vielen Jahren in Erwartung des gegenwärtig nun wirklich erſchienenen Moments gelernt, geleſen und gebüffelt habe! —

Aber der Gott der Heerſchaaren erhörte mich und ſchickte mir einen Schutzgeiſt oder rettenden Engel. Selber ritt neben mir in Geſtalt eines alten, noch aus dem Türkenkrieg ſtammenden Korporalen, — Vaida Janos war der Wackere geheißen. — „Es iſt wohl nicht das erſte Mal, mein lieber, alter Vaida, daß Sie auf Vorpoſten kommen?“ ſagte ich herablaſſend lächelnd, aber mit innerſter Seelenangſt meine Verlegenheit zu verrathen! — Weiß Gott, nicht das erſte Mal! antwortete er, das erſte Mal war's bei Fokſan, noch gegen die Türken. Bin auch geſtanden bei Landrecy gegen die Carmagnol — und franzöſiſche Küraſſierreiter haben auf mich geklopft bei Landshut, und auch gegen Koſaken bin ich geſtanden anno 1812 in Polen, wie ich noch war bei Kaiſer-Hußaren, und nachher wieder gegen Franzoſen in der Leipziger Schlacht und nachher unterm Würtemberger Kronprinz in Frankreich, hab' ich auch über

fallen französische Chasseurs, gefangen zwei Offiziere und 30 Mann, wofür ich bekommen goldene Medaille! — Ich kann nicht sagen wie beruhigend die Nähe des alten erfahrenen Kriegers mir wurde, meine ganze Bibliothek zusammen gab ich gern für jedes Wort aus seinen bärtigen Honiglippen! „Wie kommt es," meinte ich weiter, „daß Sie als so ein alter verdienter und erfahrener Unteroffizier noch nicht zum Wachtmeister befördert wurden?" Ob der Mann erröthete oder nicht, ich weiß es nicht, da es finster war, aber er murmelte mit einer Art Verlegenheit, — bin schwach im Lesen und Schreiben, — bin noch Korporal worden vor Zeiten, wie man noch nicht hat verlangt, daß Korporal muß fix sein mit Feder, kann nicht abgeben gutes Wachtmeister! — Das ist mein Mann, dachte ich, der hilft mir aus der Patsche! — „Nun ja," fuhr ich fort, „zum führenden Wachtmeister freilich nicht, aber es gibt Gelegenheit, wo auch ein nicht schriftkundiger aber sonst einsichtsvoller, erfahrener und verlässiger Unteroffizier verwendet werden kann, wenn er nur aus seinen Erfahrungen den gehörigen Nutzen gezogen hat. Nun sag' Er mir seine Ansichten, wie er in dem vorliegenden Falle

ſeine Poſten ausſtellen würde? Genire Er ſich nicht! ich werde ihn ſchon belehren, wenn Er ſich irren ſollte." — Werde mich nicht unterſtehen! — „Unterſtehe Er ſich nur darauf los!" — Alſo werde ich doppelte Vedette ſtellen da am Weg unterhalb Anhöhe. — „Warum unter der Anhöhe, hätte doch geglaubt oben ſollte ſie ſtehen?" — Bitte um Entſchuldigung, aber weil is Nacht, ſieht man beſſer von unten hinauf als von oben herunter. — „Ganz richtig, mein lieber Vaida, wollte ihn nur prüfen. Und den Soutiens-Poſten, wohl hier vor der Brücke?' — Muß unterthänigſt bitten, glaube beſſer, wenn Brücke iſt nicht hinter uns, wenn müſſen wir fortreiten, iſt ſchlecht über Brücke reiten, wenn Feind aber will herüber, können wir ihn attaquiren und in Waſſer ſchmeißen! — „Ganz recht, lieber Vaida, ich ſehe ſchon Er iſt ein verläſſiger, brauchbarer Unteroffizier, werde nicht ermangeln hohen Orts ſeine Verwendbarkeit beſtens anzuempfehlen." — Und ſo ſtellten wir unſere Vorpoſtenlinie aus. Nach einigen Stunden kam mein Kommandant in Begleitung des Generalen G., der die Vorpoſten kommandirte und viſitirte. Nach geſchehener Abreitung gaben beide Herren mir ihre

beſondere Zufriedenheit über die zweckmäßige Aufſtellung der Poſten, die eben ſo viel Sachkenntniß als Vorſicht verrathe, zu erkennen, mit dem Bemerken, der General ſei gefliſſentlich herausgekommen, da er erfahren, daß ich noch ein junger, wenig erfahrener Offizier ſei, um ſich zu überzeugen, wie ich wohl meine Aufgabe gelöst haben würde. Er ſehe mit Vergnügen, daß meine Inſtruktion mir die Mittel an die Hand gegeben habe, das zu erſetzen, was mir an Erfahrung abgehe! — O, Vaida, ſei geſegnet! Bei der Prüfung wärſt Du ſicher durchgefallen, aber in meinem Andenken biſt Du braver, alter Kerl alle Jahr um einen Grad avancirt, gerade weil ich von Jahr zu Jahr mehr gelernt habe einzuſehen, daß es weit leichter iſt: „ſchreibkundige Wachtmeiſters“ zu finden als auf Leute Deines Kalibers zu ſtoßen, die aus der Noth helfen, und dann beſcheiden ſchweigen, und in ſtiller Selbſtverläugnung geduldig abwarten, ob man ſie anerkennt oder nicht!

Einem Kameraden, ebenfalls ein junger unerfahrener Offizier bei den Jägern, wurde Tags darauf die Aufgabe zu Theil, in dem ſehr coupirten Gebirgsterrain dem Feinde gegenüber ſeine Vorpoſten auf-

zuſtellen. Auch ihm gelang es vortrefflich. Er wurde vom Feinde angegriffen, wies ihn aber glücklich zurück, was er beſonders ſeiner zweckmäßig gewählten Aufſtellung zu verdanken hatte. Er hatte aber keinen Vaida bei ſich, und ſo viel ich aus unſerer alten Bekanntſchaft wußte, auch weder den Schell noch den Archenholz, vielmehr das Büchlein von den vier Damen und dem Herzkönig geleſen. Dagegen war er ein paſſionirter Jäger. Auf meine Frage, wie er es denn ſo gut getroffen habe, meinte er, das ſei keine Kunſt. Er habe ſich vorgeſtellt, er ſei auf der Jagd, habe alle Wechſelſtege, wo das Wild kommen kann, beſetzt, — und wäre um ſo weniger einem Ueberfall ausgeſetzt geweſen, da doch Menſchen bei Weitem nicht ſo ſchlau und unbemerkt ſich nähern könnten, als das Wild! „Die hätten früher aufſtehen müſſen um mich zu überrumpeln, mir, dem nie ein Fuchs unbemerkt angeſchlichen iſt!“ — Der Mann hatte über mich noch das glückliche Selbſtvertrauen voraus, er war nebſtbei heimiſch in Wald und Buſch, auf Klippe und Fels, er hatte aber keinen Gomez, keinen Archenholz, keine Elemente der reinen und angewandten Taktik geleſen!

Wenn aber unſer Herr Rezenſent glaubt, wir wollen behaupten, jener Kamerad und der brave Vaida ſeien deswegen brauchbare Vorpoſten-Kommandanten geweſen, weil ſie nichts geleſen hatten, — ſo verſteht er uns falſch, ſie waren es, obzwar ihnen die wiſſenſchaftliche Bildung abging, und erſetzten deren Mangel durch praktiſche Erfahrung oder natürliche Intelligenz. Bei einer Prüfung aber hätten dieſe Eigenſchaften z. B. hinter unſern Schulkenntniſſen zurückſtehen müſſen, folglich dieſelbe nicht das gehörige Reſultat, den Vorzüglichen zu erkennen und zu würdigen, ergeben.

Was Generäle und höhere Anführer betrifft, ſo kann man ſehr gelehrt und ein ſchlechter, ungelehrt und ein guter, — am leichteſten ein zugleich ungelehrter und ungeſchickter General ſein. Unter den franzöſiſchen Marſchällen war Suchet ein ſehr gebildeter und glücklicher, Ney ein ungebildeter, tapferer und glücklicher, Marmont ein in allen Zweigen des Wiſſens ſehr unterrichteter und doch im Ganzen nicht glücklicher, Victor et Mac-Donald gebildet und tapfer, Angereau unwiſſend, roh, aber unternehmend und glücklich, Soult, Maſſena, beſonders Davouſt ohne eigentliche

Bildung, aber mit besonderen Feldherrngaben ausgestattet; — vor einem Examen ist keiner von ihnen gestanden.

Lamorciere, den wir in Afrika kannten, ist ein Zögling der politechnischen Schule. — ist ein Achill im Kampfe, glänzend kühn, — obzwar er die Logarithmentafeln versteht so gut wie einer. — Beweis, daß auch in unsern Augen man ein Held, und zugleich ein vortrefflicher Mathematiker sein kann, aber auch letzteres allein ohne ersterem, und nur über letzteres gibt die Prüfung Zeugenschaft ab. *)

*) Unter den Persönlichkeiten, welche ohne vorhergegangener praktischer Uebung oder auch nur theoretischer Vorkenntnisse schnell eine besondere Befähigung zum Feldherrn entwickelt haben, steht in unserer Zeit beinahe einzig Cabrera da. — Er hätte drei Jahre bevor er als Sieger bei Morella den Doktorhut als General gewann, höchstens ein Examen als Seminarist bestehen können, und wir bezweifeln, daß auch dieses glänzend ausgefallen wäre. Aber er wußte zu befehlen, — zu begeistern, — und sein schneller und richtiger Ueberblick des Terrains, seine treffende Auffassung der Verhältnisse, seine rasche Entschlossenheit, seine verwegene persönliche Tapferkeit, waren Eigenschaften, welche seine theoretischen Kenntnisse reichlich ersetzten, welche er in einer Kadeten- oder Junker-Akademie zu studiren versäumt haben mochte. Aber nicht, daß er auf dem Schlachtfelde seine

Unſer verehrter Herr Rezenſent meint, weil der General ſelten in die Lage käme ſeinen Säbel zu gebrauchen, ſei der Werth, den wir auf Roß und Säbel ſetzten, übertrieben. Wir glauben aber, daß der Reiter-General, der als Lieutenant, als Rittmeiſter, ja ſogar als Oberſt nicht auf ſein Roß und ſeinen Säbel getroſt vor jedem Zuſammenſtoß geblickt hat, — der nicht mit Luſt und Freude das erſte getummelt, den andern geſchwungen hat, — wir glauben, daß dieſer General trotz aller Kenntniſſe, und ſollte er auch den ganzen Bismark auswendig

---

Schaaren gegen kampfgeübte, geſchulte, auch tapfere Truppen zum Siege führte, verdient die große Bewunderung, welche uns wenigſtens ſeine beſondere Gabe einflößt. — zu organiſiren, zu disziplíniren, kurz ſich ein Heer aus zuchtloſen, ungeregelten, unerfahrenen Banden und Haufen zu ſchaffen, welches er mit glänzendem Erfolg den Armeen der Königin entgegenführte. — Er beſaß aber einen vorzüglichen Scharfblick um ſich jene Werkzeuge und Organe aus ſeinen Umgebungen zu wählen, welche dazu geeignet waren ſeinen Willen zu begreifen und ihn in's Werk zu ſetzen, — und das zu erſetzen, was ihm an theoretiſchen Kenntniſſen gebrach, ſeine Gedanken lebendig in Fleiſch und Blut zu verwandeln. So ſtand der Anfangs unbeachtete Cabecilla, der Kommandant einer unbedeutenden Guerilla, nach zwei Jahren an der Spitze eines aus vier Armeedivíſionen beſtehenden,

kennen, an der Spitze von vier Küraſſier-Regimentern ſich nicht am rechten Ort befinden wird, trotz aller perſönlichen Unerſchrockenheit. — Wenn man, verehrter Herr Rezenſent, uns auf unſern Heldenmarſchall hinweiſet, der allerdings bei Cuſtozza und Novara nicht ſein wirkliches Schwert gezückt hat, ſo kann ich ihm verſichern, daß gerade der Feldmarſchall als Oberſt von Albert Küraſſier berühmt wegen ſeiner Reiterei und der Ausbildung war, welche er in ſeinem Regimente der Reitkunſt bei Offizier und Mannſchaft zu geben wußte. Auch ſpäter

---

mit Artillerie und Reiterei ausgeſtatteten, bereits kampferprobten und bald ſieggewohnten Heeres. Er hatte ſich ſogar reitende Artillerie, Belagerungstrain, auch einen Generalſtab geſchaffen. Selten trügte ihn ſein richtiger Blick bei dem erſten Zuſammentreffen, um zu erkennen, ob er den Betreffenden verwenden könne. Nur einmal iſt uns bekannt, daß er ſich bei einem ſehr tüchtigen, kenntnißreichen und braven fremden Offizier, der ihm ſeine Dienſte als Genie-Offizier antrug, täuſchte, und zwar weil derſelbe mit Brillen auf der Naſe vor ihm erſchien. — Al demonio estos Litteratos, rief er ihn verabſchiedend, bereute aber oft ſpäterhin ſich damit eines ſehr brauchbaren Offiziers beraubt zu haben. Dagegen wußte er bald zu erkennen, was er an dem eben ſo tapfern, als wiſſenſchaftlich gebildeten und kriegserfahrenen Oberſt Rahden für eine treffliche Aquiſition

während seiner Anstellung in Ofen galt der jetzige Feldmarschall als ein ganz besonderer Reiter und Pferdekenner. Der Kavallerie-Oberst, den unser Rezensent ob seiner Unwissenheit: „was Shrepnels seien," anführt, wird vielleicht, wenn er sie, was ja ohnehin man mag die Bekanntschaft wünschen oder nicht, auf dem nächsten Schlachtfelde geschieht, — kennen lernt, schneller und sicherer die zweckmäßigste Bewegung wählen, um sein Regiment deren verderblichen Wirken zu entziehen, als jener, der seit deren Erfindung sich mit diesem lieblichen Produkt menschenfreundlichen Scharfsinns beschäftigt hat.

Grau, Freund — ist jede Theorie, —
Doch grün des Lebens gold'ner Baum.

---

gemacht hatte, und trotz der in Spanien herrschenden Abneigung gegen Fremde und dem erklärbaren Neide, mit welchem man in jedem Heere deren Beförderung und besondere Auszeichnung ansieht, — überhäufte er diesen ausgezeichneten Offizier mit allen Beweisen seiner besonderen Freundschaft und Zutrauens, verschaffte ihm die Beförderung zum Brigadier, übergab ihm die Leitung des Genieweſens und die Organisirung der Artillerie, welch' letztere namentlich bei der Belagerung von Montalban reichliche Früchte trug. Leider wurde des tapferen Rahden thätiges Wirken durch eine schwere Verwundung unterbrochen, — welche ihn im Laufe des Feldzugs 1839 kampfunfähig machte.

Und eigentlich ergibt es ſich, daß wir und unſer Herr Rezenſent einerlei Meinung ſind. Wir ſind überzeugt, daß auch er jene Eigenſchaften, die wir am Offizier loben, nicht im Ernſte herabſetzt, — eben ſo wenig als wir das Wiſſen verachten. Daß aber dieſes nicht genügt, — daß es nur den zweiten Rang bei Beurtheilung der Vorzüge eines Offiziers einnimmt, — weil unſere Poſtulaten zuweilen auch ohne Wiſſen, nicht aber umgekehrt das Wiſſen ohne jene ein günſtiges Reſultat zu geben vermögen. Man erziehe Offiziere, und dann ſind die Kenntniſſe, welche ihnen beigebracht werden ein weſentlicher Theil, aber immer nur ein Theil dieſer Geſammterziehung. Faſt möchten wir noch hinzuſetzen es käme dabei mehr darauf an, wie als was die Zöglinge dabei lernen. — Man lernt fechten, nicht eben weil man vorausſetzt in die Lage zu kommen einmal ſich das Plaiſir zu geben Jemanden niederzuſtechen, ſondern um ſeine Muskeln und Glieder zu ſtärken und auszubilden. So iſt es wohl auch mit den meiſten Kenntniſſen und Wiſſenſchaften. Mögen die mühſam einſtudirten Paragrafe denn auch in ſpätern Jahren der Vergeſſenheit anheimfallen; der

Nutzen, den Denkkraft, Herz und Geiſt von dieſer pſichiſchen Gymnaſtik davon trugen, bleibt unbeſtreitbar. Kann der Mann, der vor dreißig Jahren ſeinen Tacitus in der Taſche trug, jetzt auch nicht des Lexikons entbehren, um eine lateiniſche Urkunde zu entziffern, ſo iſt deſſen ohngeachtet ſein Geiſt mit dem Kern der römiſchen Virtus, — Männlichkeit, geſtählt. — Iſt auch Mancher jetzt kaum mehr im Stande eine höhere Gleichung aufzulöſen, und hapert es ſogar beim Ausziehen einer Kubikwurzel, als gälte es einen Zahn ausziehen, ſo läßt ſich doch nicht läugnen, daß die ſtrenge mathemathiſche Denkweiſe dem ganzen Geiſtesvermögen und der Denkprozedur ihre Form eingeprägt gelaſſen hat, — iſt man auch ſpäter verlegen die Regel der Sintax anzugeben nach der man richtig ſchreibt, ſo bleibt doch in Wort und Gedanke die Deutlichkeit und Klarheit, welche zur zweiten Natur geworden iſt, und vor Allem hat man irgend etwas gut und gründlich, und nicht blos als Gedächtniß-Uebung gelernt und erlernt, ſo weiß man ſpäter jeden fremden Gegenſtand beim rechten Stiel anzupacken und dem eigenen Faſſungsvermögen anzueignen. Vor allem werde der Trieb

zur Vervollkommnung, — und somit Beschäftigung. — Bedürfniß. — Aber man finde auch hier mehr Befriedigung in der Thätigkeit selbst, als in deren Resultaten Stoff zum Eigendünkel, und erwarte den Augenblick, wo die erworbenen Kenntnisse die Probe der That überstanden haben, um sie als Anspruch geltend zu machen.

Nur zwei Wissenschaften haben wir (die wir auch ohne Ruhm zu melden cum eminentia aus denselben geprüft worden), deren Nutzen weder im Soldatenstande noch im Privatleben uns je eingeleuchtet hat. Es ist Natur- und Völkerrecht. Aus Ersterem ist uns nur die Wahrheit evident geblieben, daß ohne Religion und ohne Gendarmerie immer der Stärkere Recht behält, und das Naturrecht eigentlich besser das natürliche Unrecht hieße. Im Jus gentium kamen wir auf die Bemerkung, daß dasselbe ganz dem Jus canonicum, nämlich dem Rechte der Kanonen untergeordnet und von ihm abhängig sei, — weßhalb wir die auf diese Studien verwendete Zeit und Mühe noch bis auf den heutigen Tag bitter bereuen, und mit mehr Selbstbefriedigung sogar auf die Erlernung der in dem neuen Abrichtungs-Reglement

jetzt außer den Gebrauch gekommenen Chargirgriffe zurückdenken. Mit herzlichem Gruße nehmen wir von unserm Herrn Rezensenten Abschied, und danken ihm für die freundschaftlichen und schmeichelhaften Worte, mit denen er seine, von uns wohl beachtete Erwiderung (wovon ihm diese Zeilen den Beweis liefern) beginnt. Jedenfalls haben wir beide einen gemeinschaftlichen Zug. — Wir meinen es beide gut und ehrlich, — das läßt sich heut zu Tage auf den Turnierplätzen der Feder nicht überall und nicht von allen Kämpen sagen! —

Feldmarschall Fürst Schwarzenberg.

10. März 1855.

Mehrere Jahrzehnte sind bereits seit den napoleonischen Riesenkämpfen verflossen und die meisten Persönlichkeiten, welche in denselben vorgeleuchtet, sind geschieden aus unserer Mitte, hinabgestiegen in das Schattenreich, und ihre Namen gehören nur noch der Geschichte an. Diese aber muß ihre Data aus den Stimmen der Gegenwart suchen, und es ist Pflicht der Zeitgenossen, diese, nach Maßgabe als Leidenschaften und persönliche Rücksichten verhallen, so viel als möglich zu berichtigen. Dieß geschieht oft spät, auch dann nur großentheils unvollkommen, und ist oft erst der Nachwelt, welche nur später an das Tageslicht kommende Quellen entdeckt und benützt, vorbehalten. Insbesondere bei Feldherren ist dieß der Fall. Ueber Tilly und Wallenstein — über den

großen Eugen und den Helden Daun, den man ob seines Zauderns verhöhnte, und dem man doch die Tage von Kollin und Hochkirch zuschreiben muß — stellen sich erst jetzt geläuterte Beurtheilungen fest; — über den genialen Suwarow, den Sieger von Novi und Erstürmer des St. Gotthardt, ist noch lange nicht alles Rühmliche gesagt, was seinen Heldenthaten zukommt.

Der Feldmarschall Fürst Schwarzenberg, der Leiter der verbündeten Heere im napoleonischen Kampf, theilt dasselbe Loos. Ob zwar der Erfolg sein Beginnen mit den glücklichsten und glänzendsten Resultaten krönte, blieb er doch dem Tadel preisgegeben. Vor der Schlacht von Leipzig erwartete man nur mit größter Bangigkeit den Ausgang eines großen allgemeinen Zusammenstoßes mit der gesammten napoleonischen Heeresmacht. Nach deren glücklichem Erfolg sah man wieder ängstlich dem Uebergang über den Rhein — und endlich nach demselben dem schweren Kampf in Frankreich, wo der Kriegerkaiser mit seinen alten, kriegsgeübten, einst so sieggewohnten Banden wie ein anderer Antäus auf kraftgebendem, sicherm Boden stand, entgegen;

als aber zuletzt, und zwar unter des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg unmittelbarer oberster Leitung, der Krieg beendigt und der Friede in Paris geschlossen war, fanden sich viele, die behaupteten: man hätte das Ganze füglich viel besser führen und leichter sowohl als schneller zu Ende bringen können. Man riß und zupfte an den Lorbeeren des Feldmarschalls, jeder pflückte sich beliebig ein Blatt desselben ab, bis davon nichts übrig blieb, als ein dürrer Zweig. Der Marsch auf Paris, der Uebergang über den Rhein, die Leitung der Schlacht von Leipzig selbst, wurden anfangs nur leise als nicht von ihm ausgehend, später als direkt gegen seinen Willen zum Glück und Frommen des Ganzen durchgesetzt, dargestellt; und Jomini, Butturlin u. a. m. bemühten sich den Namen des Fürsten entweder zu verschweigen, oder auch denselben eben nur mit den ungünstigen Ereignissen in Verbindung, bei den glänzenden Erfolgen aber andere in den Vordergrund zu bringen. So lange die Waffengefährten selbst, der hochherzige Kaiser Alexander, der biedere ritterliche Feldmarschall Blücher lebten, sprachen sich diese Meinungen vorsichtiger und zurückhaltender aus. Diese

Persönlichkeiten bedurften keines erborgten Glanzes — sie hatten am eigenen genug, und Schmeichelei wäre ihnen als Hohn erschienen. Als aber auch diese Zeugen und Mitkämpfer hinabgestiegen waren, gab es keine Rücksicht mehr zu beobachten. Das Streben, die Mitwirkung Oesterreichs und somit auch die eines von dort ausgegangenen Feldherrn zu verkleinern und in den Hintergrund zu stellen, trat von allen Seiten hervor, und hat sich vornehmlich in dem, zahllose Unrichtigkeiten enthaltenden und von irrigen Ansichten strotzenden Werke Danilewski's kundgegeben. Daß nicht anfänglich viele, jetzt schon als Thatsachen anerkannte irrige Ansichten und Behauptungen berichtigt und auf den wahren Thatbestand zurückgeführt worden sind, lag, nebst mehreren andern Ursachen, in der Gleichgültigkeit, mit welcher der Feldmarschall auf seinen Antheil an der Ruhmeskrone verzichtete. Zufrieden mit seinem Bewußtsein, erschöpft von der physischen und geistigen Anstrengung, ging er heim zu seiner Gattin und seinen Kindern, und „pflanzte und pflegte seine Bäume," wie Prokesch sehr richtig sagt — und endlich hinab in das Grab, unbekümmert um Lob oder Tadel nach gethaner guter

Arbeit. Ob es aber uns, seinen Landsleuten, Waffengenossen, vornehmlich aber seinen Söhnen erlaubt sei, diese Gleichgültigkeit zu theilen, ist eine andere Frage.

Es dürfte uns nicht schwer fallen, aus authentischen Quellen manche, die Ereignisse der Kriegsjahre 1812 bis 1815 betreffende Ansichten und Meinungen zu berichtigen und in einem ganz verschiedenen Licht darzustellen, als dies bis jetzt geschehen ist, wenn nicht die Abneigung gegen jeden Federkrieg und noch andere mannigfaltige Rücksichten uns bis jetzt noch die Hände und Feder gebunden hielten. Wir können aber nicht leugnen, daß wir durch die vielen, offenbar ungünstigen Stimmen, welche sich gegen den Sieger von Leipzig und dessen Wirksamkeit in den Jahren 1813 und 1814, und zwar insbesondere in Deutschland erhoben haben, oft schmerzlich berührt und verletzt worden sind. Namentlich ist dieß noch kürzlich, als uns Rottecks und Welckers Staatslexikon, Supplement, zehnte Lieferung, Leipzig 1847, S. 637, zu Handen gekommen ist, der Fall gewesen. Es sei uns daher erlaubt, wenigstens in diesem Fall den Worten, mit welchen in diesem Werke des Feldmar-

schalls erwähnt wird, eine andere, und wir zweifeln nicht, wenigstens eben so gewichtige und anerkannte Stimme entgegenzusetzen; der unparteiische Beurtheiler mag alsdann mit sich selbst zu Rathe gehen, welchen von beiden er ein entscheidenderes Gewicht über die Persönlichkeit des Feldmarschalls Fürsten Karl Schwarzenberg und dessen Wirksamkeit in dem Kampf gegen Napoleon beimessen will.

Schreiben des Generallieutenants von Gneisenau an den Feldmarschall Fürsten Karl zu Schwarzenberg:

Durchlauchtigster Fürst! Gnädigster Fürst und Herr! Bei Ew. Durchlaucht beschleunigter Abreise von Paris mußte ich des Glückes entbehren, mich von Ew. Durchlaucht beurlauben und Höchstdenenselben noch meine Verehrung bezeugen zu können, sowie Höchstihnen für die huldvolle Behandlung zu danken, womit Ew. Durchlaucht mich stets haben beglücken wollen. Das dankbare Andenken daran wird nie in mir erlöschen. Was Ew. Durchlaucht in dem heftigsten aller Kriege, deren die Geschichte gedenkt, geleistet haben, mit welchen unnennbaren, unzähligen Schwierigkeiten Sie zu kämpfen hatten, wie sehr Ew. Durch-

laucht durch Ihr liebreiches, sanftes Betragen den Neid, die Mißgunst, die Scheelsucht, den unruhigen Ehrgeiz, die stolze Unwissenheit, die verwegene Anmaßlichkeit besänftigt, gebändigt und entwaffnet, und wie Sie die widerstrebenden Elemente zum gemeinschaftlichen Ziel geleitet haben, davon wird die späte Nachwelt noch dereinst mit Ruhm reden, und ich werde unter den Zeitgenossen keiner der letzten sein, diese Ew. Durchlaucht gebührende Huldigung darzubringen. Möge das erhabene, nun durch Ew. Durchlaucht wieder in sein Erbe eingesetzte Erzhaus und die nun wieder befestigte Monarchie die Schwierigkeit der Rolle, die Ew. Durchlaucht übernommen und mit so viel Weisheit durchgeführt haben, eben so dankbar anerkennen, als es diejenigen thun, die, mit dem Zusammenhange der Dinge und mit dem Charakter der einwirkenden Personen vertraut, diese Schwierigkeit anerkannt und erwogen haben, und möge Ew. Durchlaucht ruhige Besonnenheit und starker Arm die österreichische Monarchie, deren Glanz dem Gleichgewichte und der Ruhe Europa's unentbehrlich ist, bei der neuen Glorie derselben noch in späten Jahren schützen und erhalten. Geruhen

Ew. Durchlaucht die Versicherung der reinen Verehrung huldreich aufzunehmen, womit ich bin Höchstihr unterthäniger Diener, der Generallieutenant Graf Gneisenau.

Gilsen bei Brückeburg, den 26. Juni 1814.

Ueber den Gebrauch der Pike (Lanze) bei der Reiterei.

12. März 1855.

Kein Gegenstand ist und wird bei und unter Soldaten so viel besprochen, als über Bewaffnung und Bekleidung (Armirung und Adjustirung), und es ist sonderbar, daß bei doch ziemlich gleichmäßigen Erfahrungen und aus denselben gefaßten Anschauungen man selten zwei ganz gleiche Ansichten findet, und nirgends öfter die Stelle des alten Horaz —

„Gramatici certant
Et adhuc sub judice lis est!"

in Anwendung bringen kann.

Dies rührt aber lediglich daher, daß über diese Gegenstände, — so wie eigentlich über sehr viele Dinge, — absolut abgesprochen werden kann. Die meisten haben einen relativen Standpunkt, aus dem sie beurtheilt werden müssen.

Tiefe Betrachtung läßt ſich auch auf die Beurtheilung der Bewaffnung anwenden. Unter welchen Umſtänden und Verhältniſſen das Werkzeug deſſen man ſich bedient, gebraucht wird, den Grad ſeiner Tauglichkeit.

Im Allgemeinen läßt ſich als Grundſatz aufſtellen, daß jede Waffe, auf welche der Kämpfer, nachdem er ſie bereits zu erproben Gelegenheit gehabt hat, ſein Vertrauen ſetzt, eine gute zu nennen iſt.

Der Türke führt mit Vorliebe ſeinen ſichelförmig gekrümmten Säbel, der deutſche Reiter ſein gerades Schwert, der Pole ſeinen Pallaſch, der Spanier ſeinen Stoßdegen. Ich glaube jeder von ihnen würde Unrecht daran gethan haben, ſeine Waffe mit jener des Anderen zu vertauſchen. Der Koſak kann ſeine Lanze nicht miſſen, deren der Tſcherkeſſe willig entbehrt, und ſelbſt der Laſſo (Schlinge) in der Hand des ſüdamerikaniſchen Gauchos iſt eine gefährliche Waffe, gegen welche oft, wie man behauptet, Säbel und Lanze wenig nützen.

Nichts deſto weniger gibt es gewiſſe pſychologiſche Urzüge in den nationalen Eigenthümlichkeiten, welche

tiefer liegen, und bei der Bewaffnung nicht ohne Einfluß ſind.

So iſt es z. B. bemerkenswerth, daß die romaniſchen Racen vorzugsweiſe den Stich, — die celtiſchen und teutoniſchen den Hieb in Anwendung bringen, ebenſo wie die turkomaniſchen und mongoliſchen Völker. — Dagegen braucht im Orient der Araber wieder die Lanze im Gegenſatz des Türken. Es liegt in der Natur der einen den Gegner zu durchbohren, zu tödten, während die Andern denſelben vorzugsweiſe niederſchmettern. Es iſt dies das Reſultat phyſiſchen Kraftbewußtſeins, während beim Stoß bereits die Intelligenz thätig iſt. Der Römer brauchte die Haſta (Spieß), den kurzen Degen *), — der Germane und Gelte ſuchte ihn mit der Wucht ſeiner Streitaxt (Streithammer, Keule) zu begegnen. Das iſt nicht Reſultat bloßer Zufälligkeit, eben ſo wenig als daß heute zu Tage noch der Italiener und Spanier ſelbſt ſein Zugvieh vorzugsweiſe mit dem Stachelſtocke, und ſein Pferd mit dem Sporn treibt, der Nord

*) Ein Mittelding zwiſchen Dolch und Schwert

länder aber dazu ausschließlich die Peitsche braucht. Russe und Türke mit Kantschuh oder scharfen schneidenden (nicht stechenden) Steigbügeln ihre Pferde antreiben, wenn sie nicht bereits von ihren ursprünglichen Gebräuchen abgewichen sind und fremde nachgeahmt haben.

Eben so ist die Bemerkung nicht aus der Luft gegriffen, daß von zehn Todtschlägen diesseits der Alpen neun mit einer Axt, einem Beil, einem Knüttel vollführt werden, während bei einem das Werkzeug ein Messer oder Dolch ist. (Nur der vorbedachte Mörder bedient sich dessen in den Nordländern. — die Waffe selbst ist in der öffentlichen Meinung vervehmt.) Dagegen wird jenseits der Alpen wohl selten ein anderes Instrument gebraucht, und Dolch und Stilet, Navaja sind ebenbürtige Waffen. Der Franzose, Italiener und Spanier wird naturgemäß sich des Säbels oder Degens, und zwar vorzugsweise als Stoßwaffe bedienen, während trotz aller Abrichtung man schwerlich den ungarischen Hußaren und den böhmischen Kürassier davon entwöhnen wird, den Hieb, zu welchen sein kräftiger Arm ihn instinktmäßig anweiset, anzuwen-

den *). Der Südländer zielt nach des Feindes Herzen, der Germane ſo wie der Orientale will deſſen Kopf oder Hirnſchale zerſchmettern.

In Frankreich, Spanien, Italien war und iſt noch bei Zweikämpfen vorzugsweiſe der Degen im Gebrauch, in Deutſchland, Polen, Ungarn der Säbel. — Jenſeits der Alpen greift der gemeine Mann bei Raufhändeln nach dem Meſſer, diesſeits, in Tirol und in Altbaiern dient der metallene Schlagring dazu, blutige Genugthuung (und zwar von kräftiger Fauſt geführt, eben ſo lebenbedrohend als der Stahl) zu nehmen.

Die ſpaniſche Race in Süd-Amerika bedient ſich vorzugsweiſe, und zwar mit großem Geſchick, der Lanze. Der Engländer und ſein Abkömmling,

*) Schon der Sprachgebrauch deutet auf die Verſchiedenheit dieſer Eigenthümlichkeit der Racen. Der Deutſche ſagt „niederhauen" — „einhauen," — wo der Franzoſe ſich ausdrückt „passer au fil de l'épee," — „poursuivre l'ennemie l'épee dans les reins." — Wenn der Franzoſe den deutſchen Begriff andeutet, ſagt er Sabrer, bedient ſich alſo eines eigentlich nicht urſprünglich franzöſiſchen Wortes, da sabrer augenſcheinlich vom Säbel, das wahrſcheinlich irgend einer fremden, etwa ſlaviſchen oder orientaliſchen Abſtammung iſt, zur Wurzel hat.

der Nord-Amerikaner, bewaffnet ſeine Dragoner noch mit Schwert und Piſtole.

Die urſprüngliche Waffe des polniſchen Adels war der Pallaſch (halbgekrümmte Säbel); die Tartaren erſchienen mit den Lanzen, und die Uhlanen, eine von ihnen entnommene Waffengattung, machten ſie in der polniſchen Reiterei üblich, von wo ſie ſpäter in die anderen europäiſchen Heere überging.

Wo der Reiter ſein Vertrauen auf das Einzelngefecht ſetzte, blieb er beim Säbel; wo er hauptſächlich in Maſſe kämpfte, waltete die Lanze vor, deswegen ſehen wir auch im Mittelalter die deutſche ſtahlgepanzerte Ritterſchaft, die eine eiſerne berittene Phalanx in den Schlachten bildete, dagegen aber einzeln ſehr unbehilflich kämpfte, mit dem Speere bewaffnet.

Gegen Mitte des 16. Jahrhunderts tritt mit der größeren Entwicklung und Organiſirung des Fußvolkes (engliſche Bogenſchützen, ſpaniſche Hakenſchützen und Arquebuſier, Schweizer Soldtruppen, deutſche Landsknechte und türkiſche Janitſcharen, welche nach und nach an die Stelle des ehemaligen ſchlecht und ungleich bewaffneten, noch ſchlechter geordneten und

geübten Aufgebotes traten.) und der allmählichen Anwendung der Feuerwaffe, als Faustrohr, Muskete, Karthaune, das Bedürfniß einer leichter bewaffneten und beweglichen Reiterei ein. In den niederländischen Kriegen zuerst, und dann in den nachfolgenden deutschen und französischen erschienen die blos mit dem Brustharnisch (oft auch nur von gebranntem Leder verfertigt, Cuir-Cuirasse) versehenen Kürassiere mit geöffneter Pikel- oder Sturmhaube (statt des mit dem Visir geschlossenen Helm) mit Schwert und Faustrohr (lange Pistolen) bewaffnet. — Schild, Speer und Helm wurden abgelegt, und der Adel erscheint seit dieser Zeit nicht mehr als Masse, sondern vereinzelt als Offiziers in den, von nun an stehenden Heeren. An der Stelle der ehemaligen Ritter und der französischen Compagnies de Gens-d'armes, erscheinen die leichter bewaffneten (Reuters — Kuraßer) Kürassieres, Dragoner, Karabiniere und Hußaren, sämmtlich nur mit Schwert und Pistole bewaffnet. Schon im 30jährigen Kriege war der Speer (Lanze) bei der deutschen, spanischen, französischen, britischen, schwedischen und dänischen Reiterei völlig außer Gebrauch, und es wird in

einigen militäriſchen Schriften nur fälſchlich behauptet, die Küraſſiere hätten noch Speere geführt. — Im Gegentheil war in der damaligen Periode ſogar das Schwert, in ſo fern einigermaßen in den Hintergrund getreten, als ſelbſt die Reiterei das Feuergewehr viel in Anwendung brachte, und ſich ſelbſt bei Angriffen und Chargen häufig des Fauſtrohrs oder des Musquetons bediente. Nur bei den polniſchen und ruſſiſchen Uhlanen und Koſaken, ſo wie bei den Tartaren in den Türkenkriegen, blieb die Lanze die Hauptwaffe. Man hat ſich in Folge dieſes Umſtandes gewöhnt, ſie vornehmlich als die Spezialwaffe der leichten Reiterei anzuſehen, obwohl ſie eigentlich gerade bei Maſſen und bei geſchloſſenen Angriffen beſonders angezeigt iſt.

Es iſt ſchwer das richtige Längenmaß der Lanze zu beſtimmen; iſt ſie lang, ſo iſt ſie im Einzelngefecht nicht anzuwenden, wird eine Laſt, welche der Reiter gerne wegwirft, ſobald er ſich bedrängt und verfolgt ſieht, — iſt ſie dagegen kurz, ſo entſpricht ſie dem Zwecke nicht, den Gegner ſchon wenigſtens anderthalb und mehrere Schuhe vor dem Pferdekopf zu bedrohen. Von der Länge von ſieben Schuh bis zu jener von

zwölf Schuh variiren die Lanzen, wir halten die ersteren für zu kurz und die letzteren zu lang. Kosaken, Araber Indianer und Mexikaner haben die längsten, lassen sich aber auch am unliebsten in Einzelngefechte ein, und sind hauptsächlich nur in der Verfolgung gefährlich.

Wir möchten also auf folgende Hauptbeleuchtungen zurückkommen:

Um die Lanze im Einzelngefechte zu gebrauchen, ist eine vorzügliche Geschicklichkeit nothwendig, und nur eine sehr gut berittene, gut reitende, geübte Kavallerie mag sich derselben in dem Melée mit Vortheil bedienen. Dagegen ist die Lanze die einzige Waffe, mit welcher auch eine minder eingeübte und mittelmäßig berittene Kavallerie mit einiger Entschlossenheit, wenigstens beim Choc und in der Verfolgung, dem Gegner gefährlich werden kann. Eine gute, gut berittene und reitende, tapfere und wohlgeübte Reiterei ist mit jeder Waffe gefährlich. Ist der Reiter fest entschlossen seinem Gegner auf den Leib zu kommen, sitzt er auf einem Pferde, welches vermag ihn dahin zu bringen, und weiß er die Mittel anzuwenden, das Pferd nach seinem Willen zu gebrauchen, so wird er beim Angriff so wie bei

der Verfolgung, einzeln oder geſchloſſen ſtets ein gefährlicher Feind ſein, mag er, wie der Mameluk oder Hußar, der deutſche Reiter, den Säbel — oder wie der polniſche Uhlane die Lanze führen. Unter gewiſſen gegebenen Umſtänden mag bald die eine, bald die andere dieſer Waffen den Vorzug verdienen. Dagegen glauben wir, daß eine mittelmäßig eingeübte und berittene Kavallerie nur mit der Lanze und zwar mit einer ziemlich langen (neun bis zehn Schuh) bewaffnet werden ſolle, da eine ſolche Kavallerie ohnehin ſich nie auf Einzelngefechte einlaſſen darf, ſondern nur bei einem geſchloſſenen Choc, vornehmlich aber in der Verfolgung eines bereits durch Geſchützfeuer oder durch ſonſtige Urſachen in Unordnung gebrachten Feindes mit Nutzen angewendet werden kann. Mit dem bloßen Säbel bewaffnet, gehört bei einem ſchlecht berittenen und zuweilen auch ſchlecht reitenden Kavalleriſten viel guter Wille dazu, ſich ſo recht knapp, ſei es auch an den fliehenden Feind anzumachen, er hat genug, oft mit beiden Händen zu thun, ſein Pferd zu leiten, und ſich auf demſelben zu erhalten, als daß er ſich damit abgeben könnte, dem von ihm wegtrabenden feindlichen Reiter

die linke Hand abzugewinnen, oder den über den nächsten Chausseegraben springenden Infanteristen zu verfolgen. Mit der Lanze dagegen braucht er sich nicht so nahe an den Gegner heranzuwagen und kann eher versuchen, denselben, sei es Anfangs auch nur aus der Ferne, mit der langreichenden Lanze in die Rippen zu kitzeln. Später trifft er schon besser, und mit dem Gelingen steigt auch die Lust dazu und das Vertrauen auf sich selbst. Auch bei dem Choc trägt der moralische Eindruck einer im scharfen Trabe oder im Galopp heranbrausenden Lanzenreihe viel zu dessen Gelingen bei, und selbst eine minder geübte und mittelmäßig berittene Reiterei wird, wenn sie nur geschlossen bleibt, dem Gegner aus einer gewissen Entfernung mehr imponiren, als sie ihm wohl in der Nähe schaden könnte. — Ueberhaupt ist der moralische Eindruck der Lanze ein, neben ihren wirklichen Vorzügen, wohl in Rechnung zu bringender Umstand. Dieser vermehrt sich auch noch bei näherer Bekanntschaft, welche man mit dieser Gegnerin macht, denn, — da ihre Verletzungen meistens schwer und tödtlich sind, wenn sie auch nicht so häufig und leicht angebracht werden, als jene mit dem Säbel,

ſo merkt man bald, daß, während man vermeint dem Feinde zwanzig mehr oder weniger Verwundete aus dem Gefechte gebracht zu haben, die aber alle mit fortgeritten ſind, man jedenfalls einen Todten auf dem Plan zurückgelaſſen hat, die meiſten Hiebe, beſonders wenn man, wie es im Felde ſo oft geſchieht, mit Mänteln, zumal mit naſſen, bekleidet iſt, geben durch dieſe, durch das Riemenzeug ꝛc. nicht durch, oder prallen vom Helm oder Czako ab. Die damit Verletzten, oft nur Zerbläuten, erſcheinen nach wenigen Tagen wieder kampffähig in Reihe und Glied, — der mit der Lanze Getroffene liegt aber mehrentheils bereits auf dem Schlachtfelde oder wenigſtens lange noch im Spital.

Bei der karliſtiſchen Armee war unſere, natürlicherweiſe nur nothdürftig ausgerüſtete und einexerzirte Reiterei durchgängig mit Lanzen, und zwar langen, — einzelne Abtheilungen wohl auch mit Musquetons, bewaffnet, und es gelang uns, wenn ſie gut verwendet und geführt wurde, unſere Gegner, worunter einige treffliche Kavallerie-Regimenter ſich befanden *)

*) Die Carracores, Grenadiere zu Pferde, — Husaren de la Princesa etc.

— namentlich aber der Reiterei der engliſchen Hilfslegion, — manche Schlappe anzuhängen. Beſonders waren Balmaſeda's vier Schwadronen und die navareſiſchen Reiter-Abtheilungen nach einiger Erfahrung und Uebung ihren zuweilen ſehr reſpektablen Gegnern, unter welchen D. Diego Leon als der beſte Reiter-Anführer galt, ganz gewachſen. Bei einer ſehr guten, tapfern, gut berittenen Reiterei ſoll die Lanze nicht zu lang ſein, eben damit ſie auch im Einzelngefechte zu verwenden ſei, wozu aber beſondere Geſchicklichkeit gehört. Bei einer mittelmäßigen aber muß, wie geſagt, dieſelbe wenigſtens neun Schuh und länger ſein, um ihrem Zwecke zu entſprechen.

Im Einzelngefechte iſt jener Gegner als der gefährlichſte zu erkennen, der nicht mit vorgehaltener, ſondern mit an dem Schulterblatt ſeines Pferdes geſenkter Pike anſprengt. Ueberhaupt iſt beim Angriff die Pike immer gefährlicher, wenn ſie etwas geſenkt, als wenn ſie gerade vorgehalten, geführt wird, da die Parade nach oben des Lanzenführers Pferdekopf und ihn ſelbſt ſchutzlos macht.

Schreiber dieſes hat nicht bei den Küraſſieren gedient. Erfahrene Offiziere dieſer Waffe jedoch ver-

ſichern ihn, daß die Lanze für den Küraß-Reiter keine zweckmäßige Waffe ſei. Als Grund hiezu, führen ſie an, daß der Küraß verhindere die Lanze gehörig feſt unter den Arm zu ſchließen und ſie mit Gewandtheit zu handhaben; ferners, daß bei einem doch möglichen Einzelngefecht der Küraſſier, der ohnehin ſchon in ſeiner Beweglichkeit gehemmt ſei, dergeſtalt ſchwerfällig werde, daß er zu ſeiner Vertheidigung nothgedrungen der Lanze ſich entledigen, und zum Schwerte greifen müſſe. Ohne eigene praktiſche Erfahrung in dieſem Gegenſtande ſchwört alſo Schreiber dieſes, in verba magistri, umſomehr, da obbeſagte Gründe auch ihm ziemlich einleuchtend erſcheinen. Auch ihm ſcheint das lange Schwert die für den ritterlichen Küraſſier angezeigteſte Waffe, und daß er mit demſelben in einer ſeinen Feinden ſehr imponirenden Geſtalt erſcheinen könne, haben ſowohl die franzöſiſchen Argyroſpiden als die kaiſerlich öſterreichiſchen ſchweren Reitergeſchwader in mannigfaltigen Gelegenheiten während der Napoleoniſchen Rieſenkämpfe erwieſen. Ob ſie mit Lanzen bewaffnet mehr geleiſtet hätten, ſtünde alſo annoch zu beweiſen. Vor der Hand haben Noſtitz-Schwadronen, ſo wie die Reiter Nanſouty's, Bour-

ſoulle ꝛc., alle ihre Lorbeeren mit dem Schwerte eingeerntet.

Zu den neuerlich zu Uhlanen umgewandelten Regimentern gehört auch das lombardiſche Regiment leichter Reiter, gegenwärtig Großfürſt Alexander Uhlanen (in der Napoleoniſchen Zeit Dragoni della Regina unter dem tapfern Oberſt Narboni, ſpäter Noſtitz), welches ſich unter dem Namen Kreß-Chevauxlegers ſowohl auf allen ungariſchen Schlachtfeldern, unter ihrem jungen ritterlichen Oberſten, jetzigen Generalen und Thereſienkreuz-Ritter Grafen Montenuovo durch ſeine ausnehmende Tapferkeit und Geſchicklichkeit auszeichnete, als es früher ebenſo vor dem Ausbruche dieſes unſeligen Bürgerkrieges durch ſeine Treue und Geſinnungsfeſtigkeit, den Geiſt militäriſcher Ehre und Pflichtgefühls bewährte. Dieſe tapfern Reiter gebrauchten bei allen Zuſammentreffen mit den feindlichen Hußaren mit echt italieniſcher Geſchicklichkeit ihre langen Säbel durchgängig als Stoßwaffe, und wußten dadurch ihren Gegnern, denen gewiß nicht zu verachtenden ungariſchen Hußaren, bedeutenden Schaden zuzufügen, und nach und nach gewaltig zu imponiren.

Seit ihrer Umwandlung zu Uhlanen ſollen ſie

trotz der kurzen Zeit, in welcher sie mit der Pike vertraut gemacht worden sind, in Handhabung dieser Waffe große Fertigkeit erlangt, und für dieselbe viele Vorliebe an den Tag gelegt haben. Diese Thatsache dürfte ein bemerkenswerther Beleg zu unserer oben ausgesprochenen Ansicht sein, daß die romanische Race und die südlichen Völker vorzugsweise den Stoß und mit der Spitze, die celtische und orientalische aber die Schlagwaffe und mit der Schneide anwenden. Sind auch derlei Beobachtungen nur hingeworfene Andeutungen, so dürften sie doch für den denkenden Krieger, der über die Physiologie des Krieges nachsinnt, nicht ohne alle Bedeutung und Interesse sein.

26. April 1855. Man bringt gewöhnlich den größten Theil des Friedens bei den Armeen damit zu, in Form ſowohl als im Geiſte Alles zu beſeitigen, was eigentlich zum Kriege paßt, ſo daß bei einem einbrechenden Kriege man wieder den erſten Theil desſelben damit beſchäftigt iſt, das zu zerſtören, was der Friede nach und nach an unnützer, zweckloſer oder gar zweckwidriger Spielerei angeſetzt hat. Erſt gegen das Ende eines Krieges gelangt man wieder zu der ungehemmten Kraft und Beweglichkeit und jenen praktiſchen Anſichten, welche man ſchon vom Anfang desſelben an hätte in Ausübung bringen ſollen und können.

Aus den Ereigniſſen in der Krimm und den Verhältniſſen der engliſchen Armee und der Stellung ihres Oberfeldherrn, Lord Raglan, ziehen wir den Schluß, daß bei den jetzigen Zuſtänden, wo Einheit des Willens von *oben*, rückſichtsloſes Vertrauen und Ergebenheit von *unten* entſcheidende Bedingniſſe zum Gelingen jeder größeren kriegeriſchen Unternehmung ſind, jeder Feldherr, — *bevor* er daran denkt gegen *vorne* zu wirken, ſich *vorher* den *Rücken* frei halten muß, damit nicht Verläumdung, Bekrittlung, Verdächtigung ſeinen gehobenen Arm lähme, ehe er noch geſchlagen hat. Kein Feldherr kann jetzt mehr den feindlichen Geſchoſſen getroſt entgegenſchreiten, wenn er nicht früher die *Preſſe* hinter ſich niedergetreten und die Feder zerknickt hat, die dem Feinde bewußt oder unbewußt durch Untergrabung der Tisziplin, Lockerung des Vertrauens, Verdächtigung der Maßregeln, Veröffentlichung der

28. April 1855.

Übelstände mächtigen Vorschub leisten. Was wäre mit unserer Armee in Italien 1848 geschehen, wenn in täglichen Flugblättern, Spottschriften und Zerrbildern der Feldmarschall Radetzky als ein abgelebter Greis, die Führer als untüchtige, einsichtslose Männer, die unausweichlichen Beschwerden als Resultate betrügerischer und wucherischer Verwaltung dargestellt, tausend mehr oder weniger aberwitzige Pläne von jedem faselnden Zeitungsschreiber aufgetischt, andere wirklich in Aussicht stehende aber nur durch rasche Ausführung Erfolg versprechende Unternehmungen vor der Zeit verrathen und veröffentlicht worden wären?

Wie wäre Disziplin, Vertrauen und Einigkeit untergraben worden, wenn jeder unzufriedene Unteroffizier, jeder avancesüchtige Lieutenant in seiner Privatkorrespondenz allen Klagen und Verläumdungen gegen seine Vorgesetzten Klang und Öffentlichkeit in der Presse geben und in der Armee hätte verbreiten können!? Thun, und zumal kriegerisches, — und Reden vertragen sich selten, am allerwenigsten aber im Kriegerleben das Fechten mit dem Schreiben!

Eine leichte Kavallerie, — im eigentlichen Sinne des Wortes, — kann keine gute Linien-Kavallerie, und so vice versa sein, weil sie in ihren moraliſchen und materiellen Eigenſchaften*) nicht allein verſchieden, ſondern oft widerſprechende Poſtulate aufſtellt. Dagegen kann jede gute leichte Infanterie im Allgemeinen als treffliche Linien-Infanterie verwendet werden. (Die k. k. öſterr. Jäger-Bataillone z. B.) 1. Mai 1855.

*) Ich möchte die leichte Kavallerie das Auge, die ſchwere die Fauſt oder den Arm der Armee nennen. Kühner Muth, raſche That, ſind die moraliſche Signaliſirung der letzteren, — Ausdauer, Unermüdlichkeit, Unternehmungsgeiſt, Schlauheit und Vorſicht jene der erſteren. Schritt, Trabb, Galopp und ein kurzes Prellen ſind die Gangarten, in welchen die ſchwere oder Linien-Kavallerie ſich bewegt. Für die leichte würden wir den ſogenannten Paß, mit welchem man große Diſtanzen und lange Ritte in verhältnißmäßig kurzer Zeit mit geringer Ermüdung der daran gewöhnten Pferde zurücklegt (die türkiſchen, albaneſiſchen,

Guerillas, Schützen-Kompagnien ꝛc. sind etwas ganz anderes. Sie können nie als wirklich gute Infanterie, weder als leichte noch als schwere gelten, wohl aber unter gewissen Umständen als *treffliches Hülfsmittel* verwendet werden.

---

kleinen russischen Pferde sind gewöhnlich vortreffliche Paßgeher —), anempfehlen, dazu ein Stück Carriere, um schnell zu erscheinen oder aber so schnell nach Umständen zu verschwinden, muß das leichte Kavalleriepferd leisten können. Trabb und Galopp bedarf es nicht oder selten.

Die leichte Kavallerie versieht den Vorpostendienst, während bei der schweren Reiter und Roß der Ruhe pflegen. Dagegen hat sie in der Schlacht nichts oder wenig zu thun. Bei der *Verfolgung* dagegen, oder auch bei der Deckung des Rückzuges beginnt wieder ihre Rolle. Die leichte Kavallerie soll den Feind *mürbe* machen, damit die schwere ihn dann um so leichter *zermalmen* könne.

Die leichte Kavallerie würde ich *immer* mit der Lanze bewaffnen und auch mit hinlänglichem Feuergewehr versehen, dient solches auch oft nur zum Lärm, „bange machen" — so ist auch solches oft von gutem Nutzen.

Der Fahnendienſt muß, wie der Gottesdienſt beim ächten Soldaten Cultus werden, — ſich beim Vorgeſetzten gegen den Untergebenen als väterliche, zwiſchen den Kameraden als Bruderliebe bethätigen! — Pflicht- und Ehrgefühl, — Selbſtverläugnung, — Gehorſam, — ſind die drei Kardinal-Tugenden des Soldaten, — ſein Fanatismus die Ehre, — ſein Altar das Schlachtfeld, auf welchem er den eigenen Leib zum Opfer zu bringen ſtets bereit ſein muß. Fahnenzelt und Standarte müſſen für die kriegeriſche Gemeinde — das Regiment — wie Kirche und Gemeindehaus der kirchlichen und politiſchen ſein. Fahne und Kirchthurm ſind für jede der angezeigte Sammelplatz im Leben und im Tode! 2. Juli 1855.

10 Juli 1855. Die Sappeurs, — zwei oder vier per Kompagnie und vereinigt auf dem Marsche, an der tête des Regiments, — eine französische Einrichtung — scheinen uns eine nachahmungswürdige Einführung. — So auch die Eliten-Kompagnien — (praeferentiales in Spanien) Voltigeurs oder Grenadiere.

Wäre es nicht gut, statt der Grenadier-Kompagnien, oder unter demselben Namen mit Pionier-Kompagnien als Elite-Truppe die Flügel der Bataillone einzufassen?

In Italien wären auf Pony's berittene, zum Gefechte zu Pferde nie zu verwendende, mit Schanzzeug versehene und im Pionnierdienſt geübte, ſchnell bewegliche Infanterie-Abtheilungen ſehr brauchbar und von Nutzen. 5. Juli 1855.

8. Juli 1855 Die Privatdiener und Fourierschützen sollten, namentlich bei Insurrektions- oder Revolutionskriegen und Ereignissen, wenigstens mit Säbel und einer Pistole, Doppelflinte oder Revolver bewaffnet sein.

Jeder Offizier der Infanterie sollte mit einer Doppelpistole oder einem Revolver und einem von ihm selbst zu tragenden leinenen Tornister oder Reisesack versehen sein für etwas Wäsche, Proprietäten, Papier ꝛc. ꝛc.

Für die Infanterie-Offiziere keine Schleppsäbel sondern am Wehrgehäng einen kurzen Marinesäbel, — breite, feste, kurze Klinge mit Handkorb

Die A. Z. 9. Mai 1855, Beilage zu Nr. 129 erwähnt eines interessanten Werkes: „Geschichte der fremden Truppen in französischen Diensten“ von Eugène Friffi. Paris 1855. 10. Juli 1855.

Seit Philipp August standen Italiener (Stradioten), Deutsche (Reyters, Landsknechte), Schweizer, Griechen, Flammänder, Schotten und Irländer, Schweden (archers ecossois) und Ungarn (Hußaren) — Regimenter Eßterhazy, Berchenyi, Deak, Almasy, — in Diensten der französischen Krone und haben an dem dieselbe verherrlichenden Siege namhaften Antheil genommen.

Unter Franz I. bestand im französischen Heere nur die Reiterei, Gens d'armes, Compagnies d'ordonance aus französischen National-Truppen. Das Fußvolk waren fast durchgängig Schweizer Truppen, deutsche Landsknechte und Schützen. Eine treffliche Antwort gab Peter Strozza, der Oberst des Regiments

der Schweizer Garden dem Könige Ludwig XIV., welcher bemerkte, man könne mit dem Golde und Silber, welches die Schweizer von den französischen Königen erhalten hatten, eine Straße von Paris bis Basel pflastern, — „das ist möglich, Sire, aber wenn man alles das Blut sammeln könnte, welches meine Landsleute im Dienste Eurer Majestät und Ihrer königlichen Vorfahren vergossen haben, so könnte man auch damit einen Kanal von Basel nach Paris füllen."

A. Z. Beilage 293. 20. Oktober 1855. Correspondent. Einsender eines militärischen Artikels aus Pera sagt: „Die schwere Kavallerie hat in der neuern Kriegsgeschichte ihren Gegnern durch die Praxis in die Hände gearbeitet, daß wir bald die Zeit erleben dürften, in der fast einzig die leichte Kavallerie in allen Armeen das Feld behaupten dürfte. „„Schnelles Erscheinen und schnelles Verschwinden““ und in diesem Elemente „„entscheidende Coups““ — so hat sich die Kavallerie im ungarischen Feldzug von größter Wirkung gezeigt, während sich die Kürassier-Regimenter mit dem Motto: „Sieg oder Tod“ gewöhnlich unnützer Weise diesem (den Tod nämlich) opferten.“ 30 Oktober 1855.

(Die Thaten der schweren Kavallerie-Division Ottinger und jene der Regimenter Wallmoden und Hardegg-Kürassiere insbesondere, (von den Ungarn die Ottingerischen Fleischhauer genannt) dürften doch

auch zuweilen den ersteren errungen haben. und als praktische Erwiderung zu obigen Phrasen gelten.) Wir wollen hier nicht weiter darauf eingehen, wie vollkommen unpraktisch, fast untauglich sich die schwere Kavallerie beinahe immer und überall zum Vorposten- und Patrouillen-Dienst gezeigt hat, (dazu ist sie auch nicht da, und taugt sie dazu, so ist sie nicht das, was sie sein soll; — ist sie aber das, was sie sein soll, so taugt sie nicht zum leichten Dienst. Dagegen behaupte ich, daß es eigentlich in keiner Armee eine wahre leichte Reiterei gibt, die russische ausgenommen, welche in den Kosaken das Ideal wahrhaft leichter Reiterei besitzt, aber sich soviel als möglich bemüht haben soll, diese Truppe ihrer Eigenthümlichkeit zu berauben) und wie schwer sie im Vergleiche zur leichten Kavallerie zu rekrutiren ist. — Das ist wahr, und beinahe das einzige Wahre und Unwidersprechliche in dem ganzen Aufsatze. Einsender scheint nicht viel praktische Erfahrung auf dem Schlachtfelde zu haben. Er dürfte, wenn ihm einige tapfere, wohlgeschlossene, gepanzerte Kürassier-Eskadronen entgegen rasseln, etwas in seiner Zuversicht und in seiner Geringschätzung der schweren Reiterei

herabgestimmt werden! Schreiber dieses diente in früherer Zeit bei zwei Hußaren-Regimentern, die gewiß zu den tapfersten des k. k. Heeres zählten (Stipsics — jetzt König von Preußen, ehemals Barco, — und Ferdinand, jetzt Prinz Karl von Baiern) somit darauf Anspruch machen können, zu den besten Reiterschaaren in Europa gerechnet zu werden, kurz nach dem Feldzug des Jahres 1809, und er erinnert sich noch, mit welchem Respekt die alten Hußaren von den französischen Eisenreitern sprachen, welche „Hemden von Stahl und Eisen trugen." Man haut auch ganz anders von oben herab, als von unten hinauf, worin der Vortheil einer auf größeren Pferden berittenen Reiterei liegt.

31. Oktober 1855.

Man nennt uns Ideologen! Und die Blinden kennen den Sinn des Evangeliums nicht, welches da sagt: „und das Wort iſt Fleiſch geworden!“ — und wiſſen nicht, daß jedes lebendige Wort — jeder reiſe Gedanke wirklich Leben und Stoff enthält, die Materie befeuchtet und dann in Fleiſch und Bein herumwandelt. Man gebe uns einen belebenden, disziplinirenden Gedanken, — und den rohen Stoff Menſchen, Pferde, Waffen, Rüſtung und in kurzer Zeit läßt ſich ein Heer ſchaffen. Aber man nehme einem fertigen Heere dieſen Gedanken, — ſeine Seele, — und es wird eine todte, lebloſe Maſſe bleiben.

Sonderbar, daß ſo viele Feldherren und Kriegsfürſten gewiſſermaßen eine Art von Sonderlings-Manie in ihrer äußern Erſcheinung affektirten, und durchaus eine Antipathie gegen die allgemeine Adjuſtirungs-Norm beurkundeten. Schon Alexander der Große, ſo wie Cäſar ſcheinen, erſterer durch ſeinen bezeichnenden Helmſchmuck, letzterer durch ſein geſchorenes Haupt- und Barthaar, ſich von der gewöhnlichen Tracht unterſchieden zu haben. Prinz Eugen in ſeinem braunen, Karl XII. in ſeinem blauen Reitrock, Tilly mit der einen Feder am Hute und dem ſpaniſchen Wamms, Friedrich der Große und Napoleon, Suwarow, Murat und Haynau ſind jedenfalls Anomalien zu den, reſpektive Adjuſtirungs-Vorſchriften ihrer Heere und den üblichen Krieger-Trachten ihrer Zeiten. Damit iſt aber nicht geſagt, daß Jeder, der ſich wie ein Hanswurſt anzieht, damit ſeine Befähigung zum Feldherrn und ſeinen Anſpruch auf Genialität beurkundet.

1 Nov. 1855

3 Nov. 1855.

Die A. Z. erwähnt in ihrem Nekrolog Bianchi's den „ziemlich unblutigen Feldzug Schwarzenberg's im Jahre 1812", in welchem sich der mit Recht hoch gefeierte und vom Fürsten Schwarzenberg so hoch geschätzte Feldherr und General ganz besonders auszeichnete und seine Befähigung zum höhern Truppenführer besonders beurkundete. Bianchi selbst war auf seine Leistungen in diesem Feldzuge besonders stolz, und hat durch General Legedics zu wiederholten Malen auffordern lassen, die Geschichte dieses Feldzuges zu schreiben oder wenigstens die vorhandenen Dokumente und Materialien über denselben zu veröffentlichen *). Beweis, welchen Werth er auf diesen mit großer Selbstaufopferung von den k. k. Truppen geführten, und durch die sehr blutigen Gefechte von Podubnic, Kobrin, Isabellice ꝛc. bezeichneten Kampfe, und seine eigene Mitwirkung dabei, gelegt haben mag.

*) Seither ist diese Aufgabe durch F. M. L. Gebler auf die befriedigendste Weise gelöst.

Die A. Z., welche vielleicht in allen Dingen sehr lehrreich ist, in Politik und Staatskunst Bescheid wissen mag, und an allen Enden des Weltballs das Gras wachsen hört, kann nur in militärischen Ansichten sich nicht vom schwarzen Frack lossagen, und der Waffenrock steht ihr nun einmal durchaus nicht an. 1. März 1856.

So sehe ich in Bezug auf die große Anzahl der vor Sebastopol gefallenen und verwundeten französischen Generale die sehr vernünftige Anmerkung: „Denn es war in Frankreich Sitte, wenn nicht gar reglementmäßig, daß die Generale in der auffallenden Parade Uniform (bei feindlichen Gelegenheiten) erscheinen. Eine nutzlose Bravour, die sich straft, wie die preußische, wo die Generale der Reiterei weit voran ihrer Regimenter attaquiren. So fiel Tolfs bei Hanau der letzte (?) Reiterführer Preußens, der erste in den französischen Quarré's. Blücher konnte sich selbst als

Greis und Feldmarschall dieß Vergnügen (?) nicht versagen und blieb nur durch einen Zufall am Leben!“ — D. R.

D. R., das ist: die Redaktion, spricht in diesen Worten eben das schönste Lob der preußischen Reiterei und ihrer Führer aus. Solche Reiterschaaren, deren Führer am Tage der Schlacht ein gutes Pferd zwischen den Schenkeln, ein gutes Schwert in der Faust, auch mit weißem Kopfe, das Herz in jugendlicher Kraft pulsiren fühlen, entscheiden den Sieg und sind unwiderstehlich. Allerdings ist es oft das Schicksal dieser Reiterführer auf der Wahlstatt, den Säbel in der Faust, zu fallen. So Lassalle bei Wagram vor den Bajonneten der österreichischen Infanteriemassen, — so der österreichische Reitergeneral Römer bei Molwitz, — seit Pappenheim ist dieß der schönste Tod des Reitergenerals. Freilich lehrt und lernt sich das nicht vom Katheder! — Murat (der König von Neapel) erschien stets auf dem Schlachtfelde in dem glänzendsten phantastischen Anzuge, von Weitem kennbar den Seinen und den Feinden, begrüßt vom Jubelgeschrei seiner Reiterschwadronen und dem Feuer der feindlichen Geschütze, denen er ein glänzendes Ziel

bot. Er tummelte ſeinen Hengſt mit wahrer Koketterie, daß ſeine Tauſende von Reitern ihre Freude daran hatten und beinahe auf das Feuer vergaßen. Freilich war es auch nur Zufall, daß er am Leben blieb! Aber was iſt beim Kriege und beim Krieger nicht Zufall oder wie wir Soldaten es nennen: „Glück!“ Freilich läßt ſich dieſes Würfelſpiel der Walkyren nicht wie eine ſtatiſtiſche Tabelle formuliren und deßwegen kann man mit Prüfungen und Vorträgen keinen Reiteroffizier weder erkennen noch erziehen. Die Reiterei erfordert vor Allem das ritterliche Element, und dieſes iſt von jeher etwas zur Verſchwendung geneigt, auch zu jener mit dem eigenen Blute. Der wahre Ritter ſoll und darf kein Knauſer ſein. Das mag beim Bürger ganz gut gelten, aber die Reiterei, in welcher der Geiſt des Ritterthums fortleben muß, darf ſich ihre Moral nicht aus den nüchternen Anſichten bilden, die wohl in einem Roman wie „Soll und Haben“ an ihrem Platze ſind, mit denen man allenfalls ſolide und tüchtige Kaufleute und Geſchäftsmänner, aber keine Reiteroffiziere bilden wird.

Allerdings war es bei der franzöſiſchen Armee üblich, an Schlachttagen en grande tenue auszu-

rücken. Auch bei dem kaiſerlich öſterreichiſchen, und ich glaube auch bei dem preußiſchen Heere war dieſes gebräuchlich, und wurde an gewiſſen Tagen, z. B. vom Erzherzog Karl bei Aſpern beſonders anbefohlen. — Und iſt dieß nicht natürlich? Iſt der Tag der Schlacht nicht der Feſttag des Soldaten? (Heut' iſt Kirchweih, ſagten die kaiſerlichen Grenadiere, als Napoleon bei Aſpern über die Donau ging.) — Trägt er ſeinen Waffen- und Ehrenrock, der Offizier ſeine Diſtinktionszeichen blos um bei nutzloſen Paraden eine Puppenkomödie für die gaffende Menge abzugeben? Nein, der Soldatenrock iſt, wie Erzherzog Karl ſagte, ein Opferkleid, aber eben deßwegen iſt er, außer dem Prieſterrock, das höchſte Ehrenkleid und ich bleibe dabei: Cedat toga armis!

Die kaiſerlichen Generale tragen den bordirten Hut mit grünem Federbuſche deßwegen ſehr auffallend. Tirez au plumet! riefen bei Wagram die franzöſiſchen Offiziere ihren Schützen zu, als Erzherzog Karl, die Fahne in der Hand, das Regiment Zach im Sturmſchritt vorführte. Man denke ſich bei dieſer Gelegenheit den Erzherzog etwa mit einer unſcheinbaren Kappe und einem ditto Rock, hätten wir

dann das ſchöne Bild, welches ſich nach fünfzig Jahren noch friſch in unſerer Erinnerung erhält? — Mit Gefahr ſeines Lebens, es iſt wahr, iſt der kaiſerliche Heldenprinz als Modell geſtanden, — aber ein ſolches Bild, welches dann Jahrhunderte lang in den Herzen von Tauſenden fortlebt, ſie noch in ſpäter Zeit zu gleicher Aufopferung begeiſtert, iſt auch mit einem ſolchen Wagniß nicht zu theuer erkauft. Dem bordirten Hut und dem Federbuſch verdanken viele kaiſerliche Generale den Ehrentod. Taxis bei Vicenza, Götz in Waizen, und viele andere fielen, als ſie von den feindlichen Schützen erkannt worden. Aber dennoch iſt es keinem Generale eingefallen ſeinen Hut abzulegen. Kennbar dem Freund, kennbar dem Feind muß der General ſein. Leuchtet er dem erſteren vor, wird ihn auch der letztere zu achten lernen. Jubelruf und Vertrauen muß ſein Erſcheinen auf dem Schlachtfelde bei den Seinigen eben ſo erwecken, als Beſorgniß und Unbehagen beim Feinde. Dazu aber muß man ihn erkennen, und man darf beim Soldaten ja nie den Glauben aufkommen laſſen, als ſei die Gefahr nicht redlich und gleich getheilt. Gabrera trug ſtets einen weißen Mantel,

er allein, dieß machte ihn von Weitem kennbar, und das Erſcheinen dieſes weißen Mantels in gefährlichen Momenten war zuweilen von größerer Wirkung, als eine anrückende Verſtärkung es hätte ſein können.

Man vergeſſe nicht, jeder, der vor Maſſen auftritt, iſt und muß es ſein, mehr oder weniger, ein Komödiant; il pose! — Mit nüchternem Auge laſſen ſich dieſe nothwendigen Künſte, welche oft auf die Menge weit mehr wirken als die reellſten Vorzüge, nicht abſchätzen. — Schlick's Cigarre, glühend im ſtärkſten Feuer, hat Manchen beruhigt und manches junge Soldatenherz erwärmt, welches bereits im ungewohnten Kanonenfeuer Anfälle von Fieberfroſt verſpürte.

Darum möge die Redaktion der „Allgemeinen Zeitung" den franzöſiſchen Generalen und den preußiſchen Reiterführern ihre Unvorſichtigkeit und Verwegenheit nicht verübeln. Es iſt vielleicht nicht vernünftig, nicht vorſichtig, nicht rationell, aber paßt ad hominem beſonders beim Franzoſen! Allerdings zahlt man es oft theuer, auch mit dem Leben, deßwegen iſt man aber auch General geworden, und nicht Profeſſor oder Kommerzienrath!

Nur jene Distinktionszeichen, welche dem Soldaten im Augenblick der Gefahr vorleuchten, werden ihm auch bei allen andern Gelegenheiten Ehrfurcht, Gehorsam und Vertrauen einflößen. Borten, Goldsterne und Silberlitzen, Epauletten und Achselschnüre müssen im Pulverdampf angeraucht werden, um wirklich zu glänzen. (Ob es nicht zweckmäßig wäre, bei den Adjustirungsnormen daran zu denken, sie nicht überflüssig zu vermehren und dabei mehr das Schlachtfeld als den Paradeplatz im Auge zu behalten, will ich dahingestellt sein lassen, was aber bei der Parade glänzt, darf nicht versteckt werden, wenn es gilt, — sonst wird die Uniform lächerliche Hannswurstenjacke statt eines Ehrenrockes.) Die Sterne, welche nicht bei der Nacht strahlen, ignorirt man alsdann um so mehr am Tage.

Wer den Soldaten kennt und viel mit ihm gelebt hat, wird gewiß meiner Ansicht beistimmen. Deßwegen — keine glänzenden Uniformen und Distinktionszeichen, aber ja die, die man einmal am Tage der Parade trägt, nicht vor dem Feinde verstecken!

21. April 1856.

Der verflossene Krieg in der Krimm bietet Stoff zu mancherlei Betrachtungen. Ob die Wahl so riesenmäßiger Anstrengungen, Sebastopol, selbst nach dessen Okkupation, eine richtige gewesen ist, wagen wir nicht in Frage zu stellen und lassen sie uns selbst unbeantwortet. Jedenfalls aber war die Eroberung Sebastopols und selbst der ganzen Krimm für Rußland zwar ein Nachtheil, ein empfindlicher Verlust, aber lange kein solcher, der es zum Frieden gezwungen hätte, wenn es hätte ausharren wollen, und jedenfalls wäre dann ein zweiter Feldzug an der untern Donau in Aussicht gestanden. Sind also die ungeheuern Opfer, welche Sebastopol den Alliirten gekostet, im Verhältniß zum Gewinn? — Ob bei einem künftigen Angriffe auf die Dardanellen die Russen nicht ihre Operations-Basis in Klein-Asien wählen werden, steht auch noch dahin, und in diesem Falle ist ihnen Sebastopol von untergeordneter Wichtigkeit. Auf alle Fälle hat es sich herausgestellt,

daß die Anſtrengungen faſt des geſammten Europa nothwendig, um Rußland eine empfindliche Schlappe beizubringen, was aber noch weit vom Beſiegen iſt.

Der Belagerungskrieg hat ſich hier zum erſten Male mit den gewaltigen Mitteln gezeigt, welche die neuere Zeit im Gebiete der Vervollkommnung des Geſchützweſens und der Feuerwaffen ſich angeeignet hat.

Auch die Infanterie hat mannigfaltige Gelegenheit gehabt, auf dem Schlachtfelde Erfahrungen zu machen.

Die Reiterei hatte wohl einige bedeutende Gefechte zu beſtehen, doch tritt ſie durch die Natur des Kampfes in den Hintergrund und wir glauben nicht, daß ſich aus den dortigen Kriegsereigniſſen Schlüſſe ziehen laſſen, welche auf ihre Bewaffnung, taktiſche Verwendung ꝛc. weſentlich neuere Grundſätze oder bis jetzt unbekannte Anſichten in das Leben treten laſſen.

Eine glänzende, heroiſche Tapferkeit hat ſich bei beiden Gegnern entwickelt. Die Ruſſen fochten für den geheiligten Boden des Vaterlandes, — die Franzoſen für ihren Waffenruhm und die Ehre der National-Fahne, — die Engländer beurkundeten die alte Tapferkeit und trotz mancher Fehler in der Adminiſtration und Heeresverwaltung verdienen ſie mehr

Anerkennung, als man ihnen im Allgemeinen zollt Mit einer Schandpresse im Rücken und Zeitungs-Correspondenten in der Mitte des Lagers, die man nicht aufhängen lassen darf, mag der Teufel Feldherr sein! Die Piemontesen zeigten sich ihrer Genossen würdig und haben eine vortreffliche Kriegsschule durchgemacht.

Der Heroismus der Russen ist mehr *passiver* Natur, die größte Selbstverläugnung und Hingebung tritt in demselben hervor. Die Tapferkeit der Franzosen ist mehr *aktiver* Art, stürmische Kampfbegierde und militärischer Ehrgeiz bezeichnen sie.

Die Geschichte zeigt kaum einen hartnäckigeren, blutigeren Kampf. — Das Auftreten der Charitas in Gestalt der grauen Schwestern in beiden Lagern, am Schlachtfeld und in den Todeshöhlen der Spitäler, ist eine Erscheinung, welche von großer Bedeutung scheint. Neben der größten Tapferkeit die größte Engelsmilde! Neben dem Gifte der Balsam! Der Heroismus des Würgens neben dem Heroismus der Liebe! Es ist nur unserer Zeit vorbehalten gewesen auf solche Weise die größten Extreme sichtlich neben sich und sich wechselweise bedingend auf derselben historischen Schaubühne sich entfalten zu sehen!

Die A. Z. meldet aus Constantinopel allerhand über die bevorstehende Organisation der Gensd'armerie. Sie erwähnt lobend, daß die Gensd'armerie-Offiziere höher besoldet seien und im Rang höher stünden, als die Offiziere der Landtruppen. Wir können nur bedauern und es für eine Anomalie halten, wenn der ritterliche Waffendienst gegen den äußern ebenbürtigen Feind dem Polizeidienst gegen die Störung der innern Ruhe nachgesetzt werden muß. Es ist dieß ein Zeichen, daß von Innen größere Gefahren drohen als von Außen. Kein trostreiches Ergebniß für die Diagnose der Gesundheit eines Staates. 8 Sept. 1856.

Ferner erwähnt sie einer Verordnung, in welcher den Offizieren der türkischen Armee eingeschärft wird, — „sich des familiären Verkehrs mit den Soldaten zu enthalten und daher auch keine solchen Orte zu besuchen, die von gemeinen Soldaten frequentirt werden," — so wird — meint der Correspondent — „das, was

den Offizier vom gemeinen Soldaten unterscheidet, sich auch hier nach und nach Bahn brechen und als ein neues, aber nothwendiges Element des Heerwesens sich geltend machen" —

Wir fragen, was würde die A. Z. dazu sagen, wenn wo anders eine Verordnung erginge, welche dem Offiziere verböte, die Orte zu frequentiren, wo gemeine Soldaten erscheinen, oder noch mehr, wenn gemeinen Soldaten ex offo verboten würde, sich da einzufinden, wo Offiziere erscheinen? In Preußen, in Österreich gibt es ja gegenwärtig gemeine Soldaten, die sogar Doktoren irgend einer Fakultät sind und folglich, wenn es nach der Rangstufe der Bildung geht, vielleicht dem Offizier, der nichts als sein Offiziers-Patent besitzt, kraft ihres Doktor-Diploms vorgehen? — Wir glauben derlei soziale Gebräuche lassen sich nicht durch Verordnungen bestimmen, aber jedenfalls kann Bildung allein nicht hinreichen, um jeden Unterschied der militärischen Hierarchie auch außer Dienst zu nivelliren, indem die Charge, das Alter, die Verdienste, auch wohl zu beherzigende Abstufungen bilden.

Übrigens lassen sich auf verschiedene Heere auch

in dieſer Hinſicht nicht allgemein gültige Regeln aufſtellen. Jedes Volk, jedes Heer hat ſeine eigenthümlichen Quellen des kriegeriſchen Geiſtes, ſeine Seele.

Was Körper und Erziehung beim einzelnen Menſchen ſind, das iſt einem Heere Adjuſtirung, Adminiſtration, techniſche, wiſſenſchaftliche und taktiſche Ausbildung, das Alles iſt Stoff und Stoffmanipulation. Aber die Seele, der Geiſt, der iſt von dem allen verſchieden, und wo dieſer die Maſſe nicht belebt, — da nützt rekrutiren, adjuſtiren, exerciren nichts. Sei es Standesehre, — Vaterlandsgefühl, — Religioſität, — aber ein ſolches Gefühl muß vor allem zu Grunde liegen! — Auch die Religion des Fahneneides iſt ein Glaube, der zahlloſe Märtyrer zählt, aber es muß dann wirklich ein Glaube ſein.

Auch der Landsknecht, der Schweizer Söldner kämpft für einen heiligen Boden, ſo gut wie der Vaterlandsvertheidiger, — nämlich für den Fleck Bodens, auf welchem ſeine Fahne aufgepflanzt iſt. Aber ſoll er ſein Leben geben,

etwas muß ihm gelten mehr

oder er läßt ſich

„eben nur ſchlachten
und muß ſich verachten" —

ſagt der Küraſſier im Wallenſtein. Darum, wenn die A. Z. glaubt, das türkiſche Heer, wenn man ihm die Spannkraft ſeiner Tapferkeit, den religiöſen Glauben raubt, ohne ſie durch den ritterlichen Geiſt der europäiſchen Heere erſetzen zu können, würde, wenn auch aus großen, roth, grün oder blau gleich uniformirten, von ſehr gebildeten europäiſchen Inſtruktoren eingeſchulten und ſelbſt angeführten Maſſen beſtehend, dennoch nicht das wichtigſte Lebenselement eines Heeres entbehren, irrt ſie ſich. Darf der Türke kein Türke, d. h. als Rechtgläubiger über, nicht neben dem Giaur ſtehend — ſein, ſo gibt es auch kein türkiſches Heer, wenn es auch türkiſche Truppen gäbe. Man ſtreiche das Wörtlein „Ehre" aus unſerer Sprache, man nehme den Glauben und den Werth des Eides und man wird ſehen, was aus unſern europäiſchen Heeren wird.

Was für uns Eid und Ehre, iſt dem Osman der Islam. Krieger, die nicht mehr wiſſen, für was ſie fechten und ſterben, die bloßer Gehorſam in den

Reihen festhält, werden für die Länge kein wirkliches widerstandsfähiges Heer bilden, denn selbst die Disziplin bedarf zu ihrer Handhabung, und gerade je strenger sie ist, — eines leitenden Gedankens, eines Grundsatzes, eines Gefühles, welches jeden, der sie verletzt, als Feind der ganzen Gemeinschaft darstellt. — Nicht türkische Türken sind eine contradictio in adjuncto!

24. Nov. 1858.

A. Z. Beilage 324. 18. November 1856. Ein Aufsatz: „Das neue Österreich III." — Gott segne es, wir aber bekennen uns offenherzig zu Alt-Österreich, an Ehren, Glück und Siegen reich! — kommt darin folgende Stelle vor: „Früher waren es Gali„zien, Böhmen, Ungarn, Lombardei und die vielfach „getheilten deutschen Kronländer, d. h. mit andern „Worten Polen, Tschechen, Magyaren, Italiener und „seine deutschen Bürger in vielfacher Spaltung. Es „war eine geschlossene Gliederung aller nicht deutschen „Nationalitäten, — nur das deutsche Element war „prinzipiell getheilt, seine gemeinsame Kraft geschwächt, „und doch war es dieses Element, das „trotzdem den Kaiserstaat gerettet hat."

Wir fühlen uns bemüssigt, diesen letzten Satz durchaus in Abrede zu stellen und dagegen förmlich zu protestiren! Wer und was hat den Kaiserstaat gerettet? Wer? Windischgrätz, Jellacic und Radetzky.

— Was? Die Armee und die Hingebung und Aufopferung, insbesondere der nicht deutschen Elemente, Tyrol ausgenommen, nämlich der Croaten, Galizianer, Ruthenen und Mährer. Wo war der Sitz der Revolution? eben in Wien — und gerade die deutschen Elemente gewährten ihr am meisten Vorschub. Während Croaten und Ruthenen ihre Kinder selbst auf den Werbplatz führten, Weiber ihre Männer zu den Fahnen des kaiserlichen Heeres geleiteten. — zog der Zuzug aus Steiermark und Oberösterreich dem rebellischen Wien zu Hilfe gegen die Truppen seines Kaisers! Welche Fahne flatterte auf den Barrikaden Wiens, bevor die kaiserliche sie verdrängte? Die deutsche Trikolore! Standen nicht die Abgeordneten des deutschen Reichsparlaments hinter diesen Barrikaden und büßte nicht einer von ihnen, der minder feige, seinen Frevel gegen Kaisers Majestät mit dem Kopfe? — Die Revolution war weder in Italien, noch in Ungarn zu besiegen, in Wien mußte der Hydra auf den Kopf getreten werden, und das thaten des ritterlichen Windischgrätz böhmische Grenadiere und polnische Regimenter zumeist. Und Radetzky's Heer? war nicht ein Drittel davon Croaten

und das andere Drittel eben treu gebliebene Italiener und Ungarn?

Und Böhmens Grenadiere laſſen ſich nicht bethören
Zu der falſchen Fahne zu ſchwören.
Mancher italieniſche Soldat
Auch die Treue bewahret hat.
Vor des Banus Zelt bei Nacht
Hält der Sereßaner Wacht.

(Soldatenlied im Jahre 1849.)

Die ungariſchen Truppen waren leider legal der Revolution übergeben worden, ſie folgten nur mit Widerwillen den erhaltenen Befehlen und Weiſungen, und das ungariſche Miniſterium hatte lange zu thun, bis ſie dieſelben zu ihren Zwecken gebrauchen konnte, ſie mußten erſt planmäßig verdorben und verführt werden. Manche Regimenter behielten noch während des ganzen Feldzuges die kaiſerlichen Abzeichen und Fahnen. So ein Bataillon von Don Miguel, welches bei der Uebergabe von Peterwardein mit derſelben kaiſerlichen Fahne ausrückte, vor welcher es die Waffen zu ſtrecken hatte. Görgey's Abtheilungen glaubten lange nur für den gefangen gehaltenen König Ferdinand zu fechten.

Die Revolution in Ungarn und Italien war eine nationale Bewegung, deren Zweck allerdings die Erlangung einer nationalen Selbstständigkeit war. In Wien hingegen war die Revolution gegen die Dynastie gerichtet, und dieselbe persönlich beschimpft, zum Danke für die Wohlthaten, mit welchen dieselbe die hundertjährige Residenz so überhäuft hatte. Nicht Ungarn, nicht Italiener haben die kaiserliche Familie so beleidigt und beängstigt, daß sie zur Flucht bewogen wurde, — nein, — sondern das pflichtgetreue deutsche Wien! Nein, mag es wahr sein, daß in Neu-Österreich das deutsche Element vorherrschen und bevorzugt werden müsse; — Dankbarkeit ist Alt-Österreich ihm wahrlich nicht schuldig! Der arme Gränzer, der auf der Brandstätte seiner Heimath trauert, und bei seiner Rückkehr aus Italiens Fluren nur Schutt und das Grab seiner Kinder findet; der böhmische Grenadier, der verstümmelt aus Ungarn der Heimath zuhinkt, vor Allem aber der Russe, der a tempo zu Hilfe kam, als Deutschland in Schleswig-Holstein oder sonst wo, viel zu sehr beschäftigt war, als daß es sich um uns bedrängte Ostländer hätte bekümmern können,

— denen mußte gedankt werden, daß nicht Koſſuth und Mazzini am Iſonzo und an der March ihre Zolltarife angeſchlagen haben, wenn überhaupt Dank noch Sitte und Pflicht wäre! Daß wir nicht Deutſche, aber noch Öſterreicher, oder vielmehr öſterreichiſch ſind und ſein können, haben wir bei Gott nicht unſern deutſchen Staatsgenoſſen zu verdanken!

A. Z. Nr. 354. 18. Dezember 1856. Wird einer, meines Erachtens sehr beherzigungswerthen Ansicht eines englischen Offiziers über die Verfassung der englischen Armee Erwähnung gethan. Die Schrift selbst ist eigentlich eine Vertheidigung Lord Lucans, bespricht aber mit Sachkenntniß die Einrichtungen in der englischen Armee, namentlich den Stellenkauf und die soziale Stellung des englischen Offiziers-Corps. 31. Dez. 1858.

Die englische Armee hat Tage des Ruhmes gehabt, welche sie den Annalen jedes andern Heeres an die Seite setzen kann. Die Schlachten Marlboroughs, die Feldzüge in Indien, die Schlacht von Waaterloo sind strahlende Sterne in ihren Siegeskranz. Noch weit mehr ist das Benehmen der englischen Truppe im Mißgeschicke, — z. B. der Rückzug Moores nach Corunna, ein Beweis, nicht allein unerschütterlicher Tapferkeit, sondern auch

männlicher Ausdauer, Hingebung und Mannszucht, welche noch mehr für die Trefflichkeit dieſer Truppen zeigen, denn der Sieg iſt eigentlich mehr ein Beweis der Befähigung des Feldherrn, die Ausdauer und Standhaftigkeit einer Truppe gibt ſich aber weit mehr im Unglück zu erkennen. Unter einem großen Feldherrn, unter einem genialen Führer, beſonders wenn ſein Gegner ihm nicht gewachſen iſt, können auch mittelmäßige Truppen ſiegen, — einen ehrenvollen, ſtandhaften Rückzug können nur gute, ſtandhafte, disziplinirte Truppen durchführen. Der Sieg über gute Truppen bleibt ein Sieg, über ſchlechte Truppen wird er Niederlage.

Aber eben ſo wenig als aus den Vortheilen, welche die engliſche Armee je errungen hat, der Schluß gezogen werden kann, daß alle ihre Einrichtungen gut ſeien, eben ſo wenig läßt ſich aus manchen in dem jetzigen Kriege ſich ergebenden ungünſtigen Reſultaten die Folge ziehen, daß dieſe Einrichtungen und die Grundlage der engliſchen Armee-Adminiſtration geändert werden müſſe und könne, denn man bedenkt nicht, wie der oben angeführte Aufſatz des engliſchen Offiziers richtig bemerkt,

daß damit die ganze politiſche Stellung Englands, ſeine Exiſtenz, gefährdet würde.

Es gibt derlei Fundamental-Einrichtungen in der engliſchen Armee, nicht weil ſie militäriſch genommen, gut oder ſchlecht ſind, ſondern weil ſie ſo ſein müſſen, um ſo viel als möglich die militäriſchen Bedürfniſſe und Forderungen mit dem Charakter, dem politiſchen und Volksleben Englands in Einklang zu bringen!

Wir behaupten zuverſichtlich: „Mit einem ſtehenden Heere, wie die andern europäiſchen, nämlich durch die allgemeine Conſcription rekrutirt, und von ernannten oder, nach Ancienität von Pike aus beförderten, oder aus militäriſchen Akademien hervorgegangenen Offizieren kommandirt, iſt die engliſche Verfaſſung ein Unding und zum Grabe reif!“

Jede Regierung alſo wird vernünftigerweiſe darauf bedacht ſein, wenn ſie beſtehen will, den Degen, — oder doch vor Allem den Arm, der ihn führt, unmittelbar aus ihrem Schooße hervorgehen zu laſſen. Iſt dieß nicht der Fall, ſo tritt Arm und Kopf unmittelbar in Gegenſatz. Als die Legionen nicht mehr dem, unter ihren Adlern geſchriebenen

„Senatus Popolasque" angehörten, war es den Imperatoren ein Leichtes, Gewalt für Recht gelten zu laſſen. — Als der Adel an der Spitze der Völker ſtand, hatte er die Waffe nicht abgelegt, ſaß gepanzert zu Roß oder in der feſten Burg. Als die Städte mit Geſchütz, Pulver und Blei die Burg beſchoſſen, und der Ritter aus der Burg und von ſeinem Pferde herabſtieg, war es um ſeine Macht gethan, Cromwell an der Spitze ſeiner „Eiſenrippen" machte leicht dem Rumpfparlament, — Bonoparté's Grenadiere am 18. Brummaire der franzöſiſchen Republik ein Ende, und Espartero, O'Donel, ja ſelbſt Louis Napoleon haben bewieſen, daß, wer den Degen in der Hand hat, nur darnach greifen kann, um, wenn er will, auch den Szepter zu erfaſſen.

Jedes Element alſo, es ſei das Königthum, oder die im Staate ſich die Gewalt zueignende Fraktion, oder auch Faktion, hat daher zu ſorgen, ſich des Degens zu verſichern, wenn ſie ja am Ruder bleiben will. Es iſt alſo ganz folgerecht, daß der engliſche Adel — (beiläufig geſagt ganz anderer Natur, Urſprungs und politiſcher Stellung, als jener der continentalen Völker) — vor Allem dahin geſtrebt

hat, das Heft der Waffe in seinen Händen zu behalten, und die Offiziersstellen ausschließlich den Gentry, d. h. den Besitzenden zu sichern. Der englische Offizier ist vor Allem und ausschließlich „Gentleman" und bleibt dieß auch im Felde und im Lager. Dieß ist nicht eben gleichbedeutend mit unserem Ausdruck „ritterlich" — nicht einmal mit jenem „adelig", obwohl es von beiden Begriffen etwas an sich trägt. Der englische Offizier muß vor Allem Gentleman, nicht allein der äußern Form und Sitte, sondern auch der Abkunft und der Vermögens-Umstände nach sein. So können die Obere und die Mittelklasse allein in England sich vor der Besorgniß wahren, eines schönen Morgens durch einen Staatsstreich geweckt, Parlament, habeas Corpus-Akte ꝛc. beseitigt, und die Toga unter dem Schatten der Bajonnete gestellt zu sehen.

Daß daher die heftigen und zahlreichen Angriffe auf die englische Militär-Administration in neuerer Zeit bei Gelegenheit des orientalischen Krieges mehr von der allgemeinen feindseligen Stimmung gegen die privilegirten und besitzenden Stände, als von wirklichen militärischen Ueberzeugungen herrühren, scheint gewiß, obzwar allerdings auch letztere manchen

Grund zum Tadel vorfänden, wenn auch dieſer weit weniger ſich auf das in England die Armee kompletirende Werbſyſtem und die Beſetzung der Offiziers- und Generalspoſten, als vielmehr auf die eingreifende, oft zweckwidrige und einſichtslos wirkende Einmiſchung und Vermiſchung der Civilorgane und Behörden in militäriſche Angelegenheiten gerichtet ſein dürfte. Gar ſo ſchlecht muß die Organiſation der engliſchen Armee aber eben nicht ſein, da mit, oder vielleicht trotz ihr, der eiſerne Herzog dennoch ſeinen glorreichen Feldzug in der Halbinſel vollbrachte, und die tapfern Franzoſen und den großen Soldatenkaiſer beſiegte. Wenn Lord Raglan in der Krimm gegen die Ruſſen nicht eben ſo glücklich war, ſo mag dieß wohl auch noch an andern Gründen liegen.

Post hoc ergo propter hoc, iſt ein Satz, der viele Irrthümer erzeugt hat. Man hat oft der preußiſchen Armee, ihrer Organiſation und Zuſammenſetzung die unglaublichen Reſultate der Schlacht von Jena und des Feldzuges vom Jahre 1806 zugeſchrieben. Hätte Napoleon vielleicht als König von Preußen das preußiſche Heer, und der Marſchall von Rollendorf die Franzoſen befehligt,

vielleicht wäre die Sache umgekehrt. Man hat die Tapferkeit und Trefflichkeit der Heere der Republik die Siege zugeschrieben, welche bloß der Unfähigkeit, Uneinigkeit, Zankwuth und Lauigkeit ihrer Gegner zum Grunde lagen. Als Suwarow und Erzherzog Karl erschienen, wandte sich das Blättchen, obzwar die kämpfenden Heere dieselben geblieben waren.

Aber einen Mißstand im englischen Heereswesen können wir allerdings nicht ungerügt lassen. Ein Mißstand, der in die Länge jede Disziplin, jede Operation im Großen, jede strategische Combination in Frage stellt. Es ist dieß der Mißbrauch der Presse. Diese allein stellt den edlen Lord Raglan als militärischen Märtyrer dar!

Was! einen armen Handelsjuden, der die Stärke und Stellung von ein paar Bataillons auskundschaftet, hängt man ohne weiters am nächsten Baume auf, und der privilegirte Zeitungsschreiber, der dem Hauptquartier wie der Ichneumon dem Crokodill, als sein ärgster Feind nachzieht, kann in langen Zeitungsspalten alle seine Beobachtungen veröffentlichen, — Mißtrauen, Verdacht, Feindschaft, Zwietracht, Unzufriedenheit predigen, — Gehorsam und

Vertrauen untergraben, — Lob und Tadel nach Willkühr ſpenden, kritiſiren und demonſtriren, kurz alles das thun, was den Tod durch Pulver und Blei verdient, ohne daß man ihm an den Leib kann, und weil er vom Civil-Ueberrock geſchützt, unantaſtbar iſt. Und wenn ſo ein Schreiber, — wie eine blinde Henne, einmal wirklich das Geheimniß einer ſtrategiſchen Combination, eine Schwäche oder einen Vortheil erräth und in die Welt hinauszetert, iſt dem Feinde nicht ſchon dadurch allein das Geld erſpart, was ein geſchickter und tüchtiger Spion ihm gekoſtet hätte, während er aus unſern eigenen Journalen denſelben Vortheil und Nutzen ziehen kann.

Man denke ſich, wie während des Feldzuges 1848 das Reſultat geweſen wäre, wenn jeder Soldat in irgend einem Schandblatte den Feldmarſchall Radetzky als einen alten Schwachkopf, die anderen Generäle als Verräther, Feiglinge und Soldatenſchinder, die Offiziere als unfähige Führer, die Disziplin als unnütze Plagerei dargeſtellt gefunden hätte. Man denke ſich Operationen, wie jene vor der Schlacht von Novara, welche das größte Geheimniß, die größte Verſchwiegenheit vorausſetzen, plötzlich in

einer telegraphiſchen Nachricht in irgend einem Winkelblatt veröffentlicht, bekritelt und commentirt. Man denke ſich bei jetzigem Charakter der Kriegskunſt, wo das Wirken von Rieſenmaſſen in den Willen und der Einſicht eines Einzigen konzentrirt ſei, von ihm oft das Uebermenſchliche gefordert wird, und von ihnen geleiſtet werden muß! Und man denke ſich dieſen Einzelnen in ſeinem eigenen Lager als Zielſcheibe der giftigen Pfeile, welche die Feder jedes bezahlten Journaliſten nach Maßgabe ſeiner Tendenz auf ihn losſchießen kann! Nein, wer nicht König, ja Sultan in ſeinem Lager ſein kann, deſſen Operationsbaſis entbehrt der wichtigſten Stütze. Wer vor ſich den Feind ſiegreich die Spitze biethen will, der entledige ſich des Mückenſchwarmes, der ſeinen Rücken beunruhigen könnte. Wenn die Kanonen ihre Harmonie anſtimmen ſollen, müſſen die Querpfeifen ſchweigen. — Mit einem Worte, mit der gigantiſchen Entwicklung der Zerſtörungsmittel und Kriegsmaſſen unſerer Zeit, welche in einer Hand konzentrirt werden müſſen, laſſen ſich viele, bis jetzt als rechtlich angenommene Verhältniſſe nicht mehr denken. — Sapienti sat!

4. Dez. 1858. Die A. Z. an mehreren Stellen und die militäriſche Zeitſchrift Nr. 78 und 79 Jahrgang 1858 drücken den Grundſatz aus, daß „das Heer als Schule für das Volk dienen und gelten ſolle.“

Dieß wäre ganz richtig, wenn man wirklich anſtrebt ein kriegeriſches Volk zu erziehen. Will man aber dieß wirklich! ſind nicht die Eigenſchaften und Tugenden des Kriegers Anomalien für den friedlichen Bürger? Strebt nicht Schule, Kirche und Staat darnach, Land und Leute recht zahm zu machen, und glaubt man dann plötzlich Lämmer in Wölfe mit einer Proklamation, Deklaration oder Manifeſt umwandeln zu können?

Der Thierquälereiverein beſtraft den Fuhrknecht, der die Peitſche etwas zu unſanft ſchwingt, und derſelbe Fuhrknecht ſoll und muß als Fahrkanonier, ohne aus dem Gleiſe zu weichen, mit den Rädern des Zwölfpfünders über die Glieder der im Wege

liegenden Verwundeten fahren, unbekümmert um das Krachen der zerſchmetterten Knochen, des zerquetſchten Bruſtkorbes, das Winſeln, Flehen und Heulen der unglücklichen Opfer. Muß es ihm dann nicht ſonderbar vorkommen, wenn er auf acht Tage Arreſt bei Waſſer und Brot verurtheilt wird, weil er etwa eine Katze ins Ohr gekniffen hat! Ein Küraſſier, deſſen Säbel mehrere Schädel geſpalten hat, den ſeine Mutter, Schweſter, Geliebte um Schutz anſpricht, gibt dem Beleidiger eine Ohrfeige, die ein geſchwollenes Geſicht und einige Tage Arbeitsverhinderung mit ſich bringt. Er hätte ſollen beim Bezirksgerichte klagen; jedes Strafgeſetzbuch des modernen Staates wird ihn verurtheilen. Aber iſt es möglich, daß die ſtarke, ſchädelſpaltende Hand nicht zuckt, wenn das innerſte Gefühl empört iſt!

Ein kriegeriſches Volk erziehen, — den Zerſtörungstrieb wecken, das Selbſtgefühl kräftigen, den Ehrgeiz entflammen, die Kühnheit belohnen und beloben, — geht es zuſammen mit dem Streben des Staates, der Kirche und Schule, zu zähmen, zu entmannen, zu bevormunden? Läßt ſich z. B. das Spiel, der Zweikampf Männern verbieten,

die bereit ſein ſollen, täglich ihr Blut einzuſetzen — und nun mit ihrem Gelde ſparſam ſein ſollen, — mit dem Schwerte in der Fauſt den wildeſten Feind anzugreifen, bei einer perſönlichen Beleidigung aber erſt zu Pontius und Pilatus laufen ſollen, um vielleicht Genugthuung zu erlangen?

Altgediente, gute, ausgezeichnete Soldaten, in das bürgerliche Leben zurückgekehrt, ſind meiſtens unzufriedene, mürriſche, unverträgliche Bürger.

Die meiſten Medaillen und kriegeriſchen Auszeichnungen, — ſage nicht alle, — aber in der Mehrzahl, fallen den ſogenannten Lumpen im bürgerlichen Leben zu!

Wir hatten bei Schwarzenberg-Uhlanen, einen gewiſſen Korporal Krämer, der verwegenſte Kerl von der Welt, ein kleines, dürres Männchen, aber ein Held und auch ein Lump! — Bei Lambach 1805 hieb er ſeinen Rittmeiſter, der bereits verwundet und gefangen, von einer Abtheilung bairiſcher Chevauxlegers abgeführt wurde, allein aus den Feinden heraus und erhielt die goldene Medaille. — Im Jahre 1808 degradirt und der Medaille verluſtig, erwarb er ſie wieder im Jahre 1809, wo er

mit andern zwei Mann einen Streifzug in ein sächsisches Städtchen machte und eine französische Abtheilung, welche Gefangene transportirte, so überraschte, daß nicht allein die Gefangenen befreit, sondern selbst auch zwölf Mann der Eskorte gefangen wurden. Er schnitt den feindlichen Gefangenen sämmtliche Hosenknöpfe ab, wodurch sie gezwungen waren, die Hosen mit den Händen zu halten, folglich nicht entfliehen konnten. — Erhielt wieder die goldene Medaille, — verlor sie wieder wegen Trunksucht und Exzessen. — Erhielt sie bei Bar sur Aube wieder und versoff sie in Paris! —

Will man ein kriegerisches Volk, so muß es in Verwaltung, Erziehung und Administration heißen: Cedat toga armis! Kriegerische Eigenschaften müßten cultivirt und entwickelt, friedliche getadelt und verachtet werden. In jeder Kirche müßten auf marmornen Tafeln die Namen der vor dem Feinde Gefallenen, — die besonders ausgezeichneten mit goldenen Lettern prangen. Der barfüßige Bettelbub könnte den reichen Pächtersohn hinweisen und sagen: „Dein Vater hat Geld, aber der meinige steht hier!“ — Der Waffenrock müßte der höchstehrende, jeder andere

noch so glänzende ihm untergeordnet sein. Volksfeste müßten mit gymnastischen Übungen und Waffenspielen überall verbunden, Körperkraft und Gewandtheit gepflegt und hochangeschrieben sein! Aber wie ließ sich ein solches Volk in und mit der modernen Staatstheorie und Staatsweisheit regieren!?

Ich glaube der Zweck des Heeres ist die Vertheidigung des Volkes oder Staates. — Dieser Zweck kann nur erreicht werden, wenn das Heer so beschaffen ist, daß es demselben bestens entspreche, d. h. schlagfertig und kampffähig sei. Jede andere Bestimmung könnte nur eine untergeordnete sein. — Als Schule für das Volk kann es nur dann gelten, wenn damit sein Hauptzweck nicht hintangesetzt wird. — Männer gehören in keine Schule und aus Männern soll ein Heer bestehen. Krieger sollen nicht zu Objekten von Erziehungs-Experimenten dienen. — Will man kein kriegerisches Volk, so erhalte man sich eine kriegerische Zunft, eine Soldatenkaste. Kann man die auch nicht mehr erhalten, so zahle man gute Soldaten. Hätten die Italiener bei Vicenza und Curtatone statt zwei, zwanzig Schweizer Regimenter gehabt,

wer weiß wo ſich der Sieg hingeneigt hätte, wenn dieſe ſo wie jene zwei gefochten.

Beſſer gute fremde Soldaten, als ſchlechte einheimiſche! Die Amerikaner zahlen eine fremde Flotte, denn ihre Matroſen ſind größtentheils Engländer, Norweger, Dänen, ja ſogar Teutſche, und doch vertritt ſie vortrefflich die Intereſſen der vereinigten Staaten, ohne den Squatter von Kentuky, oder den Farmer von Maſſachauts zu einem ihm verhaßten, fremden und ungewohnten Dienſt zu preſſen! Am beſten Krieger, die für ihr Volk kämpfen, — gibt es dieſe nicht, ſo ſei es für die militäriſche Ehre, den Kaſtengeiſt, — und fehlt dieſer, ſo mag der geübte, geſchulte Söldling die Aufgabe übernehmen, welche aber jedenfalls dem gezwungenen, verweichlichten Staatsſklaven am wenigſten zuſagt und von ihm am ſchlechteſten durchgeführt wird, ſobald ihm gegenüber wirkliche Krieger — es ſeien Volks- oder Zunftkrieger — ſtehen!

9. Dez. 1858. War heute viel von Rekruten-Stellvertretung die Rede. — Viele Gegner aus der, unseres Erachtens unrichtigen Ansicht: das Heer müsse eine allgemeine Schule für das Volk sein. — Der Zweck des Heeres ist der Sieg über den Feind, seine Bestimmung der Kampf. Will man *diesen* Zweck, so darf man keine *Nebenzwecke* berücksichtigen und nicht das Heer und den Dienst als *Mittel* behandeln und betrachten. Je kampffähiger, eingeübter die Elemente sind, aus welchen das Heer besteht, desto mehr eignen sie sich zu dessen Bestimmung und diese muß vor Allem im Auge behalten werden.

Es begegnete uns letzthin im Gebürge ein wohlhabender Bürger, der seinen zwanzigjährigen Buben, den das Loos getroffen, nach Steyer zum Depot begleitete. Er war ein blasser, schwammiger Bursche, hinter dem Kramladen aufgewachsen. Papa, Mama, ein Bruder, zwei Schwestern, Magd und

Kutscher, der Lehrjunge und der Hund heulten und winselten. Der arme Junge zog wie zum Schaffot. Gern hätte der Vater ihn losgekauft, aber 1500 Fl. vermochte er nicht aufzubringen. Allerdings für einen Landkrämer ein bedeutendes Kapital!

Am Fuße des Gebürges erwarteten uns zwei Holzknechte als Träger des Gepäcks. In dem einen erkannten wir einen ehemaligen Feldjäger vom 3. Feldjäger-Bataillon, der uns im Jahre 1848 als ganz junger Bursche beim Sturm von Lodrone durch seine besondere Unerschrockenheit und seinen Eifer, sowie durch sein einnehmendes jugendliches Gesicht und hübsche Figur aufgefallen war. Beinahe noch ein Knabe, erstieg das Bürschlein, mühsam Tornister und Patrontasche fortschleppend, einer der Ersten die feindliche Verschanzung. Er war später, wie er uns erzählte, zum Unteroffizier avancirt und mit der Tapferkeits-Medaille belohnt worden. Wir frugen ihn, warum er sie nicht trage? Das Band sei zu kostspielig für alle Tage, meinte er, nur am Sonntage erlaube er sich diesen Schmuck. Er war ein schöner rüstiger Mann von 29 Jahren geworden. — Auch er erinnerte sich unser ganz wohl und nahm

dankbar die paar Gulden, die wir ihm als Trägerlohn und Trinkgeld schenkten. „Da wirst Dir einen guten Tag machen, lieber Kamerad," sagten wir zu ihm. „O nein, Herr! ich habe meinen alten Vater und meine Mutter zu ernähren, sonst wäre ich ja nicht vom Militär weggegangen, wo es mir sehr gut ging; ich hatte auch die Aussicht Oberjäger zu werden, — (er zeigte uns einige sehr belobende Zeugnisse seiner Vorgesetzten) — allein da ist mein Bruder gestorben, der die Ältern bis dahin ernährt hatte und da mußte ich wohl meinen lieben kaiserlichen Ehrenrock ausziehen! Hätte ich nur zweihundert Gulden in der Hand gehabt, um meines Vaters Haus von Schulden frei zu machen, und jährlich vierzig Gulden, um damit für den Vater zu sorgen, so wäre ich noch Soldat; aber so mußte ich wohl nach Hause und als Holzknecht wenigstens unser tägliches Brot verdienen, denn die Kugel, die ich in der Hüfte stecken habe, genirt mich nicht." — Der Revierförster gab dem Manne das beste Zeugniß von Fleiß, Nüchternheit und Ausrichtsamkeit.

Jetzt fragen wir, wenn der Krämer auch nicht auf einmal 1500 Fl. auftreiben konnte, hätte er

gewiß gern und leicht durch acht Jahre jährlich etwa 100 Fl. dem ausgedienten Jäger zu seiner Reengagirung statt des schwammigen Söhnleins bezahlt. Somit hätte die Armee einen miserablen, traurigen, mit Sehnsucht und Schmerz den Abschied erwartenden, wahrscheinlichen Spitals-Candidaten weniger, dagegen einen geübten, brauchbaren, schlagfertigen, erprobten Krieger mehr in ihren Reihen gezählt. Mama, Papa, Bruder, Schwestern, Lehrbub und Magd hätten ihre Thränen getrocknet, et tout le monde auraut été content dans le meilleur des mondes possibles!

Es tröstet uns wenig, wenn man versichert, es wäre für den blassen Krämerbuben eine gute Schule gewesen, vier Jahre die Muskete zu tragen. Der Jägerhauptmann aber, der seine Kompagnie den Versaglieris, Zuaven, Kosaken ꝛc. entgegenführen soll, würde gern die Ehre, den Jungen zu erziehen gegen den Vortheil austauschen, einen tüchtigen Schützen und tapfern Soldaten mehr neben sich zu haben.

Ein Trainsoldat hatte sich bei Kaschau im ungarischen Feldzuge wirklich glänzend ausgezeichnet.

indem er, obwohl verwundet, zwei Geſchütze aus den Händen des Feindes rettete. Der kommandirende General (Graf Schlick) ſchmückte mit großer Feierlichkeit vor den ausgerückten Truppen den wackern Soldaten mit der goldenen Tapferkeitsmedaille und befragte ihn, ob er noch ſonſt etwa einen Wunſch habe. Lange zögerte der arme Kerl, endlich ſagte er: „um meinen Abſchied thät ich halt bitten!“

General G*** sagte neulich mit Recht: „Zu Galo- 14 Dezb 1858
pins nehme ich nicht eben solche Offiziere, die viel gelesen haben, sondern solche die oft und viel Steeple-Chase geritten; die ersten wurden mir gewöhnlich von Bem's Hußaren abgefangen, ehe sie noch ihre Aufträge ausgerichtet hatten, — ein Graben, eine Hecke war genug, um sie aufzuhalten, troß aller Gelehrsamkeit, und ich sah sie nicht wieder.

Ein gutes Pferd, — ein gutes Schwert, und beide gebrauchen können, — das ist die Hauptsache um überall durchzukommen!

31. Oktob. 1859.

Unſere Kriegskünſtler irren, wenn ſie den Krieg und die Schlacht blos als das Reſultat ſtrategiſcher Combinationen und taktiſcher Evolutionen denken!

Noch ganz andere lebendige Faktoren kommen dabei in Betracht. Eine Tragödie iſt nicht bloß ein Gedicht; es kommt dabei auch auf Schauſpieler und mise en scéne an. — Oft geht auch nur eben der Souffleur ab!

Gedankenspähne.

In der A. Z. ein Correspondenz-Artikel aus Wien, in welchem gegen die Vorstadttheater losgezogen und fulminirt wird, daß sie nicht ihre Aufgabe, das Volk zu versittlichen, zu erziehen, zu belehren im Auge halten, ferner, daß sich im Publikum nur ein Lokal-Interesse an Partikular-Patriotismus kundgibt, welcher nicht genugsam mit der eigentlichen deutschen National-Gesinnung verschmolzen sei. 8. Nov. 1855.

Auf den ersten Theil des Vorwurfs ließe sich mancherlei erwidern. Allerdings hat die Bühne und dramatische Darstellung zwei Objekte. Die eine ist die Erheiterung und Belustigung, die andere die Veredlung des Publikums. Letztere kann nur auf solchen Schaubühnen stattfinden, welche von der Gunst des Publikums, respektive von seinem Beutel unabhängig sind. Ein Hoftheater, wir meinen ein solches, welches das Privattheater des Hofes wäre und zu dessen Vorstellungen täglich unter allen Klassen

eine Anzahl Einladungsbillete ausgetheilt würden, deſſen Beſuch eine Gunſt, nicht das Recht einer mit dem eigenen Gelde gelösten Eintrittskarte wäre, ein ſolches Theater könnte allerdings als ein Tempel der Kunſt, die Schauſpieler als deſſen Prieſter betrachtet werden. Wir gehen noch weiter — denn auch wir glauben, daß in der Bühne ein ſehr wirkſamer Hebel für National-Geiſt, Geſittung und Belehrung vorliegt, vielleicht gleich unter die Kanzel und über die Schule zu ſetzen. Wir glauben, daß eigentliche, ſehr gut ſubventionirte wahre Volkstheater, für den Soldaten, den Arbeiter, den kleinen Bürgersmann und Handwerker beſtimmt von großen Nutzen ſein, und ein zweckdienliches Mittel auf den Volksgeiſt einzuwirken darbieten könnten, obzwar auch in dieſem Falle der Stoff der geiſtigen Koſt, wie die materielle für den Magen, ſo auch hier auf die Natur des Publikums, für welches er beſtimmt iſt, berechnet ſein müßte, wenn ſie munden und gut verdaut werden ſoll.

Für ein nervenſchwaches Fräulein, einen gelehrten Profeſſor, einen hypochondriſchen Hofrath, einen frohen Banquier, einen kecken Dragoner-

Lieutenant, eine feine Weltdame, eine ſolide Bürgersfrau, einen ſchlichten Handwerksmann, eine muthwillige Griſette und eine ſchüchterne Gomteſſe paßt nun und nimmermehr dieſelbe Koſt, weder aus der Küche noch auf der Bühne ſervirt. Jedenfalls aber könnte dieſe Aufgabe nur durch den Staat oder die Regierung erzielt werden, denn die erſte Bedingniß der Stellung des Erziehenden und Belehrenden (gegen den zu Erziehenden und zu Belehrenden) iſt Unabhängigkeit. Bei Privat-Unternehmungen dramatiſcher Natur aber iſt gerade das umgekehrte Verhältniß eingetreten.

Man kann doch dem Privattheater-Unternehmer nicht zumuthen, daß er die Bildung, Erziehung und Verſittlichung des Publikums mit ſeinem Schaden erzielen und derſelben ſeinen Vortheil nachſetzen ſoll. Wie weit er gehen kann und darf — dieſe Schranken beſtimmen die Preß- und Polizei-Geſetze. Im übrigen hat er gegen das Publikum keine Verpflichtung als deſſen Geſchmack zu befriedigen und ihm das zu ſchaffen, wofür es zahlt. Die deutſche Natur iſt aber dergeſtalt auf das Belehren und Erziehen verſeſſen, daß ſie auch hier den praktiſchen Theil der Frage

ganz außer Acht läßt. Man predigt den Theater-Unternehmern Feinheit des Geſchmackes, künſtleriſche Auswahl und ſittliche Moral, unbekümmert darum, daß ſie dabei leere Häuſer behalten und an den Bettelſtab kämen, und katechiſirt das Publikum, was ſich wieder darum noch weniger kümmert. Was würde ein franzöſiſches oder engliſches Publikum dazu ſagen, wenn ein Theater-Unternehmer die Abſicht kund gäbe, es belehren, erziehen und veredeln zu wollen. Eine ſolche Vorausſetzung läßt ſich nur ein deutſches Publikum gefallen. Wir hatten einen Erzieher, und zwar einen ſtrengen, den mußten wir anhören, weil er von unſerm Vater bezahlt wurde. — wir würden uns aber dafür bedanken und ihm verdammt wenig Gehör geben, wenn wir ihn ſelbſt zahlen ſollten. Wenn uns ein Zoll des Wadens der Fräulein Pochini mehr intereſſirt als zehn Fechter von Ravenna, ſo werden zehn Thaler aus unſerer Taſche in die Kaſſe des Ballets und nicht in jene des Schauſpieles fließen, und iſt dies der vorherrſchende Geſchmack, ſo wird der Unternehmer des Ballets ein reicher Mann, jener des Schauſpieles Bankrott werden, und weder Kritik noch das Lob

des Journals wird hier das Gleichgewicht herstellen, denn nicht jeder tröstet sich mit dem Satze: Victrix Causa diis placuit, sed victa Catoni! —

Das Wiener Vorstadt-Publikum sucht Heiterkeit und Lebensgenuß. Selten frägt man um Werth, oft sogar nicht um den Namen des Stückes bevor man um einen Sitz oder eine Loge schickt. Spielt der Scholz oder Nestroy? — singt die Schiller-Kathi? — das ist die Frage, die den Besuch des Theaters entscheidet. Kann man es daher dem Theater-Unternehmer verübeln, wenn er bei der Wahl eines anzunehmenden Stückes vor Allem darauf bedacht ist, ob die Lieblinge des Publikums darin Verwendung finden und er somit auf zahlreichen anhaltenden Besuch rechnen könne?!

Mit allen diesen Verfeinerungen haben wir es dahin gebracht, daß wir eigentlich gar kein echtes wahres Volkstheater haben. Wenn der französische Soldat seine 50 Centims daran wendet, findet er sich und seinen Stand im Theater de la Gaiete oder bei Franconi verherrlicht und die kurz berockte niedliche Vivandière singt:

Mais nos ennemis gorgés d'or
Payeront encore a boir
Et pour Vous; — je verrois encore
Luir le jour de la victoire!
Den serois le reveil matin!
Remplan, remplan, remplan, remplan!
Soldats! — Voila Catin!

Um ſich zu erheitern geht der Ouvrier in die Gaiete und vergißt dabei Druck und Sorgen, — wo aber ſoll der Soldat der Wiener Garniſon, wenn er etwa auch deutſch verſteht, wo der Handwerksgeſelle in einem Theater Zerſtreuung und Erheiterung ſuchen? Etwa in den Produkten ſentimentaler weinerlicher Raimund'ſcher Lebens-Philoſophie — oder in Stücken, wo lange Tiraden über Preß- und Wucherunfug, Sittenſtrenge und Familien-Glück halbe Akte ausfüllen, oder in Schauſtücken, wo ein deutſcher Kaiſer Otto oder Heinrich vorkommt, von denen er nie Etwas gehört hat? Somit bleibt dieſem und auch einem großen Theil des zu den Bemittelten gehörigen Publikums, welches an Theaterpredigten keinen Geſchmack findet, nichts übrig als ihre Zuflucht zu Oper und Ballet — zu Renz Circus, — zu

Pferden, Hunden und Affen, oder zum Wurſtelprater zu nehmen.

Vom Wurſtel jedoch wollen wir nicht geringfügig reden. Es iſt ſonderbar, daß trotz Kritik und Zurechtweiſerei, Nivellirungs- und Bevormundungs-Sucht jedes Volk wenigſtens in ſeinem Wurſtel ſeine Nationalität unangetaſtet bewahrt hat. Der engliſche Punch, der franzöſiſche Jocriſſe, der italieniſche Policinello, der böhmiſche Taitalek und der deutſche Hanswurſt gehören zu den wenigen Nationaltypen, welche dem Zeitgeiſt widerſtanden und ihre Eigenthümlichkeit bewahrt haben, ſie führen Dramen auf, welche kein Volk vom Andern abborgen oder überſetzen kann. Sie ſind mir auch immer ein maßgebender Thermometer der Stimmung des Volkes über viele ſoziale und politiſche Fragen. So lange z. B. in England der Punch dem Franzoſen ſein Gericht von Fröſchen ſervirt und dagegen ſein Roſtbeef und Porter genießt, glauben wir nicht an die entente cordiale der beiden Völker, ſo lange der Policinello ſein Meſſer ſchleift um den Juden den Bauch aufzuſchlitzen, rathe ich nicht zur Emanzipation, und ſo lange unſer deutſcher Hanswurſt ſein Weib dem Teufel

an den Hals hängt nicht an das eheliche Glück im Ganzen.

Als Volksstücke besserer Art muß ich in der letztern Zeit des „Wiener Freiwilligen“ und „Judas im Frack“ von Anton Langer, gedenken.

Wir können uns nicht eines gewissen Widerwillens 16. Nov. 1855
erwehren, wenn wir allen diesen polizeilichen Demonstrationen des Thierquälervereins begegnen. Wir sind gewiß nicht grausamer, vielmehr nur zu gutmüthiger Natur, aber es empört uns dennoch, wenn ein Quidam, der gar nichts davon versteht, uns darüber zur Rede stellen will, wie stark etwa die Correktur sein soll und darf, welche wir unserm stützigen Hengste mit unserer Rhinozeros-Reitpeitsche, die allerdings bis auf's Blut beißt, angedeihen lassen, oder wie wir unsern Vorstehhund dressiren sollen. — Es weht auch darin jener uns so widerwärtige Geist hypochondrischer moderner Sentimentalität, welche nicht eine wahre Liebeskraft, sondern vielmehr eine Hassens-Schwäche zu nennen ist. Wer aber nicht hassen kann, vermag auch selten zu lieben — Gott und seine Engeln ausgenommen — sonst steht Zeugungs- und Zerstörungs-Trieb ziemlich in gleicher Proportion. Wer schaffen kann, vermag auch zu vernichten

Ueberhaupt wissen wir nicht ob das moderne Bestreben, beständig zu zähmen und zu kastriren ein sehr günstiges Resultat erzeugen wird. Schulmeister, Polizeikommissär und Seelsorger bestreben sich gemeinschaftlich den Knaben, den Jüngling und den Mann zu entmannen, zu zügeln, zu entkräften. Jede selbstständige Regung, jede Aeußerung männlicher oder jugendlicher Lebenskraft ist verpönt. Vom Geistlichen lassen wir es uns noch gefallen, es ist seine spezielle Aufgabe. Aber daß Staat und Schule auch dahin wirken, endlich ein Geschlecht schwachherziger Pygmäen als Ideal des Staatslebens aufzustellen, ist uns nicht ein Beweis für deren Scharfblick. Der Bursch, dessen Mutter beleidigt wird und den Schimpf mit einer tüchtigen Ohrfeige rächt, wandelt, wenn dieselbe etwas zu kräftig ausgefallen ist, in's Zuchthaus. Der zu seiner Geliebten bei Nacht auf das Fensterbrett sich setzt, detto in Arrest. Was soll denn endlich aus einem Volk oder Geschlecht werden, in welchem jede Spur von Kühnheit und Verwegenheit gewaltsam unterdrückt und ausgerottet worden ist? Wohin kommt alsdann der kriegerische Geist? und glaubt man denn, daß man desselben im Staate

leben ſo vollkommen entbehren kann? Glaubt man, daß eine dergeſtalt eingeſchüchterte, bevormundete, am Gängelbande von der Schulbank bis zum Sarge geführte, jeder ſelbſtſtändigen That und Regung entfremdete Population a l'ordre de mufti plötzlich in Helden und Bluthunde umgewandelt werden könnte?? Und ein Volk oder Staat, welches endlich mühſam das Ideal des modernen Staats-Organismus erreicht hatte, nämlich zu einem induſtriellen menſchlichen Ameiſenhaufen verwandelt haben würde, glaubt man, daß dann nicht, wie die Geſchichte es bereits ſo oft gethan hat, demſelben in einem kriegeriſchen Nachbarvolke der Ameiſenbär beſchieden ſein würde, der ſeiner Zeit ſich mit den aufgeſpeicherten goldenen Eiern mäſten wird.

Wären z. B. Turnen, gymnaſtiſche, zu Volksfeſten geſtaltete Spiele, Wettlauf, Ringelrennen, Scheibenſchießen, Ringen u. ſ. w. mit Volksliedern und National-Muſik, Volksgeſänge, welche den National-Ruhm erhielten und verherrlichten nicht erſprießlicher als das Einmal Eins und alle Conjugationen und Deklamationen? Wir wiſſen nicht ob es eben das Leſen und Schreiben iſt, welches die

Menſchen edler, beſſer, ja nicht einmal geſcheidter machen ſoll. Mancher nordamerikaniſche Häuptling, der nicht leſen und ſchreiben kann, iſt ſcharfſinniger, mancher arabiſche Kameeltreiber hat mehr poetiſchen Sinn, mancher ſpaniſche Hidalgos hat mehr ritterliches Gefühl, — ja, was mehr iſt, mehr praktiſchen Sinn als mancher Doktor der vier Fakultäten.

Aber nur darauf los, recht mit Tinte und Feder fort pädagogiſirt, juſtiñzirt, remonſtrirt. Nur die ſogenannten noblen Paſſionen, welche Herrn S*** ein Dorn im Auge ſind, — recht gründlich verfolgt, keine Freude an Waidwerk, an Roß und Wagen, an Fechterſpiel und Liebesſcherz! Wenn einmal das Ideal des Philiſterthums in voller Blüthe ſtehen wird, dann wird Samſon die Füchſe mit den dreihundert brennenden Fackeln auslaſſen, welche alle Profeſſoren, Doktoren, Pädagogen und Mandarinen mit Eimern von Tinte nicht mehr löſchen werden.

So ſehr wir den Fürſten Staatskanzler ſtets verehrt haben, ſo bedauern wir immer, daß von Seite der deutſchen Fürſten und Regierungen, die alten Studenten-, Sitten- und Univerſitäts-Gebräuche abgeſchafft und unterdrückt wurden. Sie hatten den

Vortheil, dem Jüngling eine Vorbereitung zur männlichen Selbſtſtändigkeit zu geben: Il faut que jeunesse se passe! wie die Franzoſen ſagen. — Der ſchäumende Bach der Jugend muß ausbrauſen, bevor er in das geregelte eingedämmte Flußbett des praktiſchen Lebens eingeengt wird, ſonſt tritt er aus und wird zur Sumpfpfütze, — daß bei dieſem Brauſen und Schäumen hie und da der Schaum und die Wogen etwas herausſpritzen, iſt denn das ein ſo großes Unglück! War nicht die Erinnerung an die frohe Zeit der Univerſitäts Jahre, an die innigen Freundſchaften und gemeinſchaftliche Begeiſterung eine Reminiszenz, welche in den ſpätern Jahren noch reife Geſchäfts- oder Börſemänner mit einem Funken der längſtvergeſſenen Jugendgluth durchglühte, ein Präſervativ gegen das Philiſterthum, den Pedantismus, die heuchleriſche Frömmigkeit, den Egoismus und die Selbſtſucht, welche jetzt üppig emporwuchern und wie ein düſterer Nebel auf dem ganzen ſozialen Leben liegen!?

War es nicht ein großer Geiſt der Ritterlichkeit, der Ehrenhaftigkeit, der Männlichkeit, welcher ſich durch das ganze politiſche Volksleben, im Beamtenthume, im Bürgerſtande, beim Gelehrten fortpflanzte!

War dieſes Reſultat durch ein paar ausgetheilte Schrammen etwa zu theuer erkauft?! Wäre z. B. unſere Preſſe nicht in beſſeren Händen, wenn es ſolche wären, welche einſt ſtets bereit waren auch mit dem Schwerte das geſprochene oder geſchriebene Wort aufrecht zu erhalten!?

Ja! uns widert dieſe jetzige heuchleriſche, hypochondriſche Empfindelei im offenbaren Widerſpruch mit den Erſcheinungen und Fakten an. Stiergefechte ſind ein Gräuel, aber in hundert dramatiſchen Darſtellungen wird das ſubtilſte Gift, Unzufriedenheit, Haß, Zwietracht, dem Publikum eingeflößt, — und auf Barrikaden und in Straßenkämpfen, die daraus entſtehen, fließen Ströme von Blut, gegen welche die paar Tropfen Stierblut nur kleine Flecken ſind. — Die kriegeriſchen Zerſtörungsmittel haben eine ſchauderhafte Entwicklung und Vervollkommnung erreicht. Das „Objekt" nämlich Maſſen werden auf Meilendiſtanz vernichtet, aber dieſe Objekte ſind Tauſende von Leibern, in denen Seelen wohnen, und um jeden ſolchen mit Voll-, Hohl- und Spitzkugeln, Shrapnels, Kartätſchen, Granaten und Bomben zerſchmetterten Leib trauert eine Mutter, eine Schweſter,

eine Gattin, Geliebte oder Kind, und für jeden Tropfen, der in dieſen Blutſtrom ſich ergießt, fließt auch noch daheim eine Schmerzensthräne! Und oft fließen Blut und Thränen nicht einmal für ein großes Intereſſe der Menſchheit, ſondern um ein paar Ballen Baumwolle oder einige Kornſäcke theurer oder wohlfeiler an den Mann zu bringen! — Durch den Hohlweg, der voll Verwundeten liegt, geht der Marſch der Geſchütze, heulend wälzen ſich die armen Bleſſirten. — Vorwärts — es gibt keine Schonung! — Es ſcheuen die Roſſe des Vorausgeſpanns, ſie wollen dem wimmelnden und winſelnden Menſchenknäuel am Boden ausweichen. — Ein Zuruf des führenden Unteroffiziers und der Trainſoldat treibt mit Sporn und Peitſche die Pferde in das Geleis. — Vorwärts! und die ſchweren Geſchützräder raſſeln über die Menſchenleiber fort, dem wird der Rippenkaſten zerquetſcht, dort krachen die Knochen, welche das Rad zermalmt. — da ſchleppt ſich einer, dem die Gedärme aus dem aufgeſchlitzten Bauche heraushängen, ohne dem Verderben entgehen zu können. — Vorwärts! heißt es, und Geſchütze und Roſſe fliegen unaufhaltſam ihrem Ziele entgegen! Dort haut eine Küraſſier-

Eskadron in eine Infanterie-Masse ein, — sie ist gesprengt, aber kein Pardon gibt der erbitterte Sieger, dem spaltet das Schwert das Haupt, daß das Gehirn herausspritzt, jenem werden beide Hände, welche er um Gnade bittend emporhebt, mit einem Streiche weggehauen, daß er nur mehr die beiden Stumpfen hinaufreckt. *) — Kein Pardon! —

Und nach der Schlacht! wenn halbtodte, halbverblutete Menschen zwischen verstümmelten Menschen herumkriechen und um einen Trunk betteln, den der vorübertrabende Reiter ihnen zu reichen nicht Zeit, oft nicht einmal Lust hat! Und die geplünderten Dörfer, die Brandstätten mit halb verkohlten Leichen! — Und eine Generation, die solche Kriege führt, will, daß man, wenn man solches erlebt hat, über einen gepeitschten Hund oder ein geschlachtetes Schwein in Wehmuth zerfließe, salbadert über die Art, auf welche ein paar Spitzbuben, sei es mit Strick oder Fallbeil in ein besseres Leben befördert werden. — lamentirt über die Verderbniß der Hallunken, die sogar in Zellen eingesperrt in

*) Einen solchen erbitterten Kampf sah der Schreiber dieser Zeilen mit eigenen Augen während des Feldzuges in Ungarn 1849

der ausschließlichen eigenen vortrefflichen Gesellschaft dennoch nicht besser werden, — verbiethen die Spielhäuser und Bordelle — während das ganze Land eine große Bankhalle und Spielhöhle und die Prostitution aller Gefühle und Rechte an der Tagesordnung ist?! —

Kanzel, Katheder und Amtsbureau allein können nicht die menschliche Natur rückgängig machen, der Mensch ist nun einmal ein fleischfressendes Raubthier, macht wenigstens, daß er ein edles, wie der Löwe, und nicht ein falsches oder kriechendes, ein Fuchs und Schlange werde! Wenn aber alle Kräfte dahin wirken blos die Hörner abzubrechen, die Zähne auszureißen und die Klauen abzufeilen, Muth, Kraft, Kühnheit, wohl auch etwas Verwegenheit und Uebermuth zum Polizei-Arrest zu verbannen — ist nicht dann einmal zu fürchten, daß, wenn einmal die gute Schafheerde ganz waffen-, wehr- und muthlos sein wird, — nicht etwa Wölfe mit scharfen Zähnen herbeigelockt werden könnten! Umsonst wird man dann sagen: Ihr wart ja einst kräftige Stiere, tüchtige Bullenbeißer, muthige Hengste! — es wird zu spät sein, es werden nur Schafe da sein und der Wolf wird sie fressen!

NB. Der Wolf hält nicht viel auf die Kanzel, geht nicht in die Schule, und fürchtet sich nicht vor dem Polizeikommissär — also ist dann gegen ihn keine Hülfe und Appellation!

Ueber den Vollzug der Todesstrafe.

In einer deutschen Zeitung wurde bei Besprechung der Hinrichtung eines Raubmörders mit großer Wärme die Einführung des Fallbeiles bevorwortet. Es hat uns dieser Artikel zum Nachdenken über den Vollzug der Todesstrafe überhaupt und zu mehreren Betrachtungen über diesen Gegenstand angeregt. 20. Febr 1856.

Es ist ein Charakterzug unserer Neuerer, daß ihnen vor Allem jede Persönlichkeit zuwider ist. Vom lieben Gott angefangen bis zum Scharfrichter soll vor Allem keine Person fungiren. — Auch die Benennungen sollen, wenn man ihnen — was man am meisten beliebt, — nicht Ziffern subsistuiren kann, wenigstens solche sein, die nicht eine spezifische, persönliche Bedeutung haben, sondern so viel als

möglich nur ein Ausfluß der Gesammtheit des Staates (wohl bemerkt, nicht Volkes) gelten.

Der gesalbte König und Kaiser wird jetzt mit Vorliebe Staats-Oberhaupt geheißen. — (kann auch um so mehr vom jeweiligen Präsidenten, oder nach Zeit und Umständen von verschiedenen Dynastien gelten,) Gott selbst heißt Urwesen oder sonst was, nur keine Person darf dabei gedacht werden, an die man bittend sich wenden, die man dankend verehren könnte. Auch fürchten darf man keine Person. — daß also die mittelalterlichen Erscheinungen, der Teufel selbst, von der Schaubühne des Lebens vertrieben werden müssen, ist das Streben unserer Reformatoren. Der Teufel aber vornehmlich, läßt sich so leicht nicht die Thüre weisen, spielt denen neuen Exorcisten manchen Schelmenstreich und gibt von seiner Anwesenheit unter mancherlei Gestalten auf sehr verschiedenartige oder mannigfaltige Weisen tagtäglich Kunde.

Daß bei dieser Lage der Dinge der Scharfrichter, — in seinem rothen Mantel, mit seinem blitzenden Schwerte, den Konstruktoren der neuen Gesellschaft als ein sehr unangenehmes, die zarten, bebrillten Augen grell verletzendes Bild erscheinen

mußte, nicht weniger als der Ritter in ſeinem blanken Bruſtharniſch, — der Prieſter in ſeinem Levitenkleide, — der Richter in ſeiner Toga, — der Fürſt in ſeinem Hermelinmantel, — iſt ganz folgerecht! Ein ſchwarzer Frack, den kann auch der bucklichſte Belletriſt anziehen, und in dieſem Gewande braucht man vor Niemanden von Weitem ſchon Reſpekt, Lieve oder Furcht zu empfinden oder an den Tag zu legen.

Alſo auch keinen Scharfrichter mehr. — Statt deſſen eine Maſchine. — Mit der Erfindung des Dampfes vervollkommt, kann dieſelbe die größten, erfreulichſten Reſultate liefern.

Der Scharfrichter köpfte nur Individuen, das Fallbeil erhebt ſich ſchon zu Kathegorien, eine Dampf-Guillotine wird Racen, Kaſten und Generationen beſeitigen. Ohne Guillotine wäre die franzöſiſche Revolution in ihrer damaligen Form und Geſtalt nicht durchführbar geweſen. Eine Dampf-Guillotine wäre eine herrliche Erfindung, ein troſtreicher Vorbote für die Zukunft. Dagegen ſind in der Feuerwerkskunde Shrapnels erfunden, vervollkommnete Kartätſchen, — wo der Tod ſo zu ſagen nicht mehr ſprüht, ſondern herabregnet. Wahrlich

die Menſchheit kann ſich Glück wünſchen zu dem Erfindungsgeiſt, der ſich zu ihrer Beglückung entwickelt.

Die Todesſtrafe iſt unſeres Erachtens nur dann zu rechtfertigen, wenn ſie mit dem, tief im Menſchen und im Volksleben insbeſondere begründeten Begriff des Opfers und der Sühne ſich verbindet.

Das Schaffot iſt der Altar, auf welchem der Schuldige, Reuige ſein Verbrechen ſühnt, ſeine Schuld gegen Gott und Menſchen tilgt. Deßwegen iſt ein ſolcher Vorgang allerdings ein Volksfeſt, aber von ernſter Natur, denn es iſt nicht geſagt, daß jedes Volksfeſt ein Poſſenſpiel ſein muß. Es gab eine Zeit, wo noch außer den Hannswurſten, Trillern und Pirouetten das Volk Feſte feierte, die nicht bloß auf die Lachluſt der Zuſchauer berechnet waren. Wir begreifen die Todesſtrafe nur mit der größten Feierlichkeit verbunden, mit Sterbeglöcklein und rothbemantelten ſchwertſchwingenden Scharfrichtern, mit allen den Blumen und den kleinen Zugeſtändniſſen, welche die Volksſitte dem armen Sünder bietet. Wollt ihr bloß einen untauglichen oder unzähmbaren Staatsbürger — reformiren und vom

Futter bringen, ſo gebt ihm Chlorophor oder vertilgt ihn mit einem Tropfen Blauſäure, wie ein rotziges Pferd.

Freilich wird das Schauſpiel und das Gepränge des Armenſünderzuges, der Anblick des gemauerten — unverrückbaren — Hochgerichtes manchen phantaſiereichen Morgenſpaziergänger, manches ſentimentale Dichtergemüth masculini e feminini generis etwas unſanft berühren und anregen *), aber dafür ſteht es ja frei, an ſolchen Tagen etwas länger im Schlafrock und bei der Taſſe Kaffee zu verweilen.

*) Haben wir ja doch aus derſelben Anſicht die Grabſtätten auch unſerer liebſten Todten, den Friedhof — Gottesacker, — als Leichenhof, aus dem Bereiche unſerer Augen und Naſen in die öden entfernteſten Haiden gerückt. Nach und nach rucken freilich die jetzigen Pionniere der Civiliſation, die Vorhut der Städtebewohner, die Fabriksbevölkerung, das Proletariat vor, und bemächtigen ſich auch dieſer Räume. Die Lebendigen muſſen, um ſelbſt zu leben, die Todten auch aus dieſen Lagern vertreiben, wie das Bleichgeſicht der Mohikane mit dem Urwald des Weſtens. — die nur kurze Friſt gegönnte Ruheſtätte wird wieder in das Reich des Lebens gezogen, eingepfercht, durchgraben, verbaut, die Gebeine ausgeſcharrt, als Kalk und Mörtel verwendet, und ſomit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft wieder in dem

Ihnen zu Liebe ſehen wir aber nicht ein, warum der arme Sünder geheimnißvoll und ſchauerlich, ohne der ihn beruhigenden Form feierlicher Sühne in irgend einem abgelegenen einſamen Hof, von einem ſchwarzbefrackten Mordkünſtler, mit Glacehandſchuhen wie von einem ſchlechten Chirurgen, mittelſt des zweckdienlichen Inſtrumentes beſtmöglichſt abgethan, und für das anatomiſche Kabinet präparirt werden ſoll.

Die Sentimentalität unſerer Zeit nähert ſich dem mit Grauſamkeit ſehr verwandten nervöſen Ueberreiz krankhafter Wollüſtlinge. Sehen und hören will man nichts, was zu ſehr erregt, denken und handeln aber ſchonungsloſer, als unſere rauhen, ſtahlbewehrten, eiſengepanzerten Vorfahren.

Ein Zellengefängniß iſt unſeres Erachtens eine grauſamere Folterbank, als irgend eine des Mittelalters, der Kampf mit dem Wahnſinne eine Tortur, wie man ſie nicht der venetianiſchen Inquiſition

ſelben Qualm, Moder und Schutt vermengt. Da werden dann die Grundlagen neuer Menſchenneſter ſchwerlich unter Segen und Liebe gegründet. — Aber was thut's! Das moderne Geſchlecht hat keinen Raum für Gräber ebenſowenig, als Zeit zu Erinnerungen.

zuſchreibt. Aber man hört und ſieht nichts davon. — Oper und Ballet gehen dabei ihren Weg und wer auch noch ſo frühe ausgeht, ſein Mineralwaſſer zu ſchlürfen, hat nicht zu beſorgen, dem Gemarterten zu begegnen.

Wir fügen dieſen Betrachtungen die Erzählung eines darauf Bezug habenden Faktums an, welches als Beleg dazu dienen kann.

Ein Füſelier eines k. k. Infanterieregimentes wegen Trunkenheit, Raufhändeln, Subordinationsvergehen ꝛc. öfters bereits abgeſtraft, und ziemlich ſchlecht konduiſirt, wird nach überſtandener Strafe in den Arreſt zurückgeführt. Auf dem Kaſerngange begegnet er dem Korporal B . . . der ihn ſchon einige Male wegen Vergehen angezeigt hat; plötzlich entreißt er ſich den Händen der ihn begleitenden Wache, ergreift ein zufällig in der Nähe liegendes abgeſchraubtes Bajonnet, ſtürzt ſich auf den Korporalen, und verſetzt ihm zwei Stiche in Rücken und Seite, bis an das Heft eindringend.

Gerichtlich verhört bleibt er dabei, den Korporalen erſt ganz in der Nähe erſichtlich geworden, vom heftigen Zorn ergriffen worden zu ſein, und in

blinder Wuth die nahe liegende Waffe ergriffen und gebraucht zu haben. Es konnte die That also nicht als „vorbedachter Mord“ erkannt und somit nach den damaligen Normalien um so weniger qualifizirt werden, als die dem Korporal beigebrachten Verwundungen nicht als absolut tödtlich beurtheilt wurden.

Der Angeklagte zeigte in seinen Verhören die größte Besonnenheit und wußte sich sehr geschickt zu vertheidigen, so daß beinahe mit Gewißheit vorauszusetzen war, daß er nicht zum Tode verurtheilt werden würde.

Nun aber starb der Korporal nach einigen Tagen wirklich durch eine plötzliche, vielleicht zufällig herbeigeführte Verschlimmerung seiner Wunde. — Nach wenigen Tagen verlangte der Angeklagte zum Verhör gebracht zu werden, und legte mit aller Ruhe das umständliche Geständniß ab dem Korporalen B. seit längerer Zeit schon den Tod geschworen zu haben, bereits auf dem Wege im Kasernengange den Vorsatz zur Ausführung seiner That gefaßt und den festen Willen und die Absicht gehabt zu haben, den verhaßten Korporalen zu ermorden. Er wisse, daß

dieſes Geſtändniß ihn unwiderruflich zum Schaffot führe, allein das müſſe geſchehen, damit ſein Frevel geſühnt und dem Regimente ein heilſames Beiſpiel gegeben werde. Des Ermordeten Blut ſchreie um Rache, und er ſelbſt würde nur dann Ruhe finden, wenn ſein eigener Tod es verſöhnt haben würde.

Er wurde als des erſchwerten vorſätzlichen Mordes ſchuldig erkannt, zum Strange verurtheilt, und der Stab über ihn gebrochen.

Als er bereits ausgeſetzt war, ließ er an ſeinen Oberſten durch den Regimentskaplan die Bitte ſtellen, ihn vor ſeinem Ende zu beſuchen. Der Oberſt ließ ihm ſagen, er würde gerne dieſer Bitte willfahren, wenn er ihn nicht etwa mit dem Geſuche um Begnadigung behelligen wolle, welche ihm zu gewähren, in dieſem Falle außer ſeinem Befugniſſe und dem Reiche der Möglichkeit liege. Auf die Verſicherung des Delinquenten, daß dieß keineswegs ſeine Abſicht, und auf die nochmalige dringende Bitte, um die „hohe Ehre dieſes Beſuches“ — entſchloß ſich der ſehr menſchenfreundliche und theilnehmende, im Regimente ſehr beliebte Oberſt, dem Wunſche des Verurtheilten nachzugeben.

Er geſtattete uns, ihn bei dieſem Beſuche zu begleiten.

Wir fanden den Mann in dem Vorzimmer des Stabsſtockhauſes ſitzend an einem Tiſche, auf welchem ein halbes Glas Wein, eine Waſſerflaſche, ein ſchöner Blumenſtrauß in einem andern Glaſe, und ein geöffnetes Gebetbuch lag. Auf einem Seitentiſche ſtand eine mit Zwanzigern, Scheidemünze und einigen Thalern, welche die Beſucher dem armen Sünder zurückgelaſſen, gefüllte Schüſſel.

Er war, wie es der Gebrauch in den letzten drei Tagen, in welchen der Delinquent ausgeſetzt wird, mit ſich brachte, ohne Ketten. Er war ſehr ſauber adjuſtirt, und knöpfte den halbgeöffneten Rock ſorgſam zu, indem er zugleich bei dem Eintritte des Oberſten ſich anſtandsvoll erhob, und in militäriſcher Haltung daſtand. Er war ein mittelgroßer, gedrängt und muskulös gebauter Mann, nicht eben von ſchönen, faſt gemeinen Zügen, doch hatte das dunkle, offene und feſt blickende Auge viel Ausdruck. „Ich danke, Herr Oberſt, für die mir erwieſene Gnade, durch welche Sie ſich herablaſſen, ſich zu mir Unwürdigen zu bemühen. Ich möchte aus Ihrem Munde die

Versicherung erhalten, daß Sie mir die Schande und die Unkosten verzeihen *), welche ich dem Regimente durch meine bevorstehende Hinrichtung mache." Der Oberst beruhigte ihn mit tröstenden Worten über diesen Punkt. — „Ich hätte wohl noch eine Gnade zu erbitten; könnte meine Todesart nicht statt durch den Strang in jene durch Pulver und Blei umgewandelt werden?" — Der Oberst entgegnete, daß ihm leider in diesem Falle gar kein Milderungsrecht zustände. — Der Delinquent wischte sich eine Thräne aus dem Auge, fuhr aber gefaßt fort: „Ich habe noch einen Kummer. Ich habe noch eine alte Mutter in Wien. Ich habe gehofft, nach meiner Dienstzeit durch meine Arbeit sie ernähren und erhalten zu können und sie wird jetzt dem drückendsten Mangel ausgesetzt bleiben. Könnte nicht die Gnade und Barmherzigkeit meiner Herren Offiziere etwas für die Noth des armen alten verlassenen Weibes thun?" — Auch hierüber war der Oberst in der Lage, ihn einigermaßen beruhigen und trösten zu können. —

*) Die Hinrichtungen wurden damals aus dem Regimentsunkostenfonde bestritten, und kamen ziemlich kostspielig zu stehen.

„Ich werde jetzt getrost," sprach der Delinquent. „Sie und das Regiment haben mir verziehen, meine alte Mutter bleibt nicht hilflos in der Welt zurück und Gott wird gnädig mit mir sein und mir vergeben, da ich reumüthig und offen meine Schuld gestanden habe und sie mit dem eigenen Leben zu büßen bereit bin. Gestatten mir der Herr Oberst, morgen vor der Exekution noch einige Worte an meine Kameraden zu richten. Ich hoffe, mein Beispiel wird ihnen zum Nutzen und zur Warnung dienen, und ich will wenigstens noch diese letzte Gelegenheit benutzen, etwas Gutes zu stiften."

Gefaßt und entschlossen schritt er des andern Tages, das Kruzifix und den Blumenstrauß in den Händen, der Richtstätte zu. Dort vor dem Galgen angelangt, richtete er noch folgende Worte an die Kameraden: „Kameraden! Ihr seht an mir, wohin es führt, wenn man nicht zeitig lernt, seine Leidenschaften zu bezähmen und zu bekämpfen. Ich bin leider nie erzogen und in gehöriger Zucht gehalten worden. Ich hatte nur eine alte Mutter, die mich nicht bemeistern konnte.

So wuchs ich als ein wilder, rauflustiger Kerl

heran, ergab mich zeitweise dem Trunke, dem Jähzorne und der Rachſucht. — Als ich endlich Soldat wurde, war es zu ſpät, dieſe Leidenſchaften abzulegen. Wohin ſie mich endlich geführt haben, ſeht Ihr! Vergebt mir, daß ich Euch und dem Regimente dieſe Schande mache. Ich will wenigſtens durch meinen Tod Euch ein gutes Beiſpiel geben, und ihm unerſchrocken in die Augen ſehen, damit Ihr, denen vielleicht einmal das ehrenvolle Loos eines ehrlichen Soldatentodes beſchieden iſt, deſto weniger vor demſelben zittert, denn an mir könnt Ihr lernen, daß nicht der Tod ſelbſt, ſondern die Urſache, warum man ſtirbt, zu beherzigen iſt. Fürchte ich dieſen Tod nicht, nachdem mein Verbrechen geſühnt und vergeben iſt, um wie viel weniger darf er Euch dann ſchrecken, wenn er um Ehre und Sieg für Vaterland und den Kaiſer gilt. Behüte Euch Gott, thut als ehrliche Soldaten und brave Männer Eure Schuldigkeit, und merkt Euch, wie es jenen ergeht, die einmal aufhören beides zu ſein;" — er wendete ſich dann ruhig dem Scharfrichter zu, ließ ſich binden wie ein Lamm und ſtarb reumüthig aber unerſchrocken.

Hätte man etwa beſſer gethan, nach dem neuen

Systeme ihn irgendwo in einem finstern Hofe, hinter Riegel und Schloß in der Stille zu erwürgen, im Beisein einiger weniger Honoratioren der Sanitäts- und Justiz-Behörde?! — Wäre es nicht grausam gewesen, ihn des letzten Trostes vor seinen Kameraden als Mann und Soldat zu sterben, zu berauben?

In gleicher Weise starb ein Grenadier von Hessen-Homburg, der seine Geliebte aus Eifersucht erschlagen hatte; da die Entfernung vom Stabsstockhause bis zur Spinnerin am Kreuze ziemlich bedeutend, etwa eine Stunde Weges ist, wollte man ihn fahren lassen. „Ein ungarischer Grenadier läuft dem Tode auf dem Schlachtfelde entgegen, — wenigstens langsam gehen kann er auch bis zum Galgen.“ und seinen Blumenstrauß in der Hand, marschirte er im regelmäßigen Defilirschritte bis zur Richtstätte.

Wie tief im Volke die Ansicht über die Todesstrafe wurzelt, beweiset folgender Fall. Während des Landtages 1840 in Preßburg ermordete und beraubte ein Comitatshußar, mit Beihilfe eines Kameraden, den Deputirten, dem er zur Begleitung beigegeben war, unter empörenden Umständen. Die Sache wurde entdeckt, beide Thäter überwiesen und

endlich auch der That geständig, wobei einer derselben aber als Grund seines unumwundenen Geständnisses den Umstand anführte, „daß ihm jetzt, wo die Todesstrafe abgeschafft sei, doch am Leben nichts geschehen könne."

Er hatte nämlich in Begleitung seines Herrn mehreren Verhandlungen bei der untern Tafel beigewohnt, wo allerdings die Abschaffung der Todesstrafe berathen, und ein Vortrag darüber an die obere Tafel beschlossen worden war. Die Genehmigung der obern Tafel, welche erst dem Beschlusse Gesetzeskraft geben konnte, war aber voraussichtlicher Weise nicht erfolgt.

Dieser Umstand war aber dem wenig gesetzkundigen Mörder unbekannt. Als man ihm also sein Urtheil, mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gerichtet zu werden, verkündigte, protestirte er heftig und betheuerte endlich: „ja hätten wir gewußt, daß die Todesstrafe nicht abgeschafft sei, so hätten wir es ja nicht vollführt." — Er und sein Kamerad wurden in Preßburg enthauptet.

Sie hätten noch ihre Köpfe auf den Schultern und der Ermordete wandelte vielleicht noch unter

den Lebenden, hätten beifallssüchtige Philantropen ihnen nicht die Schranke weggegaukelt und unter Sophismen verhüllt, welche auch den Lasterhaftesten drohend entgegenblickt. — Es ist der Rabenstein. Wer ihn in Bresche legt, öffnet den Wallbruch zum Sturm auf die Gesellschaft. — über seine Trümmer schreiten Mörder und Räuber kühn zum Angriff auf Person und Eigenthum, aber so, wie man jetzt die Vollziehung der Todesstrafe anräth, verliert sie ihre eigentliche Bedeutung; der Rabenstein, — das eigentliche Bollwerk, liegt darnach in Schutt, der Scharfrichter wird zum Chirurgen, der Delinquent zum Opfer, die Strafe selbst nur eine Vertilgung, wie bei Milzbrand und Rotz am Vieh.

Ueber neuere Verwendung deutscher Ritterburgen.

In der Beilage zu Nr. 259 der „Allgemeinen Zeitung" (7. September 1855) befindet sich ein Aufsatz über die Wiederherstellung der alten Dome, der noch im Allgemeinen die Architektur des Mittelalters bespricht. Wir erlauben uns keineswegs ein Urtheil über den Werth und die Gediegenheit des Aufsatzes überhaupt, nur können wir uns nicht enthalten an folgende Stelle desselben einige Betrachtungen zu knüpfen; es heißt nämlich: „Dessen ungeachtet überragt diese dorfliche Stadt (Marburg) viele glänzende Residenzen mit breiten schnurgeraden Straßen und langen Paradefensterreihen durch einige Bau- und sonstige Denkmale aus alter Zeit, wie sie nicht sehr häufig angetroffen werden. Auf der Spitze des Hügels thront das alte Schloß mit seinen gothischen

10 März 1856.

Fenstern und hohem Gemäuer, jetzt kurfürstlich hessisches Zucht- und Straf-Arbeitshaus. Wie viele der alten Ritterburgen, die wir nun als malerische Zugabe der Landschaft bewundern, beherbergten auch ehedem Leute von sehr bedenklichen Ansichten über fremdes Eigenthum. Es wäre demnach nicht so weit gefehlt, den Nachfahrern ihres Gewerbes an denselben Stellen, wenn auch unter veränderten Verhältnissen, eine Unterkunft zu gewähren."

Das heißt mit andern Worten, die früheren Bewohner der Ritterburgen, der Adel, die deutsche Ritterschaft, wäre würdig gewesen in das Zuchthaus gesperrt zu werden, und wenn diese ehemaligen Ritterburgen in Zuchthäuser verwandelt würden, so würden sie an der Natur und dem Charakter ihrer Inwohnerschaft eben keine sonderliche Verschiedenheit erleiden.

Aufrichtig gesagt, gegen eine solche Ansicht der Geschichte überhaupt müssen wir protestiren, und flößt uns eben kein besonderes Vertrauen auf die Auffassung ein, mit welcher der Verfasser den Charakter der kirchlichen Architektur des Mittelalters

beurtheilt. Man sollte glauben, seine Quellen seien lediglich Veit Webers Sagen der Vorzeit, Spieß und Kramers Romane gewesen, und aus ihnen habe er sich ein Bild des deutschen Mittelalters voll trunkener Raubritter, feister und listiger Burgpfaffen, geraubter unschuldiger Dirnen und mißhandelter bürgerlicher Biedermänner gemacht. Wir glauben, dieses Bild ist überhaupt nicht richtig. Jedenfalls darf man in der Geschichte der Dinge und Ereignisse, Institutionen und Organisationen nicht aus dem gegenwärtigen, — wir möchten sagen subjektiven — sondern aus dem damaligen objektiven Standpunkte aus betrachten und beurtheilen. Allerdings kömmt eine Zeit, wo sie ihre Sendung erfüllt, ihre Zeit erreicht haben, dann sind sie nur der Schatten dessen, was sie einst vorstellten und sterben ab. Man begrabe sie dann mit Ehren, aber man beschimpfe nicht ihr Grab. War ja doch der altersschwache Greis vielleicht ein rüstiger Mann, der seinen starken Arm einst helfend und rettend verlieh, — die welke Matrone ein blühendes Mädchen, deren Blick holden Zauber ausübte! — So z. B. ist es ja unbestreitbar, daß die Klöster in Deutsch-

land, England, im ganzen skandinavischen Norden die Wiege der Gesittung waren, daß Freysing, Bamberg, Admont, — die Schotten und Benediktiner, den ganzen Süden und Westen von Deutschland aus dem Zustande der Wildniß in ein kultivirtes Land verwandelten. — Wer jetzt den Johanniterorden nach einigen Herren in rothen gestickten Waffenröcken, mit weißen Kragen geschmückt, beurtheilt, und über den Werth, die Zweckmäßigkeit, den Nutzen oder die Nothwendigkeit des Ordens Folgerungen zieht, der mag nicht vergessen, daß ohne den heldenmüthigen Widerstand dieses Ordens die Küsten des mittelländischen Meeres, vielleicht Neapel und Sizilien das Schicksal Griechenlands und der jonischen Inseln getroffen hätte, und die Pestkordons in die Mitte Europa's gerückt worden wären. Er darf nicht vergessen, daß der deutsche Orden es war, der mit seinem guten Schwert das deutsche Element in Nord und Ost weit hinaus trug über die deutschen Marken, daß er es war, der mit seinen ritterlichen Leibern die Wahlstatt von Liegnitz deckte und ein Bollwerk war und blieb gegen Tartaren und Sarmaten! — War nicht das Institut der Ritterorden, Templer,

Johanniter und deutschen Herren, der Pflege der Kranken vor Allem, dem Schutze der Schwachen zunächst sich zu widmen, eine der herrlichsten und trostreichsten Erscheinungen der Geschichte? Die christliche Charitas, umgürtet mit dem germanischen Heldenschwerte, die sanfte Milde des Priesters, gepaart und verschmolzen mit der Tapferkeit und Kraft des Kriegers. Hat die Geschichte anderer Zeiten und Völker eine ähnliche, allen Forderungen und Idealen des Sittengesetzes mehr entsprechende Erscheinung aufzuweisen? — Entsprachen damals diese Ritterorden, in welchen die Priesterkutte mit dem Panzer vertauscht wurde, je nachdem der leidende, schwache, hülflose Bruder der Pflege oder des Schutzes bedürftig war, nicht ganz besonders den Anforderungen der damaligen Zeit? — War die heilige Vehme in einer Zeit, wo die zuchtlose Willkühr herrschte und nur der Stärkere das Gesetz gab *), — nicht ein folgereiches Ergebniß des allgemeinen Bedürfnisses? Kann man sie mit den Augen der jetzigen Zeit und

*) Dieß geschieht wohl auch jetzt nicht anders, — aber damals wurde es schwerer gehandhabt, weil es viele Starke gab und jeder sich auf seine eigene Kraft verließ.

der jetzigen Verhältniſſe, wo ohnehin jeder Feigling und Schwächling ſich hinter den Paragraph des Geſetzbuches verkriecht, verklauſulirt und verbarrikadirt, und man nicht zu befürchten hat, daß es an Prozeſſen, Advokaten und Denunzianten fehlt, — beurtheilen? — Um auf meinen vorigen Vergleich zurückzukommen, habt ihr das Recht, iſt es billig, den Greis, der einmal ſtark und rüſtig war, oder das zur alternden Matrone gewordene ſchöne Mädchen zu verſpotten, zu beſchimpfen, oder in einen Sack geſteckt, zu ertränken, weil ſie alt geworden ſind und euch nicht mehr gefallen? Laßt ſie ruhig abſterben und dann begrabt ſie, vielleicht iſt es euer eigener Vater und Mutter, denn auch ihr ſeid verknüpft mit der Vergangenheit und ſeid aus ihr entſtanden. Iſt es nicht — wir möchten ſagen — empörend, in einem Aufſatze, der einen hiſtoriſchen Charakter trägt, eine Kenntniß und richtigen Blick der mittelalterlichen Zuſtände billig vorausſetzt, den ſtillen Wunſch ausgeſprochen zu ſehen, die ehrwürdigen Überreſte der Sitze des deutſchen Adels, aus denen er auszog, wenn es galt die Gränzen des Reiches gegen Franken und Sarmaten, gegen den Erbfeind zu ſchützen,

oder über die Alpen zu ſteigen, um die Kaiſerkrone, die Erbſchaft des römiſchen Weltimperiums, auf das Haupt eines deutſchen Fürſten zu ſetzen, — in Strafhäuſer zu verwandeln, und unumwunden zu verſtehen gibt, dieſe Geſchlechter und ihre Nachkommen dazu, ſeien vollkommen dazu geeignet, ſie zu bevölkern, wenigſtens ſei die dahin gehörige Bevölkerung in qualitate nicht eben ſehr von ihnen zu unterſcheiden.

Wir geſtehen, daß wir Klöſter und Burgen, Kirche und Ritterthum als durchaus nothwendige Grundpfeiler der mittelalterlichen Geſittung, wie ſie ſich nach dem Sturze oder der Auflöſung des römiſchen Weltreiches heranbildete, nicht als nothwendiges Uebel anſehen. War denn der krieggeübte, kampfgewohnte Adel und die Ritterſchaft wirklich ſo überflüſſig, als Tataren weit herein über die Oder ſtreiften, Sarazenen an den Pyrenäen und in Sizilien hausten, und ſpäter der Türke an der March lagerte? Hätte das bizantiniſche Kaiſerreich Ritterthum und Adel wie das occidentaliſche, ſtatt Sophiſten herangezogen, vielleicht wäre das Kreuz nie von St. Sophia herabgeſtürzt worden, und wir wären nicht zu dem gegenwärtigen orientaliſchen Kriege,

aber auch zu vielen andern früheren nicht gekommen! und brauchten jetzt nicht so viel Mühe um unsere guten Freunde, den früheren Erbfeind, die lieben Türken zu schützen, oder sie auf eine honnette Weise aus Europa heraus zu komplimentiren und zu protokolliren.

Ja vielleicht ist die Zeit gekommen, in welcher Kirchen, Klöster und Burgen zerfallen, einstürzen oder in Strafhäuser und Kasernen umgewandelt werden müssen. Wenigstens baut unsere Zeit keine mehr, vermag es auch nicht. Aber diese modernen Klöster und Burgen werden vielleicht wieder die Wiege einer neuen Generation, eines neuen Geschlechtes, den Keim einer neuen Gesittung oder vielmehr Ungesittung abgeben. Aus ihnen werden die Mönche und Kämpfer der Zukunft ausgehen, jedenfalls wird die Klausur und Thorsperre mit der Zeit bei zunehmender Bevölkerung schwer zu handhaben sein.

Unsere Zeit bricht Kirchen und Burgen, baut dagegen Fabriken für die Arbeiter, Paläste für die Kapitalisten, Kasernen und Zuchthäuser, erstere um die Vertheidiger, letztere um die Angreifer des Kapitals zu beherbergen. Wer weiß, was in einem Jahr-

tausend die Massen, welche auf Eisenbahnen oder vielleicht in Luftschiffen bei den Ruinen unserer modernen Zwangsburgen und Männerklöster vorüberrauschen, werden, für Betrachtungen über die Natur des Eigenthums anstellen dürften. Vielleicht wird dann der Grundsatz, la propriété c'est le vol, bereits zur Geltung gelangt sein, und die Nachwelt einen gemüthlichen Kapitalisten oder wohlbehäbigen Kaufherrn, Kommerzienrath ꝛc. der Jetztzeit gerade so als Wucherer und Blutsauger ansehen, wie der Architekt in seinem Aufsatze aus dem mittelalterlichen Territorial-Adel Raubritter und Wegelagerer macht. Wohlbemerkt geht dem Adel der Jetztzeit, dem Geldbaron, dem Kommerzienrath, dem Fabrikslehensherrn, das Schwert, die Waffe zum Schutze seiner Rechte ab. Nicht mit der eigenen Faust, nicht hinter der Mauer der eigenen Burg bedroht der Berechtigte der Jetztzeit den Angreifer, den Tirailleur der Zukunft. Nein, diesen Schutz gewährt ihm nur der Gendarme, und obbesagte Tirailleurs der Zukunft werden einstweilen in das Zuchthaus gesperrt. Was aber dann, wenn die Zeit das Gros der feindlichen Massen bringen wird?!

Jedenfalls wünschen wir dann, daß in einem Jahrtausend die Nachwelt unsere jetzige Gegenwart mit etwas weniger parteiischem und mit gerechterem Auge beurtheile, als der Architekt die „Raubritter" des Mittelalters, der die Klöster und Burgen so gerne in Zuchthäuser verwandeln will.

Zweikampf des Herrn von Hinkeldey mit Lieutenant von Rochow! Ersterer, trotzdem daß er als Polizeidirektor gelebt, als braver Kerl gefallen! — Ist doch ein Soldatenland, das Preußen, und gibt auch Edelleute dort! Sogar in der Bureaukratie noch eine ritterliche Ader! — Bureaukraten, wenn sie auch die Feder hinter das Ohr stecken, dennoch den Degen nicht aus der Hand legen wollen! — Ist nicht überall zu befürchten! 14. März 1856.

30. März 1856. Die Leute ſprechen immer wie dem Adel aufzuhelfen oder derſelbe zu erhalten ſei! Fruchtlos! — Seit das Pulver ſeine Burgen gebrochen, die Kugel ſeine Rüſtung durchlöchert, das Bajonnet ſeine Schwerter abgeſtumpft hat, iſt es vorüber mit ihm, und höchſtens in ſeinen Geſinnungen, oder auch, wie Herr S*** ſie ironiſch bezeichnet, in ſeinen noblen Paſſionen könnte noch die Erinnerung an ſeine bevorrechtete und bevorzugte Stellung leben, indem ſie beweiſen, daß dieſe Geſchlechter würdig waren, die erſten in den Reihen des ganzen Volkes zu ſtehen! Seine Waffen gaben ihm ſeine Rechte, und ſchützten dieſelben; wo ein Recht nicht mehr geſchützt werden kann, iſt es bloß eine Formel. So lange der berittene, gepanzerte Krieger, der Ritter, nicht vom Pferde geſtürzt werden konnte, war er ein wirklicher Stand. Der Ritter, er mag jetzt ein großer Geldbaron, oder ein Parlaments-

reöner, ein Kaufmann oder ein Fabrikant werden, kann wohl ein bedeutender Mann sein, aber vom Ritter hat er nur mehr den Namen! — Ja könnte der Adel als Zunft das Monopol der Geschützbedienung für sich haben, oder würde die Geschützkunde und deren Gebrauch nur vom Vater auf den Sohn vererbt, wie bei den Topschis in Konstantinopel, so müßte aus dem Adel die Artillerie, oder noch sicherer aus den Kanonieren ein neuer Adel erwachsen! Die Kanone wäre dann, was früher Schild und Helmzier!

31. März 1856.

Als im 16. Jahrhundert der Bauernkrieg den Adel bedroht, schützte ihn sein Eisen und der Stein seiner Burgmauern. Mit seinen Geldsäcken, wenn sie voll, oder noch weniger wenn sie leer sind, kann er sich und seine Rechte, seine bevorzugte Stellung, dem Neide und der Mißgunst gegenüber, nicht schützen. Es wird ohnehin bald nur mehr Leute mit vollen und mit leeren Säcken oder auch solche geben, die gar keine Säcke haben, da sie auch die Röcke, folglich die Taschen entbehren. Bis diese Nivellirung vollbracht ist, werden die Dinge tant bien que mal gehen. Wenn es aber einmal bloß Reiche und Arme, Gesättigte und Hungrige, Genießende und Darbende geben, Geld und der dadurch gebotene Genuß als das einzige Ziel, als das einzige Verdienst, alles Andere als nichtige Träumerei und illusorische Phantasterei gelten wird, dann wird der Spektakel angehen!

Les Romains de l'Academie, — wir ſehen ſie täglich vor uns herumſpazieren! Auch die künftigen Gothen, Vandalen, Heruler oder Gepiden, welchen die Vorſehung das Racheſchwert übertragen, und welche ſie zu Würgengeln dieſer modernen Civiliſations-Periode beſtimmt hat! Freilich tragen ſie keine Thierfelle, ſondern ſtolziren gewöhnlich nur in zerriſſenen Hemdärmeln und zerlumpten Hoſen herum, haben mehr Durſt als Hunger, und werden doch einſt auf den Trümmern der zerſtörten Herrlichkeit Roms ſchmauſen!

1. April 1856.

18. April 1856. Alle, besonders in der A. Z. sich so oft wiederholende Befürwortung allgemeiner Maßregeln, um dem lieben Publikum auf Kosten der Rechte und der Freiheiten des Einzelnen zu schmeicheln, ist am Ende nicht mehr und nicht weniger als eine etwas verdecktere und philisterhaftere Ausbeutung des sozialistischen Prinzips, in dessen Sinne unbewußt fast alle Regierungen seit mehr als einem halben Jahrhundert fortschreiten. Auflösung des individuellen Eigenthums und vollkommene Unterdrückung der persönlichen Freiheit, unbeschränkte Bevormundung jeder Thätigkeit des Einzelnen unter dem Vorwande des allgemeinen Nutzens, absolute Knechtung des Individuums unter die Wucht der Gesammtmasse wird das erbauliche Ziel dieser Tendenz sein. Am Ende wird der Staat aus einer Heerde weißer Staatssklaven, von einer Schaar Verwaltungs-, Justiz- und Finanz-Mandarinen am Seile geführt, bestehen. Der schwarze Sklave hat doch einen Herrn, an dessen Herz er

appelliren kann, nicht ſo der weiße Staatsſclave, ſein Herr iſt der Staat. Der hat kein Herz, kein pochendes, ſein Kern iſt nur beſchriebenes Papier, ein Stempelbogen oder ein Protokoll. — So ſind alle Taxen, — jedes Maximum, — rein ſocialiſtiſcher Natur! Der Holzhauer, der Taglöhner muß um einen beſtimmten Lohn das Kapital ſeiner Arbeitskraft dem großen Sultan Publikum zur Benützung ſtellen. Der Fiaker und ſein Roß müſſen den X. um einen beſtimmten Preis fahren, und darf nicht dem Y., der mit ſaubern und nicht mit kothigen Stiefeln ſich einſetzt und ihm noch ein paar Cigarren ſchenkt, den Vorzug geben. Der Fiaker iſt alſo nicht mehr ſein eigener Herr, ſondern er gehört dem Publikum. Der Schweiß des Holzhackers und des Taglöhners gehört dem Publikum, um einen beſtimmten Preis, er muß um dieſen ſeine Muskeln anſtrengen. Unſer Forſt iſt nicht mehr unſer Forſt, ſobald der Staat ſich das Recht anmaßt, unſere Bewirthſchaftung zu bevormunden, ſondern wir haben nur das Recht einer gewiſſen Nutznießung. Angenommen der Staat fände es für gut, uns dieſe Nutznießung durch ein per Klafter ausgeſprochenes Maximum in Geld abzulöſen oder

durch ein geldvorſtellendes Papier zu erſetzen, welches vielleicht gelegenheitlich auf Null herabſinkt, ſo hat er uns unſern Forſt genommen, ganz ſo wie der nächſte beſte Communiſt es nicht beſſer einrichten konnte. Haben nicht einige Blätter bereits Maximum oder beſtimmte Preiſe für die Miethzinſe beantragt? Iſt das nicht rein ſozialiſtiſch? Der Hausherr iſt dann nicht mehr der Herr ſeines Hauſes. Ein geſchickter Klavierſpieler will eine Wohnung in unſerm Hauſe beziehen. Es iſt uns eine Annehmlichkeit ihn zu hören, die wir gern mit einigen Thalern Verluſt erkaufen wollen, wir dürfen aber der innewohnenden Parthei nicht aufſagen, ſo lange ſie den Zins zahlt und auch zehn ſchreiende Kinder uns den Aufenthalt in unſerem eigenen Hauſe unerträglich machen. Sind wir in dieſem Falle wirklich noch Hausherr, — Herr in unſerm Hauſe? — Oder, gleichwie man den Landbeſitzer verhalten will, ſeinen Forſt, ſeinen Weinberg, ſo und nicht anders zu bewirthſchaften, ſo und nicht anders zu verwenden, kann man auch den Hausherrn zwingen, einen ſchönen Saal oder eine Reitſchule in kleinere Wohnungen umzuwandeln, unter dem Vorwande, daß mehrere

bis jetzt unterſtandloſe Familien dort untergebracht werden könnten und das Publikum, der groſze Sultan Publikum, das Recht habe, dieß zu ſeinem Nutzen und Vortheil zu fordern!

Alles dieß ſind Vorbereitungen zur praktiſchen Entwicklung des Sozialismus, wie Conſiderant*) es bereits oft ſagte, der jeder Bewegung von Unten hinauf ſtets abhold war, indem er ganz richtig vorausſieht, daß ſie von Oben herab viel ſchneller und durchgreifender in das Werk geſetzt werden kann. So iſt eine bedeutende Erbſteuer der ſicherſte Weg, groſze Privatvermögen wieder in den allgemeinen Säckel zu bringen, weit gewiſſer als communiſtiſche Theilungsgelüſte. Können wir teſtamentariſch nicht mit unſerm Vermögen nach Belieben ſchalten, ſo iſt es nicht unſer Eigenthum, und wir hatten nur deſſen Nutznieſzung bei unſerem Leben, und wollen wir nicht das Reſultat unſerer Thätigkeit in die Hände des Staates übergehen ſehen, ſo bleibt uns nichts übrig als unſere Schätze noch bei Lebzeiten zu verſchenken oder zu vergraben und zu verſenken!

*) Conſiderant, einer der conſequenteſten und geiſtreichſten Träger der ſozialiſtiſchen Prinzipien.

19. April 1856. Familie! — Iſt dieß nicht ein zum bloßen Wortſchall gewordener Begriff! Hat der weiße Staatsſklave Rechte auf ſeine Familie? Er erhält durch ſtaatliche und kirchliche Licenz das Recht, den Beiſchlaf mit einer bezeichneten Perſon zu üben und dadurch Kinder für den Staat zu erzeugen, welche gleich durch ihre Geburt dem Sultan Staat angehören, ſowie die Kinder des ſchwarzen Sklaven ſeinem Herrn. Der Staat ſagt: „Dein Kind muß geimpft, oder ſo oder ſo geſäugt werden, — Sklave, gib dein Kind in die Hände des Sanitäts-Mandarins" Bezirksarzt oder Kreis-Chirurgus ꝛc. geheißen. Der Staat ſagt, ſo und ſo muß es erzogen werden, denn dieß oder das verſtehe ich unter einem honneten Menſchen, — „Sklave, gib dein Kind her, oder ſchicke es vielmehr durch Schnee und Nebel in irgend eine dumpfe Pennär- oder Normalſchule." Dann kommt der Conſcriptions-Offizier. Sultan Staat will

seiner Botmäßigkeit noch eine kleine fremde Nebenprovinz einverleiben, oder einen andern Staat verhindern, auf dem Nachbarmarkte seine bessern Waaren wohlfeiler zu verkaufen. Daraus wird ein Krieg, bei dem wohl einige hunderttausend Leben aufgeopfert werden dürften! Weißer Sklave, schicke dein Kind auf den Rekrutirungsplatz! Hieraus folgt, daß mit der konsequenten Idee, der jedes Recht überragenden Staatsgewalt der weiße Sklave unter einem weit ärgern Drucke als der schwarze Sklave unter jenem eines Menschen schmachten wird, und das Endziel der Sozialisten: Auflösung der kleinen Familie in die große, — Verschmelzung der Privatvermögen in den großen Staatshaushalt, — Bevormundung und oberste Leitung aller Privatthätigkeit in dem allgemeinen Staatsorganismus, — gleichbedeutend mit kompleter Seelen- und Leibeigenschaft des Individuums zum angeblichen Vortheile der ganzen Gesellschaft, — auf administrativen Wege von den Regierungen selbst bereits so vorbereitet sein wird, daß der eigentlichen sozialistischen Schule zur Realisirung ihres Sistems seiner Zeit nur sehr wenig mehr zu thun übrig bleiben wird! — Dann

wird der weiße, europäiſche Staatsſklave ſeinen ſchwarzen afrikaniſchen Bruder beneiden, und es wird ein Vorzug ſein, ſchwarz geboren zu werden!

Es wurde neulich in einem Aufſatze der „Militäriſchen Zeitung“ auf den Unterſchied der Benennungen der Regimenter mit Ziffern und Namen aufmerkſam gemacht. Ein Seitenſtück dazu bietet die Bezeichnung der Tage nach Feſttagen oder den Namen der Schutzpatrone. Es ſcheint ein großer Beweis — ob Urſache oder Wirkung läßt ſich nicht wohl beſtimmen — des Abnehmens chriſtlicher Geſinnung geweſen zu ſein, als nach und nach die Gewohnheit aufhörte, in Dokumenten die Tage nach den Evangelien oder Heiligen zu benennen, und dagegen die Zahl der Monatstage zu ſetzen. Als der chriſtliche Organismus noch die Geſellſchaft durch und durch belebte, ſchrieb man z. B. am Dreikönigstage, oder am Dinstag nach Oculi, oder am Tage Simon und Juda, — man gewöhnte ſich die Zeit nach gewiſſen Feſttagen, welche an und für ſich auch ſchon die Jahreszeiten bedeuteten, einzutheilen, wornach jetzt noch Georgi und

17. Mai 1856.

Michaeli die Miethzinszeit und zugleich Frühling und Herbſt bezeichnen. Mit Oſtern und Pfingſten, Peter und Pauli trat die Frühlings- und Sommer-, mit Allerheiligen die Winterzeit ein. In Ungarn war noch vor zwanzig Jahren gebräuchlich, dieſe Epochen als Beſtimmungszeiten für Kontrakte, Miethen, Pachtungen und ſonſtige Verträge anzunehmen, und ſelbſt die Bezeichnung der Märkte geſchieht noch jetzt zumeiſt nach den Kalendernamen.

Iſt das Setzen des Datums mit Zahlen des Monatstages nicht eine weſentliche Veränderung? — Es iſt nicht zu verkennen: Ziffern erſetzen keine Namen und geben den Menſchen, den Tagen und den Dingen überhaupt eine andere Bedeutung oder nehmen ihnen vielmehr die ihrige! —

Prophezeiung.

Es naht eine Zeit, in welcher das Gold das Eiſen zinsbar machen und regieren wird. Unumſchränkt, unwiderſtehlich! — Dann aber wird das harte Eiſen ſelbſtbewußt werden, und das weiche Gold unterwerfen, dann naht das wirkliche eiſerne Zeitalter. Zuerſt eine Papierwelt, — dann Gold. — dann Eiſen! — 28. Dez. 1856.

16 Mai 1857

Warum steht in St***: k. k. Bezirksbehörde, statt des ehemaligen Kreisamtes? — Warum heißt der ehemalige Kreishauptmann, Bezirksvorsteher? — Warum heißt es: Ergänzungsbezirk, statt des alten Werbbezirk? — Gehört dies zum Fortschritt? Nein, aber auch darin liegt Bedeutung und Bezeichnung der Revolution von Oben! Umgestaltung alter Namen, Formen, Gebräuche und Traditionen.

Viel Putz, Luxus und wenig Fröhlichkeit. Rauschen Crinolinen an uns vorüber, Sammt-, Seiden- und Taffetgewänder mit vielen Bändern umflattert und behangen. Darunter mehr oder weniger reizende Formen, belebt mit viel Hochmuth, Neid, Eitelkeiten, ohne Muth zum Laster und ohne Kraft zur Tugend. Alles Convenienz, Form ohne Kern. Das nennen die Leute Anstand! Kein lebendiges Herz schlägt unter diesen Mode-Schauausstellungen, kein warmes Blut rinnt unter diesen Seidengewändern, und belebt die wandelnden Kleiderstöcke, die damit behängt sind! — Keine Eigenthümlichkeit, keine Nationalität, kein Stand ist mehr bezeichnet, Alles verflacht, nivellirt, — nur mehr oder weniger jährlich zufallende Rente erkennbar!

Marienbad. 22. Juli 1857.

Marienbad. 23. Juli 1857.

Wir ſahen heute im Walde zu, wie viele Käfer einzeln über den Weg krochen. Einige kamen wohl auch zurück, aber wenige; viele lagen vertreten. Wir forſchten dem Ziele nach, welchem ſie zuſtrebten. War ein großer Kuhfladen! Darin wälzten ſie ſich in ſchwelgeriſcher Ueppigkeit. Iſt ihnen wohl ein Californien, — und trotz Todesgefahr und Beſchwerlichkeit ſtreben ſie Alle dahin. Iſt der Menſchenkäfer klüger, beſſer, vernünftiger? Wer weiß ob es nicht Weſen gibt, denen unſer Californien, unſer Gold, unſer Genuß als D... erſcheint, und die nicht begreifen können, wie wir, — gleichwie der Käfer das würzige Gras, das grüne Laub verläßt, um dem D... nachzuziehen, — ſo manche heitere Freude, ſo manchen glücklichen Augenblick verſchmähen, um unſer Californien, — es ſtehe auf der Karte oder nicht, — zu erreichen!? —

Eine Blume der Erinnerung auf ein Grab.

Am 28. September 1857 verſchied zu Koſten in Böhmen in Freundes-Armen Alain von Rohan, Prinz zu Guemenée-Rochefort und Montauban, k. k. Rittmeiſter und Eskadronskommandant im Hußarenregiment Fürſt Liechtenſtein, Beſitzer des k. k. Militär-Verdienſtkreuzes, Ehrenritter des Maltheſer-Ordens, in der Blüthe ſeiner Jugend, kaum 27 Jahre alt. 15. Oktob. 1857.

Es gibt Menſchen, bene noti, glücklich geborene, welchen eine wohlthätige Fee bereits in der Wiege die unſchätzbare Gabe beigelegt zu haben ſcheint, Jedermann gleich bei der erſten Annäherung einen wohlthätigen Eindruck zu hinterlaſſen.

Sie ſind allgemein beliebt, bevor man ſich eigentlich Rechenſchaft geben kann, warum. Man erkennt ſie ohne nähere Unterſuchung von vorne hinein als

liebenswürdig. Zu dieſen Bevorzugten gehörte Alain von Rohan, Alt und Jung, Vorgeſetzte und Untergebene, Kameraden und Bekannte aus anderen Ständen und Klaſſen vereinigten ſich in dem Gefühle liebender Zuneigung für den trefflichen Jüngling, an dem jeder Zoll ein Ritter, im edelſten Sinne des Wortes, war. Sanftmuth und Güte verſchmolzen ſich in dieſem Herzen mit der urſprünglichen franzöſiſchen Lebhaftigkeit, der Ernſt des Soldaten mit den gefälligen Formen der höheren Geſellſchaftskreiſe, in welchen er einheimiſch war, und gaben deſſen Perſönlichkeit einen beſonderen Reiz.

Im Lager und im Salon war er gleich beliebt und wußte Jedermann angenehm und willkommen zu erſcheinen.

Das erlauchte Geſchlecht, dem er entſproſſen, durch die erſte Revolution aus der Heimat vertrieben, hatte es ſtets verſchmäht, während der Uſurpation dem Fait accompli zu huldigen, und ſich dagegen in den k. k. Erbſtaaten, in Böhmen und in Ungarn, eine neue gegründet. Drei Prinzen Rohan, Groß-Oheime unſeres jungen, zu früh verblichenen Waffenbruders, trugen die kaiſerliche goldene Generals

Feldbinde, zwei davon das heldenmüthig erfochtene Maria-Theresienkreuz auf der Brust (die Prinzen Charles FML., Viktor GM. und Louis GM.). So hatte auch Alain altfranzösisches Ritterblut in den Adern, und ein österreichisches Soldatenherz in der Brust. Er war ein lieber, herrlicher Mensch!

Kaum zum Jüngling gereift, wurde in dem bewegten Jahre 1848 der junge Alain bei dem damals in Böhmen garnisonirenden Palatinal-Hußaren-Regimente im Monate Juli als Gemeiner expropriis assentirt, und sechs Wochen darauf zum Offizier befördert. Im Laufe der Ereignisse ward er als Courier zu der Armee nach Ungarn gesendet, und bei Sr. Excellenz dem FML. und Corpskommandanten Freiherren von Csorich — später bei der Person des FML. Fürsten Colloredo verwendet, in dessen Nähe er das blutige Gefecht bei Comorn mitmachte und er in Folge seiner tapfern Verwendung auch das Militär-Verdienstkreuz als verdiente Anerkennung erhielt.

Schreiber dieser Zeilen, welcher während des Feldzuges oft Gelegenheit hatte, dem damals noch so zarten Jüngling zu begegnen, konnte sich oft der

Beſorgniß nicht erwehren, im Handgemenge mit einigen handfeſten Hußaren, dem er ſich nur mit zu großer Vorliebe ausſetzte, verunglückt zu wiſſen. Aber Alain wußte ſein Roß ſo gut zu tummeln und mit ſeiner Klinge ſo gut umzugehen, daß er ſich aus allen Fährlichkeiten glücklich heraushieb, und mit deſto größerer Freude begrüßte ihn der Verfaſſer dieſer Zeilen einige Jahre darauf mit Kreuz und Sternen geſchmückt in Mailand. Aber bereits hatte ein organiſches Herzleiden die Geſundheit des jungen Waffengefährten untergraben, deſſen zwei einzige Leidenſchaften — der Dienſt und die Jagd — eben nicht geeignet waren ſeine Erholung und Geneſung zu begünſtigen. Gleich nachtheilig wirkte auf ſein Leiden das italieniſche Klima. In Folge deſſen ward er qua talis zu Graf Wallmoden-Uhlanen überſetzt und ſpäter als Rittmeiſter zu Kaiſer-Hußaren, und endlich als Eskadronskommandant im Jahre 1855 zu Fürſt Liechtenſtein-Hußaren befördert. Mit namenloſer Freude begrüßte der eifrige Offizier dieſe Beförderung zu der erſten Charge, in welcher die Thätigkeit und der Eifer eines ſelbſtſtändigen Abtheilungskommandanten ſich zu bewähren und zu

entwickeln Gelegenheit findet. Aber er ſollte dieſe erfreuliche Befriedigung ſeines militäriſchen Strebens und Berufsthätigkeit nicht mehr genießen. Der Tod, der ſo manche Anweiſung auf dem Schlachtfelde nicht geltend gemacht hatte, erſchien in der viel unwillkommeneren, abſchreckenden Geſtalt am Krankenbette mit ſeinem Schuldſchein. Aber auch in dieſer Form ward der finſtere Gaſt würdig empfangen, wie es dem Ritter, dem Soldaten, dem Chriſten zuſteht. Unerſchrocken, heiter und gefaßt, blickte Alain ihm in das hohle Auge, und ſtarb mit allen Tröſtungen der Religion verſehen, wie er gelebt, mit ſanfter, freundlicher Miene.

Friede ſeiner Aſche! die Erinnerung an dieſe zu früh verwelkte Ritterblume lebt wohl noch und dürfte einigen Anklang finden in den Herzen aller ſeiner ehemaligen Waffengefährten, wie in jenem eines der Aelteſten unter ihnen, des Schreibers dieſer Zeilen.

12. Nov. 1857. In der A. Z., in demselben Exemplar eines Blattes, eine Philippika des Thierquäler-Vereines, gegen den Gebrauch: den Kindern als Spielzeug Peitschen zu gestatten, und die Aufforderung: „durch die Gensdarmerie und die Ortsobrigkeiten ihnen dieselben ex officio abnehmen zu lassen," — und daneben eine Beschreibung der Hinrichtung von vierzig indischen Rebellen durch das Wegblasen mit Kanonen, ganz gustios im Interesse europäischer Civilisation beschrieben. — Les extremes se touchent!

Der Verfasser des thierfreundlichen jugendfeindlichen Aufsatzes möge aber bedenken, daß dieses unbedingte Zähmen der männlichen Jugend, dieses Unterdrücken jeder selbstständigen Kraftäußerung endlich ein ganzes Volk entmanne, daß Waffe und die als Werkzeuge der Kraft geltenden Gegenstände ein Attribut männlicher Jugend bleiben müssen, und

weichherzige Empfindelei endlich ein ganzes Volk zum Spielzeug kräftiger Nachbarn machen müſſe!

Der roſſebändigende Ungar trägt als Kind ſchon die Sporen, mit welchen er als Mann den wilden Hengſt bemeiſtert. — der Tiroler Knabe ſchießt mit der Armbruſt ſchon nach der Scheibe, die den „halben Mann“ bedeutet, auf den er zielen ſoll.

Wo ſollte man aus einem, nach den Anſichten des Herrn Verfaſſers dieſes Artikels erzogenen Volke letztlich die Soldaten finden? Müßte ein ſolches nicht nach fremden, minder weichherzigen Söldlingen umſehen, oder fremde Völker als ſchützende, aber auch unterdrückende Helfer anrufen? — In England findet Sport und Jagd die wärmſte Sympathie, auch in allen Volksklaſſen. Wären Anti-Thierquälerei-Vereins-Zöglinge Beherrſcher Indiens, es wäre ihnen längſt bereits verloren gegangen, oder vielmehr wären ſie es nie geworden!

16. Nov. 1857. Recht freundliche Tage verlebt im südöstlichen Böhmen. Das Einzige, was in dieser Gegend Böhmens den Landaufenthalt verleidet, ist die große Armuth, nicht der eigentlichen Bauern, sondern der immer mehr sich vermehrenden Kleinhäusler — Chalupner. Diese lebten früher gewissermassen unter dem Schutze und durch die Milde der ehemaligen Herrschaften, haben aber jetzt, an die Gemeinden angewiesen, von welchen sie wie Heloten behandelt werden, wenig Hülfe zu erwarten. Nun wenden sie sich, wie sie früher gewohnt, an die ehemaligen Herrschaften, welche nicht mehr in der Lage sind, ihnen die frühere Unterstützung angedeihen zu lassen, und es ist dieß einer der Fälle, in welchen man sich erst mit der Zeit überzeugen wird, daß patriarchalische, persönliche Beziehungen sich nicht durch Abstraktionen ersetzen lassen. Paragraphe sind keine lebendigen Menschen und haben kein Herz. Mit der Zeit

wird der weiße Staatsſklave den ſchwarzen Plantagenſklaven, der einen lebendigen Herrn hat, nicht das todte Kapital, um ſein Loos beneiden.

Der Gutsherr konnte, um die öffentliche Meinung nicht zu empören, die Kuh des blutarmen Ghalu[illegible]ers nicht pfänden, die Gemeinde wird ſich kein Gewiſſen daraus machen.

Der herrſchaftliche Jäger hatte Noth und Sorge den Waldfrevler zu fahnden, deſſen Armuth ihm oft ſelbſt Mitleid einflößte, der Gensdarme fragt nicht darnach, er muß da eingreifen, wo Unrecht geſchieht, und kann und darf kein Mitleid obwalten laſſen. Er beſchützt nicht den Beſchädigten als Perſon, er beſchützt das Recht, und ſelbſt die größte Nachſicht des Beſtohlenen kann dem Entwender nichts nützen. Ganz anders ſteht jetzt der Beſitzer dem Beſitzloſen entgegen, als früher der angeborne Gutsherr dem Unterthanen. — Der Gutsherr hatte Pflichten, wenn auch zuweilen nur moraliſche, der Beſitzer nur Rechte, wenn auch nur juridiſche. Wenn alle Verhältniſſe der Menſchen werden in Paragraphe verwandelt ſein, und nur Kapital und Arbeit ſich entgegenſtehen, wird der

Tanz angehen, und dann, wie man zu sagen pflegt: „gute Nacht, Schnepf!“

Eine andere von uns gemachte Bemerkung ist das vollkommene Verschwinden der Nationaltracht. Noch vor dreißig Jahren trug der böhmische Bauer seine eigenthümliche Tracht, seinen langen Wams ohne Kragen, seine hohe Pelzmütze, seine ledernen Beinkleider, blaue Strümpfe und Bundschuhe. Die Weiber gleichfalls ihre rothen Strümpfe, Kopftücher und vielfarbigen Röcke. — Jetzt kleidet sich der Landmann städtisch, sieht aus wie der Hausknecht des Bürgers und die Anne hüllt sich in die Fetzen, welche die Stadtbewohnerin dem Trödeljuden überläßt. Man bemerkt lange nicht genug, die Bedeutung dieses Verschwindens der bezeichnenden Landes- und Standestrachten! wo diese existiren, deuten sie noch auf ein Selbstbewußtsein. Mit ihnen verschwindet auch dieses letztere. So lange der Adel noch seine landständische Uniform hatte, bezeichnete diese noch seinen Ursprung, und er führte sein Symbol, den Degen, es war ein Waffenkleid. — Der Waffenrock des Beamten dagegen ist nur eine Maskerade, er soll aber bezeichnen, daß der Mandarin des Bureaus

an die Stelle des Adels getreten, was auch de facto wirklich der Fall ist. Der schwarze Rock dagegen ist das Leichenkleid jedes Kastengeistes, so wie jedes Nationalgefühles. Wenn aber das Landvolk und die Proletarier der Stadt dieselbe Uniform tragen werden, nämlich Fetzen mit Löchern im Ellenbogen als Distinktionszeichen, dann wieder — gute Nacht, Schnepf!

In Ungarn war noch vor zwanzig Jahren ein zerlumpter, frierender, hungriger oder durstiger Mensch eine Seltenheit. — barfuß ging niemand, überhaupt gingen die Leute wenig zu Fuß, sondern saßen zu Pferde. Nach vollbrachtem Tagewerk saß gewöhnlich selbst der Bettler meistens besoffen unter dem Eingangsthor des Wirthshauses und rauchte gemüthlich aus der halblangen Pfeife. Er war ein Nabob gegen den Taglöhner hier auf dem Lande. Und doch ist es das Ideal moderner Staatsökonomie zehn wohlhabende glückliche Leute in hundert Bettler zu verwandeln. — Möge diese angestrebte Bettelglückseligkeit sich segensreich bewähren!

18. Nov. 1857. Es iſt minder erniedrigend, von einem kräftigen Tyrannen, wie Napoleon, — wir meinen den alten, — zu deſſen eigenen ſelbſtſüchtigen Zwecken gebraucht zu werden, als von einem, soit disant, wohlwollenden, der zum Vorwande nur unſer eigenes Wohl und ſeine Fürſorge dafür aufſtellt! — Es ſieht ſo ſehr einer Fopperei ähnlich. — Gebraucht der Starke den Schwächeren, ſo iſt es ein Troſt, daß jener dazu von der Vorſehung erkoren und ausgerüſtet iſt; muß man aber unter dem Vorgeben ſich in ſittlicher und materieller Hinſicht ſelbſt zu verbeſſern, knechten und bevormunden laſſen, ſo ſinkt der Mann zum Knaben herab und muß ſich ſelbſt verachten.

† Franz Lobcovicz, ein deutſcher Ordensritter, — 3 Feb.
qui prenoit la chose au serieux, — in Prag 1858
geſtorben. Am Altar, auf dem Schlachtfelde, am Krankenlager! Beim ungariſchen Feldzuge, im Schlick'ſchen Hauptquartier, wo ſeine Tapferkeit, Einſicht und Verläßlichkeit ihm die Achtung und das Vertrauen des tapfern Feldherrn ſowohl als ſeiner Umgebung im vollen Maße erworben hatten, fand man ihn Vormittags auf dem Schlachtfelde in der Suite als Krieger zu Roß, und Abends, wenn die Andern würfelten oder zechten, oder den ermüdeten Leib pflegten, als deutſchen Ordensritter in den Spitälern, bei den Kranken und Sterbenden, Pflege, Troſt und Erleichterung bringend, — war ein chriſtlicher Held!

Wien, 1. Mai 1858.

Wir sind anmit glücklich bis zur Demolirung der alten Stadtmauern gelangt! Was Türken und Franzosen, die äußern Erbfeinde, in Jahrhunderten nicht vermochten, wird der innere Fortschritt in einem Jahrzehend glücklich vollendet haben.

Das historis[illegible] Gewand, die traditionelle Physiognomie Wiens, wird vernichtet. Wir stehen mitten und unter Trümmern. Wollte Gott, es seien die Bedauerungswürdigsten! Mauern könnte man im Nothfalle wieder bauen, aber man hat bereits Manches zerstört, was man mit Mörtel und Kalk nicht restauriren kann!

Prescott's Geschichte Philipp II. (respektive: Abfall der Niederlande) gelesen und beendigt. Fällt in die letzten Jahrzehende des 16. Jahrhunderts. Interessant ist die Uebereinstimmung des Verlaufes und die Ähnlichkeit der Verhältnisse überhaupt mit den böhmischen, ein halbes Jahrhundert später sich entwickelnden Unruhen. Das Vorgehen der böhmischen Stände gleicht in jeder Hinsicht jenem der niederländischen. Freilich gab der Ausgang der Schlacht am weißen Berge der Sache eine andere Wendung. Gott ist einmal für die stärkeren Bataillone und für die geschickteren Heerführer!

Wien, 30. Mai 1858.

Bemerkenswerth ist uns der aus dem vorliegenden Werke hervorleuchtende Umstand, wie sehr die Trennung der verschiedenen protestantischen Sekten, namentlich die zwischen Lutheranern und Calvinisten vorherrschende Spaltung, ihren Widerstand, oder vielmehr ihren Angriff auf die katholische Kirche,

und in Folge deſſen auf das ganze damalige Staatsleben lähmte. Auch ſpäter in Böhmen mag dieſe Uneinigkeit, noch durch die Trennung von den Utraquiſten und böhmiſchen Brüdern vermehrt, eine der Haupturſachen des Unterganges der nationalen und proteſtantiſchen, und des Sieges der kaiſerlichen und katholiſchen Parthei geweſen ſein!

Wir hatten einen Bekannnten, der uns viel von einer wüsten Insel in der Südsee erzählte, die lediglich von Affenstämmen bewohnt sei. Diese theilen sich in wilde und zahme Affen. Die wilden hausen in den Wäldern, fressen Mäuse, Schlangen, Wurzeln, und zuweilen ihre eigenen Kleinen. Die andern leben an der Küste in fruchtbaren Gefilden, wo wildes Obst und Honig gedeiht. Die ersteren sind sehr böse und raubgierig. Geht es einem solchen Stamm gar zu schlecht, so steigt er herab, tödtet oder vertreibt den zahmen und etablirt sich in seinen Behausungen. Der stärkste und kühnste Affe wird Oberaffe, und fängt damit an: seine Genossen zu zähmen, um sie besser zu beherrschen. Da die Aepfel ihnen besser schmecken, geben sie das Mäusefressen auf. Sie sammeln Aepfel, wovon sie aber die schönsten dem Oberaffen abliefern müssen. Sind einige unter ihnen zu störrisch, und erinnern sich noch an die alte Frei-

8. Dez. 1858.

heit, ſo laßt ihnen der Oberaffe die Zähne abfeilen und die Nägel an den Fingern abſchneiden. Die jungen Aeffinnen dürfen ſich nicht mehr nach Belieben preisgeben, ſondern müſſen erſt die Erlaubniß des Oberaffen und der Aelteſten dazu einholen. Die Läuſe werden gegenſeitig abgeklaubt, und man behauptet ſogar, daß die Schutzpocken-Impfung zwangweiſe eingeführt iſt. Sie haben auch eine Univerſität, welche explizirt: warum Aepfel keine Birnen, und Wurzeln keine Erdbeeren ſind. Auch eine Rechts-Fakultät, welche klar darthut, daß, wer nur wenig ſtiehlt, ein Dieb, wer aber viel entwendet, ein ſcharfſinniger Spekulant iſt. In Folge deſſen rühmen ſie ſich ihrer Civiliſation. Sind ſie endlich recht verweichlicht und entnervt, kömmt wieder irgend ein wilder Affenſtamm, haut ihre Aepfelbäume um, behält die jungen hübſchen Aeffinnen für ſich, und verjagt die übrigen. Dieſe verſchiedenen Affeninkurſionen nennen ſie (die Affen) Geſchichte. Es bleibt immer derſelbe Fürgang. Wilde Affen verjagen zahme, um, ſelbſt gezähmt, dann ihrerſeits unterdrückt zu werden!

A. Z. Nr. 343. (Correspondenz aus Neapel) bemerkt spöttisch über einen Grabstein im Kirchhof bei Rom: „auf einer Marmorplatte, in mehr als „Lebensgröße und in voller Uniform, sogar mit Spo„ren an den Stiefeln, die Gestalt eines jungen schotti„schen Dragoner-Offiziers, und liest, auf dem Ellbogen „gestützt, fleißig im Prayers Book. Der Verstorbene „war gewiß im Leben ein recht hübscher Offizier, aber „was auf der Parade schön ist, ist es nicht immer „in der Skulptur. Der selige Kaiser Nikolaus und der „selige Thorwaldsen hatten wahrscheinlich sehr ver„schiedene ästhetische Ansichten." 14. Dez. 1858.

Ob dieß ein tief- oder scharfsinniger Witz sein soll oder ist, wissen wir nicht. Bei einem Trauerdenkmal ist er aber gewiß für die Zurückgebliebenen ein ziemlich herz- oder gemüthloser.

Uns leuchtet übrigens nicht ein, warum gerade die Sporen den Kritiker so verletzen!? Der

Verſtorbene war ein Reiter, warum ſoll er nicht mit Sporen dargeſtellt werden. Er war ein jugendlicher chriſtlicher Krieger, warum ſollten ſeine Zurückgebliebenen: trauernde Aeltern, Verwandte und Angehörige ihn nicht mit den Attributen ſeines Standes und ſeines Glaubens ſich vergegenwärtigen? — Was iſt ein Denkmal? iſt es nicht vor Allem beſtimmt, das Bild einer Wirklichkeit, eines reellen Weſens darzuſtellen? würde dieſer Zweck erreicht, wenn es ein bloßes Ideal und keine Realität darſtellt? Denn könnte man Blücher als einen Antinous, oder Wellington als Adonis darſtellen? Iſt es den Römern eingefallen, ihre Helden etwa in perſiſcher, oder den Griechen, die ihrigen in aſſyriſcher Tracht vorzuſtellen? Sollten wir unſern Prinz Eugen als Scipio oder Leonidas meißeln, und würde der äſthetiſche Berichterſtatter aus Rom etwa unſern Radetzky auf dem Kleinſeitner-Ringe dem Volke und der Zukunft in der römiſchen Toga und einen Helm auf dem Kopfe vorführen wollen? — Nein, Geſchichte bleibt Geſchichte, mit Feder, Pinſel und Meißel dargeſtellt, für Völker, und Individuen, und es läßt ſich daran nichts ändern, ohne ſie zu fälſchen!

Die A. Z., Beilage 343, ist empört über einen Faustkampf, welcher in Gegenwart von 4000 Zusehern in Newyork ausgefochten wurde, sie setzt hinzu: „Der äußerst nationale Sport der beiden Irländer war indessen kaum vorüber und die 4000 Strolche hatten sich nach allen Richtungen hin zerstreut, um die bevorstehenden Wahlen zum Congreß u. s. w. in ähnlichen Meetings vorzubereiten und vorzugsweise hier in Newyork zu leiten!“ — und doch sind es gerade „Strolche“ von dieser Qualität, welche das Banner der vereinigten Staaten vor sich tragen, Mexiko, Central-Amerika, bald wohl auch Cuba annexiren; vielleicht einmal in Irland und dann auf dem europäischen Continente die ersten amerikanischen Vedetten ausstellen werden. — Aehnliches ist freilich für Amerika von dem deutschen Anti-Thierquäler- oder Gesang-Verein deutscher Männer nicht zu befürchten. 14. Dezb. 1858.

30. Dezb. 1858. Die A. Z. bringt mehrere Correspondenz-Artikeln aus Venedig, welche den Wunsch aussprechen: die Regierung möge dahin trachten, Venedig weniger venetianisch, sondern mehr dem deutschen Geschmacke anpassend, einzurichten. Die Venetianer singen zwar, aber nicht schulgerecht genug, sie amüsiren sich auf eine dem deutschen Geschmacke nicht zusagende Weise, man soll ihnen ihre Marionetten-Buden auf der Riva wegräumen. — Ueberhaupt sollte Venedig zum Gebrauche deutscher und besonders kranker Touristen eingerichtet werden. — Schade, daß die Republik davon nichts gewußt hat, sie hätte gleich vom Anbeginn auf diesen Zweck bedacht sein können! Dann hätte man jetzt ein deutsches Venedig. — Ein nicht venetianisches Venedig, eben so wie ein nicht türkischer Türke, sind Contraductiones in adjuncto.

Es gibt Leute, welche mit Sehnsucht irgend etwas Eigenthümliches, Selbstständiges suchen und

wenn ſie es gefunden haben, ruhen ſie nicht, bis ſie es nivellirt, verflacht, verſchmolzen haben. Wäre beſſer dann ſich ein eigenes Venedig neben dem beſtehenden hiſtoriſchen zu bauen! Kann unſere Zeit denn gar nichts für ſich und in ſeiner Beſonderheit Exiſtirendes dulden, und muß denn Alles nach gleichen Schablonen conſtruirt werden!? Darf keine Farbe mehr gelten als etwa grau in grau? — Wahrhaftig, Dank Eiſenbahn und Telegraph, wird die Welt bald ſo ein einförmiges, farben- und geſtaltloſes, flaches Weltei ſein, daß kaum die Infuſionsthiere ſich mehr Eines vom Andern werden unterſcheiden können! Für Löwen und Adler wird ohnehin kein Platz mehr ſein, und Kaninchen, Wieſel und Spatzen werden für die Nachwelt als Antidiluviana — als vorweltliche Unthiere — gelten!

5. Jänner 1859

Die „Wiener-Zeitung“ (Abendblatt 4. Jänner 1859) meint, die Flammänder hatten gegründete Urſache ſich zu beklagen, daß in Belgien die franzöſiſche Sprache die „Gerichtsſprache“ ſei, ſie ſagt: „ſo ſieht man jedes Jahr vor den Aſſiſenhöfen, wo man ſie mittelſt eines Dollmetſchers verhört, wo man ſie in einer Sprache anklagt und vertheidigt, die ihnen fremd iſt, worauf man ſie, wie zum Hohne, von dem Geſchwornen-Ueberſetzer fragen läßt, ob ſie nichts zu ihrer Vertheidigung hinzuzufügen haben, von der ſie kein Wort verſtehen. Die Flammänder haben daher alle Urſache ſich zu beklagen“ ꝛc. — Und die Millionen Ungarn, Böhmen, Pohlen und Wenden in dem gegenwärtigen einheitlichen Kaiſerſtaate etwa nicht, denen man die deutſche Sprache als Gerichtsſprache aufgedrungen und aufgezwungen hat? Es haben ſich Fälle ereignet (im Großwardeiner Diſtrikte), wo die Richter deutſch, die Kläger unga-

riſch, der Beklagte wallachiſch ſprach, der Richter aber weder ungariſch noch wallachiſch, der Kläger weder deutſch noch wallachiſch, der Beklagte weder ungariſch noch deutſch verſtand. Der Dollmetſcher war ein entlaſſener Korporal — israelitiſcher Abkunft. Was man bei dem Flammänder in der Ordnung findet, dürfte aber auch bei Ungarn und Wallachen gebilligt werden.

6. Jänner 1859. **Volk** und **Land** lassen sich am Ende doch nicht in den abstrakten Begriff „Staat" absorbiren, — nicht einmal übersetzen, denn man kann sagen: Landesvater, Landeskind, Landwehr, Landsturm, — es würde aber ungereimt klingen: Staatsvater, Staatskind, Staatswehr, Staatssturm ꝛc.

Alles steuert im modernen Staatsleben der größt- 5. April 1859.
möglichsten Centralisation zu. Jedes individuelle Leben und Selbstbewußtsein muß zu diesem Endzwecke vernichtet werden. Daß aber, wenn dieser Endzweck einmal in seiner vollkommenen Consequenz erreicht sein wird, die Vertheidigungsfähigkeit des Staates gegen seine äußern und innern Feinde bedeutend vermindert wird, läßt sich leicht beweisen. Wir sprechen natürlicherweise nicht von der persönlichen Machtvollkommenheit der Regenten in Monarchien, sondern von der politischen und administrativen Einheit der Verwaltung und deren Ausdehnung auf alle socialen, politischen und finanziellen Verhältnisse und Funktionen des Staatslebens.

Das nächste Resultat der strengen Centralisation ist das Erwachsen riesenhafter Hauptstädte, das damit zusammenhängende und sich daraus entwickelnde Verdorren der Extremitäten.

Diese politischen und socialen Anavrismen, diese Hauptstädte, sind also dann das einzige Objekt des Angriffes, sei es der äußern, sei es der innern Feinde der Regierung.

Der äußere Feind kann dann in der Wahl seines Objektes nicht zweifelhaft sein. Der Widerstand der Extremitäten ist um so schwächer, je entfernter sie von dem Hauptsitze der Regierung sind. Es ist ihm die Besetzung solcher Landestheile sehr erleichtert, da er leicht die Organe der Regierung mit selbstgeschaffenen Provinzialbehörden ersetzt und dabei sich noch oft das Lob eines Befreiers vom Joche der Central-Regierung erwerben kann, denn als solches gilt in der Provinz jedes Einwirken der Central-Behörden in ihre Eigenthümlichkeit. Ist dagegen das Objekt, die Hauptstadt, erreicht, so ist jeder fernere Widerstand gelähmt und zwecklos.

Was den innern Feind anbetrifft, so hat jede Regierung bei großen centralisirten Staaten schon einen solchen gleich im eigenen Lager. Das zahlreiche Proletariat aller Stände bildet in allen solchen Riesenstädten schon an und für sich ein gefährliches Sediment, welches, immer mit dem Bestehenden un-

zufrieden, mit Sehnsucht und Vorliebe irgend einer Veränderung entgegensieht. Auch hier hat der Feind der Regierung seine klar ausgesprochene Rolle. Bei dem jetzigen Mangel an individueller Ueberzeugung hat man nur noch Sinn und Verstand für die Bedürfnisse der Ordnung. Weiß also der Feind der Regierung, sei es nur auf 24 Stunden, sich in den Besitz jener Drahtfäden zu setzen, welche die Mechanik des Staatsgebäudes leiten und bei einem wirklich centralisirten Staate in zehn oder zwölf Gebäuden der Hauptstadt zusammenlaufen, so vertritt Er die Sache der Ordnung und wenn auch die vielleicht mit Unrecht gefallene, vielleicht auch die Majorität für sich habende, angegriffene Regierung noch einige Anhänger zählt, so sind diese bereits in den nächsten 24 Stunden schon Feinde und Angreifer der Ordnung, — evidente Unruhstifter. — Wer die Bank, die Post, das Telegrafen-Bureau und die Bahnhöfe, das Justizamt, das Polizei- und Strafhaus besetzt hat, der ist Herr des centralisirten Staates und braucht sich weiter weder um materielle noch moralische Rechtsgründe, weder um Herzen noch um Gesinnungen zu bekümmern. Von dem Augenblicke

als er die Fäden dirigirt, iſt jeder, der ihn ſtört, ein Feind der Ordnung. Es koſtet dann höchſtens die Mühe, einige Embleme und Inſchriften zu verändern und der innere Feind iſt faktiſch Sieger und im Beſitz der Machtvollkommenheit, — wenn die Million Einwohner der Hauptſtadt ihn ohne Widerſpruch anerkennt, und wenn auch dreißig Millionen der übrigen Bevölkerung ihn verläugnen und proteſtiren. Man denke an Mallet's Complott in Paris, das beinahe geglückt wäre und nur an einem Zufall ſcheiterte!

Es iſt Abend und wird Herbſt! Die Blätter werden gelb, die Haare grau, das Leben flau. — Man muß bereits das Bischen Kohle und Glut aus der Erinnerung anfachen, um das frierende Herz daran zu erwärmen! 6. Sept. 1859.

1. Nov. 1859

„Conscia mens recta
Famae mendacia ridet,“

meinte der verläumdete, große Nikolaus Zrinyi. — Ob wohl mit Recht? — War er in Lebensklugheit den modernen Staatsmännern gleich, oder waren die Zeiten verschieden und konnte man der Lüge als sie noch nicht gedruckt war, leichter die freie unschuldbewußte Stirne bieten? — Jedenfalls ist die Aufgabe jetzt schwerer, und in unserer Lebenserfahrung haben wir die Lüge meistens als Siegerin erschaut und am Ende mußte die nackte Wahrheit sich glücklich schätzen, nur mit den Fetzen bekleidet unbehelligt, welche erstere ihr übrig gelassen hatte!

In der mittelalterlichen Konstruktion der Gesellschaft beruhte Vertheidigung, Verwaltung, Erziehung, Rechtspflege in den Kräften des Individuums, der Gemeinde, des Standes, der Kaste, der Zunft, der Innung. Nur in der obersten Spitze, in der Krone, welcher die Oberaufsicht zustand, liefen die Fäden zusammen. Nach dem modernen Staatssysteme muß jeder Staatsangehörige den Soldaten zahlen, der ihn vertheidigt, den Gensdarm, der ihn bewacht, den Schullehrer, der ihn erzieht, den Professor, der ihn belehrt, den Richter, der ihn justifizirt, den Beamten, der die Verwaltung seines Vermögens beaufsichtigt, den Steuereinnehmer, der dasselbe kontrolirt und dezimirt. Was soll ihm denn von seinem Mark und Schweiß bleiben, besonders wenn noch Parasiten auf der Börse das Beste davon abschöpfen?! Der Staat ist nur da um die nothwendigen Friedens- und Kriegs-Mandarinen zu erhalten und zu besolden. Was ist

2. Nov. 1859.

hier Objekt? Sind die besoldeten Friedens- und Kriegs-Mandarinen nicht weit mehr Zweck des Staates als Mittel zu dessen Erhaltung? Ist der Staatsangehörige nicht eigentlich nur das Subjekt welches den Andern höchstens als Bedingung seiner Existenz gilt? — Daher die Finanzverwirrung und Erschöpfung der modernen Continental-Staaten. Der Mechanismus der Verwaltung und die Bedingnisse ihrer Erhaltung nach Außen und nach Innen sind zu kostspielig um mit der Erzeugungs- und Arbeitskraft der Produzenten im Verhältnisse zu stehen.

In der A. Z. entrüstet sich ein Correspondent, daß der galizische i. e. polnische Adel sich nicht *germanisiren*, i. e. meint er, humanisiren lassen wolle! Warum wundert er sich nicht, wenn der holsteinische Adel sich nicht *dänisiren* lassen will! Der Adel ist an und für sich ein Stück Geschichte, und ein Adel, der sein Volk und seine Geschichte aufgibt, hat bereits aufgehört ein Adel zu sein, mag man ihn auch von vorn oder von hinten mit goldenen Ketten und Schlüsseln, mit Bändern und Sternen behängen! 10. Nov. 1859

Regierungen, welche die Vergangenheit verläugnen
1839. ohne dabei den Muth zu haben den Konsequenzen der Zukunft entschlossen entgegen zu gehen, und lebensunfähig. Es gibt eigentlich keine Gegenwart, denn der letzte Augenblick schließt sich bereits der Vergangenheit an, und der nächste gehört schon der Zukunft — Zerfallen mit Vergangenheit und Zukunft, weder auf die erstere sich stützend noch der letzteren muthig entgegenschreitend, lebt eine solche Regierung nur ein ephemeres Leben, und, weder von Erinnerungen an die Vergangenheit getragen noch von Hoffnungen für die Zukunft unterstützt, steht sie isolirt und verlassen

Man glaubt oft für die Zukunft zu bauen und hat am Ende nichts anderes gethan als die Bauwerke der Vergangenheit zerstört, deren Trümmer freilich da liegen, aber nicht eben so leicht zu einer neuen Konstruktion sich ordnen, verbinden und verflechten lassen, als man geglaubt hatte.

Wenn Löwen und Kaninchen ein und dasselbe Paradies träumen, so dürfte bei Realisirung dieses Paradieses wohl das eine oder das andere Geschlecht dabei zu kurz kommen. Wahrscheinlich die Kaninchen! — 12. Dez. 1859.

28. März 1860

Samm Josika heute verſchieden!

Fata viam invenient! —

Wir haben unſern beſten Freund verloren, an den ſich ſeit drei und dreißig Jahren unſere Erinnerungen knüpfen! — Er war eine ſeltene Perſönlichkeit! Ueberragend phyſiſch und moraliſch! Herz, Kopf, Arm, Alles ſtark, friſch, geſund, gelenkig und doch unbeugſam! Die ihn kennen, wiſſen welchen Verluſt ſie an ihm erlitten haben, und jene welche ihn nicht — oder gar verkannten, werden aus dem Verluſt und Schaden, der ihnen durch ſeinen Abgang zukommen wird, den Mann, den ſie verloren haben, erſt kennen und würdigen lernen!

Jeder Fortschritt in der sogenannten Civilisation besteht eigentlich in nichts Anderem als in irgend einer Beschränkung oder Ausbeutung der individuellen Freiheit zum Vortheil des allgemeinen Nutzens und Frommens, und bestärkt das Uebergewicht der Masse über den Einzelnen, der nach und nach nicht mehr Individuum, sondern nur ein Theil der Masse, — eine Art Infusions-Thierchen werden muß!

12 Mai 1860.

17. Mai 1860

Die deutschen Klatschbasen-Journale können sich vor Entsetzen über den letzten Boxerkampf in England nicht fassen! Es ist ihnen unerträglich zu denken, daß es Leute gibt, welche ihre Wehrkraft in den Fäusten bei sich tragen, somit für ihre persönliche Sicherheit ohne Gensdarmen befähigt sein können, und die man auch durch noch so strenge Polizei-Verordnungen wegen „verbothenen Waffen" nicht entwaffnen kann, ohne ihnen die Arme zu amputiren! Es ist entsetzlich sich zu denken, daß derlei Leute damit wirklich kämpfen können, wenn sie etwa wollen! Ist es erklärbar, wie der Schöpfer dem Ziegenbock Hörner, dem Hirsche Geweihe, dem Adler Klauen hat geben können? — Diesen Uebelstand wird Gott wohl bei seiner nächsten Schöpfung abzustellen beflissen sein müssen, soll eine löbliche Sicherheits-Polizei nicht bemüßigt sein, demselben durch vorlaufige Anfügen solcher Frieden und Sicherheit bedrohender

Werkzeuge abzubeissen! Wir aber behaupten, daß gerade *diese* Eigenschaften, wodurch Engländer und Amerikaner vor Allem die individuelle Männlichkeit und Kraft beurkunden, ihnen das Uebergewicht über die „zahmeren Völkergeschlechter" zusichern. Es wird eine Zeit kommen, wo Walker's und Garibaldi's mit ihren Jüngern das zahme Europa wie eine alte Kuh ausmelken und an den Pflug spannen werden, aber diese Jünger werden nicht aus den deutschen Normal und Sonntagsschulen hervorgehen! — Man befindet sich oft in Situationen, wo wir all unser Bischen Wissen bis zum Lesen und Schreiben gerne für eine überwiegende Glassizität in der edlen Faust-Kampf-Kunst gegeben hätten! —

3. Aug. 1860

G··· Geschichte des 19. Jahrhunderts. 4. Band heute ausgelesen. — Eigentlich eine Panegyrik der Revolution, ohne den konsequenten Muth zu haben, deren endlichen Ausgangspunkt, der „Zerstörung Alles Bestehenden, oder der Rückkehr zur Barbarei, Anarchie und dann folgerecht wieder zum Imperatorenthum sich einzugestehen! Gewiß aber wird dann nicht der deutsche Professor vom Katheder aus die Weltgeschicke leiten! —

Trotz des vortrefflichen Styls ist das Buch offenbar mehr eine Partheischrift als ein unbefangenes historisches Werk. Viele glänzende Phrasen, mit Geschick aneinander gereiht, viele Unrichtigkeiten mit unläugbarer Parteilichkeit gegen alle konservativen und historischen Existenzen. Edle Persönlichkeiten, wie Chateaubriand verunglimpft, Metternich, — ecla va sans dire — dagegen Mina's Gräuel in Catalonien. — entschuldigt. Wo die Massen sich der Revolution anschließen, [illegible]

sie Volk, — Pöbel, wenn sie am Thron und Altar hängen. Quellen, wie Giulelmo Pepe's Memoiren, (was den Feldzug 1821 betrifft, Lüge vom Anfange bis zum Ende) werden als unzweifelhafte Autoritäten angenommen.* Interessant war uns allerdings ein Theil des Buches, welcher die Kriege und militärischen Ereignisse in Neapel, Piemont und Spanien in den Zwanziger Jahren behandelt.

Im Ganzen die Sprache des deutschen Doktrinärs, welcher immer in Theorien, vor Allem aber in der Negation jeder übertragenen Autorität das Heil der Gesellschaft sucht. Constitutionen werden nicht blos durch Aneinanderreihen einer gewissen Anzahl von Paragraphen gemacht. Volksgeist und Volkssitte nicht vom Katheder oktroyirt. Auf diesem Wege der Negationen gelangt man zu den brutalen Ergebnissen der Fakten, welche die Geschicke aus den

* Darüber kann Schreiber dieser Zeilen urtheilen, der in Pepe's Memoiren, Gefechte, denen er beigewohnt, und die mehr einem Treibjagen glichen, als blutige Affairen angeführt fand. — Die zahlreiche ungarische Kavallerie, von deren Angriff auf die edlen Jünglinge der Milizen gesprochen wird, bestand aus einer Eskadron von König Regent von England — jetzt Nassau — Husaren unter Rittmeister Baron Pfeil.

Händen der Doktoren in jene der Imperatoren sie mögen nun Bonaparte und Napoleon, oder Garibaldi ꝛc. heißen, legen! —

Das Buch, wir wiederholen es, ist aber so angenehm, farbenreich, lebendig geschrieben, daß man seiner Anziehungskraft nicht widerstehen kann, und hat man es zu lesen begonnen, man es nicht mehr, man mag von dessen Inhalt halten was man will, aus der Hand legen kann, bis die letzte Seite beendigt ist.

Wie kommt es, daß die meisten Kultur-Völker als Kriegerkleidung vorzugsweise fremde Nationaltrachten annehmen? — Ungarisch, polnisch, russisch, türkisch? — Hußaren, Uhlanen, Kosaken, Zuaven, und somit jenen Völkern, so zu sagen das Monopol des Kriegerhandwerks zuerkennen? 29 Aug. 1859

Sollten wohl nur Garibaldi und seine nicht zu vermeidenden Nachfolger ihre Krieger in Trachten kleiden, welche aus dem eigenen Volksleben gegriffen und entlehnt wären? — Trachten bedeuten mehr, als man glaubt. Wo es keine exklusive Tracht mehr gibt, gibt es auch keinen exklusiven Stand. — Es gibt keine exklusive Adelstracht mehr weder im Stahlharnisch noch mit Federhut und Degen . . . ergo: . . . .

L'habit fait le moine davantage que l'occasion.

21. Aug. 1850.

Es ist ein trauriges Signum pauperatis, ein trostloser Beweis der Schwäche, wenn eine Regierung eingestehen muß, daß jeder Spazierstock, jeder Taschenfeidel gegen sie zur willkommenen Waffe wird, und sie beunruhigt und bedroht! Es ist traurig, wenn sie weiß, daß alle Herzen so gestimmt sind, um in jeder Hand auch solche unscheinbare Gegenstände zu bedrohlichen Werkzeugen zu machen. Diese Köpfe und Herzen umzustimmen, sollte ihr Hauptaugenmerk sein! Dort liegt das Uebel, nicht an dem, was den Arm etwa bewaffnen kann. Teufel findet sich überall, wenn der Grimm im Herzen lebt und die Gelegenheit, ihm Luft zu geben, sich darbiethet! Ein Rasirmesser in einen Besenstiel eingekerbt, — ein Nagel durch einen Stock gebohrt, — Pflastersteine und Glasscherben, — Natronpulver und siedendes Wasser haben eben so gut und öfter als Waffen gedient, als der verpönte Stockdegen

und Taschenpistolen. Eine wahre, feste, in den Institutionen und den Gesinnungen ihres Volkes gewurzelte Regierung, welche es versteht, der anerkannte Vertreter in dessen geistigen und materiellen Interessen zu sein, und als solcher zu gelten, hat keine andern Waffen zu berücksichtigen, als Kanonen, und nur jene Gegner als ebenbürtig anzuerkennen, welche mit dieser Waffe ihr gegenüber aufzutreten vermögen!

Wener 15. Sept. 1860.

Bei herrlichem Wetter das schöne Ennsthal herauf gefahren! Gott gedankt für die lauen Lüfte, für die hellen Sonnenblicke und den blauen Himmel, mit welchen er diese Tage schmückte. Man sollte eigentlich dem Schöpfer für jeden solchen schönen Tag ganz besonders danken! Man sagt, es sei abgeschmackt, vom Wetter zu reden, und doch ist eben das Wetter ein Hauptfaktor im menschlichen Leben! Schöne, heitere, sonnenhelle Tage, und laue, milde, sternhelle oder mondglänzende Nächte rechnen wir zu den allerkostbarsten Geschenken des Himmels weil sie die Empfänglichkeit und Empfindungsfähigkeit für alles Gute, Edle, Große und Schöne kräftigen und schaffen!

Heute die rührende und poetische Erzählung des Kampfes gelesen, welchen Karl Eduard mit den hochschottischen Clans gegen die Engländer oder vielmehr Holländer und das Haus Oranien kämpfte. 20. Sept. 1850.

Hier wird die Geschichte Romantik. Dieser Heldenkampf leuchtet ehrenvoll dem Hause Stuart zu Grabe. Jener Prätendent bewies, daß seine Ansprüche nicht unbegründet waren, das Glück verließ ihn, nicht das Recht!

22. Sept. 1860.

Die zahlreichen großen Hinrichtungen, welche an den Unruhstiftern in Damaskus vollzogen werden, müssen die Geopferten alle zu Märtyrern stempeln, und den Sultan mit dem Islam unversöhnlich entzweien. die Pforte wird ihren Versuch, sich als europäischer Vernunftstaat zu beglaubigen, noch bitter bereuen und theuer bezahlen! Ein nicht türkischer Türke, ein bloßer Staatssultan ohne Koran ist eine Anomalie, eine Contradictio in adjuncto, und die religiöse Reaktion wird nicht ausbleiben, und den christlichen Mächten den ersehnten Vorwand zur Intervention, den man beseitigen wollte, dennoch wieder geben!

Lamoriciere geschlagen. — mein alter tapferer Waffengefährte, der wackere Pimodan bei Castel Fidardo gefallen! 28. Sept. 1860.

Der Re Gentiluomo hat einen Verrath begangen, dessen sich selbst der letzte Raubritter in den Zeiten des Faustrechtes geschämt haben würde. — Ueberfall ohne vorläufigen Fehde- und Absagebrief! — Aber unsere Zeit ist über derlei Vorurtheile hinaus! Sagte ja selbst unsere inspirirte Presse: für Souveraine und Regierungen, gäbe es keine Sentimentalitäts-Politik, d. h. keine Treue und Glauben, und die Staatskunst kenne keine Moral und Dankbarkeit. — Treue, Ehre ließen sich auf Staatsakten nicht anwenden! — Die Konsequenzen solcher Grundsätze und Ansichten werden nicht ausbleiben.

29. Sept 1860

Fortuna ist eine kuriose Dame. Sie bekrönt nicht immer gerade die Helden mit ihren Gunstbezeugungen. Ein Sprüchwort aber bewährt sich dennoch bei Lamoriciere: „Viele Hunde sind nicht allein des Hasen, sondern auch des Löwen Tod!“ —

Aber wo sind denn die mächtigen Triebfedern, deren die katholische Kirche so viele disponirt!? — Wo waren die Maltheser, die christlichen Ritter, das christliche Gold, als Lamoriciere's Heldenhäuflein sich für den Papst schlachten läßt?

Oder leben wir vielleicht im Anbeginne einer Zeit, welche Garibaldi's und Walker's als geborne, wenn auch ungesalbte Imperatoren, über die bloß gekrönten erhebt!? Vielleicht sind die Einen bereits mit allen, und die Andern nur mit einer Salbe gesalbt? — Aber gewiß ist es, daß neue Menschen, neue Formen sich Bahn brechen, während Diplomaten, Professoren, Mandarinen mit und ohne

„Zopf. — immer noch nach staatsrechtlichen Paragraphen oder dokumentirten Theorien grübeln, welche erst die Thatsachen berechtigen sollten, eben Thatsachen zu sein! —

8. Nov. 1850 Salomo sagt: „Des Weibes Freundlichkeit ist erheuchelt und ihre Güte ist vom Uebel.“ (In den Sprüchen.)

Ein verliebter Mann, der dem Weibe folgt, ist mit einem Stiere zu vergleichen, den man zur Schlachtbank führt.

Einſt begegneten wir auf derſelben Bank im Laxenburger Garten einem alten Ludwigsritter — einem alten Chef d' Escadron der Kaiſergarde, — und einem Juliuskämpfer. Alle bettelarm und in ehrenvoller Dürftigkeit ihre Grundſätze und Geſinnungen bewahrend. Das ſind die Opfer dreier Revolutionen, welche gerade unter den Beſten, Edelſten und Aufrichtigſten jeder Parthei das Loos trifft. 1. Dezb. 1860.

27. Feb. 1860. Wer in unserer Zeit in Europa noch an die Möglichkeit des Bestehens republikanischer Formen denken kann, darf nicht über fünf und zwanzig Jahre alt sein, wenn er nicht als unpraktischer Schwärmer gelten und seinen Mangel an Menschen- und Weltkenntniß an den Tag legen will. In einer Zeit, wo jede Aufopferung nur ein avis rara, dagegen der Egoismus a l'ordre du jour ist, wo jeder nicht sowohl sich selbst als der Gesellschaft angehörig, sondern die Gesellschaft nur als Mittel zu seinem persönlichen Wohl denkt, eine Zeit, in welcher wohl materielle Genußsucht, nicht aber Ideen den Menschen bewegen, würde jede Republik in Kurzem der Diktatur des Säbels anheimfallen, wie es bei den südamerikanischen Freistaaten der Fall ist, nur noch schneller, unaufhaltsamer und entscheidender! —

Der mächtige Sultan Staat hat in unsern Zeiten die rücksichtslose Alleinherrschaft über alle individuellen Rechte, über alle Ansprüche des natürlichen und Privatrechtes angesprochen und erlangt! Als Aufrührer, sei es als Reaktionär oder als Radikaler, gilt jeder, der es wagen würde mit Wort oder That diesem Despoten, der jede ihm widersprechende Aeußerung individueller Ueberzeugung als Rebellion ansieht, der weder Individuum noch Familie, weder Corporation noch Confession anerkennt, und Alles, was nicht er selbst ist, ignorirt, würde verfolgt und verdammt werden, wie es Tiberius oder Heliogabal nicht besser gemacht hätten, wenn damals ein Römer es gewagt hätte, dem Imperator sich zu widersetzen. Das nannten die Leute aber auch damals „Fortschritt" aus den finstern, starren Banden der Gesetze und Sitten der Republik und wahrlich die „Imperatoren" erlaubten sich kaum so rücksichtslos die Traditionen der Geschichte zu verläugnen, wie

Im Dez. 1860.

die moderne Staatstheorie jene der mittelalterlichen Geſchichte! Deswegen richten ſich auch die modernen Revolutionen nicht mehr gegen die Form der Geſellſchaft, ſondern gegen die Geſellſchaft ſelbſt, gegen den Staat, und Tauſende von Dolchen und Millionen von Knütteln ſind unabläſſig gezückt um den Tyrannen zu vernichten, der zu ſeinem Schutze keine Prätorianer, ſondern nur Theorien und Paragraphe, und die Macht des Beſtehenden, die ſüße Gewohnheit des Daſeins für ſich hat! Wenn aber für die Mehrzahl dieſe „ſüße“ zu einer bittern wird, — wie dann? —

Da räsonniren, deklamiren, phantasiren sie immer gegen den Adel! Kömmt uns vor wie die Windmühlen des Don Quixote! Drei Faktoren, Volk, Familie, Geschichte, werden immer und überall einen Adel schaffen, wenn man ihn auch nicht als Fürsten, Grafen oder Barone betitelt. 31. Dez 1860.

Der Adel, die Kriegerkaste, wurde entbehrlich durch die stehenden Heere, entweder Kriegerzunft oder Kriegerkaste. — Eines von Beiden muß man wählen, — tertium non datur. — Mit den Volksbewaffnungen, Milizen ꝛc. ꝛc. wird man nichts ausrichten, sobald man Gegner haben wird, die aus einem der besagten Elemente bestehen.

Kriegerische Völker können allerdings existiren oder noch entstehen. Dann, sind sie aber keine Culturvölker. — Culturvölker können keine kriegerischen sein, und wenn Kriegervölker dazu werden, legen sie ihren kriegerischen Charakter ab. — Perser, Griechen,

Germanen. — Besiegt ein Kriegervolk ein Kulturvolk, so konstituirt es sich unter den Besiegten eo ipso zum Adel.

Die Macht jedes Adels kann nur durch eine andere gebrochen werden, durch die Bureaukratie.

Eine mächtige Bureaukratie kann allerdings auch den Adel erdrücken und vernichten, wie sie aber auch jede andere selbstständige Kraft und jedes Selbstbewußtsein lähmen, bevormunden und am Gängelbande führen muß, will sie selbst in der Länge bestehen. — Kaiser Josef vernichtete die Macht des Adels, indem er an seine Stelle die Bureaukratie setzte, aber eben dadurch hat er auch alle andern Klassen, vielleicht auf lange, — jedenfalls für jetzt, — zu jeder Selbstbestimmung und Selbstregierung unfähig gemacht. Wer bis zum reiferen Alter unter der Vormundschaft gelebt hat, wird mühsam und ungern die Leitung seiner Geschäfte selbst übernehmen, und schwerlich damit umzugehen wissen.

Das merkwürdigste Spezimen einer weltgeschichtlichen Bureaukratie ist die, tausende von Jahren bestandene Mandarinen-Regierung in China. Sie konnte aber nur bestehen mit einer chinesischen Mauer.

d. h. mit dem vollkommenen und unbedingten Abschluß von allen Einflüssen und Gewalten, welche nicht unter der Aufsicht und Leitung der Beamten stehen. Sobald nicht alle Fäden in den Händen der Leiter zusammenlaufen, können die lebendigen Marionetten ihr Staatsdrama nicht aufführen und regelmäßig fortschieben. Mit Presse, Eisenbahnen, Telegraph, welche mit dem Auslande und mit außerhalb der bureaukratischen, chinesischen Absperrungsmauer in beständiger Berührung stehen, mit Handels- und Geschäftsverbindungen, bei materiellem und geistigen beständigen Verkehr mit Gebieten und Elementen, welche sich nach andern verschiedenen Gesetzen bewegen, kann der, blos von einheimischen Staatsmandarinen geleitete Staatsmechanismus in der Länge nicht bestehen, und entweder die Rebellen im Innern oder die „Barbaren" von Außen machen ihm ein Ende, wie in China. —

Stehende Heere und Bureaukratie haben dem Adel den Garaus gemacht, und sich an seine Stelle gesetzt. Wenn auch diese Substitution als eine welthistorische Nothwendigkeit angesehen ist, so ist doch dabei noch die Frage, ob und wer damit

etwas gewonnen hat, außer eben die Erſetzenden. Will man aber auch dieſe als Uebelſtände beſeitigen, ſo bleibt die Frage wieder eben ſo ſchwebend wie vorher. —

Ein Nachtstück.

(Geschrieben am Allerseelentage 1855.)

Ich saß im Waggon, der den Semmering herab gegen die jetzige sogenannte Reichshaupt-, eigentlich aber nur wirkliche Residenzstadt heranbrauste. Es war im Herbst, gerade am 2. November, dem Tage Allerseelen. — Ich saß allein im Waggon, das Wetter war unfreundlich — graue Wolken trieben sich wie Nebelschleier am Firmament, aus deren zerrissenen Fetzen nur zuweilen die blasse Mondscheibe mit gespenstischen trüben Lächeln herabblickte, mit seinem Silberschein die fliegenden Wolken wie gestickte Leichentücher verzierend! — In meinen Pelz gehüllt, lehnte ich mich in die Ecke in jenem Halbschlummer, in welchem man halb der wirklichen, halb der Traumwelt angehört, und in welchem sich die Eindrücke von Außen in die Erscheinungen der innern Welt so phantastisch verschmelzen. Hinter uns lag das Gebirge. — Gloggnitz war passirt, und vor mir sah ich vom Mondlicht beleuchtet, die Thürme der

Neuſtadt, — der allzeit getreuen, — welches in der öſterreichiſchen Geſchichte eine ſo bedeutende Rolle ſpielt, — dabei aber ein armes kleines Neſt geblieben iſt, während das unbeſtändige, nebſtbei in einer ſehr ungeſunden Gegend liegende Wien nach und nach ſich zu einer Weltſtadt aufgebläht hat. — Habe nie eingeſehen, warum man Neuſtadt nicht wenigſtens in das öſterreichiſche Birmingham verwandelt, alle Fabrikserzeugniſſe nur dort ausgeſtellt, etwa auch die Univerſität dahin verlegt hat! Das Beiſpiel von Paris ſollte die Nothwendigkeit lehren, bei Zeiten den Staatsanevrismen vorzubeugen, welcher aus der übergroßen Centraliſation in den Hauptſtädten erwächſt und alle Extremitäten nach und nach verdorren läßt! — Das Wiener Thor, vor welchem der öſterreichiſche Horatius Cocles, der ritterliche, rieſenhafte Andreas Baumkircher, der Kaiſer Friedrich und ſeinen Mündel gegen die andringenden Böhmen, Ungarn und Wiener ſchirmte, iſt bereits abgebrochen, ebenſo das Grazer Murthor, unter deſſen Wölbung der tapfere Held unter dem Henkerbeil verblutete. — Ich drückte mich in eine Ecke und dachte an Sonſt und Jetzt, — an die Verſchiedenheit und die Aehnlichkeit

der damaligen und jetzigen Zustände und war eben im Begriff vollkommen einzuschlummern als der Zug am Neustädter Bahnhof hielt und ich durch zwei einsteigende Passagiere in meinen Betrachtungen gestört wurde. Es waren zwei große, stattliche Männer, in ungarische lange Pelze gekleidet, die ihnen bis an die Knöchel reichten. Die Pelzmützen trugen sie in den Händen. Lange Locken ringelten sich bis über die Schultern, beide trugen lange Schnurbärte und Knebelbart nach alt ungarischer Art, der eine mochte ein Mann in den Vierzigern, der andere ein noch junger Mann von etwa dreißig Jahren sein. Unter den Pelzen trugen sie zugeknöpfte ungarische Attilas, ganz schwarz und mit kostbaren Knöpfen geziert. Bei Beiden fiel mir das blasse Angesicht auf, in welchem der dunkle Schnur- und Knebelbart besonders abstach. — Sie setzten sich schweigend nieder, — und schienen nicht viel Notiz von mir zu nehmen. Ich grüßte, worauf sie meinen Gruß mit leichtem Kopfnicken erwiederten. Auffallend war mir, daß trotz der bereits rauhen und kühlen Jahreszeit sie kein Halstuch trugen, sondern um den bloßen Hals nur so eine Art rothes Band geschlungen hatten.

wenigſtens ſchien der rothe Streif, den ich bemerkte, ein ſolches zu ſein. Ich weiß nicht, hatte der Kondukteur den Waggon geöffnet, aber die Thür ſchloß ſich ebenſo leiſe und ſchnell als ſie aufgegangen war, und der Zug ſetzte ſich ohne weitere Störung in Bewegung. Ich hielt mich ſtill in meiner Ecke, ohne meinen Reiſegefährten etwa durch Fragen oder Anſprache jeder Art zudringlich fallen zu wollen, fühlte aber durch ihr fremdartiges Ausſehen meine Neugierde gereizt und horchte mit Aufmerkſamkeit auf ihr Geſpräch, welches ſie in ungariſcher Sprache führten, ich aber zur beſſeren Verſtändniß hier überſetzt wiederhole.

„Seid mir gegrüßt, Herr Bruder, ſprach der Aeltere. — Es thut Einem doch wohl wieder einmal an die freie Luft zu kommen und mit einem ſo lieben guten Freunde eine Spazierfahrt zu machen! — Auch mich, mein theurer Freund und Schwager, beglückt es, einmal wieder Dir in's Antlitz zu ſehen. Lagen wir ja doch lange genug in der engen dunklen Kammer und ſchliefen Naſt nebeneinander ohne uns von Auge zu Auge zu ſehen. — Es iſt doch eine Vergünſtigung, daß es zuweilen den Abgeſchiedenen geſtattet iſt, ſich

wieder um das umzusehen, was ihnen auf Erden am Liebsten gewesen. — Und das war wohl das Vaterland, — erwiderte der Andere. — Sind letzthin wohl allerhand blutige Schatten da unten an mir vorbeigeschwebt, ich frug sie wohl wie es im theuren Vaterland aussehe, der Hauch der Ewigkeit trieb sie aber so schnell vorüber, daß wir kaum einige Gedanken — (Worte haben wir unten ja nicht, oder sprechen sie nicht aus,) — austauschten. Das Wenige was ich entnahm, war mir aber ganz unverständlich. — Muß sich viel Oben verändert haben."

Man kann denken, mit welchem Staunen ich diesem sonderbaren Gespräch zuhörte, welches mir sehr unheimlich wurde. Ich drückte die Augen zu und wendete mich in die Ecke. Da hörte ich deutlich wie der Eine meiner sonderbaren Reisegefährten zum Anderen sagte, — das ist vielleicht ein Naderer, (Polizeispion), wie es auch zu unserer Zeit Legionen gab. Sollen jetzt noch viel mehr sein. — Das war mir zu arg, — ich raffte mich empor, aber wer beschreibt meinen Schreck, als ich bemerkte, daß die beiden Herren jeder seinen Kopf in den Händen auf den Knieen

liegend hielt. — Liebwertheſte und verehrteſte Herren, wollen Sie nicht gütigſt, wenigſtens einer von Ihnen ſeinen hochgeachteten Schädel en place ſetzen, damit derſelbe kapabel ſei meine devoteſte aber auch ſehr beſtimmte Erklärung zu hören, daß Sie in mir jedenfalls keinen ſogenannten Spitzel in Ihrer Geſellſchaft zu befürchten haben, welche mir aber aufrichtig geſtanden, nicht eben beſonders zuſagt. Ich bin ein Edelmann und ein ehrlicher Mann und Sie können ohne Scheu vor mir converſiren. Obzwar ich einer andern Zeit angehöre und nicht die Ehre habe, wie Sie, geköpft worden zu ſein, glaube ich dennoch, daß man auch jetzt noch zugleich den Kopf auf den Schultern und das Herz in der Bruſt am rechten Fleck haben könne! — Der Eine der Herren ſetzte nun gravitätiſch ſeinen Kopf mit beiden Händen auf den Rumpf, wendete ſein ſchönes, ernſtes, bleiches Geſicht mir zu und frug mich um meinen Namen. — als ich dieſen genannt, ſchien eine Erinnerung in ihm aufzuwachen. Kein Schurke ſind Sie dann wohl nicht, oder der Apfel fiele weit vom Stamm. Habe von Ihren Ahnherrn gehört. Kämpfte mit den Meinigen gegen den Erzfeind und war mit ſeinen Wallonen

ein Waffenbruder der edlen Palffy von Neab; — richtig, ſtammelte ich, erſt nach und nach meine Scheu überwindend und mich an meine ſonderbare Situation gewöhnend, und wenn es mir vergönnt ſein ſollte, Ihnen, meine Herren, die wohl ſehr weit herkommen und ſchon längere Zeit abweſend zu ſein ſcheinen auf irgend eine Weiſe dienen zu können, wär es mir ein wahres Vergnügen! — Das kann leicht der Fall ſein, da wie Sie ſagen, wir bereits hier durch unſere lange Abweſenheit, — d. h. wir waren wohl immer anweſend, aber freilich nicht auf, ſondern unter der Erde, — gleich dort neben dem ehemaligen Zeughaus an der Pfarrkirche war unſere Wohnung, — ſomit mit dem Treiben ober derſelben ziemlich unbekannt. Ich bin, oder vielmehr war der Ban von Croatien, Graf Peter Zrinyi, und dieſer hier, — der andere Herr hatte mittlerweile auch ſeinen Kopf wieder aufgeſetzt — iſt mein Schwager, Graf Frangypanni. Wir haben die Vergünſtigung erhalten, unſeren Freund, Graf Nadasdy, aufzuſuchen, der zu Wien in der Bürgerſtube in der Wipplingergaſſe geköpft und in Lockenhaus liegt, zu beſuchen, müſſen aber in Wien an dem Orte, wo er ſtarb mit ihm zuſammenkommen,

da nur da, wo das Blut den Boden getränkt, das materielle Leben und der Körper ſich mit dem Geiſt verbinden kann. Wollen Sie uns alſo wohl in Wien an dieſen Ort begleiten? — Halb bewußtlos vor Angſt ſagte ich zu. Wir waren auf den Friedhof vor der Meidlinger Linie gelangt. Zahlloſe Schatten ſchwirrten und ſchwebten zwiſchen den Kreuzen. Es waren Croatengeiſter. — Zrinyi erkannte ſie und frug ſie wie ſie hiehergekommen — „wir haben den Aufruhr in Wien gezüchtigt und gedämpft, viele von uns ſind aber hier gefallen, und haben die Treue an das Kaiſerhaus mit unſerem Blute beſiegelt, wie bereits unſere Vorfahren gegen Türken, Schweden, Franzoſen, Baiern und ſonſtigen Teutſchvölkern." — Wer war Euer Ban? — der edle Jellachich. — was iſt aus ihm geworden? — Er ſtarb mit gebrochenem Herzen — konnte mit den deutſchen Beamten ſo wenig wie früher mit den ungariſchen zu Recht kommen. Sonderbar! brummte Peter Zrinyi und ſchüttelte den Kopf, ſo daß er ihm beinahe herabgefallen wäre! —

Wir waren mittlerweile, ich weiß ſelbſt nicht wie, aus dem Waggon geſtiegen und wandelten über

das Leichenfeld der Linie zu. Da gesellte sich ein dritter Herr zu uns. Er trug ein schwarzsammtenes Staatskleid und eine goldene Kette um den Hals. Manschetten von Brüßler Spitzen versteckten fast die zierlichen, mit kostbaren Ringen verzierten, feinen Hände. Ich bemerkte auf ihnen, wie auf der feinen weißen Halskrause einige blaßrothe, gesprenkelte Flecken, mochten wohl von Blut herrühren. Ich war bereits so an das Fremdartige und Schauerliche gewöhnt, daß es mich gar nicht befremdete, als der Ankömmling als Gruß den Kopf herabnahm, sich verbeugte und ihn dann ganz unbefangen wieder aufsetzte! — Seid gegrüßt, Herr Bruder Tattenbach, wir haben uns zwar auf unserem Todeswege nicht begegnet, aber doch zusammen für dieselbe Sache gelitten. Kommt wohl auch unseren Leidensbruder, dem Judex curiae Nadasdy heimzusuchen? — Ja wohl, ich habe von dem uns geschenkten kurzen Urlaub Gebrauch gemacht und meine stille Klause in Gratz für diese Nacht verlassen dürfen! — So laßt uns eilen, bevor der Morgen anbricht, wie mich bedäucht, graut er bereits! — Wir näherten uns dem Linienwall, wobei ich mich nicht enthalten konnte

zu bemerken, daß derſelbe eigentlich als Schutzwehr gegen die Malcontenten gebaut, ſeitdem aber von Türken und Franzoſen öfters überſprungen worden, letztlich aber von den rebelliſchen Wienern vertheidigt, von Böhmen, Pohlen und Croaten aber ebenfalls wieder erſtiegen worden ſei. — Ich wandelte voran, über das Glacis, durch die Burg, in die Wipplingerſtraße vor das Rathhaus. In der ſchwarz ausgeſchlagenen Rathsſtube, die ſich wie von ſelbſt erleuchtete, erwartete uns ein großer ſchöner Mann im geſtickten ungariſchen Kleide, ein ebenfalls mit Gold geſticktes weißes Leichentuch darüber geſchlungen; in der Mitte der Stube ſtand noch der blutige Block. Sämmtliche Herren begrüßten ſich, und Graf Nadasdy hob an: „Als ich meine Schlafſtätte in Lockenhaus verließ, freute ich mich ſehr, Euch, meine lieben Gefährten zu ſehen und etwas über das Schickſal unſeres theuren Vaterlandes zu erfahren. Leider aber wißt Ihr ſeit den anderthalbhundert beinahe zweihundert Jahre langen Schlaf nicht viel mehr davon als ich, und eine Nacht kann uns darüber

*) So liegt Graf Nadasdy in der Gruft zu Lockenhaus, noch jetzt unverweſt zu ſehen.

wenig oder keinen Aufſchluß geben. Wohl wäre es zu wünſchen, wenn wir einen wirklich Lebenden fänden, der uns auf unſere Fragen Antwort zu geben vermöchte. — Den habe ich hier zur Hand, ſagte Zrinyi, indem er mich vorſtellte. Dieſer Dominus Spectabilis verſteht und ſpricht auch ganz gut ungariſch und lateiniſch, und wird uns wohl über unſere Fragen Auskunft geben. — Wie ſteht es in unſerm theuren Vaterlande? — frug Radasdy. — Sie wiſſen, daß ich zu meiner Zeit Judex curiae geweſen, — wer iſt es jetzt? — Es gibt keinen mehr *), entgegnete ich. Der Ungar holt jetzt ſeinen höchſten Richterſpruch bei der oberſten Juſtizbehörde in Wien. — Wer ſind jetzt die Großwürdenträger des Reiches, was für Erb-Oberzeſpanne gibt es noch in den Komitaten? — Es gibt nur Verwaltungs-Gebiethe, — eine Woywodina und keine Erb-Oberzeſpanne mehr! — Es hat alſo eine große Umwälzung ſtattgefunden? — Allerdings. — Und der Ungar ward überwunden? wer ſtand von den Magnaten an der Spitze? — Kein Magnat. — ein

*) Wiederholt zu bemerken iſt, daß dieſe Unterredung im Jahre 1853 unter der damaligen Verwaltung ſtatt fand.

Advokat, und mit Hülfe der Ruſſen ward die Revolution beſiegt. — Der Ruſſen? das ſind die ſogenannten Moskowiter, halbe Aſiaten? — Jetzt das größte Reich in Europa! — Was ſagte denn Pohlen, Schweden, die Republik Venedig, — das deutſche Reich, — der König von Frankreich. — Um Schweden bekümmert ſich kein Menſch, denn es gibt keinen Guſtav Adolph mehr, in deſſen Adern das Blut der Waſa rollt. Venedig iſt eine Provinzialſtadt geworden. Frankreich hat ſeine Könige vertrieben und war zur Zeit des ungariſchen Aufſtandes eine Republik, und das deutſche Reich iſt nun vollends begraben und vergeſſen. Dagegen gibt es ein kriegeriſches Volk im Norden dieſes ehemaligen Reiches, welches ſein Schwert mächtig in die Waagſchale der europäiſchen Geſchicke zu legen vermag. Es iſt das Königreich Preußen. Der König reſidirt in Berlin. — Berlin? ſagte Radasdy ſinnend, — das müſſen ja die alten Brandenburger ſein, von denen ich wohl hörte. Die waren ja im ſteten Krieg mit den Pohlen! — Wie iſt es denn mit dieſen, waren ja natürliche Waffenbrüder der Ungarn? — Es gibt kein Pohlen mehr, es ver-

blutete auf hundert Schlachtfeldern. — Und die Pforte, die mächtige Pforte, kam kein Pascha mit drei Roßschweifen den bedrängten Ungarn zu Hülfe? — Die Pforte huldigt dem Fortschritt, das heißt es hat Jedermann in ihrem Hause zu befehlen, außer sie selbst. Die Pascha sind jetzt Exzellenzen, wie Ew. Exzellenz selbst, geben ihre Visitkarte ab, und trinken Champagner, und die Türken sind fast bessere Christen als die Romagnolen! — Was ist also jetzt das mächtigste Volk? Ohne Zweifel die Juden? — Sie sind auch beinahe das einzige wirkliche Volk, alles übrige sind nicht Völker, sondern Staaten. — Es gibt ja dann keine Vaterlands- sondern nur Staatsliebe? — Allerdings, Vaterlandsliebe ist gegenwärtig ein Verbrechen, wird in ganz Europa mit Strang und Kugel gebüßt, es ist nur gestattet ein Staatsangehöriger zu sein. A peu près ein weißer Sklave, wie Ew. Exzellenz einst wohl schwarze gekannt haben, welche dem Sultan angehörten. Nun, der jetzige Staatsangehörige gehört mit Haut und Haar, Gut und Blut dem Sultan Staat an, deßwegen heißt er auch ganz folgerecht „Staatsangehöriger." — Wie theilen

ſich denn alsdann die Menſchen ein, wenn ſie nicht ihrer Abſtammung nach gewiſſen Nationen angehören? — Es gibt dreierlei Sorten Menſchen, — ſolche mit ganzen Röcken, ſolche mit zerlumpten und endlich ſolche ohne Röcke mit Fetzen bekleidete, welche wohl am Ende die Mächtigſten werden dürften. — Aber da müſſen ja unzählige Schlachtfelder mit Blut getränkt werden! was ſagt denn der Adel dazu? — Das größte Schlachtfeld iſt die Börſe, und dort holt man ſich, was man vor Allem braucht, Geld, und mit dem Gelde kommt Ehre und Anſehen. Stammbaum und Ahnen ſind ganz Luxus. Man thut noch am beſten, ihn auf Adam und Eva zurückzuführen, um dadurch doch wenigſtens mit den großen Börſenfürſten eine Art israelitiſche Stammverwandtſchaft anzuſprechen, die aber ſelten anerkannt wird. Man bleibt in ihren Augen am Ende doch immer nur ein Goim, gleich wie in Ihrer Zeit, Exzellenz, wo man trotz aller Verdienſte in Frankreich ein roturier hieß, und ſo ſind auch wir den Israeliten gegenüber nicht viel mehr als das, was man einſt als ehemaliges Misera contribuens plebs bezeichnete. Im goldenen Zeitalter, oder vielmehr in

dem Zeitalter des Goldes ſind ſie die Herren, wie früher im eiſernen Krieger und Rittersmann! — Vor dem Golde beugt ſich auch das Eiſen, beſonders das vom Roſt etwas angenagte. — Der Geldmann in gegenwärtiger Zeit hat dem Eiſenmann längſt den Rang abgelaufen. — Zrinyi ſchüttelte wieder unwillkührlich das Haupt, ſo daß es faſt wieder herabgefallen wäre. Frangipanni ergriff es aber mit beiden Händen und ſetzte es wieder zurecht.

Es gibt noch eine Todesart, fuhr ich fort, welche jener von Ew. Exzellenz erlittenen gleichkommt, aber ohne ſo viel Förmlichkeit und Ceremonie, es iſt das Guillotiniren. Auch eine ſehr intereſſante Erfindung der Neuzeit, und vorzüglich zur Anwendung für Adel und gekrönte Häupter beſtimmt und in Ausübung gebracht. Man ſpricht aber nicht gerne davon. Mit dem Hängen kann man doch nicht ſo in der Quantität manipuliren. Sollten aber, wie es heißt, die Dampf-Guillotinen einmal in Aufnahme kommen, worauf bereits viele Leute ſich freuen und ihre ſchönſten Hoffnungen darauf gründen, — Arnold Ruge z. B. — ſo iſt es gar nicht zu ermeſſen, welche Reſultate man damit wird erlangen,

und den armen patriarchaliſchen gemüthlichen Galgen in Schatten ſetzen können.

Es iſt auch ſehr zu beſorgen, daß die jetzigen Galgenvögel, d. h. die, welche nicht eingefangen ſind, ſondern in großer Anzahl herumfliegen, mit der Zeit die Guillotine als Antwort auf den Galgen werden figuriren laſſen. — Uebrigens können Euere Exzellenzen froh ſein, damals ſo anſtändig und ſo zu ſagen mit allen honores expedirt worden zu ſein. Jetzt würde man nicht ſo viel Federleſens machen. Von entkleidenden Pagen, ſchwarz beſchlagenen Richtblock, wartenden Carroſſen zum Abholen des Leichnams ꝛc., keine Idee! — Man würde, ungezogener Naſeweis, ſchnaubte mich Zrinyi an, — doch für Männer unſeres Standes und Ranges die gebührenden Formen nicht außer Acht laſſen? — Nicht mehr, als für den König von Frankreich und ſeine Gemahlin, letztere, — die Kaiſerstochter, — wurde ſogar auf dem Schinderkarren von dem höflichſten und galanteſten Volke Europa's zum Richtplatze geführt! — Höre, brummte Zrinyi, Eure Galgenzeit gefällt mir nicht, — noch weniger die kommende mit den verſprochenen Dampf-Guillotinen, ohne Vaterland, mit den dreierlei

Menſchengattungen, nach dem Zuſtande und Abweſenheit ihrer Röcke. Unſer Vaterland iſt todt, unſer Stand vernichtet, unſere Gefühle ein Spott geworden. Herr Bruder, — laßt uns wieder in unſere dunkle Klauſe ſteigen. — Tattenbach, Radasdy, gehabt Euch wohl! Vielleicht ſehen wir uns nach dem Dunkel in der Helle dort wieder, wo das Gefaſel dieſes einfältigen Pinſels vergeſſen iſt, und Galgen und Guillotine verſchollene Werkzeuge menſchlichen Aberwitzes ſind! Aber heroben bleib' ich auf keinen Fall länger! Zudem weht ſchon der Morgenwind, nach Hauſe, nach Hauſe, nach Hauſe! ſie ſchüttelten ſich die Hände — — „Bitte um die Fahrkarte," ſchnarrte der Kondukteur, und öffnete den Schlag, daß der kalte Morgenwind mir in das Geſicht ſchlug. Ich erwachte am Bahnhofe bei Wien, rieb mir die Augen und konnte lange den durchträumten Spuck nicht los werden.

Als Manuskript gedruckt bei Karl Gorischek in Wien.
Eigenverlag des deutschen Landsknecht.

Bayerische
Staatsbibliothek
München